This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

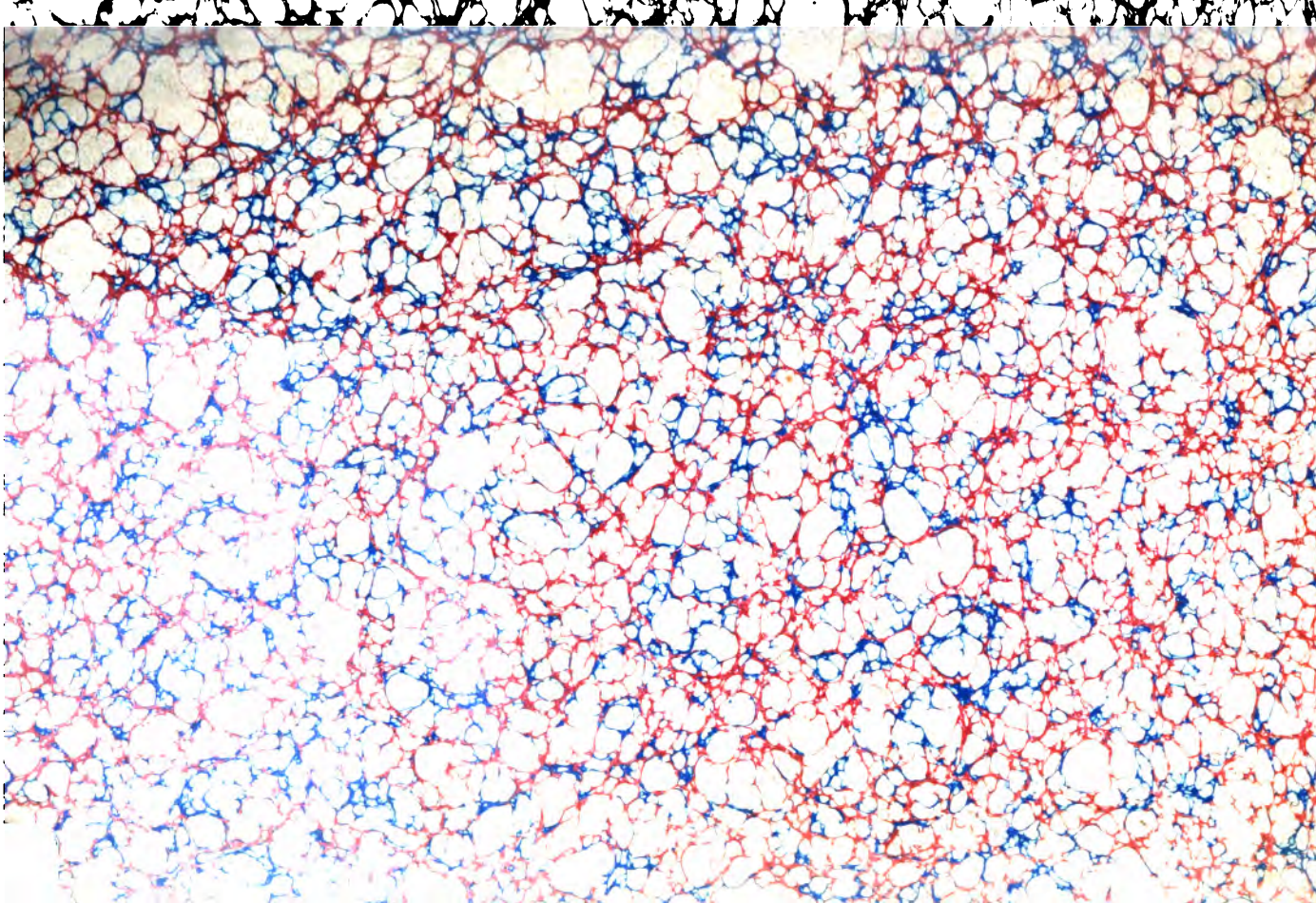
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

~~312 W 75~~

Vet. Ger. III B. 357



Heinrich Heine's

Sämmtliche Werke.

Dritter Band:

Salon.

Fünfte Auflage.

Philadelphia:
Verlag von John Weik & Co.,
No. 533 Chesnutstraße,
1859.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
25 JUL 1944
OXFORD

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Salon.

Notiz.

Den „Salon," der in der Campe'schen Ausgabe vier Bände füllt, geben wir vollständig in einem Bande, mit Hinweglassung derjenigen Gedichte, welche schon im Buch der Lieder und in den neuen Liedern enthalten sind.

Die Vorreden, welche Heine den drei ersten Bänden der Campe'schen Ausgabe vorausgeschickt hat, sind in unserer Edition betreffenden Ortes eingeschaltet.

Philadelphia, im Mai 1855.

Der Verleger.

Vorrede

zum

ersten Bande der Campe'schen Ausgabe des Salons,

enthaltend

„Französische Maler," und „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski."

„Ich rathe Euch, Gevatter, laßt mich auf Eur Schild keinen goldenen Engel, sondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehn."

Diese Worte eines ehrsamen Kunstgenossen soll gegenwärtiges Buch an der Stirne tragen, da sie jedem Vorwurf, der sich dagegen auffinden ließe, im Voraus und ganz eingeständig begegnen. Damit alles gesagt sei, erwähne ich zugleich, daß dieses Buch, mit geringen Ausnahmen, im Sommer und Herbst 1831 geschrieben worden, zu einer Zeit, wo ich mich meistens mit den Cartons zu künftigen rothen Löwen beschäftigte. Um mich her war damals viel Gebrülle und Störniß jeder Art.

Bin ich nicht heute sehr bescheiden?

Ihr könnt Euch darauf verlassen, die Bescheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Bescheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen sehr erleichtert. Es ist z. B. leicht, daß man seinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht so viel Geist besitzt, um ihnen schaden zu können, so wie es auch leicht ist keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuschäbigen Nase gesegnet ist.

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in diesem Buche wieder sehr tief seufzen — aber es kann ihnen nichts mehr helfen. Ein zweites „nachwachsendes Geschlecht" hat eingesehen, daß all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die wo nicht besser, doch wenigstens eben so respektabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert hat. Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondirte, wird jetzt ein offener ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen.

Gott lob! die Revoluzion des Julius hat die Zungen gelöst, die so lange stumm geschienen; ja, da die plötzlich Erweckten alles was sie bis dahin verschwiegen auf einmal offenbaren wollten, so entstand viel Geschrei, welches mir

mitunter gar unerfreulich die Ohren betäubte. Ich hatte manchmal nicht übel Lust das ganze Sprechamt aufzugeben; doch das ist nicht so leicht thunlich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathstelle, obgleich letztere mehr einbringt als das beste öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unser Thun und Schaffen sei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus für die wir sprechen und wirken, streiten und leiden wollten, wie etwa sonst ein Philolog sich seinen Klassiker auswählte, mit dessen Commentirung er sich sein ganzes Leben hindurch beschäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, sondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitscht uns in die Arena hinein, daß wir, wie gezwungene Gladiatoren, für sie kämpfen. So ist es mit jedem ächten Tribunat oder Apostolat. Es war ein wehmüthiges Geständniß, wenn Amos sprach zu König Amazia, ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, sondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieset; aber der Herr nahm mich von der Schaafheerde und sprach zu mir, gehe hin und weißsage. Es war ein wehmüthiges Geständniß, wenn der arme Mönch der, vor Kaiser und Reich, zu Worms, angeklagt stand, ob seiner Lehre, dennoch, trotz aller Demuth seines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte, und mit den Worten schloß: hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!

Wenn Ihr diese heilige Zwingnisse kenntet, Ihr würdet uns nicht mehr schelten, nicht mehr schmähen, nicht mehr verläumden — wahrlich, wir sind nicht die Herren, sondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geständniß, wenn Maximilian Robespierre sprach: ich bin ein Sklave der Freiheit.

Und auch ich will jetzt Geständnisse machen. Es war nicht eitel Lust meines Herzens, daß ich alles verließ was mir Theures im Vaterland blühte und lächelte — mancher liebte mich dort, z. B. meine Mutter — aber ich ging, ohne zu wissen warum; ich ging weil ich mußte. Nachher ward mir sehr müde zu Muthe; so lange vor den Juliustagen hatte ich das Prophetenamt getrieben, daß das innere Feuer mich schier verzehrt, daß mein Herz von den gewaltigen Worten, die daraus hervorgebrochen, so matt geworden, wie der Leib einer Gebährerin —

Ich dachte — habt meiner nicht mehr nöthig, will auch einmal für mich selber leben, und schöne Gedichte schreiben, Commödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenspiele, die sich in meinem Hirnkasten angesammelt, und will mich wieder ruhig zurückschleichen in das Land der Poesie, wo ich als Knabe so glücklich gelebt.

Und keinen Ort hätte ich wählen können, wo ich besser im Stande war, diesen Vorsatz in Ausführung zu bringen. Es war auf einer kleinen Villa dicht am Meer, nahe bei Havre-de-Grace, in der Normandie. Wunderbar schöne

Aussicht auf die große Nordsee; ein ewig wechselnder und doch einfacher Anblick; heute grimmer Sturm, morgen schmeichelnde Stille; und drüberhin die weißen Wolkenzüge, riesenhaft und abentheuerlich, als wären es die spukenden Schatten jener Normanen, die einst auf diesen Gewässern ihr wildes Wesen getrieben. Unter meinem Fenster aber blühten die lieblichsten Blumen und Pflanzen: Rosen, die liebesüchtig mich anblickten, rothe Nelken mit verschämt bittenden Düften, und Lorbeeren, die an die Mauer zu mir heraufrankten, fast bis in mein Zimmer hereinwuchsen, wie jener Ruhm, der mich verfolgt. Ja, einst lief ich schmachtend hinter Daphne einher, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt sich in mein Schlafgemach. Was ich einst begehrte, ist mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünschte, daß kein Mensch von mir spräche, wenigstens in Deutschland. Und stille Lieder wollte ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um sie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzulesen. Es ging auch im Anfang, mein Gemüth ward wieder umfriedet von dem Geiste der Dichtkunst, wohlbekannte edle Gestalten und goldne Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtnisse, ich ward wieder so traumselig, so mährchentrunken, so verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder alles aufzuschreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß jeder, daß man bei solcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer sitzen bleibt, und manchmal mit begeistertem Herzen und glühenden Wangen ins freie Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So ergings auch mir, und ohne zu wissen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landstraße von Havre, und vor mir her zogen, hoch und langsam, mehre große Bauerwagen, bepackt mit allerlei ärmlichen Kisten und Kasten, altfränkischem Hausgeräthe, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Ueberraschung, als ich sie sprechen hörte — sie sprachen Deutsch, in schwäbischer Mundart. Leicht begriff ich, daß diese Leute Auswanderer waren, und als ich sie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden, alles Blut stieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müsse es heraus aus der Brust, als müsse es so schnell als möglich heraus, und der Athem stockte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland selbst das mir begegnete, auf jenen Wagen saß das blonde Deutschland, mit seinen ernstblauen Augen, seinen traulichen, allzubedächtigen Gesichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beschränktheit, über die ich mich einst so sehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte — denn hatte ich einst in der blühenden Lust der Jugend, gar oft die heimathlichen Verkehrtheiten und Philistereien verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einst mit dem glücklichen, bürgermeisterlich gehäbigen, schneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen

Haushader zu bestehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann: es war doch all dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloschen, als ich das Vaterland in Elend erblickte, in der Fremde, im Elend; selbst seine Gebrechen wurden mir plötzlich theuer und werth, selbst mit seinen Krähwinkeleien war ich ausgesöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutschen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland selber den Handschlag eines erneuten Bündnisses der Liebe, und wir sprachen Deutsch. Die Menschen waren ebenfalls sehr froh auf einer fremden Landstraße diese Laute zu vernehmen; die besorglichen Schatten schwanden von ihren Gesichtern, und sie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübsch, riefen mir ihr gemüthliches „Griesch di Gott!“ vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an, mit ihren zahnlosen lieben Mündchen. Und warum habt Ihr denn Deutschland verlassen? fragte ich diese armen Leute. Das Land ist gut und wären gern dageblieben, antworteten sie, aber wir konntens nicht länger aushalten —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenschaften aufregen wollen, und ich will nicht alles wiedererzählen was ich auf jener Landstraße, bei Havre, unter freiem Himmel, gehört habe über den Unfug der hochnobeln und allerhöchst nobeln Sippschaften in der Heimath — auch lag die größere Klage nicht im Wort selbst, sondern im Ton womit es schlicht und grad gesprochen, oder vielmehr geseufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: was sollten wir thun? sollten wir eine Revoluzion anfangen?

Ich schwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von dem was jene Leute in Deutschland erduldet haben, hätte in Frankreich sechsunddreißig Revoluzionen hervorgebracht und sechsunddreißig Königen die Krone mitsammt dem Kopf gekostet.

Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen, bemerkte ein achtzigjähriger, also doppeltvernünftiger Schwabe, aber wir thaten es wegen der Kinder. Die sind noch nicht so stark wie wir an Deutschland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden sie auch manches ausstehen müssen.

Diese Leute gingen nemlich nach Algier, wo man ihnen, unter günstigen Bedingungen, eine Strecke Landes zur Colonisirung versprochen hatte. Das Land soll gut sein, sagten sie, aber wie wir hören, giebt es dort viele giftige Schlangen, die sehr gefährlich, und man hat dort viel auszustehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naschen, oder gar die Kinder stehlen und mit sich in die Wälder schleppen. Das ist grausam. Aber zu Hause ist der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird einem von Wildschaden und Jagd noch weit mehr ruinirt, und unsere Kinder

wurden unter die Soldaten gesteckt — was sollten wir thun? Sollten wir eine Revoluzion anfangen?

Zur Ehre der Menschheit muß ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Aussage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensstazionen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzosen sind nicht blos das geistreichste, sondern auch das barmherzigste Volk. Sogar die Aermsten suchten diesen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand, beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Kessel zum Kochen, halfen ihnen Holz spalten, Wasser tragen und waschen. Habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein französisch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brod gab; wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Franzosen nur das materielle Elend dieser Leute kennen; jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum diese Deutschen ihr Vaterland verlassen. Denn, wenn den Franzosen die Landesherrlichen Plackereien so ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzustark beschwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn die Flucht zu ergreifen, sondern sie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaß, sie werfen sie zum Lande hinaus und bleiben hübsch selber im Lande, mit einem Worte sie fangen eine Revoluzion an.

Was mich betrifft, so blieb mir, durch jene Begegnung, ein tiefer Kummer, eine schwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagniß im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beschreiben vermag. Ich, der eben noch so übermüthig wie ein Sieger taumelte, ich ging jetzt so krank und matt einher, wie ein gebrochener Mensch. Es war dieses wahrhaftig nicht die Wirkung eines plötzlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Besseres. Dazu ist mir seit langer Zeit alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einst sogar die Sache selber einigermaßen verleidet werden, als ich den Mummenschanz jener schwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und sich auch eine angemessene Handwerkstracht zugelegt und sich wirklich in Meister, Gesellen und Lehrlinge eingetheilt, und ihre Zunftgrüße hatten, womit sie im Lande fechten gingen. Ich sage Fechten im schmutzigsten Knotensinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwert gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, eben so feige wie albern. Gleich dem Meister, waren auch die meisten Gesellen nur gemeine Naturen, schmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal ächt war. Sie wußten sehr gut, daß deutsche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Muthes und der Ehrlichkeit ansieht, obgleich ein Blick in unsere Zuchthäuser hinlänglich belehrt, daß es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich ist der Muth höflich und

Heinrich Heine's

Sämmtliche Werke.

Dritter Band:

Salon.

Fünfte Auflage.

Philadelphia:
Verlag von John Weik & Co.,
No. 533 Chesnutstraße,
1859.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
25 JUL 1944
OXFORD

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Salon.

Notiz.

Den „Salon," der in der Campe'schen Ausgabe vier Bände füllt, geben wir vollständig in einem Bande, mit Hinweglassung derjenigen Gedichte, welche schon im Buch der Lieder und in den neuen Liedern enthalten sind.

Die Vorreden, welche Heine den drei ersten Bänden der Campe'schen Ausgabe vorausgeschickt hat, sind in unserer Edition betreffenden Ortes eingeschaltet.

Philadelphia, im Mai 1855.

Der Verleger.

Vorrede

zum

ersten Bande der Campe'schen Ausgabe des Salons,

enthaltend

„Französische Maler," und „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski."

„Ich rathe Euch, Gevatter, laßt mich auf Eur Schild keinen goldenen Engel, sondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehn."

Diese Worte eines ehrsamen Kunstgenossen soll gegenwärtiges Buch an der Stirne tragen, da sie jedem Vorwurf, der sich dagegen auffinden ließe, im Voraus und ganz eingeständig begegnen. Damit alles gesagt sei, erwähne ich zugleich, daß dieses Buch, mit geringen Ausnahmen, im Sommer und Herbst 1831 geschrieben worden, zu einer Zeit, wo ich mich meistens mit den Cartons zu künftigen rothen Löwen beschäftigte. Um mich her war damals viel Gebrülle und Störniß jeder Art.

Bin ich nicht heute sehr bescheiden?

Ihr könnt Euch darauf verlassen, die Bescheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Bescheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen sehr erleichtert. Es ist z. B. leicht, daß man seinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht so viel Geist besitzt, um ihnen schaden zu können, so wie es auch leicht ist keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuschäbigen Nase gesegnet ist.

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in diesem Buche wieder sehr tief seufzen — aber es kann ihnen nichts mehr helfen. Ein zweites „nachwachsendes Geschlecht" hat eingesehen, daß all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die wo nicht besser, doch wenigstens eben so respektabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert hat. Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondirte, wird jetzt ein offener ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen.

Gott lob! die Revoluzion des Julius hat die Zungen gelöst, die so lange stumm geschienen; ja, da die plötzlich Erweckten alles was sie bis dahin verschwiegen auf einmal offenbaren wollten, so entstand viel Geschrei, welches mir

mitunter gar unerfreulich die Ohren betäubte. Ich hatte manchmal nicht übel Lust das ganze Sprechamt aufzugeben; doch das ist nicht so leicht thunlich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathstelle, obgleich letztere mehr einbringt als das beste öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unser Thun und Schaffen sei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus für die wir sprechen und wirken, streiten und leiden wollten, wie etwa sonst ein Philolog sich seinen Klassiker auswählte, mit dessen Commentirung er sich sein ganzes Leben hindurch beschäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, sondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitscht uns in die Arena hinein, daß wir, wie gezwungene Gladiatoren, für sie kämpfen. So ist es mit jedem ächten Tribunat oder Apostolat. Es war ein wehmüthiges Geständniß, wenn Amos sprach zu König Amazia, ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, sondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieset; aber der Herr nahm mich von der Schaafheerde und sprach zu mir, gehe hin und weißsage. Es war ein wehmüthiges Geständniß, wenn der arme Mönch der, vor Kaiser und Reich, zu Worms, angeklagt stand, ob seiner Lehre, dennoch, trotz aller Demuth seines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte, und mit den Worten schloß: hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!

Wenn Ihr diese heilige Zwingnisse kenntet, Ihr würdet uns nicht mehr schelten, nicht mehr schmähen, nicht mehr verläumden — wahrlich, wir sind nicht die Herren, sondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geständniß, wenn Maximilian Robespierre sprach: ich bin ein Sklave der Freiheit.

Und auch ich will jetzt Geständnisse machen. Es war nicht eitel Lust meines Herzens, daß ich alles verließ was mir Theures im Vaterland blühte und lächelte — mancher liebte mich dort, z. B. meine Mutter — aber ich ging, ohne zu wissen warum; ich ging weil ich mußte. Nachher ward mir sehr müde zu Muthe; so lange vor den Juliustagen hatte ich das Prophetenamt getrieben, daß das innere Feuer mich schier verzehrt, daß mein Herz von den gewaltigen Worten, die daraus hervorgebrochen, so matt geworden, wie der Leib einer Gebährerin —

Ich dachte — habt meiner nicht mehr nöthig, will auch einmal für mich selber leben, und schöne Gedichte schreiben, Commödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenspiele, die sich in meinem Hirnkasten angesammelt, und will mich wieder ruhig zurückschleichen in das Land der Poesie, wo ich als Knabe so glücklich gelebt.

Und keinen Ort hätte ich wählen können, wo ich besser im Stande war, diesen Vorsatz in Ausführung zu bringen. Es war auf einer kleinen Villa dicht am Meer, nahe bei Havre-de-Grace, in der Normandie. Wunderbar schöne

Aussicht auf die große Nordsee; ein ewig wechselnder und doch einfacher Anblick; heute grimmer Sturm, morgen schmeichelnde Stille; und drüberhin die weißen Wolkenzüge, riesenhaft und abentheuerlich, als wären es die spukenden Schatten jener Normanen, die einst auf diesen Gewässern ihr wildes Wesen getrieben. Unter meinem Fenster aber blühten die lieblichsten Blumen und Pflanzen: Rosen, die liebesüchtig mich anblickten, rothe Nelken mit verschämt bittenden Düften, und Lorbeeren, die an die Mauer zu mir heraufrankten, fast bis in mein Zimmer hereinwuchsen, wie jener Ruhm, der mich verfolgt. Ja, einst lief ich schmachtend hinter Daphne einher, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt sich in mein Schlafgemach. Was ich einst begehrte, ist mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünschte, daß kein Mensch von mir spräche, wenigstens in Deutschland. Und stille Lieder wollte ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um sie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzulesen. Es ging auch im Anfang, mein Gemüth ward wieder umfriedet von dem Geiste der Dichtkunst, wohlbekannte edle Gestalten und goldne Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtnisse, ich ward wieder so traumselig, so mährchentrunken, so verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder alles aufzuschreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß jeder, daß man bei solcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer sitzen bleibt, und manchmal mit begeistertem Herzen und glühenden Wangen ins freie Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So ergings auch mir, und ohne zu wissen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landstraße von Havre, und vor mir her zogen, hoch und langsam, mehre große Bauerwagen, bepackt mit allerlei ärmlichen Kisten und Kasten, altfränkischem Hausgeräthe, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Ueberraschung, als ich sie sprechen hörte — sie sprachen Deutsch, in schwäbischer Mundart. Leicht begriff ich, daß diese Leute Auswanderer waren, und als ich sie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden, alles Blut stieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müsse es heraus aus der Brust, als müsse es so schnell als möglich heraus, und der Athem stockte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland selbst das mir begegnete, auf jenen Wagen saß das blonde Deutschland, mit seinen ernstblauen Augen, seinen traulichen, allzubedächtigen Gesichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beschränktheit, über die ich mich einst so sehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte — denn hatte ich einst in der blühenden Lust der Jugend, gar oft die heimathlichen Verkehrtheiten und Philistereien verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einst mit dem glücklichen, bürgermeisterlich gehäbigen, schneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen

Haushader zu bestehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann: so war doch all dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloschen, als ich das Vaterland in Elend erblickte, in der Fremde, im Elend; selbst seine Gebrechen wurden mir plötzlich theuer und werth, selbst mit seinen Krähwinkeleien war ich ausgesöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutschen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland selber den Handschlag eines erneuten Bündnisses der Liebe, und wir sprachen Deutsch. Die Menschen waren ebenfalls sehr froh auf einer fremden Landstraße diese Laute zu vernehmen; die besorglichen Schatten schwanden von ihren Gesichtern, und sie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübsch, riefen mir ihr gemüthliches „Griesch di Gott!“ vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an, mit ihren zahnlosen lieben Mündchen. Und warum habt Ihr denn Deutschland verlassen? fragte ich diese armen Leute. Das Land ist gut und wären gern dageblieben, antworteten sie, aber wir konntens nicht länger aushalten —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenschaften aufregen wollen, und ich will nicht alles wiedererzählen was ich auf jener Landstraße, bei Havre, unter freiem Himmel, gehört habe über den Unfug der hochnobeln und allerhöchst nobeln Sippschaften in der Heimath — auch lag die größere Klage nicht im Wort selbst, sondern im Ton womit es schlicht und grad gesprochen, oder vielmehr geseufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: was sollten wir thun? sollten wir eine Revoluzion anfangen?

Ich schwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von dem was jene Leute in Deutschland erduldet haben, hätte in Frankreich sechsunddreißig Revoluzionen hervorgebracht und sechsunddreißig Königen die Krone mitsammt dem Kopf gekostet.

Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen, bemerkte ein achtzigjähriger, also doppeltvernünftiger Schwabe, aber wir thaten es wegen der Kinder. Die sind noch nicht so stark wie wir an Deutschland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden sie auch manches ausstehen müssen.

Diese Leute gingen nemlich nach Algier, wo man ihnen, unter günstigen Bedingungen, eine Strecke Landes zur Colonisirung versprochen hatte. Das Land soll gut sein, sagten sie, aber wie wir hören, giebt es dort viele giftige Schlangen, die sehr gefährlich, und man hat dort viel auszustehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naschen, oder gar die Kinder stehlen und mit sich in die Wälder schleppen. Das ist grausam. Aber zu Hause ist der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird einem von Wildschaden und Jagd noch weit mehr ruinirt, und unsere Kinder

wurden unter die Soldaten gesteckt — was sollten wir thun? Sollten wir eine Revoluzion anfangen?

Zur Ehre der Menschheit muß ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Aussage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensstazionen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzosen sind nicht blos das geistreichste, sondern auch das barmherzigste Volk. Sogar die Aermsten suchten diesen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand, beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Kessel zum Kochen, halfen ihnen Holz spalten, Wasser tragen und waschen. Habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein französisch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brod gab; wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Franzosen nur das materielle Elend dieser Leute kennen; jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum diese Deutschen ihr Vaterland verlassen. Denn, wenn den Franzosen die Landesherrlichen Plackereien so ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzustark beschwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn die Flucht zu ergreifen, sondern sie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaß, sie werfen sie zum Lande hinaus und bleiben hübsch selber im Lande, mit einem Worte sie fangen eine Revoluzion an.

Was mich betrifft, so blieb mir, durch jene Begegnung, ein tiefer Kummer, eine schwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagniß im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beschreiben vermag. Ich, der eben noch so übermüthig wie ein Sieger taumelte, ich ging jetzt so krank und matt einher, wie ein gebrochener Mensch. Es war dieses wahrhaftig nicht die Wirkung eines plötzlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Besseres. Dazu ist mir seit langer Zeit alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einst sogar die Sache selber einigermaßen verleidet werden, als ich den Mummenschanz jener schwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und sich auch eine angemessene Handwerkstracht zugelegt und sich wirklich in Meister, Gesellen und Lehrlinge eingetheilt, und ihre Zunftgrüße hatten, womit sie im Lande fechten gingen. Ich sage Fechten im schmutzigsten Knotensinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwert gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, eben so feige wie albern. Gleich dem Meister, waren auch die meisten Gesellen nur gemeine Naturen, schmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal ächt war. Sie wußten sehr gut, daß deutsche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Muthes und der Ehrlichkeit ansieht, obgleich ein Blick in unsere Zuchthäuser hinlänglich belehrt, daß es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich ist der Muth höflich und

gesittet, und die Ehrlichkeit trägt Handschuh und zieht den Hut ab. In Frankreich besteht auch der Patriotismus in der Liebe für ein Geburtsland, welches auch zugleich die Heimath der Civilisazion und des humanen Fortschrittes. Obgedachter deutscher Patriotismus hingegen bestand in einem Hasse gegen die Franzosen, in einem Hasse gegen Civilisazion und Liberalismus. Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?

Es ist eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann sein Vaterland lieben, und achtzig Jahr dabei alt werden, und es nie gewußt haben; aber man muß dann auch zu Hause geblieben sein. Das Wesen des Frühlings erkennt man erst im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die besten Mailieder. Die Freiheitsliebe ist eine Kerkerblume und erst im Gefängnisse fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutsche Vaterlandsliebe erst an der deutschen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutschen Unglücks in der Fremde. In einem Buche, welches mir eben zur Hand liegt, und die Briefe einer verstorbenen Freundin enthält, erschütterte mich gestern die Stelle, wo sie in der Fremde den Eindruck beschreibt, den der Anblick ihrer Landsleute, im Kriege 1813, in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierher setzen:

„Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittre Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land so liebe! Wie einer, der durch Physik den Werth des Blutes etwa nicht kennt: wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen."

Das ist es. Deutschland, das sind wir selber. Und darum wurde ich plötzlich so matt und krank beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutströme, die aus den Wunden des Vaterlands rinnen und sich in den afrikanischen Sand verlieren. Das ist es; es war wie ein leiblicher Verlust und ich fühlte in der Seele einen fast physischen Schmerz. Vergebens beschwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika ist auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht viel von christlicher Liebe, und die Affen dort sind nicht so widerwärtig wie die deutschen Affen — und zur Zerstreuung summte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„— — —
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika."

„— — —
An Deutschlands Grenzen fallen wir
Mit Erde noch die Hand;
Und küssen sie, das sei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland."

Nur dieſe Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtniß und ſie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutſchlands Grenze kam. Von dem Verfaſſer weiß ich auch nur wenig, außer daß er ein armer deutſcher Dichter war, und den größten Theil ſeines Lebens auf der Feſtung ſaß und die Freiheit liebte. Er iſt nun todt und längſt vermodert, aber ſein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Feſtung ſetzen und vermodern laſſen.

Ich verſichere Euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, ſo geſchah es wegen des kleinen Mädchens. Es war ſchon gegen Abend, und ein kleines deutſches Mädchen, welches ich vorher ſchon unter den Auswanderern bemerkt, ſtand allein am Strande, wie verſunken in Gedanken, und ſchaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr alt ſein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein ſchwäbiſch kurzes Röckchen von wohlgeſtreiftem Flanell, hatte ein bleichkränkelndes Geſichtchen, groß ernſthafte Augen, und mit weichbeſorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug ſie mich: ob das das Weltmeer ſei? — —

Bis tief in die Nacht ſtand ich am Meere und weinte. Ich ſchäme mich nicht dieſer Thränen. Auch Achilles weinte am Meere, und die ſilberfüßige Mutter mußte aus den Wellen emporſteigen, um ihn zu tröſten. Auch ich hörte eine Stimme im Waſſer, aber minder troſtreich, vielmehr aufweckend, gebietend und doch grundweiſe. Denn das Meer weiß alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgenſten Räthſel des Himmels, in ſeiner Tiefe liegen, mit den fabelhaft verſunkenen Reichen, auch die uralten, längſt verſchollenen Sagen der Erde, an allen Küſten lauſcht es mit tauſend neugierigen Wellenohren und die Flüſſe, die zu ihm hinabſtrömen, bringen ihm alle Nachrichten, die ſie in den entfernteſten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geſchwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben. — Wenn einem aber das Meer ſeine Geheimniſſe offenbart und Einem das große Welterlöſungswort ins Herz geflüſtert, dann Ade Ruhe! Ade ſtille Träume! Ade Novellen und Comödien, die ich ſchon ſo hübſch begonnen und die nun ſchwerlich ſo bald fortgeſetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben ſind ſeitdem auf meiner Palette faſt eingetrocknet, und flüſſig blieb darauf nur ein ſchreiendes Roth, das wie Blut ausſieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächſtes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publikum, nach obigem Geſtändniſſe, gefälligſt entſchuldigen möge. —

Paris, den 17. Oktober 1833.

Heinrich Heine.

Französische Maler.

Gemäldeausstellung in Paris

1831.

Der Salon ist jetzt geschlossen, nachdem die Gemälde desselben seit Anfang Mai ausgestellt worden. Man hat sie im Allgemeinen nur mit flüchtigen Augen betrachtet; die Gemüther waren anderwärts beschäftigt und mit ängstlicher Politik erfüllt. Was mich betrifft, der ich in dieser Zeit zum ersten Male die Hauptstadt besuchte und von unzähligen neuen Eindrücken befangen war, ich habe noch viel weniger als Andere mit der erforderlichen Geistesruhe die Säle des Louvers durchwandeln können. Da standen sie neben einander, an die dreitausend, die hübschen Bilder, die armen Kinder der Kunst, denen die geschäftige Menge nur das Almosen eines gleichgültigen Blicks zuwarf. Mit stummen Schmerzen bettelten sie um ein Bischen Mitempfindung oder um Aufnahme in einem Winkelchen des Herzens. Vergebens! die Herzen waren von der Familie der eigenen Gefühle ganz angefüllt und hatten weder Raum noch Futter für jene Fremdlinge. Aber das war es eben, die Ausstellung glich einem Waisenhause, einer Sammlung zusammengerafften Kinder, die sich selbst überlassen gewesen und wovon keins mit dem anderen verwandt war. Sie bewegte unsere Seele wie der Anblick unwürdiger Hülflosigkeit und jugendlicher Zerrissenheit.

Welch verschiedenes Gefühl ergriff uns dagegen schon beim Eintritt in eine Gallerie jener italienischen Gemälde, die nicht als Findelkinder ausgesetzt worden in die kalte Welt, sondern an den Brüsten einer großen, gemeinsamen Mutter ihre Nahrung eingesogen und als eine große Familie, befriedet und einig, zwar nicht immer dieselben Worte, aber doch dieselbe Sprache sprechen.

Die katholische Kirche, die einst auch den übrigen Künsten eine solche Mutter war, ist jetzt verarmt und selber hülflos. Jeder Maler malt jetzt auf eigene Hand und für eigene Rechnung; die Tageslaune, die Grille der Geldreichen oder des eigenen müßigen Herzens gibt ihm den Stoff, die Palette gibt ihm die glänzendsten Farben und die Leinwand ist geduldig. Dazu kommt noch, daß jetzt bei den französischen Malern die mißverstandene Romantik grassirt, und, nach ihrem Hauptprincip, jeder sich bestrebt, ganz anders, als die Anderen, zu malen, oder wie die cursirende Redensart heißt: seine Eigenthümlichkeit hervortreten zu lassen. Welche Bilder hierdurch manchmal zum Vorschein kommen, läßt sich leicht errathen.

Da die Franzosen jedenfalls viel gesunde Vernunft besitzen, so haben sie das Verfehlte immer richtig beurtheilt, das wahrhaft Eigenthümliche leicht erkannt, und aus einem bunten Meer von Gemälden die wahrhaften Perlen leicht heraus-

gefunden. Die Maler, deren Werke man am meisten besprach und als das Vorzüglichste pries, waren A. Scheffer, H. Vernet, Delacroix, Decamps, Lessore, Schnes, Delaroche und Robert. Ich darf mich also darauf beschränken, die öffentliche Meinung zu referiren. Sie ist von der meinigen nicht sehr abweichend. Beurtheilung technischer Vorzüge oder Mängel will ich, so viel als möglich, vermeiden. Auch ist dergleichen von wenig Nutzen bei Gemälden, die nicht in öffentlichen Gallerien der Betrachtung ausgestellt bleiben, und noch weniger nützt es dem deutschen Berichtempfänger, der sie gar nicht gesehen. Nur Winke über das Stoffartige und die Bedeutung der Gemälde mögen letzterem willkommen sein. Als gewissenhafter Referent erwähne ich zuerst die Gemälde von

A. Scheffer.

Haben doch der Faust und das Gretchen dieses Malers im ersten Monat der Ausstellung die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, da die besten Werke von Delaroche und Robert erst späterhin aufgestellt wurden. Ueberdieß, wer nie etwas von Scheffer gesehen, wird gleich frappirt von seiner Manier, die sich besonders in der Farbengebung ausspricht. Seine Feinde sagen ihm nach, er male nur mit Schnupftaback und grüner Seife. Ich weiß nicht, wie weit sie ihm Unrecht thun. Seine braunen Schatten sind nicht selten sehr affectirt und verfehlen den in Rembrandtscher Weise beabsichtigten Lichteffekt. Seine Gesichter haben meistens jene fatale Couleur, die uns manchmal das eigene Gesicht verleiden konnte, wenn wir es, überwacht und verdrießlich, in jenen grünen Spiegeln erblickten, die man in alten Wirthshäusern, wo der Postwagen des Morgens stille hält, zu finden pflegt. Betrachtet man aber Scheffers Bilder etwas näher und länger, so befreundet man sich mit seiner Weise, man findet die Behandlung des Ganzen sehr poetisch, und man sieht, daß aus den trübsinnigen Farben ein lichtes Gemüth hervorbricht, wie Sonnenstrahlen aus Nebelwolken. Jene mürrisch gefegte, gewischte Malerei, jene todmüden Farben mit unheimlich vagen Umrissen, sind in den Bildern von Faust und Gretchen sogar von gutem Effekt. Beide sind lebensgroße Kniestücke. Faust sitzt in einem mittelalterthümlichen rothen Sessel, neben einem mit Pergamentbüchern bedeckten Tische, der seinem linken Arm, worin sein bloßes Haupt ruht, als Stütze dient. Den rechten Arm, mit der flachen Hand nach außen gekehrt, stemmt er gegen seine Hüfte. Gewand seifengrünlich blau. Das Gesicht fast Profil und schnupftabacklich fahl; die Züge desselben streng edel. Trotz der kranken Mißfarbe, der gehöhlten Wangen, der Lippenwelkheit, der eingedrückten Zerstörniß, trägt dieses Gesicht dennoch die Spuren seiner ehemaligen Schönheit, und indem die Augen ihr holdwehmüthiges Licht darüber hingießen, sieht es aus wie eine schöne Ruine, die der Mond beleuchtet. Ja, dieser Mann ist eine schöne Menschenruine, in den Falten über diesen verwitterten Augbrau-

nen brüten fabelhaft gelahrte Eulen, und hinter dieser Stirne lauern böse Gespenster; um Mitternacht öffnen sich dort die Gräber verstorbener Wünsche, bleiche Schatten dringen hervor, und durch die öden Hirnkammern schleicht, wie mit gebundenen Füßen, Gretchens Geist. Das ist eben das Verdienst des Malers daß er uns nur den Kopf eines Mannes gemalt hat, und daß der bloße Anblick desselben uns die Gefühle und Gedanken mittheilt, die sich in des Mannes Hirn und Herzen bewegen. Im Hintergrunde, kaum sichtbar und ganz grün, widerwärtig grün gemalt, erkennt man auch den Kopf des Mephistopheles, des bösen Geistes, des Vaters der Lüge, des Fliegengottes, des Gottes der grünen Seife.

Gretchen ist ein Seitenstück von gleichem Werthe. Sie sitzt ebenfalls auf einem gedämpft rothen Sessel, das ruhende Spinnrad mit vollem Wocken zur Seite; in der Hand hält sie ein aufgeschlagenes Gebetbuch, worin sie nicht liest und worin ein verblichen buntes Muttergottesbildchen hervortröstet. Sie hält das Haupt gesenkt, so daß die größere Seite des Gesichtes, das ebenfalls fast Profil, gar seltsam beschattet wird. Es ist, als ob des Faustes nächtliche Seele ihren Schatten werfe über das Antlitz des stillen Mädchens. Die beiden Bilder hingen nahe neben einander, und es war um so bemerkbarer, daß auf dem des Faustes aller Lichteffekt dem Gesichte gewidmet worden, daß hingegen auf Gretchens Bild weniger das Gesicht, und desto mehr dessen Umrisse beleuchtet sind. Letzteres erhielt dadurch noch etwas unbeschreibbar Magisches. Gretchens Mieder ist saftig grün, ein schwarzes Käppchen bedeckt ihre Scheitel, aber ganz spärlich, und von beiden Seiten dringt ihr schlichtes, goldgelbes Haar um so glänzender hervor. Ihr Gesicht bildet ein rührend edles Oval, und die Züge sind von einer Schönheit, die sich selbst verbergen möchte aus Bescheidenheit. Sie ist die Bescheidenheit selbst, mit ihren lieben blauen Augen. Es zieht eine stille Thräne über die schöne Wange, eine stumme Perle der Wehmuth. Sie ist zwar Wolfgang Göthes Gretchen, aber sie hat den ganzen Friedrich Schiller gelesen, und sie ist viel mehr sentimental als naiv, und viel mehr schwer idealisch als leicht graziös. Vielleicht ist sie zu treu und zu ernsthaft, um graziös sein zu können, denn die Grazie besteht in der Bewegung. Dabei hat sie etwas so Verläßliches, so Solides, so Reelles, wie ein baarer Louisd'or, den man noch in der Tasche hat. Mit einem Wort, sie ist ein deutsches Mädchen, und wenn man ihr tief hineinschaut in die melancholischen Veilchen, so denkt man an Deutschland, an duftige Lindenbäume, an Hölty's Gedichte, an den steinernen Roland vor dem Rathhaus, an den alten Conrektor, an seine rosige Nichte, an das Forsthaus mit den Hirschgeweihen, an schlechten Taback und gute Gesellen, an Großmutters Kirchhofgeschichten, an treuherzige Nachtwächter, an Freundschaft, an erste Liebe, und allerlei andere süße Schnurrpfeifereien. — Wahrlich, Scheffers Gretchen kann nicht

beſchrieben werden. Sie hat mehr Gemüth als Geſicht. Sie iſt eine gemalte Seele. Wenn ich bei ihr vorüberging, ſagte ich immer unwillkührlich: Liebes Kind!

Leider finden wir Scheffers Manier in allen ſeinen Bildern, und wenn ſie ſeinem Fauſt und Gretchen angemeſſen iſt, ſo mißfällt ſie uns gänzlich bei Gegenſtänden, die eine heitere, klare, farbenglühende Behandlung erforderten, z. B. bei einem kleinen Gemälde, worauf tanzende Schulkinder. Mit ſeinen gedämpften, freudloſen Farben hat uns Scheffer nur einen Rudel kleiner Gnomen dargeſtellt. Wie bedeutend auch ſein Talent der Portraitirung iſt, ja, wie ſehr ich hier ſeine Originalität der Auffaſſung rühmen muß, ſo ſehr widerſteht mir auch hier ſeine Farbengebung. Es gab aber ein Portrait im Salon, wofür eben die Scheffer'ſche Manier ganz geeignet war. Nur mit dieſen unbeſtimmten, gelogenen, geſtorbenen, charakterloſen Farben konnte der Mann gemalt werden, deſſen Ruhm darin beſteht, daß man auf ſeinem Geſichte nie ſeine Gedanken leſen konnte, ja, daß man immer das Gegentheil darauf las. Es iſt der Mann, dem wir hinten Fußtritte geben könnten, ohne daß vorne das ſtereotype Lächeln von ſeinen Lippen ſchwände. Es iſt der Mann, der vierzehn falſche Eide geſchworen, und deſſen Lügentalente von allen auf einander folgenden Regierungen Frankreichs benutzt wurden, wenn irgend eine tödtliche Perfidie ausgeübt werden ſollte: ſo daß er an jene alte Giftmiſcherin erinnert, an jene Lokuſta, die, wie ein frevelhaftes Erbſtück, im Hauſe des Auguſtus lebte, und ſchweigend und ſicher dem einen Cäſar nach dem andern und dem einen gegen den andern zu Dienſte ſtand mit ihrem diplomatiſchen Tränklein. Wenn ich vor dem Bilde des falſchen Mannes ſtand, den Scheffer ſo treu gemalt, dem er mit ſeinen Schirlingsfarben ſogar die vierzehn falſchen Eide in's Geſicht hinein gemalt, dann durchfröſtelte mich der Gedanke: wem gilt wohl ſeine neueſte Miſchung in London?

Scheffers Heinich IV. und Ludwig Philipp I., zwei Reitergeſtalten in Lebensgröße, verdienen jedenfalls eine beſondere Erwähnung. Erſterer, le roi par droit de conquête et par droit de naissance, hat vor meiner Zeit gelebt; ich weiß nur, daß er einen henry-quatre getragen, und ich kann nicht beſtimmen, in wie weit er getroffen iſt. Der andere, le roi des barricades, le roi par la grâce du peuple souverain, iſt mein Zeitgenoſſe, und ich kann urtheilen, ob ſein Portrait ihm ähnlich ſieht oder nicht. Ich ſah letzteres, ehe ich das Vergnügen hatte, Se. Majeſtät den König ſelbſt zu ſehen, und ich erkannte ihn dennoch nicht im erſten Augenblick. Ich ſah ihn vielleicht in einem allzu ſehr erhöhten Seelenzuſtande, nämlich am erſten Feſttage der jüngſten Revoluzionsfeier, als er durch die Straßen von Paris einherritt, in der Mitte der jubelnden Bürgergarde und der Juliusdekorirten, die alle wie wahnſinnig die Pariſienne und die Marſeiller Hymne brüllten, auch mitunter

die Carmagnole tanzten: Se. Majestät der König saß hoch zu Roß, halb wie ein gezwungener Triumphator, halb wie ein freiwilliger Gefangener, der einen Triumphzug zieren soll; ein entthronter Kaiser ritt symbolisch oder auch prophetisch an seiner Seite; seine beiden jungen Söhne ritten ebenfalls neben ihm, wie blühende Hoffnungen, und seine schwülstigen Wangen glühten hervor aus dem Walddunkel des großen Backenbarts, und seine süßlich grüßenden Augen glänzten vor Lust und Verlegenheit. Auf dem Scheffer'schen Bilde sieht er minder kurzweilig aus, ja fast trübe, als ritte er eben über die Place de Grève, wo sein Vater geköpft worden; sein Pferd scheint zu straucheln. Ich glaube auf dem Scheffer'schen Bilde ist auch der Kopf nicht oben so spitz zulaufend, wie beim erlauchten Originale, wo diese eigenthümliche Bildung mich immer an das Volkslied erinnert:

Es steht eine Tann' im tiefen Thal,
Ist unten breit und oben schmal.

Sonst ist das Bild ziemlich getroffen, sehr ähnlich; doch diese Aehnlichkeit entdeckte ich erst, als ich den König selbst gesehen. Das scheint mir bedenklich, sehr bedenklich für den Werth der ganzen Scheffer'schen Portraitmalerei. Die Portraitmaler lassen sich nämlich in zwei Klassen eintheilen. Die einen haben das wunderbare Talent, gerade diejenigen Züge aufzufassen und hinzumalen, die auch dem fremden Beschauer eine Idee von dem darzustellenden Gesichte geben, so daß er den Charakter des unbekannten Originals gleich begreift und letzteres, sobald er dessen ansichtig wird, gleich wieder erkennt. Bei den alten Meistern, vornämlich bei Holbein, Tizian und Vandyk finden wir solche Weise, und in ihren Portraiten frappirt uns jene Unmittelbarkeit, die uns die Aehnlichkeit derselben mit den längst verstorbenen Originalen so lebendig zusichert. „Wir möchten darauf schwören, daß diese Portraite getroffen sind!" sagen wir dann unwillkürlich, wenn wir Gallerien durchwandeln. Eine zweite Weise der Portraitmalerei finden wir namentlich bei englischen und französischen Malern, die nur das leichte Wiedererkennen beabsichtigen, und nur jene Züge auf die Leinwand werfen, die uns das Gesicht und den Charakter des wohlbekannten Originals ins Gedächtniß zurückrufen. Diese Maler arbeiten eigentlich für die Erinnerung, und sie sind überaus beliebt bei wohlerzogenen Eltern und zärtlichen Eheleuten, die uns ihre Gemälde nach Tische zeigen, und uns nicht genug versichern können, wie gar niedlich der liebe Kleine getroffen war, ehe er die Würmer bekommen, oder wie sprechend ähnlich der Herr Gemahl ist, den wir noch nicht die Ehre haben, zu kennen, und dessen Bekanntschaft uns noch bevorsteht, wenn er von der Braunschweiger Messe zurückkehrt.

Scheffer's „Leonore" ist, in Hinsicht der Farbengebung weit ausgezeichneter

als seine übrigen Stücke. Die Geschichte ist in die Zeit der Kreuzzüge verlegt und der Maler gewann dadurch Gelegenheit zu brillanteren Costümen und überhaupt zu einem romantischen Colorit. Das heimkehrende Heer zieht vorüber, und die arme Leonore vermißt darunter ihren Geliebten. Es herrscht in dem ganzen Bilde eine sanfte Melancholie, nichts läßt den Spuk der künftigen Nacht vorausahnen. Aber ich glaube eben, weil der Maler die Scene in die fromme Zeit der Kreuzzüge verlegt hat, wird die verlassene Leonore nicht die Gottheit lästern und der todte Reuter wird sie nicht abholen. Die Bürger'sche Leonore lebte in einer protestantischen, skeptischen Periode, und ihr Geliebter zog in den siebenjährigen Krieg, um Schlesien für den Freund Voltaires zu erkämpfen. Die Scheffer'sche Leonore lebte hingegen in einem katholischen gläubigen Zeitalter, wo Hunderttausende, begeistert von einem religiösen Gedanken, sich ein rothes Kreuz auf den Rock nähten, und als Pilgerkrieger nach dem Morgenlande wanderten, um dort ein Grab zu erobern. Sonderbare Zeit! Aber, wir Menschen, sind wir nicht alle Kreuzritter, die wir, mit allen unseren mühseligsten Kämpfen, am Ende nur ein Grab erobern? Diesen Gedanken lese ich auf dem edlen Gesichte des Ritters, der, von seinem hohen Pferde herab, so mitleidig auf die trauernde Leonore niederschaut. Diese lehnt ihr Haupt an die Schulter der Mutter. Sie ist eine trauernde Blume, sie wird welken aber nicht lästern. Das Scheffer'sche Gemälde ist eine schöne, musikalische Composizion; die Farben klingen darin so heiter trübe, wie ein wehmüthiges Frühlingslied.

Die übrigen Stücke von Scheffer verdienen keine Beachtung. Dennoch gewannen sie vielen Beifall, während manch besseres Bild von minder ausgezeichneten Malern unbeachtet blieb. So wirkt der Name des Meisters. Wenn Fürsten einen böhmischen Glasstein am Finger tragen, wird man ihn für einen Diamanten halten, und trüge ein Bettler auch einen ächten Diamantring, so würde man doch meinen, es sei eitel Glas.

Die oben angestellte Betrachtung leitet mich auf

Horace Vernet.

Der hat auch nicht mit lauter ächten Steinen den dießjährigen Salon geschmückt. Das vorzüglichste seiner ausgestellten Gemälde war eine Judith, die im Begriff steht, den Holophernes zu tödten. Sie hat sich eben vom Lager desselben erhoben, ein blühend schlankes Mädchen. Ein violettes Gewand, um die Hüften hastig geschürzt, geht bis zu ihren Füßen hinab; oberhalb des Leibes trägt sie ein blaßgelbes Unterkleid, dessen Aermel von der rechten Schulter herunterfällt, und den sie mit der linken Hand, etwas metzgerhaft, und doch zugleich bezaubernd zierlich, wieder in die Höhe streift; denn mit der rechten Hand hat sie eben das krumme Schwert gezogen gegen den schlafenden

Holophernes. Da steht sie, eine reizende Gestalt, an der eben überschrittenen Grenze der Jungfräulichkeit, ganz gottrein und doch weltbefleckt, wie eine entweihte Hostie. Ihr Kopf ist wunderbar anmuthig und unheimlich liebenswürdig; schwarze Locken, wie kurze Schlangen, die nicht herabflattern, sondern sich bäumen, furchtbar graziös. Das Gesicht ist etwas beschattet, und süße Wildheit, düstere Holdseligkeit und sentimentaler Grimm rieselt durch die edlen Züge der tödtlichen Schönen. Besonders in ihrem Auge funkelt süße Grausamkeit und die Lüsternheit der Rache; denn sie hat auch den eignen beleidigten Leib zu rächen an dem häßlichen Heiden. In der That, dieser ist nicht sonderlich liebreizend, aber im Grunde scheint er doch ein bon enfant zu sein. Er schläft so gutmüthig in der Nachwonne seiner Beseligung; er schnarcht vielleicht, oder, wie Luise sagt, er schläft laut; seine Lippen bewegen sich noch, als wenn sie küßten; er lag noch eben im Schooße des Glücks, oder vielleicht lag auch das Glück in seinem Schooße; und trunken von Glück und gewiß auch von Wein, ohne Zwischenspiel von Qual und Krankheit, sendet ihn der Tod, durch seinen schönsten Engel, in die weiße Nacht der ewigen Vernichtung. Welch ein beneidenswerthes Ende! Wenn ich einst sterben soll, ihr Götter, laßt mich sterben wie Holophernes!

Ist es Ironie von Horace Vernet, daß die Strahlen der Frühsonne auf den Schlafenden, gleichsam verklärend, hereinbrechen, und daß eben die Nachtlampe erlischt?

Minder durch Geist als vielmehr durch kühne Zeichnung und Farbengebung, empfiehlt sich ein anderes Gemälde von Vernet, welches den jetzigen Pabst vorstellt. Mit der goldenen dreifachen Krone auf dem Haupte, gekleidet mit einem goldgestickten weißen Gewande, auf einem goldenen Stuhle sitzend, wird der Knecht der Knechte Gottes in der Peterskirche herumgetragen. Der Pabst selbst, obgleich rothwangig, sieht schwächlich aus, fast verbleichend in dem weißen Hintergrund von Weihrauchdampf und weißen Federwedeln, die über ihn hingehalten werden. Aber die Träger des päpstlichen Stuhles sind stämmige, charaktervolle Gestalten, in karmosinrothen Livreen, die schwarzen Haare herabfallend über die gebräunten Gesichter. Es kommen nur drei davon zum Vorschein, aber sie sind vortrefflich gemalt. Dasselbe läßt sich rühmen von den Kapuzinern, deren Häupter nur, oder vielmehr deren gebeugte Hinterhäupter mit den breiten Tonsuren, im Vordergrunde sichtbar werden. Aber eben die verschwimmende Unbedeutenheit der Hauptpersonen und das bedeutende Hervortreten der Nebenpersonen ist ein Fehler des Bildes. Letztere haben mich durch die Leichtigkeit, womit sie hingeworfen sind, und durch ihr Colorit an den Paul Veronese erinnert. Nur der venezianische Zauber fehlt, jene Farbenpoesie, die, gleich dem Schimmer der Lagunen, nur oberflächlich ist, aber dennoch die Seele so wunderbar bewegt.

In Hinsicht der kühnen Darstellung und der Farbengebung, hat sich ein drittes Bild von Horace Vernet vielen Beifall erworben. Es ist die Arretirung der Prinzen Condé, Conti und Longueville. Der Schauplatz ist eine Treppe des Palais Royal, und die arretirten Prinzen steigen herab, nachdem sie eben, auf Befehl Annens von Oesterreich, ihre Degen abgegeben. Durch dieses Herabsteigen behält fast jede Figur ihren ganzen Umriß. Condé ist der erste, auf der untersten Stufe; er hält sinnend seinen Knebelbart in der Hand, und ich weiß, was er denkt. Von der obersten Stufe der Treppe kommt ein Offizier herab, der die Degen der Prinzen unter'm Arme trägt. Es sind drei Gruppen, die natürlich entstanden und natürlich zusammengehören. Nur wer eine sehr hohe Stufe in der Kunst erstiegen, hat solche Treppenideen.

Zu den weniger bedeutenden Bildern von Horace Vernet gehört ein Camille Desmoulins, der im Garten des Palais Royal auf eine Bank steigt und das Volk haranguirt. Mit der linken Hand reißt er ein grünes Blatt von einem Baume, in der rechten hält er eine Pistole. Armer Camille! dein Muth war nicht höher als diese Bank und da wolltest du stehen bleiben, und du schautest dich um. „Vorwärts, immer vorwärts!" ist aber das Zauberwort, das die Revoluzionäre aufrecht erhalten kann; — bleiben sie stehen und schauen sie sich um, dann sind sie verloren, wie Eurydice, als sie dem Saitenspiel des Gemahls folgend, nur einmal zurückschaute in die Greuel der Unterwelt. Armer Camille! armer Bursche! das waren die lustigen Flegeljahre der Freiheit, als du auf die Bank sprangest und dem Despotismus die Fenster einwarfest und Laternenwitze rissest; der Spaß wurde nachher sehr trübe, die Füchse der Revoluzion wurden bemooste Häupter, denen die Haare zu Berge stiegen, und du hörtest schreckliche Töne neben dir erklingen, und hinter dir, aus dem Schattenreich, riefen dich die Geisterstimmen der Gironde, und du schautest dich um.

In Hinsicht der Kostüme von 1789 war dieses Bild ziemlich interessant. Da sah man sie noch, die gepuderten Frisuren, die engen Frauenkleider, die erst bei den Hüften sich bauschten, die buntgestreiften Fräcke, die kutscherlichen Oberröcke mit kleinen Kräglein, die zwei Uhrketten, die parallel über dem Bauche hängen, und gar jene terroristischen Westen mit breitaufgeschlagenen Klappen, die bei der republikanischen Jugend in Paris jetzt wieder in Mode gekommen sind und gilets à la Robespierre genannt werden. Robespierre selbst ist ebenfalls auf dem Bilde zu sehen, auffallend durch seine sorgfältige Toilette und sein geschniegeltes Wesen. In der That, sein Aeußeres war immer schmuck und blank, wie das Beil einer Guillotine; aber auch sein Inneres, sein Herz, war uneigennützig, unbestechbar und konsequent wie das Beil einer Guillotine. Diese unerbittliche Strenge war jedoch nicht Gefühllosigkeit, sondern Tugend, gleich der Tugend des Junius Brutus, die unser

Herz verdammt und die unsere Vernunft mit Entsetzen bewundert. Robespierre hatte sogar eine besondere Vorliebe für Desmoulins, seinen Schulkameraden, den er hinrichten ließ, als dieser Fanfaron de la liberté eine unzeitige Mäßigung predigte und staatsgefährliche Schwächen beförderte. Während Camilles Blut auf der Grève floß, flossen vielleicht in einsamer Kammer die Thränen des Maximilian. Dieß soll keine banale Redensart sein. Unlängst sagte mir ein Freund, daß ihm Bourdon de Loïse erzählt habe: er sei einst in das Arbeitszimmer des Comité du Salut public gekommen, als dort Robespierre ganz allein, in sich selbst versunken, über seinen Akten saß und bitterlich weinte.

Ich übergehe die übrigen noch minder bedeutenden Gemälde von Horace Vernet, dem vielseitigsten Maler, der alles malt, Heiligenbilder, Schlachten, Stillleben, Bestien, Landschaften, Portraite, alles flüchtig, fast pamphletartig.

Ich wende mich zu

Delacroix,

der ein Bild geliefert, vor welchem ich immer einen großen Volkshaufen stehen sah, und das ich also zu denjenigen Gemälden zähle, denen die meiste Aufmerksamkeit zu Theil worden. Die Heiligkeit des Sujets erlaubt keine strenge Kritik des Colorits, welche vielleicht mislich ausfallen könnte. Aber trotz etwaniger Kunstmängel, athmet in dem Bilde ein großer Gedanke, der uns wunderbar entgegenweht. Eine Volksgruppe während den Juliustagen ist dargestellt und in der Mitte, beinahe wie eine allegorische Figur, ragt hervor ein jugendliches Weib, mit einer rothen phrygischen Mütze auf dem Haupte, eine Flinte in der einen Hand und in der andern eine dreifarbige Fahne. Sie schreitet dahin über Leichen, zum Kampfe auffordernd, entblößt bis zur Hüfte, ein schöner, ungestümer Leib, das Gesicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen, eine seltsame Mischung von Phryne, Poissarde und Freiheitsgöttin. Daß sie eigentlich letztere bedeuten solle, ist nicht ganz bestimmt ausgedrückt, diese Figur scheint vielmehr die wilde Volkskraft, die eine fatale Bürde abwirft, darzustellen. Ich kann nicht umhin, zu gestehen, diese Figur erinnert mich an jene peripatetischen Philosophinnen, an jene Schnellläuferinnen der Liebe oder Schnellliebende, die des Abends auf den Boulevards umherschwärmen; ich gestehe, daß der kleine Schornsteinkupido, der, mit einer Pistole in jeder Hand, neben dieser Gassenvenus steht, vielleicht nicht allein von Ruß beschmutzt ist; daß der Pantheonskandidat, der todt auf dem Boden liegt, vielleicht den Abend vorher mit Contremarquen des Theaters gehandelt; daß der Held, der mit seinem Schießgewehr hinstürmt, in seinem Gesichte die Galeere und in seinem häßlichen Rock gewiß noch den Duft des Assisenhofes trägt; — aber das ist es eben, ein großer Gedanke hat diese gemeinen Leute,

dieſe Crapüle, geadelt und geheiligt und die entſchlafene Würde in ihrer Seele wieder aufgeweckt.

Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugniß geben von dem Uradel der Menſchen, der nie ganz zerſtört werden kann. Wer euch erlebt hat, der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, ſondern freudig glaubt er jetzt an die Auferſtehung der Völker. Heilige Julitage! wie ſchön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zuſahen, jauchzten vor Bewunderung, und ſie wären gerne aufgeſtanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgeſtiegen, um Bürger zu werden von Paris! Aber neidiſch, ängſtlich, wie ſie ſind, fürchteten ſie am Ende, daß die Menſchen zu hoch und zu herrlich emporblühen möchten, und durch ihre willigen Prieſter ſuchten ſie „das Glänzende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn,“ und ſie ſtifteten die belgiſche Rebellion, das de Potter'ſche Viehſtück. Es iſt dafür geſorgt, daß die Freiheitsbäume nicht in den Himmel hineinwachſen.

Auf keinem von allen Gemälden des Salons iſt ſo ſehr die Farbe eingeſchlagen, wie auf Delacroix Julirevoluzion. Indeſſen, eben dieſe Abweſenheit von Firniß und Schimmer, dabei der Pulverdampf und Staub, der die Figuren wie graues Spinnweb bedeckt, das ſonnengetrocknete Colorit, das gleichſam nach einem Waſſertropfen lechzt, alles dieſes gibt dem Bilde eine Wahrheit, eine Weſenheit, eine Urſprünglichkeit, und man ahnt darin die wirkliche Phyſiognomie der Julitage.

Unter den Beſchauern waren ſo manche, die damals entweder mitgeſtritten oder doch wenigſtens zugeſehen hatten, und dieſe konnten das Bild nicht genug rühmen. „Matin,“ rief ein Epicier, „dieſe Gamins haben ſich wie Rieſen geſchlagen!“ Eine junge Dame meinte, auf dem Bilde fehle der polytechniſche Schüler, wie man ihn ſehe auf allen andern Darſtellungen der Julirevoluzion, deren ſehr viele, über vierzig Gemälde, ausgeſtellt waren.

„Papa!“ rief eine kleine Karliſtin, „wer iſt die ſchmutzige Frau mit der rothen Mütze?“ — „Nun freilich,“ ſpöttelte der noble Papa mit einem ſüßlich zerquetſchten Lächeln, „nun freilich, liebes Kind, mit der Reinheit der Lilien hat ſie nichts zu ſchaffen. Es iſt die Freiheitsgöttin.“ — „Papa, ſie hat auch nicht einmal ein Hemd an.“ — „Eine wahre Freiheitsgöttin, liebes Kind, hat gewöhnlich kein Hemd, und iſt daher ſehr erbittert auf alle Leute, die weiße Wäſche tragen.“

Bei dieſen Worten zupfte der Mann ſeine Manſchetten etwas über die langen müßigen Hände, und ſagte zu ſeinem Nachbar: „Eminenz! wenn es den Republikanern heut an der Pforte St. Denis gelingt, daß eine alte Frau von den Nationalgarden todtgeſchoſſen wird, dann tragen ſie die heilige Leiche auf den Boulevards herum, und das Volk wird raſend, und wir haben dann eine

neue Revoluzion.“ — “Tant mieux!” flüſterte die Eminenz, ein hagerer, zugeknöpfter Menſch, der ſich in weltliche Tracht vermummt, wie jetzt von allen Prieſtern in Paris geſchieht, aus Furcht vor öffentlicher Verhöhnung, vielleicht auch des böſen Gewiſſens halber: “tant mieux, Marquis! wenn nur recht viele Greuel geſchehen, damit das Maaß wieder voll wird! Die Revoluzion verſchluckt dann wieder ihre eignen Anſtifter, beſonders jene eitlen Bankiers, die ſich Gottlob jetzt ſchon ruinirt haben.“ „Ja, Eminenz, ſie wollten uns à tout prix vernichten, weil wir ſie nicht in unſere Salons aufgenommen; das iſt das Geheimniß der Julirevoluzion, und da wurde Geld vertheilt an die Vorſtädter, und die Arbeiter wurden von den Fabrikherrn entlaſſen, und Weinwirthe wurden bezahlt, die umſonſt Wein ſchenkten und noch Pulver hineinmiſchten, um den Pöbel zu erhitzen, et du reste, c'était le soleil!”

Der Marquis hat vielleicht Recht: es war die Sonne. Zumal im Monat Juli hat die Sonne immer am gewaltigſten mit ihren Strahlen die Herzen der Pariſer entflammt, wenn die Freiheit bedroht war, und ſonnentrunken erhob ſich dann das Volk von Paris gegen die morſchen Baſtillen und Ordonanzen der Knechtſchaft. Sonne und Stadt verſtehen ſich wunderbar, und ſie lieben ſich. Ehe die Sonne des Abends ins Meer hinabſteigt, verweilt ihr Blick noch lange mit Wohlgefallen auf der ſchönen Stadt Paris, und mit ihren letzten Strahlen küßt ſie die dreifarbigen Fahnen auf den Thürmen der ſchönen Stadt Paris. Mit Recht hatte ein franzöſiſcher Dichter den Vorſchlag gemacht, das Julifeſt durch eine ſymboliſche Vermählung zu feiern: und wie einſt der Doge von Venedig jährlich den goldenen Bukentauro beſtiegen, um die herrſchende Venezia mit dem adriatiſchen Meere zu vermählen, ſo ſolle alljährlich auf dem Baſtillenplatze die Stadt Paris ſich vermählen mit der Sonne, dem großen, flammenden Glücksſtern ihrer Freiheit. Caſimir Perier hat dieſen Vorſchlag nicht goutirt, er fürchtet den Polterabend einer ſolchen Hochzeit, er fürchtet die allzuſtarke Hitze einer ſolchen Ehe, und er bewilligt der Stadt Paris höchſtens eine morganatiſche Verbindung mit der Sonne.

Doch ich vergeſſe, daß ich nur Berichterſtatter einer Ausſtellung bin. Als ſolcher gelange ich jetzt zur Erwähnung eines Malers, der, indem er die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, zu gleicher Zeit mich ſelber ſo ſehr anſprach, daß ſeine Bilder mir nur wie buntes Echo der eignen Herzensſtimme erſchienen, oder vielmehr, daß die wahlverwandten Farbentöne in meinem Herzen wunderbar wiederklangen. Decamps heißt der Maler, der ſolchen Zauber übte.

Decamps

heißt der Maler, der ſolchen Zauber auf mich ausübte. Leider habe ich eins ſeiner beſten Werke, das Hundehoſpital, gar nicht geſehen. Es war ſchon fortgenommen, als ich die Ausſtellung beſuchte. Einige andere gute Stücke

von ihm entgingen mir, weil ich sie aus der großen Menge nicht herausfinden konnte, ehe sie ebenfalls fortgenommen wurden. Ich erkannte aber gleich von selbst, daß Decamps ein großer Maler sei, als ich zuerst ein kleines Bild von ihm sah, dessen Colorit und Einfachheit mich seltsam frappirten. Es stellte nur ein türkisches Gebäude vor, weiß und hochgebaut, hie und da eine kleine Fensterlucke, wo ein Türkengesicht hervorlauscht, unten ein stilles Wasser, worin sich die Kreidewände mit ihren röthlichen Schatten abspiegeln, wunderbar ruhig. Nachher erfuhr ich, daß Decamps selbst in der Türkei gewesen, und daß es nicht blos sein originelles Colorit war, was mich so sehr frappirt sondern auch die Wahrheit, die sich mit getreuen und bescheidenen Farben in seinen Bildern des Orients ausspricht. Dieses geschieht ganz besonders in seiner „Patrouille." In diesem Gemälde erblicken wir den großen Hadji-Bey, Oberhaupt der Polizei zu Smyrna, der mit seinen Myrmidonen durch diese Stadt die Runde macht. Er sitzt schwammbauchig hoch zu Roß, in aller Majestät seiner Insolenz, ein beleidigend arrogantes, unwissend stockfinsteres Gesicht, das von einem weißen Turban überschildet wird; in den Händen hält er das Scepter des absoluten Bastonadenthums, und neben ihm, zu Fuß, laufen neun getreue Vollstrecker seines Willens quand même, hastige Kreaturen mit kurzen magern Beinen und fast thierischen Gesichtern, katzenhaft, ziegenböcklich, äffisch, ja, eins derselben bildet eine Mosaik von Hundeschnauze, Schweinsaugen, Eselsohren, Kalbslächeln und Hasenangst. In den Händen tragen sie nachlässige Waffen, Piken, Flinten, die Kolbe nach oben, auch Werkzeuge der Gerechtigkeitspflege, nämlich einen Spieß und ein Bündel Bambusstöcke. Da die Häuser, an denen der Zug vorbeikommt, kalkweiß sind und der Boden lehmig gelb ist, so macht es fast den Effekt eines chinesischen Schattenspiels, wenn man die dunkeln putzigen Figuren längs dem hellen Hintergrund und über einen hellen Vorgrund dahineilen sieht. Es ist lichte Abenddämmerung, und die seltsamen Schatten der mageren Menschen- und Pferdebeine verstärken die barock magische Wirkung. Auch rennen die Kerls mit so drolligen Kapriolen, mit so unerhörten Sprüngen, auch das Pferd wirft die Beine so närrisch geschwinde, daß es halb auf dem Bauch zu kriechen und halb zu fliegen scheint —: und das alles haben einige hiesige Kritiker am meisten getadelt und als Unnatürlichkeit und Karrikatur verworfen.

Auch Frankreich hat seine stehenden Kunstrezensenten, die nach alten vorgefaßten Regeln jedes neue Werk bekritteln, seine Oberkenner, die in den Ateliers herumschnüffeln und Beifall lächeln, wenn man ihre Marotte kizelt, und diese haben nicht ermangelt, über Decamps Bild ihr Urtheil zu fällen. Ein Herr Jal, der über jede Ausstellung eine Broschüre edirt, hat sogar nachträglich im Figaro jenes Bild zu schmähen gesucht, und er meint, die Freunde desselben zu persifliren, wenn er scheinbar demüthigst gesteht: „er sei nur ein

Mensch, der nach Verstandesbegriffen urtheile, und sein armer Verstand könne in dem Decamps'schen Bilde nicht das große Meisterwerk sehen, das von jenen Ueberschwenglichen, die nicht blos mit dem Verstande erkennen, darin erblickt wird.“ Der arme Schelm, mit seinem armen Verstande! er weiß nicht, wie richtig er sich selbst gerichtet! Dem armen Verstande gebührt wirklich niemals die erste Stimme, wenn über Kunstwerke geurtheilt wird, eben so wenig als er bei der Schöpfung derselben jemals die erste Rolle gespielt hat. Die Idee des Kunstwerks steigt aus dem Gemüthe, und dieses verlangt bei der Phantasie die verwirklichende Hülfe. Die Phantasie wirft ihm dann alle ihre Blumen entgegen, verschüttet fast die Idee, und würde sie eher tödten als beleben, wenn nicht der Verstand heranhinkte, und die überflüssigen Blumen bei Seite schöbe, oder mit seiner blanken Gartenscheere abmähte. Der Verstand übt nur Ordnung, so zu sagen die Polizei im Reiche der Kunst. Im Leben ist er meistens ein kalter Kalkulator, der unsere Thorheiten addirt; ach! manchmal ist er nur der Fallitenbuchhalter des gebrochenen Herzens, der das Defizit ruhig ausrechnet.

Der große Irrthum besteht immer darin, daß der Kritiker die Frage aufwirft: was soll der Künstler? Viel richtiger wäre die Frage: was will der Künstler, oder gar, was muß der Künstler? Die Frage, was soll der Künstler? entstand durch jene Kunstphilosophen, die, ohne eigene Poesie, sich Merkmale der verschiedenen Kunstwerke abstrahirten, nach dem Vorhandenen eine Norm für alles Zukünftige feststellten, und Gattungen schieden, und Definizionen und Regeln ersannen. Sie wußten nicht, daß alle solche Abstraktionen nur allenfalls zur Beurtheilung des Nachahmervolks nützlich sind, daß aber jeder Originalkünstler und gar jedes neue Kunstgenie nach seiner eigenen mitgebrachten Aesthetik beurtheilt werden muß. Regeln und sonstige alte Lehren sind bei solchen Geistern noch viel weniger anwendbar. Für junge Riesen, wie Menzel sagt, gibt es keine Fechtkunst, denn sie schlagen ja doch alle Paraden durch. Jeder Genius muß studirt, und nur nach dem beurtheilt werden, was er selbst will. Hier gilt nur die Beantwortung der Fragen: hat er die Mittel seine Idee auszuführen? hat er die richtigen Mittel angewendet? Hier ist fester Boden. Wir modeln nicht mehr an der fremden Erscheinung nach unsern subjektiven Wünschen, sondern wir verständigen uns über die gottgegebenen Mittel, die dem Künstler zu Gebote stehen bei der Veranschaulichung seiner Idee. In den rezitirenden Künsten bestehen diese Mittel in Tönen und Worten. In den darstellenden Künsten bestehen sie in Farben und Formen. Töne und Worte, Farben und Formen, das Erscheinende überhaupt, sind jedoch nur Symbole der Idee, Symbole, die in dem Gemüthe des Künstlers aufsteigen, wenn es der heilige Weltgeist bewegt, seine Kunstwerke sind nur Symbole, wodurch er andern Gemüthern seine eigenen Ideen mittheilt. Wer

mit den wenigſten und einfachſten Symbolen das Meiſte und Bedeutendſte ausſpricht, der iſt der größte Künſtler.

Es dünkt mir aber des höchſten Preiſes werth, wenn die Symbole, womit der Künſtler ſeine Idee ausſpricht, abgeſehen von ihrer innern Bedeutſamkeit, noch außerdem an und für ſich die Sinne erfreuen, wie Blumen eines Selams, die, abgeſehen von ihrer geheimen Bedeutung, auch an und für ſich blühend und lieblich ſind und verbunden zu einem ſchönen Strauße. Iſt aber ſolche Zuſammenſtimmung immer möglich? Iſt der Künſtler ſo ganz willensfrei bei der Wahl und Verbindung ſeiner geheimnißvollen Blumen? Oder wählt und verbindet er nur, was er muß? Ich beſahe dieſe Frage einer myſtiſchen Unfreiheit. Der Künſtler gleicht jener ſchlafwandelnden Prinzeſſin, die des Nachts in den Gärten von Bagdad, mit tiefer Liebesweisheit, die ſonderbarſten Blumen pflückte und zu einem Selam verband, deſſen Bedeutung ſie ſelbſt gar nicht mehr wußte, als ſie erwachte. Da ſaß ſie nun des Morgens in ihrem Harem, und betrachtete den nächtlichen Strauß, und ſann darüber nach, wie über einen vergeſſenen Traum, und ſchickte ihn endlich dem geliebten Kalifen. Der feiſte Eunuch, der ihn überbrachte, ergötzte ſich ſehr an den hübſchen Blumen, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Harun Alradſchid aber, der Beherrſcher der Gläubigen, der Nachfolger des Propheten, der Beſitzer des ſalomoniſchen Rings, dieſer erkannte gleich den Sinn des ſchönen Straußes, ſein Herz jauchzte vor Freude, und er küßte jede Blume, und er lachte, daß ihm die Thränen herabliefen in den langen Bart.

Ich bin kein Nachfolger des Propheten, und beſitze auch nicht den Ring des Salomonis, und habe auch keinen langen Bart, aber ich darf dennoch behaupten, daß ich den ſchönen Selam, den uns Decamps aus dem Morgenlande mitgebracht, noch immer beſſer verſtehe als alle Eunuchen mitſammt ihrem Kislar Aga, dem großen Oberkenner, dem vermittelnden Zwiſchenläufer im Harem der Kunſt. Das Geſchwätze ſolcher verſchnittenen Kennerſchaft wird mir nachgerade unerträglich, beſonders die herkömmlichen Redensarten und der wohlgemeinte gute Rath für junge Künſtler, und gar das leidige Verweiſen auf die Natur und wieder die liebe Natur.

In der Kunſt bin ich Supernaturaliſt. Ich glaube, daß der Künſtler nicht alle ſeine Typen in der Natur auffinden kann, ſondern daß ihm die bedeutendſten Typen, als eingeborene Symbolik eingeborener Ideen, gleichſam in der Seele geoffenbart werden. Ein neuer Aeſthetiker, welcher „italieniſche Forſchungen" geſchrieben, hat das alte Prinzip von der Nachahmung der Natur wieder mundgerecht zu machen geſucht, indem er behauptete: der bildende Künſtler müſſe alle ſeine Typen in der Natur finden. Dieſer Aeſthetiker hat, indem er ſolchen oberſten Grundſatz für die bildenden Künſte aufſtellte, an eine der urſprünglichſten dieſer Künſte gar nicht gedacht, nämlich an die Ar-

chitektur, deren Typen man jetzt in Waldlauben und Felsengrotten nachträglich hineingefabelt, die man aber gewiß dort nicht zuerst gefunden hat. Sie lagen nicht in der äußern Natur, sondern in der menschlichen Seele.

Dem Kritiker, der im Decamps'schen Bilde die Natur vermißt, und die Art, wie das Pferd des Hadji-Bey die Füße wirft und wie seine Leute laufen, als unnaturgemäß tadelt, dem kann der Künstler getrost antworten: daß er ganz mährchentreu gemalt und ganz nach innerer Traumanschauung. In der That, wenn dunkle Figuren auf hellen Grund gemalt werden, erhalten sie schon dadurch einen visionären Ausdruck, sie scheinen vom Boden abgelöst zu sein, und verlangen daher vielleicht etwas unmaterieller, etwas fabelhaft luftiger behandelt zu werden. Die Mischung des Thierischen mit dem Menschlichen in den Figuren auf dem Decamps'schen Bilde ist noch außerdem ein Motiv zu ungewöhnlicher Darstellung; in solcher Mischung selbst liegt jener uralte Humor, den schon die Griechen und Römer in unzähligen Misgebilden auszusprechen wußten, wie wir mit Ergötzen sehen auf den Wänden von Herkulanum und bei den Statuen der Satyren, Centauren u. s. w. Gegen den Vorwurf der Karrikatur schützt aber den Künstler der Einklang seines Werks, jene delizieuse Farbenmusik, die zwar komisch, aber doch harmonisch klingt, der Zauber seines Colorits. Karrikaturmaler sind selten gute Coloristen, eben jener Gemüthszerrissenheit wegen, die ihre Vorliebe zur Karrikatur bedingt. Die Meisterschaft des Colorits entspringt ganz eigentlich aus dem Gemüthe des Malers, und ist abhängig von der Einheit seiner Gefühle. Auf Hogarths Originalgemälden in der Nationalgallerie zu London sah ich nichts als bunte Kleckse, die gegen einander losschrieen, eine Emeute von grellen Farben.

Ich habe vergessen zu erwähnen, daß auf dem Decamps'schen Bilde auch einige junge Frauenzimmer, unverschleierte Griechinnen, am Fenster sitzen und den drolligen Zug vorüberfliegen sehen. Ihre Ruhe und Schönheit bildet mit demselben einen ungemein reizenden Kontrast. Sie lächeln nicht, diese Impertinenz zu Pferde mit dem nebenherlaufenden Hundegehorsam ist ihnen ein gewohnter Anblick, und wir fühlen uns dadurch um so wahrhafter versetzt in das Vaterland des Absolutismus.

Nur der Künstler, der zugleich Bürger eines Freistaats ist, konnte mit heiterer Laune dieses Bild malen. Ein anderer als ein Franzose hätte stärker und bitterer die Farben aufgetragen, er hätte etwas Berliner Blau hineingemischt, oder wenigstens etwas grüne Galle und der Grundton der Persiflage wäre verfehlt worden.

Damit mich dieses Bild nicht noch länger festhält, wende ich mich rasch zu einem Gemälde, worauf der Name

Lessore,

zu lesen war, und das durch seine wunderbare Wahrheit und durch einen

Luxus von Bescheidenheit und Einfachheit Jeden anzog. Man stutzte, wenn man vorbeiging. „Der kranke Bruder," ist es im Katalog verzeichnet. In einer ärmlichen Dachstube, auf einem ärmlichen Bette, liegt ein sieher Knabe und schaut mit stehenden Augen nach einem rohhölzernen Kruzifixe, das an der Wand befestigt ist. Zu seinen Füßen sitzt ein anderer Knabe, niedergeschlagenen Blicks, bekümmert und traurig. Sein kurzes Jäckchen und seine Höschen sind zwar reinlich, aber vielfältig geflickt und von ganz grobem Tuche. Die gelbe wollene Decke auf dem Bette, und weniger die Möbel als vielmehr der Mangel derselben zeugen von banger Dürftigkeit. Dem Stoffe ganz anpassend ist die Behandlung. Diese erinnert zumeist an die Bettlerbilder des Morillo. Scharfgeschnittene Schatten, gewaltige, feste, ernste Striche, die Farben nicht geschwinde hingefegt, sondern ruhigkühn aufgelegt, sonderbar gedämpft und dennoch nicht trübe; den Charakter der ganzen Behandlung bezeichnet Shakespeare mit den Worten: the modesty of nature. Umgeben von brillanten Gemälden mit glänzenden Prachtrahmen, mußte dieses Stück um so mehr auffallen, da der Rahmen alt und von angeschwärztem Golde war, ganz übereinstimmend mit Stoff und Behandlung des Bildes. Solchermaßen konsequent in seiner ganzen Erscheinung und kontrastirend mit seiner ganzen Umgebung, machte dieses Gemälde einen tiefen melancholischen Eindruck auf jeden Beschauer, und erfüllte die Seele mit jenem unnennbaren Mitleid, das uns zuweilen ergreift, wenn wir, aus dem erleuchteten Saal einer heitern Gesellschaft, plötzlich hinaustreten auf die dunkle Straße, und von einem zerlumpten Mitgeschöpfe angeredet werden, das über Hunger und Kälte klagt. Dieses Bild sagt viel mit wenigen Strichen und noch viel mehr erregt es in unserer Seele.

Schnetz

ist ein bekannterer Name. Ich erwähne ihn aber nicht mit so großem Vergnügen, wie den vorhergehenden, der bis jetzt wenig in der Kunstwelt genannt worden. Vielleicht weil die Kunstfreunde schon bessere Werke von Schnetz gesehen, gewährten sie ihm viele Auszeichnung, und in Berücksichtigung derselben muß ich ihm auch in diesem Bericht einen Sperrsitz gönnen. Er malt gut, ist aber nach meinen Ansichten kein guter Maler. Sein großes Gemälde im diesjährigen Salon, italienische Landleute, die vor einem Madonnabilde um Wunderhülfe flehen, hat vortreffliche Einzelnheiten, besonders ein starrkrampfbehafteter Knabe ist vortrefflich gezeichnet, große Meisterschaft bekundet sich überall im Technischen; doch das ganze Bild ist mehr redigirt als gemalt, die Gestalten sind deklamatorisch in Scene gesetzt, und es ermangelt innerer Anschauung, Ursprünglichkeit und Einheit. Schnetz bedarf zu vieler Striche, um etwas zu sagen, und was er alsdann sagt, ist zum Theil überflüssig. Ein großer Künstler wird zuweilen, eben so wohl wie ein mittel-

mäßiger, etwas Schlechtes geben, aber niemals giebt er etwas Ueberflüssiges. Das hohe Streben, das große Wollen mag bei einem mittelmäßigen Künstler immerhin achtungswerth sein, in seiner Erscheinung kann es jedoch sehr unerquicklich wirken. Eben die Sicherheit, womit er fliegt, gefällt uns so sehr bei dem hochfliegenden Genius; wir erfreuen uns seines hohen Flugs, je mehr wir von der gewaltigen Kraft seiner Flügel überzeugt sind, und vertrauungsvoll schwingt sich unsere Seele mit ihm hinauf in die reinste Sonnenhöhe der Kunst. Ganz anders ist uns zu Muthe bei jenen Theatergenien, wo wir die Bindfäden erblicken, woran sie hinaufgezogen werden, so daß wir, jeden Augenblick den Sturz befürchtend, ihre Erhabenheit nur mit zitterndem Unbehagen betrachten. Ich will nicht entscheiden, ob die Bindfäden, woran Schnetz schwebt, zu dünn sind oder ob sein Genie zu schwer ist, nur so viel kann ich versichern, daß er meine Seele nicht erhoben hat, sondern herabgedrückt.

Aehnlichkeit in den Studien und in der Wahl der Stoffe hat Schnetz mit einem Maler, der oft deßhalb mit ihm zusammen genannt wird, der aber in der dießjährigen Ausstellung nicht blos ihn, sondern auch, mit wenigen Ausnahmen, alle seine Kunstgenossen überflügelt und auch, als Beurkundung der öffentlichen Anerkenntniß, bei der Preisvertheilung das Offizierskreuz der Ehrenlegion erhalten hat.

L. Robert

heißt dieser Maler. Ist er ein Historienmaler oder ein Genremaler? höre ich die deutschen Zunftmeister fragen. Leider kann ich hier diese Frage nicht umgehen, ich muß mich über jene unverständigen Ausdrücke etwas verständigen, um den größten Mißverständnissen ein für allemal vorzubeugen. Jene Unterscheidung von Historie und Genre ist so sinnverwirrend, daß man glauben sollte, sie sei eine Erfindung der Künstler, die am babylonischen Thurme gearbeitet haben. Indessen ist sie von späterem Datum. In den ersten Perioden der Kunst gab es nur Historienmalerei, nämlich Darstellungen aus der heiligen Historie. Nachher hat man die Gemälde, deren Stoffe nicht blos der Bibel, der Legende, sondern auch der profanen Zeitgeschichte und der heidnischen Götterfabel entnommen worden, ganz ausdrücklich mit dem Namen Historienmalerei bezeichnet; und zwar im Gegensatze zu jenen Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben, die namentlich in den Niederlanden aufkamen, wo der protestantische Geist die katholischen und mythologischen Stoffe ablehnte, wo für letztere vielleicht weder Modelle noch Sinn jemals vorhanden waren, und wo doch so viele ausgebildete Maler lebten, die Beschäftigung wünschten, und so viele Freunde der Malerei, die gerne Gemälde kauften. Die verschiedenen Manifestationen des gewöhnlichen Lebens wurden alsdann verschiedene „Genres."

Sehr viele Maler haben den Humor des bürgerlichen Kleinlebens bedeutsam dargestellt, doch die technische Meisterschaft wurde leider die Hauptsache. Alle diese Bilder gewinnen aber für uns ein historisches Interesse, denn wenn wir die hübschen Gemälde des Mieris, des Netscher, des Jan Stehn, des Van Dow, des van der Werft u. s. w. betrachten, offenbart sich uns wunderbar der Geist ihrer Zeit, wir sehen so zu sagen dem sechszehnten Jahrhundert in die Fenster und erlauschen damalige Beschäftigungen und Kostüme. In Hinsicht der letztern waren die niederländischen Maler ziemlich begünstigt, die Bauerntracht war nicht unmalerisch und die Kleidung des Bürgerstandes war bei den Männern eine allerliebste Verbindung von niederländischer Behaglichkeit und spanischer Grandezza, bei den Frauen eine Mischung von bunten Allerweltsgrillen und einheimischem Phlegma. Z. B. Myn heer mit dem burgundischen Sammtmantel und dem bunten Ritterbaret hatte eine irdene Pfeife im Munde; Mifrow trug schwere schillernde Schleppenkleider von venezianischem Atlas, brüsseler Kanten, afrikanische Straußfedern, russisches Pelzwerk, westöstliche Pantoffeln, und hielt im Arm eine andalusische Mandoline oder ein braunzottiges Hondchen von saardamer Race; der aufwartende Mohrenknabe, der türkische Teppich, die bunten Papagaien, die fremdländischen Blumen, die großen Silber- und Goldgeschirre mit getriebenen Arabesken, dergleichen warf auf das holländische Käseleben sogar einen orientalischen Mährchenschimmer.

Als die Kunst, nachdem sie lange geschlafen, in unserer Zeit wieder erwachte, waren die Künstler in nicht geringer Verlegenheit ob der darzustellenden Stoffe. Die Sympathie für Gegenstände der heiligen Historie und der Mythologie war in den meisten Ländern Europas gänzlich erloschen, sogar in katholischen Ländern, und doch schien das Kostüm der Zeitgenossen gar zu unmalerisch, um Darstellungen aus der Zeitgeschichte und aus dem gewöhnlichen Leben zu begünstigen. Unser moderner Frack hat wirklich so etwas Grundprosaisches, daß er nur parodistisch in einem Gemälde zu gebrauchen wäre. Die Maler, die ebenfalls dieser Meinung sind, haben sich daher nach malerischen Kostümen umgesehen. Die Vorliebe für ältere geschichtliche Stoffe mag hierdurch besonders befördert worden sein, und wir finden in Deutschland eine ganze Schule, der es freilich nicht an Talenten gebricht, die aber unablässig bemüht ist, die heutigsten Menschen mit den heutigsten Gefühlen in die Garderobe des katholischen und feudalistischen Mittelalters, in Kutten und Harnische, einzukleiden. Andere Maler haben ein anderes Auskunftsmittel versucht: zu ihren Darstellungen wählten sie Volksstämme, denen die herandrängende Civilisazion noch nicht ihre Originalität und ihre Nazionaltracht abgestreift. Daher die Scenen aus dem Tyroler Gebirge, die wir auf den Gemälden der Münchener Maler so oft sehen. Dieses Gebirge liegt ihnen so nahe und das Kostüm

seiner Bewohner ist malerischer, als das unserer Dandys. Daher auch sein freudigen Darstellungen aus dem italienischen Volksleben, das ebenfalls den meisten Malern sehr nahe ist, wegen ihres Aufenthaltes in Rom, wo sie jene idealische Natur und jene uredle Menschenform und malerische Kostüme finden, wonach ihr Künstlerherz sich sehnt.

Robert, Franzose von Geburt, in seiner Jugend Kupferstecher, hat späterhin eine Reihe Jahre in Rom gelebt, und zu der eben erwähnten Gattung, zu Darstellungen aus dem italienischen Volksleben, gehören die Gemälde, die er dem diesjährigen Salon geliefert. Er ist also ein Genremaler, höre ich die Zunftmeister aussprechen, und ich kenne eine Frau Historienmalerin, die jetzt über ihn die Nase rümpft. Ich kann aber jene Benennung nicht zugeben, weil es, im alten Sinne, keine Historienmalerei mehr giebt. Es wäre gar zu vag, wenn man diese Namen für alle Gemälde, die einen tiefen Gedanken aussprechen, in Anspruch nehmen wollte, und sich dann bei jedem Gemälde herumstritte, ob ein Gedanke darin ist; ein Streit, wobei am Ende nichts gewonnen wird, als ein Wort. Vielleicht wenn es in seiner natürlichsten Bedeutung, nämlich für Darstellungen aus der Weltgeschichte, gebraucht würde, wäre dieses Wort, Historienmalerei, ganz bezeichnend für eine Gattung, die jetzt so üppig emporwächst und deren Blüthe schon erkennbar ist in den Meisterwerken von Delaroche.

Doch ehe ich letzteren besonders bespreche, erlaube ich mir noch einige flüchtige Worte über die Robert'schen Gemälde. Es sind, wie ich schon angedeutet, lauter Darstellungen aus Italien, Darstellungen, die uns die Holdseligkeit dieses Landes aufs wunderbarste zur Anschauung bringen. Die Kunst, lange Zeit die Zierde von Italien, wird jetzt der Cicerone seiner Herrlichkeit, die sprechenden Farben des Malers offenbaren uns seine geheimsten Reize, ein alter Zauber wird wieder mächtig, und das Land, das uns einst durch seine Waffen und später durch seine Worte unterjochte, unterjocht uns jetzt durch seine Schönheit. Ja, Italien wird uns immer beherrschen, und Maler, wie Robert, fesseln uns wieder an Rom.

Wenn ich nicht irre, kennt man schon durch Lithographie die Piferari von Robert, die jetzt zur Ausstellung gekommen sind, und jene Pfeifer aus den albanischen Gebirgen vorstellen, welche um Weihnachtzeit nach Rom kommen, vor den Marienbildern musiciren und gleichsam der Muttergottes ein heiliges Ständchen bringen. Dieses Stück ist besser gezeichnet als gemalt, es hat etwas Schroffes, Trübes, Bolognesisches, wie etwa ein kolorirter Kupferstich. Doch bewegt es die Seele, als hörte man die naiv fromme Musik, die eben von jenen albanischen Gebirgshirten gepfiffen wird.

Minder einfach, aber vielleicht noch tiefsinniger ist ein anderes Bild von Robert, worauf man eine Leiche sieht, die unbedeckt, nach italienischer Sitte,

von der barmherzigen Brüderschaft zu Grabe getragen wird. Letztere, ganz schwarz vermummt, in der schwarzen Kappe nur zwei Löcher für die Augen, die unheimlich herauslugen, schreitet dahin wie ein Gespensterzug. Auf einer Bank, im Vordergrunde, dem Beschauer entgegen, sitzt der Vater, die Mutter und der junge Bruder des Verstorbenen. Aermlich gekleidet, tiefbekümmert, gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen sitzt der alte Mann in der Mitte zwischen dem Weibe und dem Knaben. Er schweigt; denn es giebt keinen größeren Schmerz in dieser Welt, als den Schmerz eines Vaters, wenn er, gegen die Sitte der Natur, sein Kind überlebt. Die gelbbleiche Mutter scheint verzweiflungsvoll zu jammern. Der Knabe, ein armer Tölpel, hat ein Brod in den Händen, er will davon essen, aber kein Bissen will ihm munden ob des unbewußten Mitkummers, und um so trauriger ist seine Miene. Der Verstorbene scheint der älteste Sohn zu sein, die Stütze und Zierde der Familie, korinthische Säule des Hauses: und jugendlich blühend, anmuthig und fast lächelnd liegt er auf der Bahre, so daß in diesem Gemälde das Leben trüb, häßlich und traurig, der Tod aber unendlich schön erscheint, ja anmuthig und fast lächelnd.

Der Maler, der so schön den Tod verklärt, hat jedoch das Leben noch weit herrlicher darzustellen gewußt: sein großes Meisterwerk, „die Schnitter," ist gleichsam die Apotheose des Lebens; bei dem Anblick desselben vergißt man, daß es ein Schattenreich giebt und man zweifelt, ob es irgendwo herrlicher und lichter sei, als auf dieser Erde. „Die Erde ist der Himmel und die Menschen sind heilig durchgöttert," das ist die große Offenbarung, die mit seligen Farben aus diesem Bilde leuchtet. Das Pariser Publikum hat dieses gemalte Evangelium besser aufgenommen, als wenn der heilige Lukas es geliefert hätte. Die Pariser haben jetzt gegen letztern sogar ein allzuungünstiges Vorurtheil.

Eine öde Gegend der Romagna im italienisch blühendsten Abendlichte erblicken wir auf dem Robert'schen Gemälde. Der Mittelpunkt desselben ist ein Bauerwagen, der von zwei großen, mit schweren Ketten geschirrten Büffeln gezogen wird, und mit einer Familie von Landleuten beladen ist, die eben Halt machen will. Rechts sitzen Schnitterinnen neben ihren Garben und ruhen aus von der Arbeit, während ein Dudelsackpfeifer musicirt und ein lustiger Gesell zu diesen Tönen tanzt, seelenvergnügt, und es ist als hörte man die Melodie und die Worte:

Damigella, tutta bella,
Versa, versa il bel vino!

Links kommen ebenfalls Weiber mit Fruchtgarben, jung und schön, Blumen, belastet mit Aehren; auch kommen von derselben Seite zwei junge Schnitter, wovon der Eine etwas wollüstig schmachtend mit zu Boden gesenktem Blick ein-

herſchwankt, der Andere aber, mit aufgehobener Sichel, in die Höhe jubelt. Zwiſchen den beiden Büffeln des Wagens ſteht ein ſtämmiger, braunbruſtiger Burſche, der nur der Knecht zu ſein ſcheint und ſtehend Sieſte hält. Oben auf dem Wagen, an der einen Seite, liegt, weich gebettet, der Großvater, ein milder, erſchöpfter Greis, der aber vielleicht geiſtig den Familienwagen lenkt; an der andern Seite erblickt man deſſen Sohn, einen kühnruhigen, männlichen Mann, der mit untergeſchlagenem Beine auf dem Rücken des einen Büffels ſitzt und das ſichtbare Zeichen des Herrſchers, die Peitſche, in den Händen hat; etwas höher auf dem Wagen, faſt erhaben, ſteht das junge ſchöne Eheweib des Mannes, ein Kind im Arm, eine Roſe mit einer Knospe, und neben ihr ſteht eine ebenſo holdblühende Jünglingsgeſtalt, wahrſcheinlich der Bruder, der die Leinwand der Zeltſtange eben entfalten will. Da das Gemälde, wie ich höre, jetzt geſtochen wird und vielleicht ſchon nächſten Monat als Kupferſtich nach Deutſchland reist, ſo erſpare ich mir jede weitere Beſchreibung. Aber ein Kupferſtich wird eben ſo wenig wie irgend eine Beſchreibung den eigentlichen Zauber des Bildes ausſprechen können. Dieſer beſteht im Kolorit. Die Geſtalten, die ſämmtlich dunkler ſind als der Hintergrund, werden durch den Wiederſchein des Himmels ſo himmliſch beleuchtet, ſo wunderbar, daß ſie an und für ſich in freudigſt hellen Farben erglänzen, und dennoch alle Conturen ſich ſtreng abzeichnen. Einige Figuren ſcheinen Porträt zu ſein. Doch der Maler hat nicht, in der dummehrlichen Weiſe mancher ſeiner Kollegen, die Natur nachgepinſelt und die Geſichter diplomatiſch genau abgeſchrieben; ſondern, wie ein geiſtreicher Freund bemerkte, Robert hat die Geſtalten, die ihm die Natur geliefert, erſt in ſein Gemüth aufgenommen, und wie die Seelen im Fegfeuer, die dort nicht ihre Individualität, ſondern ihre irdiſchen Schlacken einbüßen, ehe ſie ſelig hinaufſteigen in den Himmel, ſo wurden jene Geſtalten in der glühenden Flammentiefe des Künſtlergemüthes ſo fegfeurig gereinigt und geläutert, daß ſie verklärt emporſtiegen in den Himmel der Kunſt, wo ebenfalls ewiges Leben und ewige Schönheit herrſcht, wo Venus und Maria niemals ihre Anbeter verlieren, wo Romeo und Julie nimmer ſterben, wo Helena ewig jung bleibt und Hekuba wenigſtens nicht älter wird.

In der Farbengebung des Robertſchen Bildes erkennt man das Studium des Raphael. An dieſen erinnert mich ebenfalls die architektoniſche Schönheit der Gruppirung. Auch einzelne Geſtalten, namentlich die Mutter mit dem Kinde, ähneln den Figuren auf den Gemälden des Raphael, und zwar aus ſeiner Vorfrühlingsperiode, wo er noch die ſtrengen Typen des Perugino, zwar ſonderbar treu, aber doch holdſelig gemildert, wiedergab.

Es wird mir nicht einfallen, zwiſchen Robert und dem größten Maler der katholiſchen Weltzeit eine Parallele zu ziehen. Aber ich kann doch nicht umhin, ihre Verwandtſchaft zu geſtehen. Es iſt indeſſen nur eine materielle For-

menverwandtſchaft, nicht eine geiſtige Wahlverwandtſchaft. Raphael iſt ganz gedrängt von katholiſchem Chriſtenthum, einer Religion, die den Kampf des Geiſtes mit der Materie, oder des Himmels mit der Erde ausſpricht, eine Unterdrückung der Materie beabſichtigt, jeden Proteſt derſelben eine Sünde nennt, und die Erde vergeiſtigen oder vielmehr die Erde dem Himmel aufopfern möchte. Robert gehört aber einem Volke an, worin der Katholizismus erloſchen iſt. Denn, beiläufig geſagt, der Ausdruck der Charte, daß der Katholizismus die Religion der Mehrheit des Volkes ſei, iſt nur eine franzöſiſche Galanterie gegen Notre Dame de Paris, die ihrerſeits wieder mit gleicher Höflichkeit die drei Farben der Freiheit auf dem Haupte trägt, eine Doppelheuchelei, wogegen die rohe Menge etwas unförmlich proteſtirte, als ſie jüngſt die Kirchen demolirte, und die Heiligenbilder in der Seine ſchwimmen lehrte. Robert iſt ein Franzoſe, und er, wie die meiſten ſeiner Landsleute, huldigt unbewußt einer noch verhüllten Doktrin, die von einem Kampfe des Geiſtes mit der Materie nichts wiſſen will, die dem Menſchen nicht die ſichern irdiſchen Genüſſe verbietet und dagegen deſto mehr himmliſche Freuden ins Blaue hinein verſpricht, die den Menſchen vielmehr ſchon auf dieſer Erde beſeligen möchte, und die ſinnliche Welt eben ſo heilig achtet wie die geiſtige; „denn Gott iſt alles, was da iſt.“ Roberts Schnitter ſind daher nicht nur ſündenlos, ſondern ſie kennen keine Sünde, ihr irdiſches Tagwerk iſt Andacht, ſie beten beſtändig, ohne die Lippen zu bewegen, ſie ſind ſelig ohne Himmel, verſöhnt ohne Opfer, rein ohne beſtändiges Abwaſchen, ganz heilig. Daher wenn auf katholiſchen Bildern nur die Köpfe, als der Sitz des Geiſtes, mit einem Heiligenſchein umſtrahlt ſind und die Vergeiſtigung dadurch ſymboliſirt wird, ſo ſehen wir dagegen auf dem Robertſchen Bilde auch die Materie verheiligt, indem hier der ganze Menſch, der Leib eben ſo gut, wie der Kopf, vom himmliſchen Lichte, wie von einer Glorie, umfloſſen iſt.

Aber der Katholizismus iſt im neuen Frankreich nicht blos erloſchen, ſondern er hat hier auch nicht einmal einen rückwirkenden Einfluß auf die Kunſt, wie in unſerem proteſtantiſchen Deutſchland, wo er durch die Poeſie, die jeder Vergangenheit inwohnt, eine neue Geltung gewonnen. Es iſt vielleicht bei den Franzoſen ein ſtiller Nachgrimm, der ihnen die katholiſchen Traditionen verleidet, während für alle andern Erſcheinungen der Geſchichte ein gewaltiges Intereſſe bei ihnen auftaucht. Dieſe Bemerkung kann ich durch eine Thatſache beweiſen, die ſich eben wieder durch jene Bemerkung erklären läßt. Die Zahl der Gemälde, worauf chriſtliche Geſchichten, ſowohl des alten Teſtaments als des neuen, ſowohl der Tradition als der Legende, dargeſtellt ſind, iſt im dießjährigen Salon ſo gering, daß manche Unter-Unterabtheilungen einer weltlichen Gattung weit mehr Stücke geliefert, und wahrhaftig beſſere Stücke. Nach genauer Zählung finde ich unter den dreitauſend Nummern des Kata-

logs nur neunundzwanzig jener heiligen Gemälde verzeichnet, während allein schon derjenigen Gemälde, worauf Scenen aus Walter Scotts Romanen dargestellt sind, über dreißig gezählt werden. Ich kann also, wenn ich von französischer Malerei rede, gar nicht mißverstanden werden, wenn ich die Ausdrücke „historische Gemälde" und „historische Schule" in ihrer natürlichsten Bedeutung gebrauche.

Delaroche

ist der Chorführer einer solchen Schule. Dieser Maler hat keine Vorliebe für die Vergangenheit selbst, sondern für ihre Darstellung, für die Veranschaulichung ihres Geistes, für Geschichtschreibung mit Farben. Diese Neigung zeigt sich jetzt bei dem größten Theile der französischen Maler: der Salon war erfüllt mit Darstellungen aus der Geschichte, und die Namen Deveria, Steuber und Johannot verdienen hier die ausgezeichnetste Erwähnung.

Delaroche, der große Historienmaler, hat vier Stücke zur diesjährigen Ausstellung geliefert. Zwei derselben beziehen sich auf die französische, die zwei andern auf die englische Geschichte. Die beiden ersten sind gleich kleinen Umfangs, fast wie sogenannte Kabinetstücke, und sehr figurenreich und pittoresk. Das eine stellt den Kardinal Richelieu vor, „der sterbekrank von Tarascon die Rhone hinauffährt und selbst, in einem Kahne, der hinter seinem eigenen Kahne befestigt ist, den Cinq-Mars und den de Thou nach Lyon führt, um sie dort köpfen zu lassen." Zwei Kähne, die hintereinander fahren, sind zwar eine unkünstlerische Konzeption; doch ist sie hier mit vielem Geschick behandelt. Die Farbengebung ist glänzend, ja blendend, und die Gestalten schwimmen fast im strahlenden Abendgold. Dieses kontrastirt um so wehmüthiger mit dem Geschick, dem die drei Hauptfiguren entgegenfahren. Die zwei blühenden Jünglinge werden zur Hinrichtung geschleppt und zwar von einem sterbenden Greise. Wie buntgeschmückt auch diese Kähne sind, so schiffen sie doch hinab ins Schattenreich des Todes. Die herrlichen Goldstrahlen der Sonne sind nur Scheidegrüße, es ist Abendzeit, und sie muß ebenfalls untergehen; sie wird nur noch einen blutrothen Lichtstreif über die Erde werfen, und dann ist alles Nacht.

Eben so farbenglänzend und in seiner Bedeutung eben so tragisch ist das historische Seitenstück, das ebenfalls einen sterbenden Kardinal-Minister, den Mazarin, darstellt. Er liegt in einem bunten Prachtbette, in der buntesten Umgebung von lustigen Hofleuten und Dienerschaft, die mit einander schwatzen und Karten spielen und umherspazieren, lauter farbenschillernde, überflüssige Personen, am überflüssigsten für einen Mann, der auf dem Todtenbette liegt. Hübsche Costüme aus der Zeit der Fronde, noch nicht überladen mit Goldtroddeln, Stickereien, Bändern und Spitzen, wie in Ludwig XIV. späterer Prachtzeit, wo die letzten Ritter sich in hoffähige Cavaliere verwandelten, ganz in der Weise, wie auch das alte Schlachtschwert sich allmählig verfeinerte, bis

es endlich ein alberner Galanteriedegen wurde. Die Trachten auf dem Gemälde, wovon ich spreche, sind noch einfach, Rock und Koller erinnern noch an das ursprüngliche Kriegshandwerk des Adels, auch die Federn auf dem Hute sind noch keck und bewegen sich noch nicht ganz nach dem Hofwind. Die Haare der Männer wallen noch in natürlichen Locken über die Schulter und die Damen tragen die witzige Frisur à la Sevigné. Die Kleider der Damen melden indeß schon einen Uebergang in die langschleppende, weitaufgebauschte Abgeschmacktheit der späteren Periode. Die Korsets sind aber noch naiv zierlich, und die weißen Reize quillen daraus hervor, wie Blumen aus einem Füllhorn. Es sind lauter hübsche Damen auf dem Bilde, lauter hübsche Hofmasken: auf den Gesichtern lächelnde Liebe, und vielleicht grauer Trübsinn im Herzen, die Lippen unschuldig, wie Blumen, und dahinter ein böses Zünglein, wie die kluge Schlange. Tändelnd und zischelnd sitzen drei dieser Damen, neben ihnen ein feinöhriger, spitzäugiger Priester mit lauschender Nase, vor der linken Seite des Krankenbettes. Vor der rechten Seite sitzen drei Chevaliers und eine Dame, die Karten spielen, wahrscheinlich Landsknecht, ein sehr gutes Spiel, das ich selbst in Göttingen gespielt und worin ich einmal sechs Thaler gewonnen. Ein edler Hofmann in einem dunkelvioletten, rothbekreuzten Sammetmantel steht in der Mitte des Zimmers und macht die kratzfüßigste Verbeugung. Am rechten Ende des Gemäldes ergehen sich zwei Hofdamen und ein Abbé, welcher der einen ein Papier zu lesen giebt, vielleicht ein Sonnet von eigner Fabrik, während er nach der andern schielt. Diese spielt hastig mit ihrem Fächer, dem luftigen Telegraphen der Liebe. Beide Damen sind allerliebste Geschöpfe, die eine morgenröthlich blühend wie eine Rose, die andere etwas dämmerungssüchtig, wie ein schmachtender Stern. Im Hintergrund des Gemäldes sitzt ebenfalls schwatzendes Hofgesinde und erzählt einander vielleicht allerlei Staatsunterrocksgeheimnisse oder wettet vielleicht, daß der Mazarin in einer Stunde todt sei. Mit diesem scheint es wirklich zu Ende zu gehen; sein Gesicht ist leichenblaß, sein Auge gebrochen, seine Nase bedenklich spitz, in seiner Seele erlischt allmählig jene schmerzliche Flamme, die wir Leben nennen, in ihm wird es dunkel und kalt, der Flügelschlag des nächtlichen Engels berührt schon seine Stirne; — in diesem Augenblicke wendet sich zu ihm die spielende Dame, und zeigt ihm ihre Karten, und scheint ihn zu fragen, ob sie mit ihrem Coeur trumpfen soll?

Die zwei andern Gemälde von Delaroche geben Gestalten aus der englischen Geschichte. Sie sind in Lebensgröße und einfacher gemalt. Das eine zeigt die beiden Prinzen im Tower, die Richard III. ermorden läßt. Der junge König und sein jüngerer Bruder sitzen auf einem alterthümlichen Ruhebette, und gegen die Thüre des Gefängnisses läuft ihr kleines Hündchen, das durch Bellen die Ankunft der Mörder zu verrathen scheint. Der junge König, noch

halb Knabe und halb ſchon Jüngling, iſt eine überaus rührende Geſtalt. Ein gefangener König, wie Sterne ſo richtig fühlt, iſt ſchon an und für ſich ein wehmüthiger Gedanke; und hier iſt der gefangene König noch beinahe ein unſchuldiger Knabe und hülflos preisgegeben einem tückiſchen Mörder. Trotz ſeines zarten Alters, ſcheint er ſchon viel gelitten zu haben; in ſeinem bleichen, kranken Antlitz liegt ſchon tragiſche Hoheit, und ſeine Füße, die, mit ihren langen, blauſammtnen Schnabelſchuhen, vom Lager herabhängen und doch nicht den Boden berühren, geben ihm gar ein gebrochen Anſehen, wie das einer geknickten Blume. Alles das iſt, wie geſagt, ſehr einfach, und wirkt deſto mächtiger. Ach! es hat mich noch um ſo mehr bewegt, da ich in dem Antlitz des unglücklichen Prinzen die lieben Freundesaugen entdeckte, die mir ſo oft zugelächelt, und mit noch lieberen Augen ſo lieblich verwandt waren. Wenn ich vor dem Gemälde des Delaroche ſtand, kam es mir immer in's Gedächtniß, wie ich einſt auf einem ſchönen Schloſſe im theuren Polen, vor dem Bilde des Freundes ſtand und mit ſeiner holden Schweſter von ihm ſprach und ihre Augen heimlich verglich mit den Augen des Freundes. Wir ſprachen auch von dem Maler des Bildes, der kurz vorher geſtorben, und wie die Menſchen dahinſterben, einer nach dem andern — ach! der liebe Freund ſelbſt iſt jetzt todt, erſchoſſen bei Praga, die holden Lichter der ſchönen Schweſter ſind ebenfalls erloſchen, ihr Schloß iſt abgebrannt, und es wird mir einſam ängſtlich zu Muthe, wenn ich bedenke, daß nicht blos unſere Lieben ſo ſchnell aus der Welt verſchwinden, ſondern ſogar von dem Schauplatz, wo wir mit ihnen gelebt, keine Spur zurückbleibt, als hätte nichts davon exiſtirt, als ſei alles nur ein Traum.

Indeſſen noch weit ſchmerzlichere Gefühle erregt das andere Gemälde von Delaroche, das eine andere Scene aus der engliſchen Geſchichte darſtellt. Es iſt eine Scene aus jener entſetzlichen Tragödie, die auch in's Franzöſiſche überſetzt worden iſt und ſo viele Thränen gekoſtet hat, dieſſeits und jenſeits des Kanals, und die auch den deutſchen Zuſchauer ſo tief erſchüttert. Auf dem Gemälde ſehen wir die beiden Helden des Stücks, den einen als Leiche im Sarge, den andern in voller Lebenskraft und den Sargdeckel aufhebend, um den todten Feind zu betrachten. Oder ſind es etwa nicht die Helden ſelbſt, ſondern nur Schauſpieler, denen vom Direktor der Welt ihre Rolle vorgeſchrieben war, und die vielleicht, ohne es zu wiſſen, zwei kämpfende Prinzipien tragirten? Ich will ſie hier nicht nennen, die beiden feindſeligen Prinzipien, die zwei großen Gedanken, die ſich vielleicht ſchon in der ſchaffenden Gottesbruſt befehdeten, und die wir auf dieſem Gemälde einander gegenüber ſehen, das eine ſchmählich verwundet und verblutend, in der Perſon von Karl Stuart, das andere keck und ſiegreich, in der Perſon von Oliver Cromwel.

In einem von den dämmernden Sälen Whitehalls, auf dunkelrothen Sam-

metstühlen, steht der Sarg des enthaupteten Königs, und davor steht ein Mann, der mit ruhiger Hand den Deckel aufhebt und den Leichnam betrachtet. Jener Mann steht dort ganz allein, seine Figur ist breit untersetzt, seine Haltung nachlässig, sein Gesicht bäurisch ehrenfest. Seine Tracht ist die eines gewöhnlichen Kriegers, puritanisch schmucklos: eine langherabhängende dunkelbraune Sammtweste; darunter eine gelbe Lederjacke; Reiterstiefeln, die so hoch heraufgehen, daß die schwarze Hose kaum zum Vorschein kommt; quer über die Brust ein schmutziggelbes Degengehänge, woran ein Degen mit Glockengriff; auf den kurzgeschnittenen dunkeln Haaren des Hauptes ein schwarzer, aufgekrämpter Hut mit einer rothen Feder; am Halse ein übergeschlagenes weißes Kräglein, worunter noch ein Stück Harnisch sichtbar wird; schmutzige gelblederne Handschuhe; in der einen Hand, die nahe am Degengriffe liegt, ein kurzer, stützender Stock, in der andern Hand der erhobene Deckel des Sarges, worin der König liegt.

Die Todten haben überhaupt einen Ausdruck im Gesichte, wodurch der Lebende, den man neben ihnen erblickt, wie ein Geringerer erscheint; denn sie übertreffen ihn immer an vornehmer Leidenschaftslosigkeit und vornehmer Kälte. Das fühlen auch die Menschen, und aus Respekt vor dem höheren Todtenstande tritt die Wache ins Gewehr und präsentirt, wenn eine Leiche vorübergetragen wird, und sei es auch die Leiche des ärmsten Flickschneiders. Es ist daher leicht begreiflich, wie sehr dem Oliver Cromwel seine Stellung ungünstig ist bei jeder Vergleichung mit dem todten Könige. Dieser, verklärt von dem eben erlittenen Märtyrerthume, geheiligt von der Majestät des Unglücks, mit dem kostbaren Purpur am Halse, mit dem Kuß der Melpomene auf den weißen Lippen, bildet den herabdrückendsten Gegensatz zu der rohen, der lebendigen Puritanergestalt. Auch mit der äußeren Bekleidung derselben kontrastiren tiefschneidend bedeutsam die letzten Prachtspuren der gefallenen Herrlichkeit, das reiche grünseidene Kissen im Sarge, die Zierlichkeit des blendend weißen Leichenhemds, garnirt mit Brabanter Spitzen.

Welchen großen Weltschmerz hat der Maler hier mit wenigen Strichen ausgesprochen! Da liegt sie, die Herrlichkeit des Königthums, einst Trost und Blüthe der Menschheit, elendiglich verblutend. Englands Leben ist seitdem bleich und grau, und die entsetzte Poesie floh den Boden, den sie ehemals mit ihren heitersten Farben geschmückt. Wie tief empfand ich dieses, als ich einst, um Mitternacht, an dem fatalen Fenster von Whitehall vorbeiging, und die jetzige kaltfeuchte Prosa von England mich durchfröstelte! Warum war aber meine Seele nicht von eben so tiefen Gefühlen ergriffen, als ich jüngst zum ersten Male über den entsetzlichen Platz ging, wo Ludwig XVI. gestorben? Ich glaube, weil dieser, als er starb, kein König mehr war, weil er, als sein Haupt fiel, schon vorher die Krone verloren hatte. König Karl verlor aber die Krone

nur mit dem Haupte ſelbſt. Er glaubte an dieſe Krone, an ſein abſolutes Recht; er kämpfte dafür, wie ein Ritter, kühn und ſchlank; er ſtarb adelig ſtolz, proteſtirend gegen die Geſetzlichkeit ſeines Gerichts, ein wahrer Märtyrer des Königthums von Gottes Gnaden. Der arme Bourbon verdient nicht dieſen Ruhm, ſein Haupt war ſchon durch eine Jacobinermütze entkönigt: er glaubte nicht mehr an ſich ſelber, er glaubte feſt an die Kompetenz ſeiner Richter, er betheuerte nur ſeine Unſchuld; er war wirklich bürgerlich tugendhaft, ein guter, nicht ſehr magerer Hausvater; ſein Tod hat mehr einen ſentimentalen als einen tragiſchen Charakter, er erinnert allzuſehr an Auguſt Lafontaines Familienromane: — eine Thräne für Ludwig Capet, einen Lorbeer für Karl Stuart!

Un plagiat infame d'un crime étranger, ſind die Worte, womit der Vicomte Chateaubriand jene trübe Begebenheit bezeichnet, die einſt am 21. Januar auf der Place de la concorde ſtattfand. Er macht den Vorſchlag, auf dieſer Stelle eine Fontaine zu errichten, deren Waſſer aus einem großen Becken von ſchwarzem Marmor hervorſprudlen, um abzuwaſchen — „ihr wißt wohl, was ich meine," ſetzt er pathetiſch geheimnißvoll hinzu. Der Tod Ludwigs XVI. iſt überhaupt das beſtorte Paradepferd, worauf der edle Vicomte ſich beſtändig herumtummelt; ſeit Jahr und Tag exploitirt er die Himmelfahrt des Sohns des heiligen Ludwigs, und eben die raffinirte Giftdürſtigkeit, womit er dabei deklamirt, und ſeine weitgeholten Trauerwitze zeugen von keinem wahren Schmerze. Am allerfatalſten iſt es, wenn ſeine Worte wiederhallen aus den Herzen des Faubourg St. Germain, wenn dort die alten Emigrantenkoketterien mit heuchleriſchen Seufzern noch immer über Ludwig XVI. jammern, als wären ſie ſeine eigentlichen Angehörigen, als habe er eigentlich ihnen zugehört, als wären ſie beſonders bevorrechtet, ſeinen Tod zu betrauern. Und doch iſt dieſer Tod ein allgemeines Weltunglück geweſen, das den geringſten Tagelöhner eben ſo gut betraf, wie den höchſten Ceremonienmeiſter der Tuilerien, und das jedes fühlende Menſchenherz mit unendlichem Kummer erfüllen mußte. O, der feinen Sippſchaft! ſeit ſie nicht mehr unſere Freuden uſurpiren kann, uſurpirt ſie unſere Schmerzen.

Es iſt vielleicht an der Zeit, einerſeits das allgemeine Volksrecht ſolcher Schmerzen zu vindiziren, damit ſich das Volk nicht einreden laſſe, nicht ihm gehörten die Könige, ſondern einigen Auserwählten, die das Privilegium haben, jedes königliche Mißgeſchick als ihr eigenes zu beſammern; andererſeits iſt es vielleicht an der Zeit, jene Schmerzen laut auszuſprechen, da es jetzt wieder einige eiskluge Staatsgrübler giebt, einige nüchterne Bachanten der Vernunft, die, in ihrem logiſchen Wahnſinn, uns alle Ehrfurcht, die das uralte Sakrament des Königthums gebietet, aus der Tiefe unſerer Herzen herausdisputiren möchten. Indeſſen, die trübe Urſache jener Schmerzen nennen

wir keineswegs ein Plagiat, noch viel weniger ein Verbrechen und am allerwenigſten infam; wir nennen ſie eine Schickung Gottes. Würden wir doch die Menſchen zu hoch ſtellen und zugleich zu tief herabſetzen, wenn wir ihnen ſo viel Rieſenkraft und zugleich ſo viel Frevel zutrauten, daß ſie aus eigener Willkühr jenes Blut vergoſſen hätten, deſſen Spuren Chateaubriand mit dem Waſſer ſeines ſchwarzen Waſchbeckens vertilgen will.

Wahrlich, wenn man die derzeitigen Zuſtände erwägt und die Bekenntniſſe der überlebenden Zeugen einſammelt, ſo ſieht man, wie wenig der freie Menſchenwille bei dem Tode Ludwigs XVI. vorwaltete. Mancher, der gegen den Tod ſtimmen wollte, that das Gegentheil, als er die Tribüne beſtiegen und von dem dunkeln Wahnſinn der politiſchen Verzweiflung ergriffen wurde. Die Girondiſten fühlten, daß ſie zu gleicher Zeit ihr eigenes Todesurtheil ausſprachen. Manche Reden, die bei dieſer Gelegenheit gehalten wurden, dienten nur zur Selbſtbetäubung. Der Abbé Sieyes, angeekelt von dem widerwärtigen Geſchwätze, ſtimmte ganz einfach für den Tod, und als er von der Tribüne herabgeſtiegen, ſagte er zu ſeinem Freunde: j'ai voté la mort sans phrase. Der böſe Leumund aber mißbrauchte dieſe Privatäußerung; dem mildeſten Menſchen ward als parlamentariſch das Schreckenswort "la mort sans phrase" aufgebürdet, und es ſteht jetzt in allen Schulbüchern und die Jungen lernen's auswendig. Wie man mir allgemein verſichert, Beſtürzung und Trauer herrſchte am 21. Januar in ganz Paris, ſogar die wüthendſten Jakobiner ſchienen von ſchmerzlichem Mißbehagen niedergedrückt. Mein gewöhnlicher Kabrioletführer, ein alter Sanskülotte, erzählte mir, als er den König ſterben ſehen, ſei ihm zu Muthe geweſen, „als würde ihm ſelber ein Glied abgeſägt." Er ſetzte hinzu: „es hat mir im Magen weh gethan und ich hatte den ganzen Tag einen Abſcheu vor Speiſen." Auch meinte er, „der alte Veto" habe ſehr unruhig ausgeſehen, als wolle er ſich zur Wehr ſetzen. So viel iſt gewiß, er ſtarb nicht ſo großartig wie Karl I., der erſt ruhig ſeine lange proteſtirende Rede hielt, wobei er ſo beſonnen blieb, daß er die umſtehenden Edelleute einige Mal erſuchte, das Beil nicht zu betaſten, damit es nicht ſtumpf werde. Der geheimnißvoll verlarfte Scharfrichter von Whitehall wirkte ebenfalls ſchauerlich poetiſcher, als Samſon mit ſeinem nackten Geſichte. Hof und Henker hatten die letzte Maske fallen laſſen, und es war ein proſaiſches Schauſpiel. Vielleicht hätte Ludwig eine lange chriſtliche Verzeihungsrede gehalten, wenn nicht die Trommel bei den erſten Worten ſchon ſo gerührt worden wäre, daß man kaum ſeine Unſchuldserklärung gehört hat. Die erhabenen Himmelfahrtsworte, die Chateaubriand und ſeine Genoſſen beſtändig paraphraſiren: "fils de Saint Louis, monte au ciel!" dieſe Worte ſind auf dem Schaffote gar nicht geſprochen worden, ſie paſſen gar nicht zu dem nüchternen Werkeltagscharakter des guten Edgworth, dem ſie in den Mund

gelegt werden, und sie sind die Erfindung eines damaligen Journalisten, Namens Charles Hiß, der sie denselben Tag drucken ließ. Dergleichen Berichtigung ist freilich sehr unnütz; diese Worte stehen jetzt ebenfalls in allen Compendien, sie sind schon längst auswendig gelernt, und die arme Schuljugend müßte noch obendrein auswendig lernen, daß diese Worte nie gesprochen worden.

Es ist nicht zu läugnen, daß Delaroche absichtlich durch sein ausgestelltes Bild zu geschichtlichen Vergleichungen aufforderte, und wie zwischen Ludwig XVI. und Karl I. wurden auch zwischen Cromwel und Napoleon beständig Parallelen gezogen. Ich darf aber sagen, daß beiden Unrecht geschah, wenn man sie mit einander verglich. Denn Napoleon blieb frei von der schlimmsten Blutschuld; (die Hinrichtung des Herzogs von Enghien war nur ein Meuchelmord) Cromwel aber sank nie so tief, daß er sich von einem Priester zum Kaiser salben ließ, und, ein abtrünniger Sohn der Revoluzion, die gekrönte Vetterschaft der Cäsaren erbuhlte. In dem Leben des Einen ist ein Blutfleck, in dem Leben des Andern ist ein Oelfleck. Wohl fühlten sie aber beide die geheime Schuld. Dem Bonaparte, der ein Washington von Europa werden konnte, und nur dessen Napoleon ward, ihm ist nie wohl geworden in seinem kaiserlichen Purpurmantel; ihn verfolgte die Freiheit wie der Geist einer erschlagenen Mutter, er hörte überall ihre Stimme, sogar des Nachts, aus den Armen der anvermählten Legitimität schreckte sie ihn vom Lager; und dann sah man ihn hastig umherrennen in den hallenden Gemächern der Tuilerien, und er schalt und tobte; und wenn er dann des Morgens, bleich und müde, in den Staatsrath kam, so klagte er über Idevologie, und wieder Idevologie, und sehr gefährliche Idevologie, und Corvisart schüttelte das Haupt.

Wenn Cromwel ebenfalls nicht ruhig schlafen konnte und des Nachts ängstlich in Whitehall umherlief, so war es nicht, wie fromme Kavaliere meinten, ein blutiges Königsgespenst, was ihn verfolgte, sondern die Furcht vor den leiblichen Rächern seiner Schuld; er fürchtete die materiellen Dolche der Feinde, und deßhalb trug er unter dem Wamms immer einen Harnisch, und er wurde immer mißtrauischer, und endlich gar, als das Büchlein erschien: „Tödten ist kein Mord," da hat Oliver Cromwel nie mehr gelächelt.

Wenn aber die Vergleichung des Protektors und des Kaisers wenig Aehnlichkeiten bietet, so ist die Ausbeute desto reicher bei den Parallelen zwischen den Fehlern der Stuarts und der Bourbonen überhaupt, und zwischen den Restaurationsperioden in beiden Ländern. Es ist fast eine und dieselbe Untergangsgeschichte. Auch dieselbe Quasilegitimität der neuen Dynastie ist vorhanden, wie einst in England. Im Foyer des Jesuitismus werden ebenfalls wieder wie einst die heiligen Waffen geschmiedet, die alleinseligmachende Kirche seufzt und intriguirt ebenfalls für das Kind des Mirakles, und es fehlt nur noch,

daß der französische Prätendent, so wie einst der englische, nach dem Vaterlande zurückkehre. Immerhin, mag er kommen! Ich prophezeie ihm das entgegengesetzte Schicksal Sauls, der seines Vaters Esel suchte und eine Krone fand: — der junge Heinrich wird nach Frankreich kommen und eine Krone suchen, und er findet hie nur die Esel seines Vaters.

Was die Beschauer des Cromwel am meisten beschäftigte, war die Entzifferung seiner Gedanken bei dem Sarge des todten Karl. Die Geschichte berichtet diese Scene nach zwei verschiedenen Sagen. Nach der einen habe Cromwel des Nachts, bei Fackelschein, sich den Sarg öffnen lassen, und erstarrten Leibs und verzerrten Angesichts sei er lange davor stehen geblieben, wie ein stummes Steinbild. Nach einer anderen Sage öffnete er den Sarg bei Tage, betrachtete ruhig den Leichnam und sprach die Worte: „Er war ein starkgebauter Mann, und er hätte noch lange leben können.“ Nach meiner Ansicht hat Delaroche diese demokratischere Legende im Sinne gehabt. Im Gesichte seines Cromwels ist durchaus kein Erstaunen oder Verwundern oder sonstiger Seelensturm ausgedrückt; im Gegentheil, den Beschauer erschüttert diese grauenhafte, entsetzliche Ruhe im Gesichte des Mannes. Da steht sie, die gefestete erdsichere Gestalt, „brutal wie eine Thatsache,“ gewaltig ohne Pathos, dämonisch natürlich, wunderbar ordinair, verfehmt und zugleich gefeit, und da betrachtet sie ihr Werk, fast wie ein Holzhacker, der eben eine Eiche gefällt hat. Er hat sie ruhig gefällt, die große Eiche, die einst so stolz ihre Zweige verbreitete über England und Schottland, die Königseiche, in deren Schatten so viele schöne Menschengeschlechter geblüht, und worunter die Elfen der Poesie ihre süßesten Reigen getanzt; — er hat sie ruhig gefällt mit dem unglückseligen Beil, und da liegt sie zu Boden mit all ihrem holden Laubwerk und mit der unverletzten Krone; — Unglückseliges Beil!

Do you not think, Sir, that the guillotine is a great improvement? das waren die gequälten Worte, womit ein Britte, der hinter mir stand, die Empfindung unterbrach, die ich eben niedergeschrieben, und die so wehmüthig meine Seele erfüllte, während ich Karls Halswunde auf dem Bilde von Delaroche betrachtete. Sie ist etwas allzugrell blutig gemalt. Auch ist der Deckel des Sarges ganz verzeichnet und gibt diesem das Ansehen eines Violinkastens. Im Uebrigen ist aber das Bild ganz unübertrefflich meisterhaft gemalt, mit der Feinheit des Vandyk und mit der Schattenkühnheit des Rembrandt; es erinnert mich namentlich an die republikanischen Kriegergestalten auf dem großen historischen Gemälde des letztern, die Nachtwache, die ich im Trippenhuis zu Amsterdam gesehen.

Der Charakter des Delaroche, so wie des größten Theils seiner Kunstgenossen, nähert sich überhaupt am meisten der flämischen Schule; nur daß die französische Grazie etwas zierlich leichter die Gegenstände behandelt und die fran-

TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY OF OXFORD

zösische Eleganz hübsch oberflächlich darüber hinspielt. Ich möchte daher den Delaroche einen graziösen, eleganten Niederländer nennen.

An einem anderen Orte werde ich vielleicht die Gespräche berichten, die ich so oft vor seinem Cromwel vernahm. Kein Ort gewährte eine bessere Gelegenheit zur Belauschung der Volksgefühle und Tagesmeinungen. Das Gemälde hing in der großen Tribüne, am Eingang der langen Gallerie, und daneben hing Roberts eben so bedeutsames Meisterwerk, gleichsam tröstend und versöhnend. In der That, wenn die kriegsrohe Puritanergestalt, der entsetzliche Schnitter mit dem abgemähten Königshaupt, aus dunkelm Grunde hervortretend, den Beschauer erschütterte und alle politischen Leidenschaften in ihm aufwühlte; so ward seine Seele doch gleich wieder beruhigt durch den Anblick jener andern Schnitter, die, mit ihren schönern Aehren heimkehrend zum Erndtefest der Liebe und des Friedens, im klarsten Himmelslichte blühten. Fühlen wir bei dem einen Gemälde, wie der große Zeitkampf noch nicht zu Ende, wie der Boden noch zittert unter unsern Füßen; hören wir hier noch das Rasen des Sturmes, der die Welt niederzureißen droht; sehen wir hier noch den gähnenden Abgrund, der gierig die Blutströme einschlürft, so daß grauenhafte Untergangsfurcht uns ergreift: so sehen wir auf dem andern Gemälde, wie ruhig sicher die Erde stehen bleibt und immer liebreich ihre goldenen Früchte hervorbringt, wenn auch die ganze römische Universaltragödie mit allen ihren Gladiatoren und Kaisern und Lastern und Elephanten darüber hingetrampelt. Wenn wir auf dem einen Gemälde jene Geschichte sehen, die sich so närrisch herumrollt in Blut und Koth, oft Jahrhunderte lang blödsinnig stillsteht, und dann wieder unbeholfen hastig aufspringt, und in die Kreuz und in die Quer wüthet, und die wir Weltgeschichte nennen: so sehen wir auf dem andern Gemälde jene noch größere Geschichte, die dennoch genug Raum hat auf einem mit Büffeln bespannten Wagen; eine Geschichte ohne Anfang und ohne Ende, die sich ewig wiederholt und so einfach ist wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahreszeiten; eine heilige Geschichte, die der Dichter beschreibt und deren Archiv in jedem Menschenherzen zu finden ist; die Geschichte der Menschheit!

Wahrlich, wohlthuend und heilsam war es, daß Roberts Gemälde dem Gemälde des Delaroche zur Seite gestellt worden. Manchmal, wenn ich den Cromwel lange betrachtet und mich ganz in ihn versenkt hatte, daß ich fast seine Gedanken hörte, einsylbig barsche Worte, verdrießlich hervorgebrummt und gezischt, im Charakter jener englischen Mundart, die dem fernen Grollen des Meeres und dem Schrillen der Sturmvögel gleicht: dann rief mich heimlich wieder zu sich der stille Zauber des Nebengemäldes, und mir war, als hörte ich lächelnden Wohllaut, als hörte ich Toskanas süße Sprache von römischen Lippen erklingen, und meine Seele wurde besänftigt und erheitert.

Ach! wohl thut es Noth, daß die liebe, unverwüstliche, melodische Geschichte der Menschheit unsere Seele tröste in dem mißtönendem Lärm der Weltgeschichte. Ich höre in diesem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals diesen mißtönenden Lärm, dieses sinnenverwirrende Getöse; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen, ein empörtes Menschenmeer, mit wahnsinnigen Schmerzen und Flüchen, wälzt sich durch die Gassen das Volk von Paris und heult: „Warschau ist gefallen! Unsere Avantgarde ist gefallen! Nieder mit den Ministern! Krieg den Russen! Tod den Preussen!" — Es wird mir schwer, ruhig am Schreibtische sitzen zu bleiben und meinen armen Kunstbericht, meine friedliche Gemäldebeurtheilung, zu Ende zu schreiben. Und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, so wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, so daß alle meine Kunstideen zerquetscht werden; oder ich bekomme einen Bajonetstich in die linke Seite, wo jetzt das Herz schon von selber blutet, und vielleicht obendrein werde ich in die Wache gesetzt als fremder Unruhstörer.

Bei solchem Lärm verwirren und verschieben sich alle Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Gesichte entgegen, fast mit Angst in dem wilden Auge. Mirakuleuse verändert sich das Bild des Papstes von Vernet: der alte schwächliche Statthalter Christi steht auf einmal so jung und gesund aus und erhebt sich lächelnd auf seinem Sessel, und es ist, als ob seine starken Träger das Maul aufsperrten zu einem Te deum laudamus. Auch der todte Karl bekommt ein ganz anderes Gesicht und verwandelt sich plötzlich, und wenn ich genauer hinschaue, so liegt kein König, sondern das ermordete Polen in dem schwarzen Sarge, und davor steht nicht mehr Cromwel, sondern der Zaar von Rußland, eine adlige, reiche Gestalt, ganz so herrlich, wie ich ihn vor einigen Jahren zu Berlin gesehen, als er neben dem Könige von Preußen auf dem Balkone stand und diesem die Hand küßte. Dreißigtausend schaulustige Berliner jauchzten Hurrah, und ich dachte in meinem Herzen: Gott sei uns allen gnädig! Ich kannte ja das sarmatische Sprichwort: die Hand, die man noch nicht abhauen will, die muß man küssen. — —

Ach! ich wollte, der König von Preußen hätte sich auch hier an die linke Hand küssen lassen, und hätte mit der rechten Hand das Schwert ergriffen und dem gefährlichsten Feinde des Vaterlandes so begegnet, wie es Pflicht und Gewissen verlangten. Haben sich diese Hohenzollern die Vogtwürde des Reiches im Norden angemaßt, so mußten sie auch seine Marken sichern gegen das herandrängende Rußland. Die Russen sind ein braves Volk, und ich will sie gern achten und lieben; aber seit dem Falle Warschaus, der letzten Schutzmauer, die uns von ihnen getrennt, sind sie unseren Herzen so nahe gerückt, daß mir Angst wird.

Ich fürchte, wenn uns jetzt der Zaar von Rußland wieder beſucht, dann iſt an uns die Reihe ihm die Hand zu küſſen — Gott ſei uns allen gnädig!

Gott ſei uns allen gnädig! Unſere letzte Schutzmauer iſt gefallen, die Göttin der Freiheit erblecht, unſere Freunde liegen zu Boden, der römiſche Großpfaffe erhebt ſich boshaft lächelnd, und die ſiegende Ariſtokratie ſteht triumphirend an dem Sarge des Volksthums.

Ich höre, Delaroche malt jetzt ein Seitenſtück zu ſeinem Cromwel, einen Napoleon auf Sankt Helena, und er wählt den Moment wo Sir Hudſon Lowe die Decke aufhebt von dem Leichnam jenes großen Repräſentanten der Demokratie.

Zu meinem Thema zurückkehrend, hätte ich hier noch manche wackere Maler zu rühmen; aber trotz des beſten Willens iſt es mir dennoch unmöglich ihre ſtillen Verdienſte ruhig auseinander zu ſetzen, denn da draußen ſtürmt es wirklich zu laut, und es iſt unmöglich, die Gedanken zuſammenzufaſſen, wenn ſolche Stürme in der Seele wiederhallen. Iſt es doch in Paris ſogar an ſogenannt ruhigen Tagen ſehr ſchwer, das eigene Gemüth von den Erſcheinungen der Straße abzuwenden und Privatträumen nachzuhängen. Wenn die Kunſt auch in Paris mehr als anderswo blüht, ſo werden wir doch in ihrem Genuſſe jeden Augenblick geſtört durch das rohe Geräuſch des Lebens; die ſüßeſten Töne der Paſta und Malibran werden uns verleidet durch den Rothſchrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Roberts Farbenluſt eingeſchlürft, wird ſchnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört faſt ein Goetheſcher Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunſtgenuß zu gelangen und wie ſehr einem gar die Kunſtkritik erſchwert wird, das fühle ich eben in dieſem Augenblick. Ich vermochte geſtern dennoch, an dieſem Berichte weiterzuſchreiben, nachdem ich einmal unterdeſſen nach den Boulevards gegangen war, wo ich einen todtblaſſen Menſchen vor Hunger und Elend niederfallen ſah. Aber wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt, an den Boulevards von Europa — dann iſt es unmöglich, ruhig weiter zu ſchreiben. Wenn die Augen des Kritikers von Thränen getrübt werden, iſt auch ſein Urtheil wenig mehr werth.

Mit Recht klagen die Künſtler in dieſer Zeit der Zwietracht, der allgemeinen Befehdung. Man ſagt, die Malerei bedürfe des friedlichen Oelbaumes in jeder Hinſicht. Die Herzen, die ängſtlich lauſchen, ob nicht die Kriegstrompete erklingt, haben gewiß nicht die gehörige Aufmerkſamkeit für die ſüße Muſik. Die Oper wird mit tauben Ohren, das Ballet ſogar wird nur theilnahmlos angeglozt. Und daran iſt die verdammte Julirevoluzion Schuld, ſeufzen die Künſtler, und ſie verwünſchen die Freiheit und die leidige Politik, die alles verſchlingt, ſo daß von ihnen gar nicht mehr die Rede iſt.

Wie ich höre — aber ich kanns kaum glauben — wird ſogar in Berlin nicht

mehr vom Theater gesprochen, und der Morning Chronicle, der gestern berichtet, daß die Reformbill im Unterhause durchgegangen sei, erzählt bei dieser Gelegenheit, daß der Doktor Raupach sich jetzt in Baden-Baden befinde und über die Zeit jammere, weil sein Kunsttalent dadurch zu Grunde gehe.

Ich bin gewiß ein großer Verehrer des Doktor Raupach, ich bin immer ins Theater gegangen, wenn die Schülerschwänke, oder die sieben Mädchen in Uniform, oder das Fest der Handwerker, oder sonst ein Stück von ihm gegeben wurde; aber ich kann doch nicht läugnen, daß der Untergang Warschaus mir weit mehr Kummer macht, als ich vielleicht empfinden würde, wenn der Doktor Raupach mit seinem Kunsttalente unterginge. O Warschau! Warschau! nicht für einen ganzen Wald von Raupachen hätte ich dich hingegeben!

Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethes anfing und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu sein. Die jetzige Kunst muß zu Grunde gehen, weil ihr Prinzip noch im abgelebten, alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deßhalb, wie alle welken Ueberreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch und nicht die Zeitbewegung selbst ist der Kunst so schädlich; im Gegentheil, diese Zeitbewegung müßte ihr sogar gedeihlich werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Partheistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechischen und florentinischen Künstler führten kein egoistisch isolirtes Kunstleben, die müßig dichtende Seele hermetisch verschlossen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und sie selbst waren ganze Männer, deren Persönlichkeit eben so gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michelangelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie diese zu ihren griechischen und katholischen Tempeln paßten, so standen jene Künstler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; sie trennten nicht ihre Kunst von der Politik des Tages, sie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeisterung, die sich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Aeschylus hat die Perser mit derselben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen sie gefochten, und Dante schrieb seine Komödie, nicht als stehender Kommissionsdichter, sondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang seines Talentes, sondern über den Untergang der Freiheit.

Indessen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebähren, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang sein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen muß. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbsttrunkenste Subjektivität, die weltentzügelte In-

dividualität, die gottfreie Persönlichkeit, mit all ihrer Lebensluſt ſich geltend machen, was doch immer erſprießlicher iſt, als das todte Scheinweſen der alten Kunſt.

Oder hat es überhaupt mit der Kunſt und mit der Welt ſelbſt ein trübſeliges Ende? Jene überwiegende Geiſtigkeit, die ſich jetzt in der europäiſchen Literatur zeigt, iſt ſie vielleicht ein Zeichen von nahem Abſterben, wie bei Menſchen, die in der Todesſtunde plötzlich hellſehend werden und mit verbleichenden Lippen die überſinnlichſten Geheimniſſe ausſprechen? Oder wird das greiſe Europa ſich wieder verjüngen, und die dämmernde Geiſtigkeit ſeiner Künſtler und Schriftſteller iſt nicht das wunderbare Ahnungsvermögen der Sterbenden, ſondern das ſchaurige Vorgefühl einer Wiedergeburt, das ſinnige Wehen eines neuen Frühlings?

Die diesjährige Ausſtellung hat durch manches Bild jene unheimliche Todesfurcht abgewieſen und die beſſere Verheißung bekundet. Der Erzbiſchof von Paris erwartet alles Heil von der Cholera, von dem Tode; ich erwarte es von der Freiheit, von dem Leben. Darin unterſcheidet ſich unſer Glauben. Ich glaube, daß Frankreich aus der Herzenstiefe ſeines neuen Lebens auch eine neue Kunſt hervorathmen wird. Auch dieſe ſchwere Aufgabe wird von den Franzoſen gelöst werden, von den Franzoſen, dieſem leichten, flatterhaften Volke, das wir ſo gerne mit einem Schmetterling vergleichen.

Aber der Schmetterling iſt auch ein Sinnbild der Unſterblichkeit der Seele und ihrer ewigen Verjüngung.

Nachtrag.

1833.

Als ich im Sommer 1831 nach Paris kam, war ich doch über nichts mehr verwundert, als über die damals eröffnete Gemäldeausſtellung, und obgleich die wichtigſten politiſchen und religiöſen Revoluzionen meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, ſo konnte ich doch nicht unterlaſſen, zuerſt über die große Revoluzion zu ſchreiben, die hier im Reiche der Kunſt ſtattgefunden, und als deren bedeutſamſte Erſcheinung der erwähnte Salon zu betrachten war.

Nicht minder als meine übrigen Landsleute, hegte auch ich die ungünſtigſten Vorurtheile gegen die franzöſiſche Kunſt, namentlich gegen die franzöſiſche Malerei, deren letzte Entwicklungen mir ganz unbekannt geblieben. Es hat aber auch eine eigene Bewandtniß mit der Malerei in Frankreich. Auch ſie folgte der ſocialen Bewegung und ward endlich mit dem Volke ſelber verjüngt. Doch

geſchah dieſes nicht ſo unmittelbar, wie in den Schweſterkünſten, Muſik und Poeſie, die ſchon vor der Revoluzion ihre Umwandlung begonnen.

Herr Louis de Maynard, welcher in der Europe littéraire über den dießjährigen Salon eine Reihe Artikel geliefert, welche zu dem Intereſſanteſten gehören was je ein Franzoſe über Kunſt geſchrieben, hat ſich, in Betreff obiger Bemerkung, mit folgenden Worten ausgeſprochen, die ich ſo weit es bei der Lieblichkeit und Grazie des Ausdrucks möglich iſt, getreu wiedergebe:

„In derſelben Weiſe wie die gleichzeitige Politik und die Literatur beginnt auch die Malerei des achtzehnten Jahrhunderts; in derſelben Weiſe erreichte ſie eine gewiſſe vollendete Entfaltung; und ſie brach auch zuſammen denſelben Tag, als alles in Frankreich zuſammengebrochen. Sonderbares Zeitalter, welches mit einem lauten Gelächter bei dem Tode Ludwig XIV. anfängt und in den Armen des Scharfrichters endigt, „„des Herren Scharfrichters““ wie Madame Dubarry ihn nannte! O, dieſes Zeitalter, welches alles verneinte, alles verſpöttelte, alles entweihte und an nichts glaubte, war eben deßhalb um ſo tüchtiger zu dem großen Werke der Zerſtörung, und es zerſtörte ohne im mindeſten etwas wieder aufbauen zu können, und es hatte auch keine Luſt dazu.

„Indeſſen, die Künſte, wenn ſie auch derſelben Bewegung folgen, folgen ſie ihr doch nicht mit gleichem Schritte. So iſt die Malerei im achtzehnten Jahrhundert zurückgeblieben. Sie hat ihre Crebillon hervorgebracht, aber keine Voltaire, keine Diderot. Beſtändig im Solde der vornehmen Gönnerſchaft, beſtändig im unterröcklichen Schutze der regierenden Mätreſſen, hat ſich ihre Kühnheit und ihre Kraft allmählig aufgelöſt, ich weiß nicht wie. Sie hat in all ihrer Ausgelaſſenheit nie jenen Ungeſtüm, nie jene Begeiſterung bekundet, die uns fortreißt und blendet und für den ſchlechten Geſchmack entſchädigt. Sie wirkt mißbehaglich mit ihren froſtigen Spielereien, mit ihren welken Kleinkünſten im Bereiche eines Boudoirs, wo ein nettes Zierdämchen auf dem Sopha hingeſtreckt, ſich leichtſinnig fächert. Favart, mit ſeinen Eglees und Zulmas, iſt wahrheitlicher als Watteau und Boucher mit ihren koketten Schäferinnen und idylliſchen Abees. Favart, wenn er ſich auch lächerlich machte, ſo meinte er es doch ehrlich. Die Maler jenes Zeitalters nahmen am wenigſten Theil an dem was ſich in Frankreich vorbereitete. Der Ausbruch der Revoluzion überraſchte ſie im Negligee. Die Philoſophie, die Politik, die Wiſſenſchaft, die Literatur, jede durch einen beſonderen Mann repräſentirt, waren ſie ſtürmiſch, wie eine Schaar Trunkenbolde, auf ein Ziel losgeſtürmt, das ſie nicht kannten; aber je näher ſie demſelben gelangten, deſto beſänftigter wurde ihr Fieber, deſto ruhiger wurde ihr Antlitz, deſto ſicherer wurde ihr Gang. Jenes Ziel, welches ſie nicht kannten, mochten ſie wohl dunkel ahnen; denn im Buche Gottes hatten ſie leſen können, daß alle menſchlichen Freuden mit Thrä-

nen endigen. Und ach! sie kamen von einem zu wüsten, jauchzenden Gelag, als daß sie nicht zu dem Ernstesten und Schrecklichsten gelangen mußten. Wenn man die Unruhe betrachtet, waren sie in dem süßesten Rausche dieser Orgie des achtzehnten Jahrhunderts zuweilen beängstigt worden, so sollte man glauben, das Schaffot, das all diese tolle Lust endigen sollte, habe ihnen schon von ferne zugewinkt, wie das dunkle Haupt eines Gespenstes.

„Die Malerei, welche sich damals von der ernsthaften socialen Bewegung entfernt gehalten, sei es nun weil sie von Wein und Weibern ermattet war, oder sei es auch weil sie ihre Mitwirkung für fruchtlos hielt, genug, sie hat sich bis zum letzten Augenblick dahingeschleppt zwischen ihren Rosen, Moschusdüften und Schäferspielen. Vien und einige andere fühlten wohl, daß man sie zu jedem Preis daraus emporziehen müsse, aber sie wußten nicht, was man alsdann damit anfangen sollte. Lesueur, den der Lehrer Davids sehr hochachtete, konnte keine neue Schule hervorbringen. Er mußte dessen wohl eingeständig sein. In eine Zeit geschleudert, wo auch alles geistige Königthum in die Gewalt eines Marat und eines Robespierre gerathen, war David in derselben Verlegenheit wie jene Künstler. Wissen wir doch, daß er nach Rom ging, und daß er eben so Vanlooisch heimkehrte, wie er abgereist war. Erst später, als das griechisch-römische Alterthum geprediget wurde, als Publizisten und Philosophen auf den Gedanken geriethen, man müsse zu den literärischen, socialen und politischen Formen der Alten zurückkehren: erst alsdann entfaltete sich sein Geist in all seiner angeborenen Kühnheit, und mit gewaltiger Hand zog er die Kunst aus der tändelnden, parfümirten Schäferei, worin sie versunken, und er erhob sie in die ernsten Regionen des antiken Heldenthums. Die Reakzion war unbarmherzig wie jede Reakzion, und David betrieb sie bis zum Aeußersten. Es begann durch ihn ein Terrorismus auch in der Malerei."

Ueber Davids Schaffen und Wirken ist Deutschland hinlänglich unterrichtet. Unsere französischen Gäste haben uns, während der Kaiserzeit, oft genug von dem großen David unterhalten. Ebenfalls von seinen Schülern, die ihn, jeder in seiner Weise, fortgesetzt, von Gerard, Gros, Girodet und Guerin haben wir vielfach reden hören. Weniger weiß man bei uns von einem anderen Manne, dessen Name ebenfalls mit einem G anfängt, und welcher, wenn auch nicht der Stifter, doch der Eröffner einer neuen Malerschule in Frankreich ist. Das ist Gericault.

Von dieser neuen Malerschule habe ich in den vorstehenden Blättern unmittelbar Kunde gegeben. Indem ich die besten Stücke des Salon von 1831 beschrieben, lieferte ich auch zu gleicher Zeit eine Charakteristik der neuen Meister. Jener Salon war, nach dem allgemeinen Urtheil, der außerordentlichste den Frankreich je geliefert, und er bleibt denkwürdig in den Annalen der Kunst. Die Gemälde, die ich einer Beschreibung würdigte, werden sich Jahrhunderte

erhalten, und mein Wort ist vielleicht ein nützlicher Beitrag zur Geschichte der Malerei.

Von jener unermeßlichen Bedeutung des Salon von 1831 habe ich mich dieses Jahr vollauf überzeugen können, als die Säle des Louvre, welche während zwei Monat geschlossen waren, sich den ersten April wieder öffneten, und uns die neuesten Produkte der französischen Kunst entgegen grüßten. Wie gewöhnlich hatte man die alten Gemälde, welche die Nazionalgallerie bilden, durch spanische Wände verdeckt, und an lezteren hingen die neuen Bilder, so daß zuweilen hinter den gothischen Abgeschmacktheiten eines neuromantischen Malers gar lieblich die mythologischen altitalienischen Meisterwerke hervorlauschten. Die ganze Ausstellung glich einem Codex palimpsestus, wo man sich über den neubarbarischen Text um so mehr ärgerte, wenn man wußte, welche griechische Götterpoesie damit überfudelt worden.

Wohl gegen viertehalb tausend Gemälde waren ausgestellt, und es befand sich darunter fast kein einziges Meisterstück. War das die Folge einer allzugroßen Ermüdung nach einer allzugroßen Aufregung? Beurkundete sich in der Kunst der Nazionalkatzenjammer, den wir jezt, nachdem der übertolle Freiheitsrausch verdampft, auch im politischen Leben der Franzosen bemerken? War die diesjährige Ausstellung nur ein buntes Gähnen? nur ein farbiges Echo der diesjährigen Kammer? Wenn der Salon von 1831 noch von der Sonne des Julius durchglüht war, so tröpferte in dem Salon 1833 noch der trübe Regen des Junius. Die beiden gefeierten Helden des vorigen Salon, Delaroche und Robert, traten diesmal gar nicht in die Schranken, und die übrigen Maler, die ich früher gerühmt, gaben dies Jahr nichts vorzügliches. Mit Ausnahme eines Bildes von Tony Johannot, einem Deutschen, hat kein einziges Gemälde dieses Salons mich gemüthlich angesprochen. Herr Scheffer gab wieder eine Margarethe, die von großen Fortschritten im Technischen zeugte, aber doch nicht viel bedeutete. Es war dieselbe Idee, glühender gemalt und frostiger gedacht. Auch Horaz Vernet gab wieder ein großes Bild, worauf jedoch nur schöne Einzelheiten. Decamps hat sich wohl über den Salon und sich selber lustig machen wollen, und er gab meistens Affenstücke; darunter ein ganz vortrefflicher Affe, der ein Historienbild malt. Das deutschchristlich langherabhängende Haar desselben mahnte mich ergötzlich an überrheinische Freunde.

Am meisten besprochen und durch Lob und Widerspruch gefeiert wurde dieses Jahr Herr Ingres. Er gab zwei Stücke; das eine war das Portrait einer jungen Italienerin, das andere war das Portrait des Herrn Bertin l'aîné, eines alten Franzosen.

Wie Ludwig Philipp im Reiche der Politik, so war Herr Ingres dieses Jahr König im Reiche der Kunst. Wie jener in den Tullerien, so herrschte dieser im

Louvre. Der Charakter des Herrn Ingres iſt ebenfalls Juſte-milieu, er iſt nemlich ein Juſte-milieu zwiſchen Mieris und Michelangelo. In ſeinen Gemälden findet man die heroiſche Kühnheit des Mieris und die feine Farbengebung des Michelangelo.

In demſelben Maße wie die Malerei in der diesjährigen Ausſtellung wenig Begeiſterung zu erregen vermochte, hat die Skulptur ſich um ſo glänzender gezeigt, und ſie lieferte Werke, worunter viele zu den höchſten Hoffnungen berechtigten und eins ſogar mit den beſten Erzeugniſſen dieſer Kunſt wetteifern konnte. Es iſt der Kain des Herrn Etex. Es iſt eine Gruppe von ſymetriſcher, ja monumentaler Schönheit, voll antideluvianiſchem Charakter, und doch zugleich voller Zeitbedeutung. Kain mit Weib und Kind, ſchickſalergeben, gedankenlos brütend, eine Verſteinerung troſtloſer Ruhe. Dieſer Mann hat ſeinen Bruder getödtet, in Folge eines Opferzwiſtes, eines Religionsſtreits. Ja, die Religion hat den erſten Brudermord verurſacht, und ſeitdem trägt ſie das Blutzeichen auf der Stirne.

Ich werde auf den Kain von Etex ſpäterhin zurückkommen, wenn ich von dem außerordentlichen Aufſchwung zu reden habe, den wir, in unſerer Zeit, bei den Bildhauern noch weit mehr als bei den Malern bemerken. Der Spartakus und der Theſeus, welche beide jetzt im Tuileriengarten aufgeſtellt ſind, erregen jedesmal, wenn ich dort ſpazieren gehe, meine nachdenkende Bewunderung. Nur ſchmerzt es mich zuweilen, wenn es regnet, daß ſolche Meiſterwerke unſerer modernſten Kunſt ſo ganz und gar der freien Luft ausgeſetzt ſtehn. Der Himmel iſt hier nicht ſo milde wie in Griechenland, und auch dort ſtanden die beſſeren Werke nie ſo ganz ungeſchützt gegen Wind und Wetter, wie man gewöhnlich meint. Die beſſeren waren wohlgeſchirmt, meiſtens in Tempeln. Bis jezt hat jedoch die Witterung den neuen Statuen in den Tuilerien wenig geſchadet, und es iſt ein heiterer Anblick, wenn ſie blendend weiß aus dem friſchgrünen Kaſtanienlaub hervorgrüßen. Dabei iſt es hübſch anzuhören, wenn die Bonnen den kleinen Kindern, die dort ſpielen, manchmal erklären, was der marmorne nackte Mann bedeutet, der ſo zornig ſein Schwert in der Hand hält, oder was das für ein ſonderbarer Kautz iſt, der auf ſeinem menſchlichen Leib einen Ochſenkopf trägt, und den ein anderer nackter Mann mit einer Keule niederſchlägt; der Ochſenmenſch, ſagen ſie, hat viele kleine Kinder gefreſſen. Junge Republikaner, die vorübergehn, pflegen auch wohl zu bemerken, daß der Spartakus ſehr bedenklich nach den Fenſtern der Tuilerien hinaufſchielt, und in der Geſtalt des Minotaurus ſehen ſie das Königthum. Andere Leute tadeln auch wohl an dem Theſus die Art wie er die Keule ſchwingt, und ſie behaupten: wenn er damit zuſchlüge, würde er unfehlbar ſich ſelber die Hand zerſchmettern. Dem ſei aber wie ihm wolle; bis jezt ſieht das alles noch ſehr gut aus. Jedoch

nach einigen Wintern werden diese vortrefflichen Statuen schon verwittert und brüchig sein und Moos wächst dann an dem Schwerte des Spartakus, und friedliche Insektenfamilien nisten zwischen dem Ochsenkopfe des Minotaurus und der Keule des Thesus, wenn diesem nicht gar unterdessen die Hand mit sammt der Keule abgebrochen ist.

Da hier doch so viel unnützes Militär gefüttert werden muß, so sollte der König in den Tuillerien neben jeder Statue eine Schildwache stellen, die, wenn es regnet, einen Regenschirm darüber ausspannt. Unter dem bürgerkönigischen Regenschirm würde dann, im wahren Sinne des Wortes, die Kunst geschützt sein.

Allgemein ist die Klage der Künstler über die allzugroße Sparsamkeit des Königs. Als Herzog von Orleans, heißt es, habe er die Künste eifriger beschützt. Man murrt, er bestelle verhältnißmäßig zu wenig Bilder und zahle dafür verhältnißmäßig zu wenig Geld. Er ist jedoch, mit Ausnahme des Königs von Bayern, der größte Kunstkenner unter den Fürsten. Sein Geist ist vielleicht jetzt zu sehr politisch befangen, als daß er sich mit Kunstsachen so eifrig wie ehemals beschäftigen könnte. Wenn aber seine Vorliebe für Malerei und Skulptur etwas abgekühlt, so hat sich seine Neigung für Architektur fast bis zur Wuth gesteigert. Nie ist in Paris so viel gebaut worden, wie jetzt auf Betrieb des Königs geschieht. Ueberall Anlagen zu neuen Bauwerken und ganz neuen Straßen. An den Tuillerien und dem Louvre wird beständig gehämmert. Der Plan zu der neuen Bibliothek ist das großartigste, was sich denken läßt. Die Magdalenenkirche, der alte Tempel des Ruhms, ist seiner Vollendung nahe. An dem großen Gesandtschaftspallaste, den Napoleon an der rechten Seite der Seine aufführen wollte, und der nur zur Hälfte fertig geworden, so daß er wie Trümmer einer Riesenburg aussieht, an diesem ungeheueren Werke wird jetzt weiter gebaut. Dabei erheben sich wunderbar kolossale Monumente auf den öffentlichen Plätzen. Auf dem Bastillenplatz erhebt sich der große Elephant, der nicht übel die bewußte Kraft und die gewaltige Vernunft des Volks repräsentirt. Auf der Place de la Concorde sehen wir schon, in hölzerner Abbildung, den Obelisk des Luxor; in einigen Monaten steht dort das egyptische Original und dient als Denkstein des schauerlichen Ereignisses, das einst am 21. Januar auf diesem Orte stattfand. Wie viel tausendjährige Erfahrungen uns diese Hieroglyphen bedeckte Bote aus dem Wunderland Egypten mitbringen mag, so hat doch der junge Laternenpfahl, der auf der Place de la Concorde seit funfzig Jahren steht, noch viel merkwürdigere Dinge erlebt, und der alte, rothe, urheilige Riesenstein wird vor Entsetzen erblassen und zittern, wenn mahl in einer stillen Winternacht, jener frivol französische Laternenpfahl zu schwatzen beginnt und die Geschichte des Platzes erzählt, worauf sie beide stehen.

Das Bauwesen ist die Hauptleidenschaft des Königs und diese kann vielleicht die Ursache seines Sturzes werden. Ich fürchte trotz allen Versprechungen werden ihm die forts détachés nicht aus dem Sinne kommen; denn bei diesem Projekte können seine Lieblingswerkzeuge, Kelle und Hammer, angewendet werden, und das Herz klopft ihm vor Freude wenn er an einen Hammer denkt. Dieses Klopfen übertäubt vielleicht einst die Stimme seiner Klugheit, und ohne es zu ahnen wird er von seinen Lieblingslaunen beschwatzt, wenn er jene forts für sein einziges Heil und ihre Errichtung für leicht ausführbar hält. Durch das Medium der Architektur gelangen wir daher vielleicht in die größten Bewegungen der Politik. In Beziehung auf jene forts und auf den König selbst will ich hier ein Fragment aus einem Memoir mittheilen, das ich vorigen Juli geschrieben:

„Das ganze Geheimniß der revoluzionären Partheien besteht darin: daß sie die Regierung nicht mehr angreifen wollen, sondern von Seiten derselben irgend einen großen Angriff abwarten, um thatsächlichen Widerstand zu leisten. Eine neue Insurekzion kann daher in Paris nicht ausbrechen, ohne den besondern Willen der Regierung, die erst durch eine bedeutende Thorheit die Veranlassung geben muß. Gelingt die Insurekzion, so wird Frankreich sogleich zu einer Republik erklärt, und die Revoluzion wälzt sich über ganz Europa, dessen alte Instituzionen alsdann, wo nicht zertrümmert, doch wenigstens sehr erschüttert werden. Mißlingt die Insurekzion so beginnt hier eine unerhört furchtbare Reakzion, die alsdann in den Nachbarländern mit der gewöhnlichen Ungeschicklichkeit nachgeäfft wird, und dann ebenfalls manche Umgestaltung des Bestehenden hervorbringen kann. Auf jeden Fall wird die Ruhe Europas gefährdet durch alles was die hiesige Regierung gegen die Interessen der Revoluzion Außerordentliches unternimmt, durch jede Feindseligkeit, die sie gegen die Partheien der Revoluzion ausübt. Da nun der Wille der hiesigen Regierung ganz ausschließlich der Wille des Königs ist, so ist die Brust Ludwig Philipps die eigentliche Pandorabüchse, die alle Uebel enthält, die sich auf einmal über diese Erde ergießen können. Leider ist es nicht möglich auf seinem Gesichte die Gedanken seines Herzens zu lesen; denn in der Verstellungskunst scheint die jüngere Linie eben so sehr Meister zu sein wie die ältere. Kein Schauspieler auf dieser Erde hat sein Gesicht so sehr in seiner Gewalt, keiner weiß so meisterhaft seine Rolle durchzuspielen wie unser Bürgerkönig. Er ist vielleicht einer der geschicktesten, geistvollsten und muthigsten Menschen Frankreichs; und doch hat er, als es galt die Krone zu gewinnen, sich ein ganz harmloses, spießbürgerliches, zaghaftes Ansehen zu geben gewußt, und die Leute, die ihn ohne viel Umstände auf den Thron setzten, glaubten gewiß ihn mit noch weit weniger Umständen wieder davon herunterwerfen zu können. Diesmal hat das Königthum die blödsinnige Rolle des

Brutus gespielt. Daher sollten die Franzosen eigentlich über sich selber, und nicht über den Ludwig Philipp lachen, wenn sie jene Karikaturen ansehen, wo letzterer mit seinem weißen Filzhut und großen Regenschirm dargestellt wird. Beides waren Requisiten, und wie die Poignées de main gehörten sie zu seiner Rolle. Der Geschichtschreiber wird ihm einst das Zeugniß geben, daß er diese gut ausgeführt hat; dieses Bewußtsein kann ihn trösten über die Satyren und Karikaturen, die ihn zur Zielscheibe ihres Witzes gewählt. „Die Menge solcher Spottblätter und Zerrbilder wird täglich größer und überall, an den Mauern der Häuser, sieht man groteske Birnen. Noch nie ist ein Fürst in seiner eignen Hauptstadt so sehr verhöhnt worden wie Ludwig Philipp. Aber er denkt, wer zuletzt lacht, lacht am besten; Ihr werdet die Birne nicht fressen, die Birne frißt Euch. Gewiß er fühlt alle Beleidigungen, die man ihm zufügt; denn er ist ein Mensch. Er ist auch nicht von so gnädiger Lammsnatur, daß er sich nicht dafür rächen möchte: er ist ein Mensch, aber ein starker Mensch, der seinen augenblicklichen Unmuth bezwingen kann und seiner Leidenschaft zu gebieten weiß. Wenn die Stunde kommt, die er für die rechte hält, dann wird er losschlagen; erst gegen die innern Feinde, hernach gegen die äußeren, die ihn noch weit empfindlicher beleidigt haben. Dieser Mann ist alles fähig, und wer weiß ob er nicht einst jenen Handschuh, der von allen möglichen Poignées de main so schmutzig geworden, der ganzen heiligen Allianz als Fehdehandschuh hinwirft. Es fehlt ihm wahrhaftig nicht an fürstlichem Selbstgefühl. Ihn, den ich kurz nach der Juliusrevoluzion mit Filzhut und Regenschirm sah, wie verändert erblickte ich ihn plötzlich am sechsten Junius voriges Jahr, als er die Republikaner bezwang. Es war nicht mehr der gutmüthige, schwammbäuchige Spießbürger, das lächelnde Fleischgesicht; sogar seine Korpulenz gab ihm plötzlich ein würdiges Ansehn, er warf das Haupt so kühn in die Höhe wie es jemals irgend einer seiner Vorfahren gethan, er erhob sich in dickster Majestät, jedes Pfund ein König. Als er aber dennoch fühlte, daß die Krone auf seinem Haupte noch nicht ganz fest saß und noch manches schlechte Wetter eintreten könnte: wie schnell hatte er wieder den alten Filzhut aufgestülpt und seinen alten Regenschirm zur Hand genommen! Wie bürgerlich, einige Tage nachher, bei der großen Revüe, grüßte er wieder Gevatter Schneider und Schuster, wie gab er wieder rechts und links die herzlichsten Poignées de main, und nicht bloß mit der Hand, sondern auch mit den Augen, mit den lächelnden Lippen, ja sogar mit dem Backenbart! Und dennoch dieser lächelnde, grüßende, bittende, flehende, gute Mann trug damals in seiner Brust vierzehn forts détachés.

„Diese Forts sind jetzt Gegenstand der bedenklichsten Fragen, und die Lösung derselben kann furchtbar werden und den ganzen Erdkreis erschüttern. Das ist wieder der Fluch der die klugen Leute ins Verderben stürzt, sie glau-

ben klüger zu sein als ganze Völker, und doch hat die Erfahrung gezeigt, daß die Massen immer richtig geurtheilt, und wo nicht die ganzen Pläne doch immer die Absichten ihrer Machthaber errathen. Die Völker sind allwissend, alldurchschauend; das Auge des Volkes ist das Auge Gottes. So hat das französische Volk mitleidig die Achsel gezuckt, als die Regierung ihm landesväterlichst vorheuchelte: sie wolle Paris befestigen, um es gegen die heilige Allianz vertheidigen zu können. Jeder fühlte, daß nur Ludwig Philipp sich selber befestigen wollte gegen Paris. Es ist wahr, der König hat Gründe genug, Paris zu fürchten, die Krone glüht ihm auf dem Haupte und versengt ihm das Toupet, so lange die große Flamme noch lodert in Paris, dem Foyer der Revoluzion. Aber warum gesteht er dieses nicht ganz offen? warum geberdet er sich noch immer als einen treuen Wächter dieser Flamme? Ersprießlicher wäre vielleicht für ihn das offene Bekenntniß an die Gewürzkrämer und sonstige Partheigenossen: daß er für sie und sich selber nicht stehen könne, so lange er nicht gänzlich Herr von Paris, daß er deshalb die Hauptstadt mit vierzehn Forts umgebe, deren Kanonen jeder Emeute gleich von oben herab Stillschweigen gebieten würden. Offenes Eingeständniß, daß es sich um seinen Kopf und alle Jüste-milieu-Köpfe handle, hätte vielleicht gute Wirkung hervorgebracht. Aber jezt sind nicht blos die Partheien der Oppoſizion, sondern auch die Boutiquiers und die meisten Anhänger des Jüste-milieu-Systems ganz verdrießlich über die forts détachés, und die Presse hat ihnen hinlänglich die Gründe aus einander gesetzt weshalb sie verdrießlich sind. Die meisten Boutiquiers sind nemlich jezt der Meinung, Ludwig Philipp sei ein ganz vortrefflicher König, er sei werth, daß man Opfer für ihn bringe, ja sich manchmal für ihn in Gefahr setze, wie am 5ten und 6ten Junius, wo sie ihrer 40,000 Mann in Gemeinschaft mit 20,000 Mann Linientruppen gegen mehrere hundert Republikaner ihr Leben gewagt haben: keineswegs jedoch sei Ludwig Philipp werth, daß man, um ihn zu behalten, bei späteren bedeutenderen Emeuten, ganz Paris, also sich selber nebst Weib und Kind und sämmtlichen Boutiquen in die Gefahr setzt von 14 Höhen herab zu Grunde geschossen zu werden. Man sei ja, meinen sie übrigens, seit funfzig Jahren an alle möglichen Revoluzionen gewöhnt, man habe sich ganz darauf einstudirt bei geringen Emeuten zu interveniren, damit die Ruhe gleich wieder hergestellt wird. Auch die Fremden, meinen sie, die reichen Fremden, die in Paris so viel Geld verzehren, hätten jezt eingesehen, daß eine Revoluzion für jeden ruhigen Zuschauer ungefährlich, daß dergleichen mit großer Ordnung, sogar mit großer Artigkeit statt finde, dergestalt, daß es für einen Ausländer noch ein besonderes Amüsement sei eine Revoluzion in Paris zu erleben. Umgäbe man aber Paris mit forts détachés, so würde die Furcht, daß man eines frühen Morgens zu Grunde geschossen werden könne, die Ausländer, die

Provinzialen, und nicht blos die Fremden, ſondern auch viele hier anſäſſige Rentiers aus Paris verſcheuchen; man würde dann weniger Zucker, Pfeffer und Pomade verkaufen und geringere Hausmiethe gewinnen; kurz Handel und Gewerbe würden zu Grunde gehn. Die Epiziers, die ſolcherweiſe für den Zins ihrer Häuſer, für die Kunden ihrer Boutiquen, und für ſich ſelbſt und ihre Familien zittern, ſind daher Gegner eines Projektes, wodurch Paris eine Feſtung wird, wodurch Paris nicht mehr das alte, heitere, ſorgloſe Paris bleibt. Andere, die zwar zum Jüſte-milieu gehören, aber den liberalen Prinzipien der Reveluzion nicht entſagt haben, und ſolche Prinzipien noch immer mehr lieben als Ludwig Philipp: dieſe wollen das Bürgerkönigthum vielmehr durch Inſtituzionen als durch eine Art von Bauwerken geſchützt ſehen, die allzu ſehr an die alte feudaliſtiſche Zeit erinnern, wo der Inhaber der Zitadelle die Stadt nach Willkühr beherrſchen konnte. Ludwig Philipp, ſagen ſie, ſei bis jetzt noch immer ein treuer Wächter der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, die man durch ſo viel Blut erkämpft; aber er ſei Menſch, und im Menſchen wohne immer ein geheimes Gelüſte nach abſoluter Herrſchaft. Im Beſitz der forts détachés, könne er ungeahndet, nach Willkühr, jede Laune befriedigen; er ſei alsdann weit unumſchränkter als es die Könige vor der Revoluzion jemals ſein mochten; dieſe hätten nur einzelne Unzufriedene in die Baſtille ſetzen können, Ludwig Philipp aber umgebe die ganze Stadt mit Baſtillen, er embaſtillire ganz Paris. Ja, wenn man auch der edlen Geſinnung des jetzigen Königs ganz ſicher wäre, ſo könne man doch nicht für die Geſinnungen ſeiner Nachfolger Bürge ſtehen, noch viel weniger für die Geſinnungen aller derjenigen, die ſich durch Liſt oder Zufall einſt in den Beſitz jener forts détachés ſetzen und Paris alsdann nach Willkühr beherrſchen könnten. Weit wichtiger noch als dieſe Einwürfe war eine andere Beſorgniß, die ſich von allen Seiten kund gab und ſogar diejenigen erſchütterte, die bis jetzt weder gegen noch für die Regierung, ja nicht einmal für oder gegen die Revoluzion Parthei genommen. Sie betraf das höchſte und wichtigſte Intereſſe des ganzen Volks, die Nazionalunabhängigkeit. Trotz aller franzöſiſchen Eitelkeit, die nie gern an 1814 und 1815 zurückdenkt, mußte man ſich doch heimlich geſtehen, daß eine dritte Invaſion nicht ſo ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit läge, daß dieſe forts détachés nicht blos den Alliirten kein allzugroßes Hinderniß ſein würden, wenn ſie Paris einnehmen wollten, ſondern daß ſie eben dieſer Forts ſich bemächtigen könnten, um Paris für ewige Zeiten im Zaum zu halten, oder wo nicht gar für immer in den Grund zu ſchießen. Ich referire hier nur die Meinung der Franzoſen, die ſich für überzeugt halten, daß einſt, bei der Invaſion, die fremden Truppen ſich wieder von Paris entfernt, weil ſie keinen Stützpunkt gegen die große Einwohnermaſſe gefunden, und daß jetzt die Fürſten, in der Tiefe ihrer Herzen, nichts

sehnlicheres wünschen, als Paris, das Foyer der Revoluzion von Grund aus zu zerstören. — —"

Sollte jetzt wirklich das Projekt der forts détachés für immer aufgegeben sein? Das weiß nur der Gott, der in die Nieren der Könige schaut.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß uns vielleicht der Parteigeist verblendet und der König wirklich die gemeinnützigsten Absichten hegt und sich nur gegen die heilige Allianz barikadiren will. Es ist aber unwahrscheinlich. Die heilige Allianz hat tausend Gründe vielmehr den Ludwig Philipp zu fürchten, und noch außerdem einen allerwichtigsten Hauptgrund seine Erhaltung zu wünschen. Denn erstens ist Ludwig Philipp der mächtigste Fürst in Europa, seine materiellen Kräfte werden verzehnfacht durch die ihnen innewohnende Beweglichkeit, und zehnfach, ja hunderfach stärker noch sind die geistigen Mittel worüber er nöthigenfalls gebieten könnte; und sollten dennoch die vereinigten Fürsten den Sturz dieses Mannes bewirken, so hätten sie selber die mächtigste und vielleicht letzte Stütze des Königthums in Europa umgestürzt. Ja, die Fürsten sollten dem Schöpfer der Kronen und Throne tagtäglich auf ihren Knieen dafür danken, daß Ludwig Philipp König von Frankreich ist. Schon haben sie einmal die Thorheit begangen, den Mann zu tödten, der am gewaltigsten die Republikaner zu bändigen vermochte, den Napoleon. O, mit Recht nennt Ihr Euch Könige von Gottes Gnade! Es war eine besondere Gnade Gottes, daß er den Königen noch einmal einen Mann schickte, der sie rettete, als wieder der Jakobinismus die Axt in Händen hatte, und das alte Königthum zu zertrümmern drohte; tödten die Fürsten auch diesen Mann, so kann ihnen Gott nicht mehr helfen. Durch die Sendung des Napoleon Bonaparte und des Ludwig Philipp Orleans, dieser zwei Mirakel, hat er dem Königthum zweimal seine Rettung angeboten. Denn Gott ist vernünftig und sieht ein, daß die republikanische Regierungsform sehr unpassend, unersprießlich und unerquicklich ist für das alte Europa. Und auch ich habe diese Einsicht. Aber wir können vielleicht beide nichts ausrichten gegen die Verblendung der Fürsten und Demagogen. Gegen die Dummheit kämpfen wir Götter selbst vergebens.

Ja es ist meine heiligste Ueberzeugung, daß das Republikenthum unpassend, unersprießlich und unerquicklich wäre für die Völker Europas, und gar unmöglich für die Deutschen. Als, in blinder Nachäffung der Franzosen, die deutschen Demagogen eine deutsche Republik predigten, und nicht blos die Könige, sondern auch das Königthum selbst, die letzte Garantie unserer Gesellschaft, mit wahnsinniger Wuth zu verlästern und zu schmähen suchten: da hielt ich es für Pflicht mich auszusprechen, wie es in vorstehenden Blättern, in Beziehung auf den 21. Januar geschehen ist. Obgleich mir seit dem 28. Ju-

nius des vorigen Jahrs mein Monarchismus etwas sauer gemacht wird, so habe ich doch jene Aeußerungen bei diesem erneuerten Druck nicht ausscheiden wollen. Ich bin stolz darauf, daß ich einst den Muth besessen weder durch Liebkosung und Intrigue, noch durch Drohung, mich fortreißen zu lassen in Unverstand und Irrsal. Wer nicht so weit geht als sein Herz ihn drängt und die Vernunft ihm erlaubt, ist eine Memme, wer weiter geht, als er gehen wollte, ist ein Sclave.

Gedichte.

Traum.

Mir träumte von einem ſchönen Kind,
Sie trug das Haar in Flechten;
Wir ſaßen unter der grünen Lind,
In blauen Sommernächten.

Wir hatten uns lieb und küßten uns gern,
Und koſteten Freuden und Leiden.
Es ſeufzten am Himmel die gelben Stern,
Sie ſchienen uns zu beneiden.

Ich bin erwacht und ſchau mich um,
Ich ſteh allein im Dunkeln.
Am Himmel droben, gleichgültig und ſtumm,
Seh' ich die Sterne funkeln.

Nachtrag zu dem Cyklus „Angelique."

(S. II. Band p. 111—114.)

Wie entwickeln ſich doch ſchnelle,
Aus der flüchtigſten Empfindung
Leidenſchaften ohne Grenzen
Und die zärtlichſte Verbindung!

Täglich wächſt zu dieſer Dame
Meines Herzens tiefſte Neigung,
Und daß ich in ſie verliebt ſei
Wird mir faſt zur Ueberzeugung.

Schön iſt ihre Seele. Freilich,
Das iſt immer eine Meinung
Sich'rer bin ich von der Schönheit
Ihrer äußeren Erſcheinung.

Dieſe Hüften! Dieſe Stirne!
Dieſe Naſe! Die Entfaltung
Dieſes Lächelns auf den Lippen!
Und wie gut iſt ihre Haltung!

Ach, wie ſchön biſt du, wenn traulich
Dein Gemüth ſich mir erſchließet,
Und von nobelſter Geſinnung
Deine Rede überfließet!

Wenn du mir erzählſt, wie immer
Du ſo groß und würdig dachteſt,
Wie dem Stolze deines Herzens
Du die größten Opfer brachteſt!

Wie man dich für Millionen
Nicht vermöchte zu erwerben —
Eh' du dich für Geld verkaufteſt,
Lieber würdeſt du ja ſterben!

Und ich ſteh' vor dir und höre,
Und ich höre dich zu Ende;
Wie ein ſtummes Bild des Glaubens
Falt' ich andachtsvoll die Hände. —

Fürchte nichts, geliebte Seele,
Ueberſicher biſt du hier;
Fürchte nicht, daß man uns ſtehle,
Ich verriegle ſchon die Thür.

Wie der Wind auch wüthend wehe,
Er gefährdet nicht das Haus;
Daß auch nicht ein Brand entſtehe,
Löſch' ich unſre Lampe aus.

Ach, erlaube daß ich winde
Meinen Arm um deinen Hals;
Man erkältet ſich geſchwinde
In Ermanglung eines Schawls.

Nachtrag zu dem Cyklus „Clariſſe.“

(S. II. Band p. 119—120).

Jetzt verwundet, krank und leidend,
In den ſchönſten Sommertagen,
Trag ich wieder, Menſchen meidend,
Nach dem Wald die bittern Klagen.

Die geſchwätz'gen Vögel ſchweigen
Mitleidsvoll in meiner Nähe;
In den dunkeln Lindenzweigen
Seufzt es mit, bei meinem Wehe.

In dem Thal, auf grünem Platze,
Setz' ich jammervoll mich nieder.
Katze, meine ſchöne Katze!
Jammert's aus den Bergen wieder.

Katze, meine ſchöne Katze,
Konnteſt du mich ſo verletzen,
Wie mit grimmer Tiegertatze
Mir das arme Herz zerfetzen.

Dieſes Herz war, ernſt und trübe,
Längſt verſchloſſen allem Glücke;
Ach, da traf mich neue Liebe,
Denn mich trafen deine Blicke.

Heimlich ſchienſt du zu miauen:
Glaube nicht daß ich dich kratze,
Wage nur mir zu vertrauen,
Ich bin eine gute Katze.

— — — — —
— —

Wälderfreie Nachtigallen
Singen wild und ohne Regel,
Beſſer müſſen dir gefallen
Flatternde Kanarienvögel.

Dieſe gelben zahmen Dinger
Seh' ich dich im Käfig füttern,
Und ſie picken an den Finger,
Wenn ſie deinen Zucker wittern.

Welch' gemüthlich zarte Scene!
Engel müſſen drob ſich freuen!
Und ich ſelbſt muß eine Thräne
Meiner tiefſten Rührung weihen.

Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeſchenk,
Mit Jubel und Muſiziren,
Dem Bräutchen und dem Bräutigam
Kommt er zu gratuliren.

Er bringt Jasmin und Röſelein,
Und Veilchen und duftige Kräutchen,
Und Selleri für den Bräutigam,
Und Spargel für das Bräutchen.

Schütz' Euch Gott vor Ueberhitzung,
Allzuſtarker Herzensklopfung,
Allzuriechbarlicher Schwitzung,
Und vor Magenüberſtopfung.

Wie am Tage Eurer Hochzeit,
Sei die Liebe Euch erfreulich,
Wenn Ihr längſt im Ehejoch' ſeid,
Und Eu'r Leib, er ſei gedeihlich.

Jetzt kannſt du mit vollem Recht,
Gutes Mädchen von mir denken:
Dieſer Menſch iſt wirklich ſchlecht,
Mich ſogar ſucht er zu kränken —

Mich, die niemals ihm geſagt
Was im G'ringſten ihn beleidigt,
Und wo man ihn angeklagt
Leidenſchaftlich ihn vertheidigt —

Mich, die im Begriffe ſtand'
Einſtens ihn ſogar zu lieben,
Hätt' er's nicht zu überſpannt,
Hätt' er's nicht zu toll getrieben!

Wie du knurrſt und lachſt und brüteſt,
Wie du dich verdrießlich windeſt,
Wenn du, ohne ſelbſt zu lieben,
Dennoch Eiferſucht empfindeſt!

Nicht die duftig rothe Roſe
Willſt du riechen oder küſſen,
Nein, du ſchnüffelſt an den Dornen,
Bis die Naſe dir zerriſſen.

Nachtrag zu dem Cyklus „Yolante und Marie."

(S. II. Band p. 120—122.)

Vor der Bruſt die trikoloren
Blumen, ſie bedeuten: frei,
Dieſes Herz iſt frei geboren,
Und es haßt die Sklaverei.

Königin Marie, die Vierte
Meines Herzens, höre jetzt:
Manche die vor dir regierte
Wurde ſchmählig abgeſetzt.

Aus den Memoiren

des

Herrn von Schnabelewopski.

Fragment.

Erſtes Kapitel.

Mein Vater hieß Schnabelewopski; meine Mutter hieß Schnabelewopska; als beider ehelicher Sohn wurde ich geboren den erſten April 1795 zu Schnabelewops. Meine Großtante, die alte Frau von Pipitzka, pflegte meine erſte Kindheit, und erzählte mir viele ſchöne Mährchen, und ſang mich oft in den Schlaf mit einem Liede, deſſen Worte und Melodie meinem Gedächtniſſe entfallen. Ich vergeſſe aber nie die geheimnißvolle Art, wie ſie mit dem zitternden Kopfe nickte, wenn ſie es ſang, und wie wehmüthig ihr großer einziger Zahn, der Einſiedler ihres Mundes, alsdann zum Vorſchein kam. Auch erinnere ich mich noch manchmal des Papagois, über deſſen Tod ſie ſo bitterlich weinte. Die alte Großtante iſt jetzt ebenfalls todt, und ich bin in der ganzen weiten Welt wohl der einzige Menſch, der an ihren lieben Papagoi noch denkt. Unſere Katze hieß Mimi und unſer Hund hieß Joli. Er hatte viel Menſchenkenntniß und ging mir immer aus dem Wege, wenn ich zur Peitſche griff. Eines Morgens ſagte unſer Bedienter: der Hund trage den Schwanz etwas eingekniffen zwiſchen den Beinen und laſſe die Zunge länger als gewöhnlich hervorhängen; und der arme Joli wurde, nebſt einigen Steinen, die man ihm an den Hals feſtband, ins Waſſer geworfen. Bei dieſer Gelegenheit ertrank er. Unſer Bedienter hieß Prrſchßztwitſch. Man muß dabei nießen, wenn man dieſen Namen ganz richtig ausſprechen will. Unſere Magd hieß Swurtſzska, welches im Deutſchen etwas rauh, im Polniſchen aber äußerſt melodiſch klingt. Es war eine dicke unterſetzte Perſon mit weißen Haaren und blonden Zähnen. Außerdem liefen noch zwei ſchöne ſchwarze Augen im Hauſe herum, welche man Seraphine nannte. Es war mein ſchönes herzliebes Mühmelein, und wir ſpielten zuſammen im Garten und belauſchten die Haushaltung der Ameiſen, und haſchten Schmetterlinge, und pflanzten Blumen. Sie lachte einſt wie toll, als ich meine kleine Strümpfchen in die Erde pflanzte, in der Meinung, daß ein paar große Hoſen für meinen Vater daraus hervorwachſen würden.

Mein Vater war die gütigſte Seele von der Welt und war lange Zeit ein wunderſchöner Mann; der Kopf gepudert, hinten ein niedlich geflochtenes Zöpfchen, das nicht herabhing, ſondern mit einem Kämmchen von Schildkröte auf dem Scheitel befeſtigt war. Seine Hände waren blendend weiß und ich küßte ſie oft. Es iſt mir, als röche ich noch ihren ſüßen Duft und er dränge mir ſtechend ins Auge. Ich habe meinen Vater ſehr geliebt; denn ich habe nie daran gedacht, daß er ſterben könne.

Mein Großvater, väterlichen Seite, war der alte Herr von Schnabelewopski; ich weiß gar nichts von ihm, außer daß er ein Menſch und daß mein Vater

sein Sohn war. Mein Großvater, mütterlicher Seite, war der alte Herr von Wirsrnski, und er ist abgemalt in einem scharlachrothen Sammetrock und einem langen Degen, und meine Mutter erzählte mir oft, daß er einen Freund hatte, der einen grünseidenen Rock, rosaseidene Hosen und weißseidene Strümpfe trug, und wüthend den kleinen Chapeaubas hin- und herschwenkte, wenn er vom König von Preußen sprach.

Meine Mutter, Frau von Schnabelewopska, gab mir, als ich heranwuchs, eine gute Erziehung. Sie hatte viel gelesen; als sie mit mir schwanger ging, las sie fast ausschließlich den Plutarch, und hat sich vielleicht an einem von dessen großen Männern versehen; wahrscheinlich an einem von den Grachen. Daher meine mystische Sehnsucht, das agrarische Gesetz in moderner Form zu verwirklichen. Mein Freiheits- und Gleichheitssinn ist vielleicht solcher mütterlicher Vorlektüre beizumessen. Hätte meine Mutter damals das Leben der Cartuch gelesen, so wäre ich vielleicht ein großer Banquier geworden. Wie oft, als Knabe, versäumte ich die Schule, um auf den schönen Wiesen von Schnabelewops einsam darüber nachzudenken, wie man die ganze Menschheit beglücken könnte. Man hat mich deshalb oft einen Müssiggänger gescholten und als solchen bestraft; und für meine Weltbeglückungsgedanken mußte ich schon damals viel Leid und Noth erdulden. Die Gegend um Schnabelewops ist übrigens sehr schön, es fließt dort ein Flüßchen, worin man des Sommers sehr angenehm badet, auch giebt es allerliebste Vogelnester in den Gehölzen des Ufers. Das alte Gnesen, die ehemalige Hauptstadt von Polen, ist nur drei Meilen davon entfernt. Dort im Dom ist der heilige Adalbert begraben. Dort steht sein silberner Sarkophag, und darauf liegt sein eigenes Conterfei, in Lebensgröße, mit Bischofmütze und Krummstab, die Hände fromm gefaltet, und alles von gegossenem Silber. Wie oft muß ich deiner gedenken, du silberner Heiliger! Ach, wie oft schleichen meine Gedanken nach Polen zurück, und ich stehe wieder in dem Dome von Gnesen, an den Pfeiler gelehnt, bei dem Grabmal Adalberts! Dann rauscht auch wieder die Orgel, als probire der Organist ein Stück aus Allegris Miserere; in einer fernen Kapelle wird eine Messe gemurmelt; die letzten Sonnenlichter fallen durch die bunten Fensterscheiben; die Kirche ist leer; nur vor dem silbernen Grabmal des Heiligen liegt eine betende Gestalt, ein wunderholdes Frauenbild, das mir einen raschen Seitenblick zuwirft, aber ebenso rasch sich wieder gegen den Heiligen wendet und mit ihren sehnsüchtig schlauen Lippen die Worte flüstert: „ich bete dich an!“

In demselben Augenblick, als ich diese Worte hörte, klingelte in der Ferne der Meßner, die Orgel rauschte mit schwellendem Ungestüm, das holde Frauenbild erhob sich von den Stufen des Grabmals, warf ihren weißen Schleier über das erröthende Antlitz, und verließ den Dom.

„Ich bete dich an!“ Galten diese Worte mir oder dem silbernen Adalbert?

Gegen dieſen hatte ſie ſich gewendet, aber nur mit dem Antlitz. Was bedeutet jener Seitenblick, den ſie mir vorher zugeworfen und deſſen Strahlen ſich über meine Seele ergoſſen, gleich einem langen Lichtſtreif, den der Mond über das nächtliche Meer dahingießt, wenn er aus dem Wolkendunkel hervortritt und ſich ſchnell wieder dahinter verbirgt. In meiner Seele, die eben ſo düſter wie das Meer, weckte jener Lichtſtreif alle die Ungethüme, die im tiefen Grunde ſchliefen, und die tollſten Haifiſche und Schwertfiſche der Leidenſchaft ſchoſſen plötzlich empor, und tummelten ſich, und biſſen ſich vor Wonne in die Schwänze, und dabei brauſte und kreiſchte immer gewaltiger die Orgel, wie Sturmgetöſe auf der Nordſee.

Den andern Tag verließ ich Polen.

Zweites Kapitel.

Meine Mutter packte ſelbſt meinen Koffer; mit jedem Hemde hat ſie auch eine gute Lehre hineingepackt. Die Wäſcherinnen haben mir ſpäterhin alle dieſe Hemde mitſammt den guten Lehren vertauſcht. Mein Vater war tief bewegt; und er gab mir einen langen Zettel, worin er artikelweis aufgeſchrieben, wie ich mich in dieſer Welt zu verhalten habe. Der erſte Artikel lautete: daß ich jeden Dukaten zehnmal herumdrehen ſolle, ehe ich ihn ausgäbe. Das befolgte ich auch im Anfang; nachher wurde mir das beſtändige Herumdrehen viel zu mühſam. Mit jenem Zettel überreichte mir mein Vater auch die dazu gehörigen Dukaten. Dann nahm er eine Scheere, ſchnitt damit das Zöpfchen von ſeinem lieben Haupte, und gab mir das Zöpfchen zum Andenken. Ich beſitze es noch und weine immer wenn ich die gepuderten feinen Härchen betrachte — —

Die Nacht vor meiner Abreiſe hatte ich folgenden Traum:

Ich ging einſam ſpazieren in einer heiter ſchönen Gegend am Meer. Es war Mittag und die Sonne ſchien auf das Waſſer, daß es wie lauter Diamanten funkelte. Hie und da, am Geſtade, erhob ſich eine große Aloe, die ſehnſüchtig ihre grünen Arme nach dem ſonnigen Himmel emporſtreckte. Dort ſtand auch eine Trauerweide, mit lang herabhängenden Treſſen, die ſich jedesmal empor hoben, wenn die Wellen heranſpielten, ſo daß ſie alsdann wie eine junge Nixe ausſah, die ihre grünen Locken in die Höhe hebt, um beſſer hören zu können, was die verliebten Luftgeiſter ihr ins Ohr flüſtern. In der That, das klang manchmal wie Seufzer und zärtliches Gekoſe. Das Meer erſtrahlte immer blühender und lieblicher, immer wohllautender rauſchten die Wellen, und auf den rauſchenden glänzenden Wellen ſchritt einher der ſilberne Adalbert, ganz wie ich ihn im gneſener Dome geſehen, den ſilbernen Krummſtab in der

ſilbernen Hand, die ſilberne Biſchofmütze auf dem ſilbernen Haupte, und er winkte mir mit der Hand und er nickte mir mit dem Haupte, und endlich, als er mir gegenüberſtand, rief er mir zu, mit unheimlicher Silberſtimme: ———

Ja, die Worte habe ich wegen des Wellengeräuſches nicht hören können. Ich glaube aber mein ſilberner Nebenbuhler hat mich verhöhnt. Denn ich ſtand noch lange am Strande und weinte, bis die Abenddämmerung heranbrach und Himmel und Meer trüb und blaß wurden, und traurig über alle Maaßen. Es ſtieg die Fluth. Aloe und Weide krachten und wurden fortgeſchwemmt von den Wogen, die manchmal haſtig zurückliefen und deſto ungeſtümer wieder heranſchwollen, toſend, ſchaurig, in ſchaumweißen Halbkreiſen. Dann aber auch hörte ich ein taktförmiges Geräuſch, wie Ruderſchlag, und endlich ſah ich einen Kahn mit der Brandung herantreiben. Vier weiße Geſtalten, fahle Todtengeſichter, eingehüllt in Leichentüchern, ſaßen darin und ruderten mit Anſtrengung. In der Mitte des Kahnes ſtand ein blaſſes aber unendlich ſchönes Frauenbild, unendlich zart, wie geformt aus Lilienduft — und ſie ſprang ans Ufer. Der Kahn mit ſeinen geſpenſtiſchen Ruderknechten ſchoß pfeilſchnell wieder zurück ins hohe Meer, und in meinen Armen lag Panna Jadviga und weinte und lachte: ich bete dich an.

Drittes Kapitel.

Mein erſter Ausflug, als ich Schnabelewops verließ, war nach Deutſchland, und zwar nach Hamburg, wo ich ſechs Monat blieb, ſtatt gleich nach Leyden zu reiſen und mich dort nach dem Wunſche meiner Eltern, dem Studium der Gottesgelahrtheit zu ergeben. Ich muß geſtehen, daß ich während jenes Semeſters mich mehr mit weltlichen Dingen abgab als mit göttlichen.

Die Stadt Hamburg iſt eine gute Stadt; lauter ſolide Häuſer. Hier herrſcht nicht der ſchändliche Makbeth, ſondern hier herrſcht Banko. Der Geiſt Bankos herrſcht überall in dieſem kleinen Freiſtaate, deſſen ſichtbares Oberhaupt ein hoch- und wohlweiſer Senat. In der That, es iſt ein Freiſtaat und hier findet man die größte politiſche Freiheit. Die Bürger können hier thun was ſie wollen und der hoch- und wohlweiſe Senat kann hier ebenfalls thun was er will; jeder iſt hier freier Herr ſeiner Handlungen. Es iſt eine Republik. Hätte Lafayette nicht das Glück gehabt den Ludwig Philipp zu finden, ſo würde er gewiß ſeinen Franzoſen die hamburgiſchen Senatoren und Oberalten empfohlen haben. Hamburg iſt die beſte Republik. Seine Sitten ſind engliſch und ſein Eſſen iſt himmliſch. Wahrlich, es giebt Gerichte zwiſchen dem Wandrahmen und dem Dreckwall, wovon unſere Philoſophen keine Ahnung haben. Die Hamburger ſind gute Leute und eſſen gut. Ueber Religion,

Politik und Wissenschaft sind ihre respektiven Meinungen sehr verschieden, aber in Betreff des Essens herrscht das schönste Einverständniß. Mögen die christlichen Theologen dort noch so sehr streiten über die Bedeutung des Abendmahls; über die Bedeutung des Mittagsmahls sind sie ganz einig. Mag es unter den Juden dort eine Partei geben, die das Tischgebet auf deutsch spricht, während eine andere es auf Hebräisch absingt; beide Parteien essen und essen gut und wissen das Essen gleich richtig zu beurtheilen. Die Advokaten, die Bratenwender der Gesetze, die solange die Gesetze wenden und anwenden bis ein Braten für sie dabei abfällt, diese mögen noch so sehr streiten: ob die Gerichte öffentlich sein sollen oder nicht; darüber sind sie einig, daß alle Gerichte gut sein müssen, und jeder von ihnen hat sein Leibgericht. Das Militär denkt gewiß ganz tapfer spartanisch, aber von der schwarzen Suppe will es doch nichts wissen. Die Aerzte, die in der Behandlung der Krankheiten so sehr uneinig sind und die dortige Nazionalkrankheit (nemlich Magenbeschwerden) als Brauniaaner durch noch größere Porzionen Rauchfleisch, oder als Homöopathen durch $^1/_{10,000}$ Tropfen Absinth in einer großen Kumpe Mokturtelsuppe zu kuriren pflegen, diese Aerzte sind ganz einig, wenn von dem Geschmacke der Suppe und des Rauchfleisches selbst die Rede ist. Hamburg ist die Vaterstadt des letztern, des Rauchfleisches, und rühmt sich dessen, wie Mainz sich seines Johann Fausts und Eisleben sich seines Luthers zu rühmen pflegt. Aber was bedeutet die Buchdruckerei und die Reformazion in Vergleich mit Rauchfleisch? Ob beide ersteren genutzt oder geschadet, darüber streiten zwei Parteien in Deutschland; aber sogar unsere eifrigsten Jesuiten sind eingeständig, daß das Rauchfleisch eine gute, für den Menschen heilsame Erfindung ist.

Hamburg ist erbaut von Carl dem Großen und wird bewohnt von 80,000 kleinen Leuten, die alle mit Carl dem Großen, der in Aachen begraben liegt, nicht tauschen würden. Vielleicht beträgt die Bevölkerung von Hamburg gegen 100,000; ich weiß es nicht genau, obgleich ich ganze Tage lang auf den Straßen ging um mir dort die Menschen zu betrachten. Auch habe ich gewiß manchen Mann übersehen, indem die Frauen meine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Letztere fand ich durchaus nicht mager, sondern meistens sogar korpulent, mitunter reizend schön, und im Durchschnitt, von einer gewissen wohlhabenden Sinnlichkeit, die mir bei Leibe! nicht mißfiel. Wenn sie in der romantischen Liebe sich nicht allzuschwärmerisch zeigen und von der großen Leidenschaft des Herzens wenig ahnen: so ist das nicht ihre Schuld, sondern die Schuld Amors, des kleinen Gottes, der manchmal die schärfsten Liebespfeile auf seinen Bogen legt, aber aus Schalkheit oder Ungeschick viel zu tief schießt, und statt des Herzens der Hamburgerinnen nur ihren Magen zu treffen pflegt. Was die Männer betrifft, so sah ich meistens untersetzte Gestalten, verständige kalte Augen, kurze Stirn, nachlässig herabhängende, rothe Wangen,

die Eßwerkzeuge besonders ausgebildet, der Hut wie festgenagelt auf dem Kopfe, und die Hände in beiden Hosentaschen, wie einer der eben fragen will: was hab' ich zu bezahlen?

Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören: 1) das alte Rathhaus, wo die großen Hamburger Banquiers, aus Stein gemeißelt und mit Zepter und Reichsapfel in Händen, abkonterfeit stehen. 2) die Börse, wo sich täglich die Söhne Hammonias versammeln, wie einst die Römer auf dem Forum, und wo über ihren Häuptern eine schwarze Ehrentafel hängt mit den Namen ausgezeichneter Mitbürger. 3) Die schöne Marianne, ein außerordentlich schönes Frauenzimmer, woran der Zahn der Zeit schon seit zwanzig Jahren kaut — Nebenbei gesagt, „der Zahn der Zeit" ist eine schlechte Metapher, denn sie ist so alt, daß sie gewiß keine Zähne mehr hat, nemlich die Zeit — die schöne Marianne hat vielmehr jetzt noch alle ihre Zähne und noch immer Haare darauf, nemlich auf den Zähnen. 4) Die ehemalige Centralkasse. 5) Altona. 6) Die Originalmanuskripte von Marrs Tragödien. 7) Der Eigenthümer des Rödingschen Cabinets. 8) Die Börsenhalle. 9) Die Bachushalle, und endlich 10) das Stadttheater. Letzteres verdient besonders gepriesen zu werden, seine Mitglieder sind lauter gute Bürger, ehrsame Hausväter, die sich nicht verstellen können und niemanden täuschen, Männer die das Theater zum Gotteshause machen, indem sie den Unglücklichen, der an der Menschheit verzweifelt, aufs wirksamste überzeugen, daß nicht alles in der Welt eitel Heuchelei und Verstellung ist.

Bei Aufzählung der Merkwürdigkeiten der Republik Hamburg kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß, zu meiner Zeit, der Apollosaal auf der Drehbahn sehr brillant war. Jetzt ist er sehr heruntergekommen, und es werden dort philharmonische Concerte gegeben, Taschenspielerkünste gezeigt und Naturforscher gefüttert. Einst war es anders! Es schmetterten die Trompeten, es wirbelten die Pauken, es flatterten die Straußfedern, und Heloise und Minka rannen durch die Reihen der Oginskipolonaise, und alles war sehr anständig. Schöne Zeit, wo mir das Glück lächelte! Und das Glück hieß Heloise! Es war ein süßes, liebes, beglückendes Glück mit Rosenwangen, Liliennäschen, heißduftigen Nelkenlippen, Augen wie der blaue Bergsee, aber etwas Dummheit lag auf der Stirne, wie ein trüber Wolkenflor über einer prangenden Frühlingslandschaft. Sie war schlank wie eine Pappel und lebhaft wie ein Vogel, und ihre Haut war so zart, daß sie zwölf Tage geschwollen blieb durch den Stich einer Haarnadel. Ihr Schmollen, als ich sie gestochen hatte, dauerte aber nur zwölf Sekunden, und dann lächelte Sie — schöne Zeit, als das Glück mir lächelte! Minka lächelte seltener, denn sie hatte keine schöne Zähne. Desto schöner aber waren ihre Thränen, wenn sie weinte, und sie weinte bei jedem fremden Unglück und sie war wohlthätig über alle Begriffe. Den Ar-

men gab sie ihren letzten Schilling; sie war sogar oft in der Lage wo sie ihr letztes Hemd weggab, wenn man es verlangte. Sie war so seelengut. Sie konnte nichts abschlagen, ausgenommen ihr Wasser. Dieser weiche, nachgiebige Charakter kontrastirte gar lieblich mit ihrer äußeren Erscheinung. Eine kühne, junonische Gestalt; weißer frecher Nacken, umringelt von wilden schwarzen Locken, wie von wollüstigen Schlangen; Augen, die unter ihren düsteren Siegesbogen so weltbeherrschend strahlten; purpurstolze, hochgewölbte Lippen; marmorne, gebietende Hände, worauf leider einige Sommersprossen; auch hatte sie, in der Form eines kleinen Dolchs, ein braunes Muttermahl an der linken Hüfte.

Wenn ich dich in sogenannte schlechte Gesellschaft gebracht, lieber Leser, so tröste dich damit, daß sie dir wenigstens nicht so viel gekostet wie mir. Doch wird es später in diesem Buche nicht an idealischen Frauenspersonen fehlen, und schon jetzt will ich dir, zur Erholung, zwei Anstandsdamen vorführen, die ich damals kennen und verehren lernte. Es ist Madame Pieper und Madame Schnieper. Erstere war eine schöne Frau in ihren reifsten Jahren, große schwärzliche Augen, eine große weiße Stirne, schwarze falsche Locken, eine kühne altrömische Nase, und ein Maul, das eine Guillotine war für jeden guten Namen. In der That, für einen Namen gab es keine leichtere Hinrichtungsmaschine als Madame Piepers Maul; sie ließ ihn nicht lange zappeln, sie machte keine langwichtige Vorbereitungen; war der beste gute Name zwischen ihre Zähne gerathen, so lächelte sie nur — aber dieses Lächeln war wie ein Fallbeil, und die Ehre war abgeschnitten und fiel in den Sack. Sie war immer ein Muster von Anstand, Ehrsamkeit, Frömmigkeit und Tugend. Von Madame Schnieper ließ sich dasselbe rühmen. Es war eine zarte Frau, kleine ängstliche Brüste, gewöhnlich mit einem wehmüthig dünnen Flor umgeben, hellblonde Haare, hellblaue Augen, die entsetzlich klug hervorstachen aus dem weißen Gesichte. Es hieß man könne ihren Tritt nie hören, und wirklich, ehe man sich dessen versah, stand sie oft neben einem, und verschwand dann wieder eben so geräuschlos. Ihr Lächeln war ebenfalls tödtlich für jeden guten Namen, aber minder wie ein Beil, als vielmehr wie jener afrikanische Giftwind, von dessen Hauch schon alle Blumen verwelken; elendiglich verwelken mußte jeder gute Name, über den sie nur leise hinlächelte. Sie war immer ein Muster von Anstand, Ehrsamkeit, Frömmigkeit und Tugend.

Ich würde nicht ermangeln, mehre von den Söhnen Hammonias ebenfalls hervorzuloben und einige Männer, die man ganz besonders hochschätzt — namentlich diejenigen, welche man auf einige Millionen Mark Banko zu schätzen pflegt — aufs prächtigste zu rühmen; aber ich will in diesem Augenblick meinen Enthusiasmus unterdrücken, damit er späterhin in desto helleren Flammen emporlodere. Ich habe nemlich nichts Geringeres im Sinn, als einen

Ehrentempel Hamburgs herauszugeben, ganz nach demſelben Plane, welchen ſchon vor zehn Jahren ein berühmter Schriftſteller entworfen hat, der in dieſer Abſicht jeden Hamburger aufforderte, ihm ein ſpezifizirtes Inventarium ſeiner ſpeziellen Tugenden, nebſt einem Spezies-Thaler, aufs ſchleunigſte einzuſenden. Ich habe nie recht erfahren können, warum dieſer Ehrentempel nicht zur Ausführung kam; denn die Einen ſagten, der Unternehmer, der Ehrenmann, ſei, als er kaum von Aaron bis Abendroth gekommen und gleichſam die erſten Klötze eingerammt, von der Laſt des Materials ſchon ganz erdrückt worden; die Anderen ſagten, der hoch- und wohlweiſe Senat habe aus allzugroßer Beſcheidenheit das Projekt hintertrieben, indem er dem Baumeiſter ſeines eignen Ehrentempels plötzlich die Weiſung gab, binnen vier und zwanzig Stunden das hamburgiſche Gebiet mit allen ſeinen Tugenden zu verlaſſen. Aber gleichviel aus welchem Grunde, das Werk iſt nicht zu Stande gekommen; und da ich ja doch einmal, aus angeborener Neigung, etwas Großes thun wollte in dieſer Welt und immer geſtrebt habe das Unmögliche zu leiſten: ſo habe ich jenes ungeheure Projekt wieder aufgefaßt und ich liefere einen Ehrentempel Hamburgs, ein unſterbliches Rieſenbuch, worin ich die Herrlichkeit ſeiner Einwohner ohne Ausnahme beſchreibe, worin ich edle Züge von geheimer Mildthätigkeit mittheile, die noch gar nicht in der Zeitung geſtanden, worin ich Großthaten erzähle, die keiner glauben wird, und worin mein eignes Bildniß, wie ich auf dem Jungfernſtieg vor dem Schweizerpavillon ſitze und über Hamburgs Verherrlichung nachdenke, als Vignette paradiren ſoll.

Viertes Kapitel.

Für Leſer, denen die Stadt Hamburg nicht bekannt iſt — und es giebt deren vielleicht in China und Ober-Bayern — für dieſe muß ich bemerken: daß der ſchönſte Spaziergang der Söhne und Töchter Hammonias den rechtmäßigen Namen Jungfernſtieg führt; daß er aus einer Lindenallee beſteht, die auf der einen Seite von einer Reihe Häuſer, auf der anderen Seite von dem großen Alſterbaſſin begrenzt wird; und daß vor letzteren, ins Waſſer hineingebaut, zwei zeltartige luſtige Kaffeehäuslein ſtehen, die man Pavillons nennt. Beſonders vor dem einen, dem ſogenannten Schweizerpavillon, läßt ſich gut ſitzen wenn es Sommer iſt und die Nachmittagsſonne nicht zu wild glüht, ſondern nur heiter lächelt und mit ihrem Glanze die Linden, die Häuſer, die Menſchen, die Alſter und die Schwäne, die ſich darauf wiegen, faſt mährchenhaft lieblich übergießt. Da läßt ſich gut ſitzen, und da ſaß ich gut, gar manchen Sommernachmittag, und dachte, was ein junger Menſch zu denken pflegt,

nemlich gar nichts, und betrachtete, was ein junger Menſch zu betrachten pflegt, nemlich die jungen Mädchen, die vorübergingen — und da flatterten ſie vorüber jene holden Weſen mit ihren geflügelten Häubchen und ihren verdeckten Körbchen, worin nichts enthalten iſt — da trippelten ſie dahin, die bunten Vierländerinnen, die ganz Hamburg mit Erdbeeren und eigener Milch verſehen, und deren Röcke noch immer viel zu lang ſind — da ſtolzierten die ſchönen Kaufmannstöchter, mit deren Liebe man auch ſo vieles baares Geld bekömmt — da hüpft eine Amme, auf den Armen ein roſiges Knäbchen, das ſie beſtändig küßt, während ſie an ihren Geliebten denkt — da wandeln Prieſterinnen der ſchaumentſtiegenen Göttin, hanſeatiſche Veſtalen, Dianen die auf die Jagd gehn, Nayaden, Dryaden, Hamadryaden und ſonſtige Predigerstöchter — ach! da wandelt auch Minka und Heloiſa! Wie oft ſaß ich vor dem Pavillon und ſah ſie vorüberwandeln in ihren roſageſtreiften Roben — die Elle koſtet 4 Mark und 3 Schilling und Herr Seeligman hat mir verſichert, die Roſaſtreifen würden im Waſchen die Farbe behalten — Prächtige Dirnen! riefen dann die tugendhaften Jünglinge, die neben mir ſaßen — Ich erinnere mich, ein großer Aſſekuradeur, der immer wie ein Pfingſtochs geputzt ging, ſagte einſt: die Eine möcht ich mir mal als Frühſtück und die Andere als Abendbrot zu Gemüthe führen, und ich würde an ſolchem Tage gar nicht zu Mittag ſpeiſen — Sie iſt ein Engel! ſagte einſt ein Seekapitän ganz laut, ſo daß ſich beide Mädchen zu gleicher Zeit umſahen, und ſich dann einander eiferſüchtig anblickten — Ich ſelber ſagte nie etwas, und ich dachte meine ſüßeſten Garnichtsgedanken, und betrachtete die Mädchen, und den heiter ſanften Himmel, und den langen Petrithurm mit der ſchlanken Taille, und die ſtille blaue Alſter, worauf die Schwäne ſo ſtolz und ſo lieblich und ſo ſicher umherſchwammen. Die Schwäne! Stundenlang konnte ich ſie betrachten, dieſe holden Geſchöpfe mit ihren ſanften langen Hälſen, wie ſie ſich üppig auf den weichen Fluthen wiegten, wie ſie zuweilen ſelig untertauchten und wieder auftauchten, und übermüthig plätſcherten, bis der Himmel dunkelte, und die goldnen Sterne hervortraten, verlangend, verheißend, wunderbar zärtlich, verklärt. Die Sterne! Sind es goldne Blumen am bräutlichen Buſen des Himmels? Sind es verliebte Engelsaugen, die ſich ſehnſüchtig ſpiegeln in den blauen Gewäſſern der Erde und mit den Schwänen buhlen?

— — — Ach! das iſt nun lange her. Ich war damals jung und thöricht. Jetzt bin ich alt und thöricht. Manche Blume iſt unterdeſſen verwelkt und manche ſogar zertreten worden. Manches ſeidne Kleid iſt unterdeſſen zerriſſen, und ſogar der roſageſtreifte Kattun des Herrn Seeligman hat unterdeſſen die Farbe verloren. Er ſelbſt aber iſt ebenfalls verblichen — die Firma iſt jetzt „Seeligmans ſeelige Wittwe" — und Heloiſa, das ſanfte Weſen, das geſchaffen ſchien nur auf weichbeblümten indiſchen Teppichen zu wandeln und

mit Pfauenfedern gefächelt zu werden, ſie ging unter in Matroſenlärm, Punſch, Tabacksrauch und ſchlechter Muſik. Als ich Minka wiederſah — ſie nannte ſich jetzt Kathinka und wohnte zwiſchen Hamburg und Altona — da ſah ſie aus wie der Tempel Salomonis als ihn Nebukadnezar zerſtört hatte und roch nach aſſyriſchem Knaſter — und als ſie mir Heloiſas Tod erzählte, weinte ſie bitterlich und riß ſich verzweiflungsvoll die Haare aus, und wurde ſchier ohnmächtig, und mußte ein großes Glas Branntewein austrinken, um zur Beſinnung zu kommen.

Und die Stadt ſelbſt, wie war ſie verändert! Und der Jungfernſtieg! Der Schnee lag auf den Dächern und es ſchien, als hätten ſogar die Häuſer gealtert und weiße Haare bekommen. Die Linden des Jungfernſtiegs waren nur todte Bäume mit dürren Aeſten, die ſich geſpenſtiſch im kalten Winde bewegten. Der Himmel war ſchneidend blau und dunkelte haſtig. Es war Sonntag, fünf Uhr, die alte Fütterungsſtunde, und die Wagen rollten, Herren und Damen ſtiegen aus, mit einem gefrornen Lächeln auf den hungrigen Lippen — Entſetzlich! in dieſem Augenblick durchſchauerte mich die ſchreckliche Bemerkung, daß ein unergründlicher Blödſinn auf allen dieſen Geſichtern lag, und daß alle Menſchen, die eben vorbeigingen in einem wunderbaren Wahnwitz befangen ſchienen. Ich hatte ſie ſchon vor zwölf Jahren, um dieſelbe Stunde, mit denſelben Mienen, wie die Puppen einer Rathhausuhr, in derſelben Bewegung geſehen, und ſie hatten ſeitdem ununterbrochen in derſelben Weiſe gerechnet, die Börſe beſucht, ſich einander eingeladen, die Kinnbacken bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt, und wieder gerechnet: zwei mal zwei iſt vier — Entſetzlich! rief ich, wenn einem von dieſen Leuten, während er auf dem Contoirbock ſäße, plötzlich einfiele, daß zwei mal zwei eigentlich fünf ſei, und daß er alſo ſein ganzes Leben verrechnet und ſein ganzes Leben in einem ſchauderhaften Irrthum vergeudet habe! Auf einmal aber ergriff mich ſelbſt ein närriſcher Wahnſinn, und als ich die vorüberwandelnden Menſchen genauer betrachtete, kam es mir vor, als ſeien ſie ſelber nichts anderes als Zahlen, als arabiſche Chiffern; und da ging eine krummfüßige Zwei neben einer fatalen Drei, ihrer ſchwangeren und vollbuſigen Frau Gemahlin; dahinter ging Herr Vier auf Krücken; einherwatſchelnd kam eine fatale Fünf, rundbäuchig mit kleinem Köpfchen; dann kam eine wohlbekannte kleine Sechſe und eine noch wohlbekanntere böſe Sieben — doch als ich die unglückliche Acht, wie ſie vorüberſchwankte ganz genau betrachtete, erkannte ich den Aſſekuradeur der ſonſt wie ein Pfingſtochs geputzt ging, jetzt aber wie die magerſte von Pharaos mageren Kühen ausſah — blaſſe hohle Wangen, wie ein leerer Suppenteller, kaltrothe Naſe, wie eine Winterroſe, abgeſchabter ſchwarzer Rock, der einen kümmerlich weißen Wiederſchein gab, ein Hut, worin Saturn mit der Senſe einige Luftlöcher geſchnitten, doch die Stiefel noch immer ſpiegelblank gewichſt — und er ſchien nicht mehr daran zu denken, Heloiſa und

Minka als Frühstück und Abendbrot zu verzehren, er schien sich vielmehr nach einem Mittagsessen von gewöhnlichem Rindfleisch zu sehnen. Unter den vorüberrollenden Nullen erkannte ich noch manchen alten Bekannten. Diese und die anderen Zahlenmenschen rollten vorüber, hastig und hungrig, während unfern, längst den Häusern des Jungfernstiegs, noch grauenhafter drollig, ein Leichenzug sich hinbewegte. Ein trübsinniger Mummenschanz! hinter den Trauerwagen, einherstelzend auf ihren dünnen schwarzseidenen Beinchen, gleich Marionetten des Todes, gingen die wohlbekannten Rathsdiener, privilegirte Leidtragende in parodirt altburgundischem Costüm; kurze schwarze Mäntel und schwarze Pluderhosen, weiße Perücken und weiße Halsbergen, wozwischen die rothen bezahlten Gesichter gar possenhaft hervorgucken, kurze Stahldegen an den Hüften, unterm Arm ein grüner Regenschirm.

Aber noch unheimlicher und verwirrender als diese Bilder, die sich wie ein chinesisches Schattenspiel, schweigend vorbeibewegten, waren die Töne, die von einer andern Seite in mein Ohr drangen. Es waren heisere, schnarrende, metallose Töne, ein unsinniges Kreischen, ein ängstliches Plätschern und verzweifelndes Schlürfen, ein Keichen und Schollern, ein Stöhnen und Aechzen, ein unbeschreibbar eiskalter Schmerzlaut. Das Bassin der Alster war zugefroren, nur nahe am Ufer war ein großes breites Viereck in der Eisdecke ausgehauen, und die entsetzlichen Töne, die ich eben vernommen, kamen aus den Kehlen der armen weißen Geschöpfe, die darin herumschwammen und in entsetzlicher Todesangst schrieen und ach! es waren dieselben Schwäne, die einst so weich und heiter meine Seele bewegten. Ach! die schönen weißen Schwäne, man hatte ihnen die Flügel gebrochen, damit sie im Herbst nicht auswandern konnten, nach dem warmen Süden und jetzt hielt der Norden sie festgebannt in seinen dunkeln Eisgruben — und der Markör des Pavillons meinte, sie befänden sich wohl darin und die Kälte sei ihnen gesund. Das ist aber nicht wahr, es ist einem nicht wohl, wenn man ohnmächtig in einem kalten Pfuhl eingekerkert ist, fast eingefroren, und einem die Flügel gebrochen sind, und man nicht fortfliegen kann nach dem schönen Süden, wo die schönen Blumen, wo die goldenen Sonnenlichter, wo die blauen Bergseen — Ach! auch mir erging es einst nicht viel besser, und ich verstand die Qual dieser armen Schwäne; und als es gar immer dunkler wurde, und die Sterne oben hell hervortraten, dieselben Sterne, die einst in schönen Sommernächten, so liebeheiß mit den Schwänen gebuhlt, jetzt aber so winterkalt, so frostig klar und fast verhöhnend auf sie herabblickten — wohl begriff ich jetzt, daß die Sterne keine liebende mitfühlende Wesen sind, sondern nur glänzende Täuschungen der Nacht, ewige Trugbilder in einem erträumten Himmel, goldne Lügen im dunkelblauen Nichts — — —

Fünftes Kapitel.

Während ich das vorige Kapitel hinschrieb, dacht' ich unwillkührlich an ganz etwas Anderes. Ein altes Lied summte mir beständig im Gedächtniß, und Bilder und Gedanken verwirrten sich aufs unleidlichste; ich mag wollen oder nicht, ich muß von jenem Liede sprechen. Vielleicht auch gehört es hierher und es drängt sich mit Recht in mein Geschreibsel hinein. Ja, ich fange jetzt sogar an es zu verstehen, und ich verstehe jetzt auch den verblüsterten Ton, womit der Claas Hinrichson es sang; er war ein Jütländer und diente bei uns als Pferdeknecht. Er sang es noch den Abend vorher ehe er sich in unserem Stall erhenkte. Bei dem Refrain „Schau dich um, Herr Vonved!" lachte er manchmal gar bitterlich; die Pferde wieherten dabei sehr angstvoll und der Hofhund bellte, als stürbe jemand. Es ist das altdänische Lied von dem Herrn Vonved, der in die Welt ausreitet und sich solange darin herumschlägt bis man seine Fragen beantwortet, und der endlich, wenn alle seine Räthsel gelöst sind, gar verdrießlich nach Hause reitet. Die Harfe klingt von Anfang bis zu Ende. Was sang er im Anfang? was sang er am Ende? Ich habe oft drüber nachgedacht. Claas Hinrichsons Stimme war manchmal thränenweich wenn er das Lied anfing und wurde allmählig rauh und grollend, wie das Meer wenn ein Sturm heranzieht. Es beginnt:

Herr Vonved sitzt im Kämmerlein,
Er schlägt die Goldharf an so rein,
Er schlägt die Goldharf unterm Kleid,
Da kommt seine Mutter gegangen herein.
Schau dich um, Herr Vonved!

Das war seine Mutter Adelin, die Königin, die spricht zu ihm: mein junger Sohn, laß Andere die Harfe spielen, gürt um das Schwert, besteige dein Roß, reit aus, versuche deinen Muth, kämpfe und ringe, schau dich um in der Welt, schau dich um, Herr Vonved. Und

Herr Vonved bindet sein Schwert an die Seite,
Ihn lüstet mit Kämpfern zu streiten
So wunderlich ist seine Fahrt:
Gar keinen Mann er drauf gewahrt.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sein Helm war blinkend,
Sein Sporn war klingend,

Sein Roß war ſpringend,
Selbſt der Herr war ſo ſchwingend.
Schau dich um, Herr Vonved!

Ritt einen Tag, ritt drei darnach,
Doch nimmer eine Stadt er ſah;
Eia, ſagte der junge Mann,
Iſt keine Stadt in dieſem Land?
Schau dich um, Herr Vonved!

Er ritt wohl auf dem Weg dahin,
Herr Thule Vang begegnet ihm:
Herr Thule mit ſeinen Söhnen zumal,
Die waren gute Ritter all.
Schau dich um, Herr Vonved!

Mein jüngſter Sohn, hör du mein Wort:
Den Harniſch tauſch mit mir ſofort,
Unter uns tauſchen wir das Panzerkleid,
Eh wir ſchlagen dieſen Helden frei.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved reißt ſein Schwert von der Seite,
Es lüſtet ihn mit Kämpfern zu ſtreiten:
Erſt ſchlägt er den Herren Thule ſelbſt,
Darnach all ſeine Söhne zwölf.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved bindet ſein Schwert an die Seite, es lüſtet ihn weiter auszureiten. Da kommt er zu dem Weidmann und verlangt von ihm die Hälfte ſeiner Jagdbeute; der aber will nicht theilen und muß mit ihm kämpfen und wird erſchlagen. Und

Herr Vonved bindet ſein Schwert an die Seite,
Ihn lüſtet weiter auszureiten;
Zum großen Berge der Held hinreit't,
Sieht wie der Hirte das Vieh da treibt.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und hör' du, Hirte, ſag du mir:
Weß iſt das Vieh, das du treibſt vor dir!
Und was iſt runder als ein Rad?
Wo wird getrunken fröhliche Weihnacht?
Schau dich um, Herr Vonved!

Sag: wo ſteht der Fiſch in der Fluth?
Und wo iſt der rothe Vogel gut?
Wo miſchet man den beſten Wein?
Wo trinkt Vidrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Herr Vonved!

Da ſaß der Hirt, ſo ſtill ſein Mund,
Davon er gar nichts ſagen kunnt.
Er ſchlug nach ihm mit der Zunge,
Da fiel heraus Leber und Lunge.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und er kommt zu einer anderen Heerde und da ſitzt wieder ein Hirt an den er ſeine Fragen richtet. Dieſer aber giebt ihm Beſcheid und Herr Vonved nimmt einen Goldring und ſteckt ihn dem Hirten an den Arm. Dann reitet er weiter und kommt zu Tyge Nold und erſchlägt ihn mit ſammt ſeinen zwölf Söhnen. Und wieder

Er warf herum ſein Pferd,
Herr Vonved der junge Edelherr;
Er thät über Berg und Thale bringen
Doch konnt er niemand zur Rede bringen.
Schau dich um, Herr Vonved!

So kam er zu der dritten Schaar.
Da ſaß ein Hirt mit ſilbernem Haar:
Hör du, guter Hirt mit deiner Heerd,
Du giebſt mir gewißlich Antwort werth.
Schau dich um, Herr Vonved!

Was iſt runder als ein Rad?
Wo wird getrunken die beſte Weihnacht?
Wo geht die Sonne zu ihrem Sitz?
Und wo ruhn eines Todten Mannes Füß?
Schau dich um, Herr Vonved!

Was füllet aus alle Thale?
Was kleidet am beſten im Königs-Saale?
Was ruft lauter als der Kranich kann?
Und was iſt weißer als ein Schwan?
Schau dich um, Herr Vonved!

Wer trägt den Bart auf seinem Rück?
Wer trägt die Nas' unter seinem Kinn?
Als ein Riegel, was ist schwärzer noch mehr?
Und was ist rascher als ein Reh?
Schau dich um, Herr Vonved!

Wo ist die allerbreiteste Brück?
Was ist am meisten zuwider der Menschen Blick?
Wo wird gefunden der höchste Gang?
Wo wird getrunken der kälteste Trank?
Schau dich um, Herr Vonved!

„Die Sonn' ist runder als ein Rad,
Im Himmel begeht man die fröhliche Weihnacht,
Gen Westen geht die Sonne zu ihrem Sitz.
Gen Osten ruhn eines todten Mannes Füß."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Der Schnee füllt aus alle Thale,
Am herrlichsten kleidet der Muth im Saale,
Der Donner ruft lauter als der Kranich kann,
Und Engel sind weißer als der Schwan."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Der Kibitz trägt den Bart in dem Nacken sein,
Der Bär hat die Nas' unterm Kinn allein,
Die Sünde schwärzer ist als ein Riegel noch mehr,
Und der Gedanke rascher als ein Reh."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Das Eis macht die allerbreiteste Brück,
Die Krot ist am meisten zuwider des Menschen Blick,
Zum Paradies geht der höchste Gang,
Da unten da trinkt man den kältesten Trank."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Weisen Spruch und Rath hast du nun hier,
So wie ich ihn habe gegeben dir."
Nun hab ich so gutes Vertrauen auf dich,
Viel Kämpfer zu finden bescheidest du mich.
Schau dich um, Herr Vonved!

„Ich weiſ' dich zu der Sonderburg,
Da trinken die Helden den Meth ohne Sorg,
Dort findeſt du viel Kämpfer und Rittersleut,
Die können viel Gut ſich wehren im Streit."
Schau dich um, Herr Vonved!

Er zog einen Goldring von der Hand,
Der wog wohl fünfzehn goldne Pfund;
Den thät er dem alten Hirten reichen,
Weil er ihm durft die Helden anzeigen.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und er reitet ein in die Burg und er erſchlägt zuerſt den Randulf, hernach den Stranbulf,

Er ſchlug den ſtarken Ege Under,
Er ſchlug den Ege Karl ſeinen Bruder,
So ſchlug er in die Kreuz und Quer,
Er ſchlug die Feinde vor ſich her.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved ſteckt ſein Schwert in die Scheide,
Er denkt noch weiter fort zu reiten.
Er findet da in der wilden Mark
Einen Kämpfer und der war viel ſtark.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sag mir, du edler Ritter gut,
Wo ſteht der Fiſch in der Fluth?
Wo wird geſchenkt der beſte Wein?
Und wo trinkt Vidrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Herr Vonved!

„In Oſten ſteht der Fiſch in der Fluth,
Im Norden wird getrunken der Wein ſo gut,
In Holland findſt du Vidrich daheim
Mit Kämpfern und vielen Geſellen ſein."
Schau dich um, Herr Vonved!

Von der Bruſt Vonved einen Goldring nahm,
Den ſteckt er den Kämpfern an ſeinen Arm:
Sag, du wärſt der letzte Mann,
Der Gold vom Herr Vonved gewann.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved vor die hohe Zinne thät reiten,
Bat die Wächter ihn hineinzuleiten;
Als aber keiner heraus zu ihm ging,
Da ſprang er über die Mauer dahin.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sein Roß an einen Strick er band
Darauf er ſich zur Burgſtube gewandt;
Er ſetzte ſich oben an die Tafel ſofort,
Dazu ſprach er kein einziges Wort.
Schau dich um, Herr Vonved!

Er aß, er trank, nahm Speiſe ſich,
Den König fragt er darum nicht;
Gar nimmer bin ich ausgefahren,
Wo ſo viel verfluchte Zungen waren.
Schau dich um, Herr Vonved!

Der König ſprach zu den Kämpfern ſein:
„Der tolle Geſell muß gebunden ſein;
Bindet Ihr den fremden Gaſt nicht feſt,
So dienet Ihr mir nicht aufs beſt.“
Schau dich um, Herr Vonved!

Nimm du fünf, nimm du zwanzig auch dazu
Und komm zum Spiel du ſelbſt herzu:
Ein Huren-Sohn, ſo nenn ich dich,
Außer, du bindeſt mich.
Schau dich um, Herr Vonved!

König Esmer, mein lieber Vater
Und ſtolz Adelin, meine Mutter,
Haben mir gegeben das ſtrenge Verbot,
Mit 'nem Schalk nicht zu verzehren mein Gold.
Schau dich um, Herr Vonved!

„War Esmer der König dein Vater,
Und Frau Adelin deine liebe Mutter,
So biſt du Herr Vonved, ein Kämpfer ſchön,
Dazu meiner liebſten Schweſter Sohn.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Herr Vonved willſt du bleiben bei mir,
Beides Ruhm und Ehre ſoll werden dir
Und willſt du zu Land ausfahren,
Meine Ritter ſollen dich bewahren.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Mein Gold ſoll werden für dich geſpart,
Wenn du willſt halten deine Heimfahrt.“
Doch das zu thun lüſtet ihn nicht,
Er wollt fahren zu ſeiner Mutter zurück.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved ritt auf dem Weg dahin,
Er war ſo gram in ſeinem Sinn;
Und als er zur Burg geritten kam,
Da ſtanden zwölf Zauberweiber daran.
Schau dich um, Herr Vonved!

Standen mit Rocken und Spindeln vor ihm,
Schlugen ihn über's weiße Schienbein hin;
Herr Vonved mit ſeinem Roß herumbringt,
Die zwölf Zauberweiber ſchlägt er in einen Ring.
Schau dich um, Herr Vonved!

Schlägt die Zauberweiber, die ſtehen da,
Sie finden bei ihm ſo kleinen Rath.
Seine Mutter genießt daſſelbe Glück,
Er haut ſie in fünftauſend Stück.
Schau dich um, Herr Vonved!

So geht er in den Saal hinein,
Er ißt, und trinkt den klaren Wein,
Dann ſchlägt er die Goldharfe ſo lang,
Daß ſpringen entzwei alle die Strang.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sechstes Kapitel.

Es war aber ein gar lieblicher Frühlingstag, als ich zum erſtenmal die Stadt Hamburg verlaſſen. Noch ſehe ich wie im Hafen die goldnen Sonnenlichter auf die betheerten Schiffsbäuche ſpielen, und ich höre noch das heitre langhin-

geſungene Hoiho! der Matroſen. So ein Hafen im Frühling hat überdies die freundlichſte Aehnlichkeit mit dem Gemüth eines Jünglings, der zum erſtenmal in die Welt geht, ſich zum erſtenmal auf die hohe See des Lebens hinauswagt — noch ſind alle ſeine Gedanken buntbewimpelt, Uebermuth ſchwellt alle Segel ſeiner Wünſche, Hoiho! — aber bald erheben ſich die Stürme, der Horizont verdüſtert ſich, die Windsbraut heult, die Planken krachen, die Wellen zerbrechen das Steuer, und das arme Schiff zerſchellt an romantiſchen Klippen oder ſtrandet auf ſeicht-proſaiſchem Sand — oder vielleicht morſch und gebrochen, mit gekappten Maſt, ohne ein einziges Anker der Hoffnung gelangt es wieder heim in den alten Hafen, und vermodert dort, abgetakelt kläglich, als elendes Wrak!

Aber es giebt auch Menſchen, die nicht mit gewöhnlichen Schiffen verglichen werden dürfen, ſondern mit Dampfſchiffen. Dieſe tragen ein dunkles Feuer in der Bruſt und ſie fahren gegen Wind und Wetter — Ihre Rauchflagge flattert wie der ſchwarze Federbuſch des nächtlichen Reiters, ihre Zackenräder ſind wie koloſſale Pfundſporen, womit ſie das Meer in den Wellenrippen ſtacheln, und das widerſpenſtiſch ſchäumende Element muß ihrem Willen gehorchen, wie ein Roß — aber ſehr oft platzt der Keſſel, und der innere Brand verzehrt uns.

Doch ich will mich aus der Metapher wieder herausziehn und auf ein wirkliches Schiff ſetzen, welches von Hamburg nach Amſterdam fährt. Es war ein ſchwediſches Fahrzeug, hatte außer den Helden dieſer Blätter auch Eiſenbarren geladen, und ſollte wahrſcheinlich als Rückfracht eine Ladung Stockfiſche nach Hamburg, oder Eulen nach Athen bringen.

Die Ufergegenden der Elbe ſind wunderlieblich. Beſonders hinter Altona, bei Rainville. Unfern liegt Klopſtock begraben. Ich kenne keine Gegend, wo ein todter Dichter ſo gut begraben liegen kann wie dort. Als lebendiger Dichter dort zu leben, iſt ſchon weit ſchwerer. Wie oft habe ich dein Grab beſucht, Sänger des Meſſias, der du ſo rührend wahr die Leiden Jeſu beſungen! Du haſt aber auch lang genug auf der Königſtraße hinter dem Jungfernſtieg gewohnt, um zu wiſſen, wie Propheten gekreuzigt werden.

Den zweiten Tag gelangten wir nach Cuxhaven, welches eine hamburgiſche Kolonie. Die Einwohner ſind Unterthanen der Republik und haben es ſehr gut. Wenn ſie im Winter frieren, werden ihnen aus Hamburg wollene Decken geſchickt, und in allzuheißen Sommertagen ſchickt man ihnen auch Limonade. Als Prokonſul reſidirt dort ein hoch- oder wohlweiſer Senator. Er hat jährlich ein Einkommen von 20,000 Mark und regiert über 5000 Seelen. Es iſt dort auch ein Seebad, welches vor anderen Seebädern den Vortheil bietet, daß es zu gleicher Zeit ein Elbbad iſt. Ein großer Damm, worauf man ſpazieren gehen kann, führt nach Ritzebüttel, welches ebenfalls zu Cuxhaven

gehört. Das Wort kommt aus dem Phöniziſchen; die Worte „Ritze“ und „Büttel“ heißen auf phöniziſch: Mündung der Elbe. Manche Hiſtoriker behaupten, Carl der Große habe Hamburg nur erweitert, die Phönizier aber hätten Hamburg und Altona gegründet und zwar zu derſelben Zeit, als Sodom und Gomorra zu Grunde gingen. Vielleicht haben ſich Flüchtlinge aus dieſen Städten nach der Mündung der Elbe gerettet. Man hat zwiſchen der Fuhlentwiete und der Kaffamacherei einige alte Münzen ausgegraben, die noch unter der Regierung von Bera XVI. und Birſa X. geſchlagen worden. Nach meiner Meinung iſt Hamburg das alte Tharſis, woher Salomo ganze Schiffsladungen voll Gold, Silber, Elfenbein, Pfauen und Affen erhalten hat. Salomo, nemlich der König von Juda und Iſrael, hatte immer eine beſondere Liebhaberei für Gold und Affen.

Unvergeßlich bleibt mir dieſe erſte Seereiſe. Meine alte Großmuhme hatte mir ſo viele Waſſermährchen erzählt, die jetzt alle wieder in meinem Gedächtniß aufblühten. Ich konnte ganze Stunden lang auf dem Verdecke ſitzen und an die alten Geſchichten denken, und wenn die Wellen murmelten, glaubte ich die Großmuhme ſprechen zu hören. Wenn ich die Augen ſchloß, dann ſah ich ſie wieder leibhaftig vor mir ſitzen, mit dem einzigen Zahn in dem Munde, und haſtig bewegte ſie wieder die Lippen und erzählte die Geſchichte vom fliegenden Holländer.

Ich hätte gern die Meernixen geſehen, die auf weißen Klippen ſitzen und ihr grünes Haar kämmen; aber ich konnte ſie nur ſingen hören.

Wie angeſtrengt ich auch manchmal in die klare See hinabſchaute, ſo konnte ich doch nicht die verſunkenen Städte ſehen, worin die Menſchen in allerlei Fiſchgeſtalten verwünſcht, ein tiefes, wundertiefes Waſſerleben führen. Es heißt, die Lachſe und alte Rochen ſitzen dort, wie Damen geputzt, am Fenſter und fächern ſich und gucken hinab auf die Straße, wo Schellfiſche in Rathsherrentracht vorbeiſchwimmen, wo junge Modehäringe nach ihnen hinaufſorgniren, und wo Krappen, Hummer, und ſonſtig niedriges Krebsvolk umherwimmelt. Ich habe aber nicht ſo tief hinabſehen können, und nur die Glocken hörte ich unten läuten.

In der Nacht ſah ich mal ein großes Schiff mit ausgeſpannten blutrothen Segeln vorbeifahren, daß es ausſah wie ein dunkler Rieſe in einem weiten Scharlachmantel. War das der fliegende Holländer?

In Amſterdam aber, wo ich bald darauf anlangte, ſah ich ihn leibhaftig ſelbſt, den graunhaften Myn Heer, und zwar auf der Bühne. Bei dieſer Gelegenheit, im Theater zu Amſterdam, lernte ich auch eine von jenen Nixen kennen, die ich auf dem Meere ſelbſt vergeblich geſucht. Ich will ihr, weil ſie gar zu lieblich war, ein beſonderes Kapitel weihen.

Siebentes Kapitel.

Die Fabel von dem fliegenden Holländer ist Euch gewiß bekannt. Es ist die Geschichte von dem verwünschten Schiffe, das nie in den Hafen gelangen kann, und jetzt schon seit undenklicher Zeit auf dem Meere herumfährt. Begegnet es einem anderen Fahrzeuge, so kommen einige von der unheimlichen Mannschaft in einem Boote herangefahren, und bitten ein Paquet Briefe gefälligst mitzunehmen. Diese Briefe muß man an den Mastbaum festnageln, sonst widerfährt dem Schiffe ein Unglück, besonders wenn keine Bibel an Bord oder kein Hufeisen am Fockmaste befindlich ist. Die Briefe sind immer an Menschen adressirt, die man gar nicht kennt, oder die längst verstorben, so daß zuweilen der späte Enkel einen Liebesbrief in Empfang nimmt, der an seine Urgroßmutter gerichtet ist, die schon seit hundert Jahr im Grabe liegt. Jenes hölzerne Gespenst, jenes grauenhafte Schiff, führt seinen Namen von seinem Capitän, einem Holländer, der einst bei allen Teufeln geschworen, daß er irgend ein Vorgebirge, dessen Namen mir entfallen, trotz des heftigsten Sturms, der eben wehte, umschiffen wolle, und sollte er auch bis zum jüngsten Tage segeln müssen. Der Teufel hat ihn beim Wort gefaßt, er muß bis zum jüngsten Tage auf dem Meer herumirren, es sei denn, daß er durch die Treue eines Weibes erlöst werde. Der Teufel, dumm wie er ist, glaubt nicht an Weiber-Treue, und erlaubte daher dem verwünschten Capitän alle sieben Jahr einmal ans Land zu steigen, und zu heurathen, und bei dieser Gelegenheit seine Erlösung zu betreiben. Armer Holländer! Er ist oft froh genug, von der Ehe selbst wieder erlöst und seine Erlöserin los zu werden, und er begiebt sich dann wieder an Bord.

Auf diese Fabel gründete sich das Stück, das ich im Theater zu Amsterdam gesehen. Es sind wieder sieben Jahre verflossen, der arme Holländer ist des endlosen Umherirrens müder als jemals, steigt ans Land, schließt Freundschaft mit einem schottischen Kaufmann, dem er begegnet, verkauft ihm Diamanten zu spottwohlfeilem Preise, und wie er hört, daß sein Kunde eine schöne Tochter besitzt, verlangt er sie zur Gemahlin. Auch dieser Handel ward abgeschlossen. Nun sehen wir das Haus des Schotten, das Mädchen erwartet den Bräutigam zagen Herzens. Sie schaut oft mit Wehmuth nach einem großen verwitterten Gemälde, welches in der Stube hängt und einen schönen Mann in spanisch niederländischer Tracht darstellt; es ist ein altes Erbstück und nach der Aussage der Großmutter ist es ein getreues Conterfei des fliegenden Holländers, wie man ihn vor hundert Jahr in Schottland gesehen, zur Zeit König Wilhelms von Oranien. Auch ist mit diesem Gemälde eine überlieferte Warnung verknüpft, daß die Frauen der Familien sich vor dem Originale hüten sollten.

Eben deshalb hat das Mädchen, von Kind auf, ſich die Züge des gefährlichen Mannes ins Herz geprägt. Wenn nun der wirkliche fliegende Holländer leibhaftig hereintritt, erſchrickt das Mädchen; aber nicht aus Furcht. Auch jener iſt betroffen bei dem Anblick des Portraits. Als man ihm bedeutet, wen es vorſtelle, weiß er jedoch jeden Argwohn von ſich fern zu halten; er lacht über den Aberglauben, er ſpöttelt ſelber über den fliegenden Holländer, den ewigen Juden des Oceans; jedoch unwillkürlich in einen wehmüthigen Ton übergehend, ſchildert er, wie Myn Heer auf der unermeßlichen Waſſerwüſte die unerhörteſten Leiden erdulden müſſe, wie ſein Leib nichts anders ſei, als ein Sarg von Fleiſch, worin ſeine Seele ſich langweilt, wie das Leben ihn von ſich ſtößt und auch der Tod ihn abweiſt: gleich einer leeren Tonne, die ſich die Wellen einander zuwerfen und ſich ſpottend einander zurückwerfen, ſo werde der arme Holländer zwiſchen Tod und Leben hin- und hergeſchleudert, keins von beiden wolle ihn behalten; ſein Schmerz ſei tief wie das Meer, worauf er herumſchwimmt, ſein Schiff ſei ohne Anker und ſein Herz ohne Hoffnung.

Ich glaube, dieſes waren ungefähr die Worte womit der Bräutigam ſchließt. Die Braut betrachtet ihn ernſthaft und wirft manchmal Seitenblicke nach ſeinem Conterfei. Es iſt als ob ſie ſein Geheimniß errathen habe, und wenn er nachher fragt: Catharina, willſt du mir treu ſein? antwortet ſie entſchloſſen: treu bis in den Tod.

Bei dieſer Stelle, erinnere ich mich, hörte ich lachen, und dieſes Lachen kam nicht von unten, aus der Hölle, ſondern von oben, vom Paradieſe. Als ich hinaufſchaute, erblickte ich eine wunderſchöne Eva, die mich mit ihren großen blauen Augen verführeriſch anſah. Ihr Arm hing über der Gallerie herab, und in der Hand hielt ſie einen Apfel, oder vielmehr eine Apfelſine. Statt mir aber ſymboliſch die Hälfte anzubieten, warf ſie mir bloß metaphoriſch die Schalen auf den Kopf. War es Abſicht oder Zufall? Das wollte ich wiſſen. Ich war aber als ich ins Paradies hinaufſtieg, um die Bekanntſchaft fortzuſetzen, nicht wenig befremdet, ein weißes ſanftes Mädchen zu finden, eine überaus weiblich weiche Geſtalt, nicht ſchmächtig aber doch kriſtallig zart, ein Bild häuslicher Zucht und beglückender Holdſeligkeit. Nur um die linke Oberlippe zog ſich etwas, oder vielmehr ringelte ſich etwas, wie das Schwänzchen einer fortſchlüpfenden Eidechſe. Es war ein geheimnißvoller Zug, wie man ihn juſt nicht bei den reinen Engeln, aber auch nicht bei häßlichen Teufeln zu finden pflegt. Dieſer Zug bedeutete weder das Gute noch das Böſe, ſondern bloß ein ſchlimmes Wiſſen; es iſt ein Lächeln welches vergiftet worden von jenem Apfel der Erkenntniß, den der Mund genoſſen. Wenn ich dieſen Zug auf weichen vollroſigen Mädchenlippen ſehe, dann fühl ich in den eigenen Lippen ein krampfhaftes Zucken, ein zuckendes Verlangen jene Lippen zu küſſen; es iſt Wahlverwandtſchaft.

Ich flüsterte daher dem schönen Mädchen ins Ohr: Juffrow! ich will deinen Mund küssen.

Bei Gott, Myn Heer, das ist ein guter Gedanke! war die Antwort, die hastig und mit entzückendem Wohllaut aus dem Herzen hervorklang.

Aber nein — die ganze Geschichte, die ich hier zu erzählen dachte, und wozu der fliegende Holländer nur als Rahmen dienen sollte, will ich jetzt unterdrücken. Ich räche mich dadurch an den Prüden, die dergleichen Geschichten mit Wonne einschlürfen, und bis an den Nabel, ja noch tiefer, davon entzückt sind, und nachher den Erzähler schelten, und in Gesellschaft über ihn die Nase rümpfen, und ihn als unmoralisch verschreien. Es ist eine gute Geschichte, köstlich wie eingemachte Ananas, oder wie frischer Caviar, oder wie Trüffel in Burgunder, und wäre eine angenehme Lektüre nach der Betstunde; aber aus Ranküne, zur Strafe für frühere Unbill, will ich sie unterdrücken. Ich mache daher hier einen langen Gedankenstrich —

Dieser Strich bedeutet ein schwarzes Sopha, und darauf passirte die Geschichte, die ich nicht erzähle. Der Unschuldige muß mit dem Schuldigen leiden, und manche gute Seele schaut mich jetzt an mit bittendem Blick. Jenun diesen Besseren will ich im Vertrauen gestehn, daß ich noch nie so wild geküßt worden, wie von jener holländischen Blondine, und daß diese das Vorurtheil, welches ich bisher gegen blonde Haare und blaue Augen hegte, aufs siegreichste zerstört hat. Jetzt erst begriff ich, warum ein englischer Dichter solche Damen mit gefrorenem Champagner verglichen hat. In der eisigen Hülle lauert der heißeste Extrakt. Es giebt nichts pikanteres als der Contrast jener äußeren Kälte und der inneren Glut, die bachantisch emporlodert und den glücklichen Zecher unwiderstehlich berauscht. Ja, weit mehr als in Brünetten zehrt der Sinnenbrand in manchen scheinstillen Heiligenbildern, mit goldenem Glorienhaar und blauen Himmelsaugen und frommen Lilienhänden. Ich weiß eine Blondine aus einem der besten niederländischen Häuser, die zuweilen ihr schönes Schloß am Zuydersee verließ, und inkognito nach Amsterdam und dort ins Theater ging, jedem der ihr gefiel Apfelsinenschalen auf den Kopf warf, zuweilen gar in Matrosenherbergen die wüsten Nächte zubrachte, eine holländische Messaline.

— — Als ich ins Theater noch einmal zurückkehrte, kam ich eben zur letzten Scene des Stücks, wo auf einer hohen Meerklippe das Weib des fliegenden Holländers, die Frau fliegende Holländerin, verzweiflungsvoll die Hände ringt, während auf dem Meere, auf dem Verdeck seines unheimlichen Schiffes, ihr unglücklicher Gemahl zu schauen ist. Er liebt sie und will sie verlassen, um sie nicht ins Verderben zu ziehen, und er gesteht ihr sein grauenhaftes Schicksal, und den schrecklichen Fluch, der auf ihm lastet. Sie aber ruft mit

lauter Stimme: ich war dir treu bis zu dieser Stunde, und ich weiß ein sicheres Mittel wodurch ich dir meine Treue erhalte bis in den Tod!

Bei diesen Worten stürzt sich das treue Weib ins Meer, und nun ist auch die Verwünschung des fliegenden Holländers zu Ende, er ist erlöst, und wir sehen wie das gespenstische Schiff in den Abgrund des Meeres versinkt.

Die Moral des Stückes ist für die Frauen, daß sie sich in Acht nehmen müssen, keinen fliegenden Holländer zu heirathen; und wir Männer ersehen aus diesem Stücke, wie wir durch die Weiber, im günstigsten Falle, zu Grunde gehn.

Achtes Kapitel.

Aber nicht bloß in Amsterdam haben die Götter sich gütigst bemüht, mein Vorurtheil gegen Blondinen zu zerstören. Auch im übrigen Holland hatte ich das Glück meine früheren Irrthümer zu berichtigen. Ich will bei Leibe die Holländerinnen nicht auf Kosten der Damen anderer Länder hervorstreichen. Bewahre mich der Himmel vor solchem Unrecht, welches von meiner Seite zugleich der größte Undank wäre. Jedes Land hat seine besondere Küche und seine besonderen Weiblichkeiten, und hier ist alles Geschmacksache. Der Eine liebt gebratene Hühner, der Andere gebratene Enten; was mich betrifft, ich liebe gebratene Hühner und gebratene Enten und noch außerdem gebratene Gänse. Von hohem idealischen Standpunkte betrachtet, haben die Weiber überall eine gewisse Aehnlichkeit mit der Küche des Landes. Sind die brittischen Schönen nicht eben so gesund, nahrhaft, solide, konsistent, kunstlos und doch so vortrefflich wie Altenglands einfach gute Kost: Rostbeaf, Hammelbraten, Pudding in flammendem Cogniac, Gemüse in Wasser gekocht, nebst zwei Saucen, wovon die eine aus gelassener Butter besteht? Da lächelt kein Frikassé, da täuscht kein flatterndes Vol-au-vent, da seufzt kein geistreiches Ragout, da tändeln nicht jene tausendartig gestopften, gesottenen, aufgehüpften, gerösteten, durchzückerten, pikanten, deklamatorischen und sentimentalen Gerichte, die wir bei einem französischen Restaurant finden, und die mit den schönen Französinnen selbst die größte Aehnlichkeit bieten! Merken wir doch nicht selten, daß bei diesen ebenfalls der eigentliche Stoff nur als Nebensache betrachtet wird, daß der Braten selber manchmal weniger werth ist als die Sauce, daß hier Geschmack, Grazie und Eleganz die Hauptsache sind. Italiens gelbfette, leidenschaft-gewürzte, humoristisch garnirte, aber doch schmachtend idealische Küche trägt ganz den Charakter der italienischen Schönen. O, wie sehne ich mich manchmal nach dem lombardischen Stuffados, nach den Tagliarinis und Brokolis des holdseligen Toskana! Alles schwimmt in Oel

träge und zärtlich, und trillert Rossinis süße Melodieen, und weint vor Zwiebelduft und Sehnsucht! Den Makaroni mußt du aber mit den Fingern essen, und dann heißt er: Beatrice!

Nur gar zu oft denke ich an Italien und am öfterſten des Nachts. Vorgestern träumte mir: ich befände mich in Italien und sei ein bunter Harlekin und läge, recht faulenzerisch unter einer Trauerweide. Die herabhängenden Zweige dieser Trauerweide waren aber lauter Makaroni, die mir lang und lieblich bis ins Maul hineinfielen; zwischen diesem Laubwerk von Makaroni flossen, statt Sonnenstrahlen, lauter gelbe Butterströme, und endlich fiel von oben herab ein weißer Regen von geriebenem Parmesankäse.

Ach! von geträumtem Makaroni wird man nicht satt — Beatrice!

Von der deutschen Küche kein Wort. Sie hat alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler; ich sage aber nicht welchen. Da giebts gefühlvolles, jedoch unentschlossenes Backwerk, verliebte Eierspeisen, tüchtige Dampfnudeln, Gemüthssuppe mit Gerste, Pfannkuchen mit Aepfel und Speck, tugendhafte Hausklöse, Sauerkohl — wohl dem, der es verdauen kann.

Was die holländische Küche betrifft, so unterscheidet sie sich von letzterer, erstens durch die Reinlichkeit, zweitens durch die eigentliche Leckerkeit. Besonders ist die Zubereitung der Fische unbeschreibbar liebenswürdig. Rührend inniger, und doch zugleich tiefsinnlicher Selleriedust. Selbstbewußte Naivität und Knoblauch. Tadelhaft jedoch ist es, daß sie Unterhosen von Flannel tragen; nicht die Fische, sondern die schönen Töchter des meerumspülten Hollands.

Aber zu Leyden, als ich ankam, fand ich das Essen fürchterlich schlecht. Die Republik Hamburg hatte mich verwöhnt; ich muß die dortige Küche nachträglich noch einmal loben, und bei dieser Gelegenheit preise ich noch einmal Hamburgs schöne Mädchen und Frauen. O Ihr Götter! in den ersten vier Wochen, wie sehnte ich mich zurück nach den Rauchfleischlichkeiten und nach den Mokturteltauben Hammonias! Ich schmachtete an Herz und Magen. Hätte sich nicht endlich die Frau Wirthin zur rothen Kuh in mich verliebt, ich wäre vor Sehnsucht gestorben.

Heil dir, Wirthin zur rothen Kuh!

Es war eine untersetzte Frau, mit einem sehr großen runden Bauche und einem sehr kleinen runden Kopfe. Rothe Wängelein, blaue Aeugelein; Rosen und Veilchen. Stundenlang saßen wir beisammen im Garten, und tranken Thee, aus ächtchinesischen Porzelantassen. Es war ein schöner Garten, viereckige und dreieckige Beete, symmetrisch bestreut mit Goldsand, Zinober und kleinen blanken Muscheln. Die Stämme der Bäume hübsch roth und blau angestrichen. Kupferne Käfige voll Kanarienvögel. Die kostbarsten Zwiebelgewächse in buntbemalten, glasirten Töpfen. Der Taxus aller-

liebst künstlich geschnitten, mancherlei Obelisken, Pyramiden, Vasen, auch Thiergestalten bildend. Da stand ein aus Taxus geschnittener grüner Ochs, welcher mich fast eifersüchtig ansah, wenn ich sie umarmte, die holde Wirthin zur rothen Kuh.

Heil dir, Wirthin zur rothen Kuh!

Wenn Myfrow den Obertheil des Kopfes mit den frisischen Goldplatten umschildet, den Bauch mit ihrem buntgeblümten Damastrock eingepanzert, und die Arme mit der weißen Fülle ihrer brabanter Spitzen gar kostbar belastet hatte: dann sah sie aus wie eine fabelhafte chinesische Puppe, wie etwa die Göttin des Porzelans. Wenn ich alsdann in Begeisterung gerieth und sie auf beide Backen laut küßte, so blieb sie ganz porzelanig steif stehen und seufzte ganz porzelanig: Myn Heer! Alle Tulpen des Gartens schienen dann mitgerührt und mitbewegt zu sein und schienen mitzuseufzen: Myn Heer!

Dieses delikate Verhältniß schaffte mir manchen delikaten Bissen. Denn jede solche Liebesscene influenzirte auf den Inhalt der Eßkörbe, welche mir die vortreffliche Wirthin alle Tage ins Haus schickte. Meine Tischgenossen, sechs andere Studenten, die auf meiner Stube mit mir aßen, konnten an der Zubereitung des Kalbsbratens oder des Ochsenfilets jedesmal schmecken, wie sehr sie mich liebte, die Frau Wirthin zur rothen Kuh. Wenn das Essen einmal schlecht war, mußte ich viele demüthigende Spötteleien ertragen, und es hieß dann: seht wie der Schnabelewopski miserabel aussieht, wie gelb und runzlicht sein Gesicht, wie katzenjämmerlich seine Augen, als wollte er sie sich aus dem Kopfe herauskotzen, es ist kein Wunder, daß unsere Wirthin seiner überdrüssig wird und uns jetzt schlechtes Essen schickt. Oder man sagte auch: um Gotteswillen, der Schnabelewopski wird täglich schwächer und matter, und verliert am Ende ganz die Gunst unserer Wirthin, und wir kriegen dann immer schlechtes Essen wie heut — wir müssen ihn tüchtig füttern, damit er wieder ein feuriges Aeußere gewinnt. Und dann stopften sie mir just die allerschlechtesten Stücke ins Maul, und nöthigten mich übergebührlich viel Sellerie zu essen. Gab es aber magere Küche mehrere Tage hintereinander, dann wurde ich mit den ernsthaftesten Bitten bestürmt; für besseres Essen zu sorgen, das Herz unserer Wirthin aufs neue zu entflammen, meine Zärtlichkeit für sie zu erhöhen, kurz, mich fürs allgemeine Wohl aufzuopfern. In langen Reden wurde mir dann vorgestellt, wie edel, wie herrlich es sei, wenn jemand für das Heil seiner Mitbürger sich heroisch resignirt, gleich dem Regulus, welcher sich in eine vernagelte Tonne stecken ließ, oder auch gleich dem Theseus, welcher sich in die Höhle des Minotaurs freiwillig begeben hat — und dann wurde der Livius zitirt und der Plutarch u. s. w. Auch sollte ich bildlich zur Nacheiferung gereizt werden, indem man jene Großthaten auf die Wand zeichnete, und zwar mit grotesken Anspielungen; denn der Minotaur

ſah aus wie die rothe Kuh auf dem wohlbekannten Wirthshausſchilde, und die karthaginenſiſche vernagelte Tonne ſah aus wie meine Wirthin ſelbſt. Ueberhaupt hatten jene undankbaren Menſchen die äußere Geſtalt der vortrefflichen Frau zur beſtändigen Zielſcheibe ihres Witzes gewählt. Sie pflegten gewöhnlich ihre Figur aus Aepfeln zuſammen zu ſetzen, oder aus Brodkrumen zu kneten. Sie nahmen dann ein kleines Aepfelchen, welches der Kopf ſein ſollte, ſetzten dieſes auf einen ganz großen Apfel, welcher den Bauch vorſtellte, und dieſer ſtand wieder auf zwei Zahnſtochern, welche ſich für Beine ausgaben. Sie formten auch wohl aus Brodkrumen das Bild unſerer Wirthin und kneteten dann ein ganz winziges Püppchen, welches mich ſelber vorſtellen ſollte, und dieſes ſetzten ſie dann auf die große Figur, und riſſen dabei die ſchlechteſten Vergleiche. Z. B. der Eine bemerkte, die kleine Figur ſei Hannibal, welcher über die Alpen ſteigt. Ein Anderer meinte hingegen, es ſei Marius, welcher auf den Ruinen von Carthago ſitzt. Dem ſei nun wie ihm wolle, wäre ich nicht manchmal über die Alpen geſtiegen, oder hätte ich mich nicht manchmal auf die Ruinen von Carthago geſetzt, ſo würden meine Tiſchgenoſſen beſtändig ſchlechtes Eſſen bekommen haben.

Neuntes Kapitel.

Wenn der Braten ganz ſchlecht war, disputirten wir über die Exiſtenz Gottes. Der liebe Gott hatte aber immer die Majorität. Nur drei von der Tiſchgenoſſenſchaft waren atheiſtiſch geſinnt; aber auch dieſe ließen ſich überreden, wenn wir wenigſtens guten Käſe zum Deſſert bekamen. Der eifrigſte Deiſt war der kleine Simſon, und wenn er mit dem langen Vanpitter über die Exiſtenz Gottes disputirte, wurde er zuweilen höchſt ärgerlich, lief im Zimmer auf und ab, und ſchrie beſtändig: das iſt bei Gott nicht erlaubt! Der lange Vanpitter, ein magerer Frieſe, deſſen Seele ſo ruhig wie das Waſſer in einem holländiſchen Canal, und deſſen Worte ſich ruhig hinzogen wie ein Trekſchuite, holte ſeine Argumente aus der deutſchen Philoſophie, womit man ſich damals in Leyden ſtark beſchäftigte. Er ſpöttelte über die engen Köpfe, die dem lieben Gott eine Privatexiſtenz zuſchreiben, er beſchuldigte ſie ſogar der Blasphemie, indem ſie Gott mit Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe und ähnlichen menſchlichen Eigenſchaften verſähen, die ſich gar nicht für ihn ſchickten; denn dieſe Eigenſchaften ſeien gewiſſermaßen die Negazion von menſchlichen Gebrechen, da wir ſie nur als Gegenſatz zu menſchlicher Dummheit, Ungerechtigkeit und Haß aufgefaßt haben. Wenn aber Vanpitter ſeine eigenen pantheiſtiſchen Anſichten entwickelte, ſo trat der dicke Fichteaner, ein gewiſſer Driſſen aus Utrecht, gegen ihn auf, und wußte ſeinen vagen, in der Natur verbrei-

teten, also immer im Raume existirenden Gott gehörig durchzuhecheln, ja er behauptete: es sei Blasphemie, wenn man auch nur von einer Existenz Gottes spricht, indem „Existiren" ein Begriff sei, der einen gewissen Raum, kurz etwas Substanzielles voraussetze. Ja, es sei Blasphemie von Gott zu sagen: „er ist;" das reinste Sein könne nicht ohne sinnliche Beschränkung gedacht werden; wenn man Gott denken wolle, müsse man von aller Substanz abstrahiren, man müsse ihn nicht denken als eine Form der Ausdehnung, sondern als eine Ordnung der Begebenheiten; Gott sei kein Sein, sondern ein reines Handeln, er sei nur Prinzip einer übersinnlichen Weltordnung.

Bei diesen Worten aber wurde der kleine Simson immer ganz wüthend, und lief noch toller im Zimmer herum, und schrie noch lauter: O Gott! Gott! das ist bei Gott nicht erlaubt, O Gott! Ich glaube er hätte den dicken Fichteaner geprügelt, zur Ehre Gottes, wenn er nicht gar zu dünne Aermchen hatte. Manchmal stürmte er auch wirklich auf ihn los; dann aber nahm der Dicke die beiden Aermchen des kleinen Simson, hielt ihn ruhig fest, setzte ihm sein System ganz ruhig aus einander, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, und bließ ihm dann seine dünnen Argumente mitsammt dem dicksten Tabacksdampf ins Gesicht; so daß der Kleine fast erstickte vor Rauch und Aerger, und immer leiser und hülfeflehend wimmerte: O Gott! O Gott! Aber der half ihm nie, obgleich er dessen eigene Sache verfocht.

Trotz dieser göttlichen Indifferenz, trotz diesem fast menschlichen Undank Gottes, blieb der kleine Simson doch der beständige Champion des Deismus, und ich glaube aus angeborener Neigung. Denn seine Väter gehörten zu dem auserwählten Volke Gottes, einem Volke, das Gott einst mit seiner besonderen Liebe protegirt, und das daher bis auf diese Stunde eine gewisse Anhänglichkeit für den lieben Gott bewahrt hat. Die Juden sind immer die gehorsamsten Deisten, namentlich diejenigen, welche, wie der kleine Simson, in der freien Stadt Frankfurt geboren sind. Diese können, bei politischen Fragen, so republikanisch als möglich denken, ja sich sogar sanskülotisch im Kothe wälzen; kommen aber religiöse Begriffe ins Spiel, dann bleiben sie unterthänige Kammerknechte ihres Jehova, des alten Fetischs, der doch von ihrer ganzen Sippschaft nichts mehr wissen will und sich zu einem Gott-reinen Geist umtaufen lassen.

Ich glaube, dieser Gott-reiner Geist, dieser Parvenü des Himmels, der jetzt so moralisch, so kosmopolitisch und universell gebildet ist, hegt ein geheimes Mißwollen gegen die armen Juden, die ihn noch in seiner ersten rohen Gestalt gekannt haben und ihn täglich in ihren Synagogen, an seine ehemaligen obscuren Nazionalverhältnisse erinnern. Vielleicht will es der alte Herr gar nicht mehr wissen, daß er palestinischen Ursprungs und einst der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs gewesen und damals Jehova geheißen hat.

Zehntes Kapitel.

Mit dem kleinen Simson hatte ich zu Leyden sehr vielen Umgang und er wird in diesen Denkblättern noch oft erwähnt werden. Außer ihm, sah ich am öftersten einen anderen meiner Tischgenossen, den jungen Van Moeulen, ich konnte ganze Stunden lang sein schönes Gesicht betrachten und dabei an seine Schwester denken, die ich nie gesehen, und wovon ich nur wußte, daß sie die schönste Frau im Waterland sei. Van Moeulen war ebenfalls ein schönes Menschenbild, ein Apollo, aber kein Apollo von Marmor, sondern viel eher von Käse. Er war der vollendetste Holländer, den ich je gesehn. Ein sonderbares Gemisch von Muth und Phlegma. Als er einst im Kaffeehause einen Irländer so sehr erzürnt, daß dieser eine Pistole aus der Tasche zog, auf ihn losdrückte, und statt ihn zu treffen, ihm nur die irdene Pfeife vom Munde wegschoß; da blieb Van Moeulens Gesicht so bewegungslos wie Käse, und im gleichgültig ruhigsten Tone rief er: Jan e nüe Piep! Fatal war mir an ihm sein Lächeln; denn alsdann zeigte er eine Reihe ganz kleiner weißer Zähnchen, die eher wie Fischgräte aussahen. Auch mißfiel mir, daß er große goldene Ohrringe trug. Er hatte die sonderbare Gewohnheit alle Tage in seiner Wohnung die Aufstellung der Möbeln zu verändern, und wenn man zu ihm kam, fand man ihn entweder beschäftigt, die Commode an die Stelle des Bettes, oder den Schreibtisch an die Stelle des Sophas zu setzen.

Der kleine Simson bildete, in dieser Beziehung den ängstlichsten Gegensatz. Er konnte nicht leiden, daß man in seinem Zimmer das mindeste verrückte; er wurde sichtbar unruhig wenn man dort auch nur das mindeste, sei es auch nur eine Lichtscheere, zur Hand nahm. Alles mußte liegen bleiben wie es lag. Denn seine Möbel und sonstigen Effekten dienten ihm als Hülfsmittel, nach den Vorschriften der Mnemonik, allerlei historische Daten oder philosophische Sätze in seinem Gedächtnisse zu fixiren. Als einst die Hausmagd, in seiner Abwesenheit, einen alten Kasten aus seinem Zimmer fortgeschafft und seine Hemde und Strümpfe aus der Commode genommen, um sie waschen zu lassen: da war er untröstlich als er nach Hause kam, und er behauptete: er wisse jetzt gar nichts mehr von der assyrischen Geschichte, und alle seine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, die er so mühsam, in den verschiedenen Schubladen, ganz systematisch geordnet, seien jetzt in die Wäsche gegeben.

Zu den Originalen, die ich in Leyden kennen gelernt, gehört auch Myn Heer van der Pissen, ein Vetter van Moeulens, der mich bei ihm eingeführt. Er war Professor der Theologie an der Universität und ich hörte bei ihm das hohe Lied Salomonis und die Offenbarung Johannis. Er war ein schöner blühender Mann, etwa fünf und dreißig Jahr alt, und auf dem Katheder sehr

ernſt und geſetzt. Als ich ihn aber einſt beſuchen wollte, und in ſeinem Wohnzimmer niemanden fand, ſah ich durch die halbgeöffnete Thür eines Seitenkabinets ein gar merkwürdiges Schauſpiel. Dieſes Kabinet war halb chineſiſch, halb pompadouriſch verziert; an den Wänden goldig ſchillernde Damaſttapeten; auf dem Boden der koſtbarſte perſiſche Teppich; überall wunderliche Porzelanpagoden, Spielſachen von Perlmutter, Blumen, Straußfedern, und Edelſteine; die Seſſel von rothem Sammet mit Goldtroddeln, und darunter ein beſonders erhöhter Seſſel, der wie ein Thron ausſah, und worauf ein kleines Mädchen ſaß, das etwa drei Jahre alt ſein mochte, und in blauen ſilbergeſtickten Atlas, jedoch ſehr altfränkiſch, gekleidet war, und in der einen Hand, gleich einem Zepter, einen bunten Pfauenwedel, und in der andern einen welken Lorbeerkranz emporhielt. Vor ihr aber, auf dem Boden, wälzten ſich Myn Heer van der Piſſen, ſein kleiner Mohr, ſein Pudel und ſein Affe. Dieſe vier zauſten ſich und biſſen ſich unter einander, während das Kind und der grüne Papagoi, welcher auf der Stange ſaß, beſtändig Bravo! riefen. Endlich erhob ſich Myn Heer vom Boden, kniete vor dem Kinde nieder, rühmte in einer ernſthaften lateiniſchen Rede den Muth, womit er ſeine Feinde bekämpft und beſiegt, ließ ſich von der Kleinen den welken Lorbeerkranz auf das Haupt ſetzen; — und Bravo! Bravo! rief das Kind und der Papagoi und ich, welcher jetzt ins Zimmer trat.

Myn Heer ſchien etwas beſtürzt, daß ich ihn in ſeinen Wunderlichkeiten überraſcht. Dieſe, wie man mir ſpäter ſagte, trieb er alle Tage; alle Tage beſiegte er den Mohr, den Pudel und den Affen; alle Tage ließ er ſich belorbeeren von dem kleinen Mädchen, welches nicht ſein eigenes Kind, ſondern ein Findling aus dem Waiſenhauſe von Amſterdam war.

Eilftes Kapitel.

Das Haus, worin ich zu Leyden logirte, bewohnte einſt Jan Stehn, der große Jan Stehn, den ich für eben ſo groß halte wie Raphael. Auch als religiöſer Maler war Jan eben ſo groß, und das wird man einſt ganz klar einſehn, wenn die Religion des Schmerzes erloſchen iſt, und die Religion der Freude den trüben Flor von den Roſenbüſchen dieſer Erde fortreißt, und die Nachtigallen endlich ihre lang verheimlichten Entzückungen hervorjauchzen dürfen.

Aber keine Nachtigall wird je ſo heiter und jubelnd ſingen, wie Jan Stehn gemalt hat. Keiner hat ſo tief wie er begriffen, daß auf dieſer Erde ewige Kirmes ſein ſollte; er begriff, daß unſer Leben nur ein farbiger Kuß Gottes ſei, und er wußte, daß der heilige Geiſt ſich am herrlichſten offenbart im Licht und Lachen.

Sein Auge lachte ins Licht hinein und das Licht ſpiegelte ſich in ſeinem lachenden Auge.

Und Jan blieb immer ein gutes, liebes Kind. Als der alte ſtrenge Prädikant von Leyden ſich neben ihm an den Heerd ſetzte, und eine lange Vermahnung hielt über ſein fröhliches Leben, ſeinen lachend unchriſtlichen Wandel, ſeine Trunkliebe, ſeine ungeregelte Wirthſchaft und ſeine verſtockte Luſtigkeit; da hat Jan ihm zwei Stunden lang ganz ruhig zugehört, und er verrieth nicht die mindeſte Ungeduld über die lange Strafpredigt, und nur einmal unterbrach er ſie mit den Worten: „ja Domine, die Beleuchtung wäre dann viel beſſer, ja ich bitte Euch, Domine, dreht Euren Stuhl ein klein wenig dem Kamine zu, damit die Flamme ihren rothen Schein über Eur ganzes Geſicht wirft und der übrige Körper im Schatten bleibt——"

Der Domine ſtand wüthend auf und ging davon. Jan aber griff ſogleich nach der Palette, und malte den alten ſtrengen Herrn ganz wie er ihm in jener Strafpredigtpoſitur, ohne es zu ahnen, Modell geſeſſen. Das Bild iſt vortrefflich und hing in meinem Schlafzimmer zu Leyden.

Nachdem ich in Holland ſo viele Bilder von Jan Steyn geſehen, iſt mir, als kennte ich das ganze Leben des Mannes. Ja, ich kenne ſeine ſämmtliche Sippſchaft, ſeine Frau, ſeine Kinder, ſeine Mutter, alle ſeine Vettern, ſeine Hausfeinde und ſonſtige Angehörigen, ja, ich kenne ſie von Angeſicht zu Angeſicht. Grüßen uns doch dieſe Geſichter aus allen ſeinen Gemälden hervor, und eine Sammlung derſelben wäre eine Biographie des Malers. Er hat oft mit einem einzigen Pinſelſtrich die tiefſten Geheimniſſe ſeiner Seele darin eingezeichnet. So glaube ich, ſeine Frau hat ihm allzuoft Vorwürfe gemacht über ſein vieles Trinken. Denn auf dem Gemälde, welches das Bohnenfeſt vorſtellt, und wo Jan mit ſeiner ganzen Familie zu Tiſche ſitzt, da ſehen wir ſeine Frau mit einem gar großen Weinkrug in der Hand, und ihre Augen leuchten wie die einer Bachantin. Ich bin aber überzeugt, die gute Frau hat nie zuviel Wein genoſſen, und der Schalk hat uns weiß machen wollen, nicht er, ſondern ſeine Frau liebe den Trunk. Deshalb lacht er deſto vergnügter aus dem Bilde hervor. Er iſt glücklich: er ſitzt in der Mitte der Seinigen; ſein Söhnchen iſt Bohnenkönig und ſteht mit der Krone von Flittergold auf einem Stuhle; ſeine alte Mutter, in ihren Geſichtsfarben das ſeligſte Schmunzeln, trägt das jüngſte Enkelchen auf dem Arm; die Muſikanten ſpielen ihre närriſch luſtigſten Hopſamelodieen; und die ſparſam bedächtige, ökonomiſch ſchmollende Hausfrau iſt bei der ganzen Nachwelt in den Verdacht hineingemalt, als ſei ſie beſoffen.

Wie oft, in meiner Wohnung zu Leyden, konnte ich mich ganze Stunden lang in die häuslichen Scenen zurückdenken, die der vortreffliche Jan dort erlebt und erlitten haben mußte. Manchmal glaubte ich, ich ſähe ihn leibhaftig ſelber an ſeiner Staffelei ſitzen, dann und wann nach dem großen Henkelkrug

greifen, „überlegen und dabei trinken, und dann wieder trinken ohne zu überlegen.“ Das war kein trübkatholischer Spuk, sondern ein modern heller Geist der Freude, der nach dem Tode noch sein altes Attelier besucht, um lustige Bilder zu malen und zu trinken. Nur solche Gespenster werden unsere Nachkommen zuweilen schauen, am lichten Tage, während die Sonne durch die blanken Fenster schaut, und vom Thurme herab keine schwarz dumpfe Glocke, sondern rothjauchzende Trompetentöne die liebliche Mittagsstunde ankündigen.

Die Erinnerung an Jan Stehn war aber das Beste, oder vielmehr das einzig Gute an meiner Wohnung zu Leyden. Ohne diesen gemüthlichen Reiz hätte ich darin keine acht Tage ausgehalten. Das Aeußere des Hauses war elend und kläglich und mürrisch, ganz unholländisch. Das dunkle morsche Haus stand dicht am Wasser, und wenn man an der anderen Seite des Canals vorbeiging, glaubte man eine alte Hexe zu sehen, die sich in einem glänzenden Zauberspiegel betrachtet. Auf dem Dache standen immer ein paar Störche, wie auf allen holländischen Dächern. Neben mir logirte die Kuh, deren Milch ich des Morgens trank, und unter meinem Fenster war ein Hühnersteig. Meine gefiederten Nachbarinnen lieferten gute Eier; aber da ich immer, ehe sie deren zur Welt brachten, ein langes Gackern, gleichsam die langweilige Vorrede zu den Eiern anhören mußte, so wurde mir der Genuß derselben ziemlich verleidet. Zu den Unannehmlichkeiten meiner Wohnung gehörten aber zwei der fatalsten Mißstände: erstens das Violinspielen, womit man meine Ohren während des Tags belästigte, und dann die Störungen des Nachts, wenn meine Wirthin ihren armen Mann mit ihrer sonderbaren Eifersucht verfolgte.

Wer das Verhältniß meines Hauswirths zu meiner Frau Wirthin kennen lernen wollte, brauchte nur beide zu hören, wenn sie mit einander Musik machten. Der Mann spielte das Violoncello und die Frau spielte das sogenannte Violon d'amour; aber sie hielt nie Tempo, und war dem Manne immer einen Takt voraus, und wußte ihrem unglücklichen Instrumente die grellfeinsten Keifaute abzuquälen; wenn das Cello brummte und die Violine greinte, glaubte man ein zankendes Ehepaar zu hören. Auch spielte die Frau noch immer weiter, wenn der Mann längst fertig war, daß es schien, als wollte sie das letzte Wort behalten. Es war ein großes aber sehr mageres Weib, nichts als Haut und Knochen, ein Maul worin einige falsche Zähne klapperten, eine kurze Stirn, fast gar kein Kinn und eine desto längere Nase, deren Spitze wie ein Schnabel sich herabzog, und womit sie zuweilen, wenn sie Violin spielte, den Ton einer Saite zu dämpfen schien.

Mein Hauswirth war etwa fünfzig Jahr alt und ein Mann von sehr dünnen Beinen, abgezehrt bleichem Antlitz und ganz kleinen grünen Aeuglein, womit er beständig blinzelte, wie eine Schildwache, welcher die Sonne ins

Gesicht scheint. Er war seines Gewerbes ein Bruchbandmacher und seiner Religion nach ein Wiedertäufer. Er las sehr fleißig in der Bibel. Diese Lektüre schlich sich in seine nächtlichen Träume und mit blinzelnden Aeuglein erzählte er seiner Frau des Morgens beim Caffe: wie er wieder hachbegnadigt worden, wie die heiligsten Personen ihn ihres Gespräches gewürdigt, wie er sogar mit der allerhöchst heiligen Majestät Jehovahs verkehrt, und wie alle Frauen des alten Testamentes ihn mit der freundlichsten und zärtlichsten Aufmerksamkeit behandelt. Letzterer Umstand war meiner Hauswirthin gar nicht lieb, und nicht selten bezeugte sie die eifersüchtigste Mißlaune über ihres Mannes nächtlichen Umgang mit den Weibern des alten Testamentes. Wäre es noch, sagte sie, die keusche Mutter Maria, oder die alte Marthe, oder auch meinethalb die Magdalene, die sich ja gebessert hat — aber ein nächtliches Verhältniß mit den Saustöchtern des alten Loth, mit der sauberen Madam Judith, mit der verlaufenen Königin von Saba und dergleichen zweideutigen Weibsbildern, darf nicht geduldet werden. Nichts glich aber ihrer Wuth, als eines Morgens ihr Mann, im Uebergeschwätze seiner Seligkeit, eine begeisterte Schilderung der schönen Esther entwarf, welche ihn gebeten, ihr bei ihrer Toilette behülflich zu sein, indem sie durch die Macht ihrer Reize, den König Ahasverus für die gute Sache gewinnen wollte. Vergebens betheuerte der arme Mann, daß Herr Mardachai selber ihn bei seiner schönen Pflegetochter eingeführt, daß diese schon halb bekleidet war, daß er ihr nur die langen schwarzen Haare ausgekämmt — vergebens! die erboßte Frau schlug den armen Mann mit seinen eignen Bruchbändern, goß ihm den heißen Caffe ins Gesicht, und sie hätte ihn gewiß umgebracht, wenn er nicht auf's heiligste versprach, allen Umgang mit den altestamentalischen Weibern aufzugeben, und künftig nur mit Erzvätern und männlichen Propheten zu verkehren.

Die Folge dieser Mißhandlung war, daß Myn Heer von nun an sein nächtliches Glück gar ängstlich verschwieg; er wurde jetzt erst ein heiliger Rous; wie er mir gestand, hatte er den Muth sogar der nackten Susanna die unsittlichsten Anträge zu machen; ja, er war am Ende frech genug, sich in den Harem des Königs Salomon hineinzuträumen und mit dessen tausend Weibern Thee zu trinken.

Zwölftes Kapitel.

Unglückselige Eifersucht! durch diese ward einer meiner schönsten Träume und mittelbar vielleicht das Leben des kleinen Simson unterbrochen!

Was ist Traum? Was ist Tod? Ist dieser nur eine Unterbrechung des Lebens? Oder gänzliches Aufhören desselben? Ja, für Leute, die nur Ver-

gangenheit und Zukunft kennen und nicht in jedem Momente der Gegenwart eine Ewigkeit leben können, ja für solche muß der Tod schrecklich sein! Wenn ihnen die beiden Krücken, Raum und Zeit, entfallen, dann sinken sie ins ewige Nichts.

Und der Traum? Warum fürchten wir uns vor dem Schlafengehn nicht weit mehr als vor dem Begrabenwerden? Ist es nicht furchtbar, daß der Leib eine ganze Nacht leichentodt sein kann, während der Geist in uns das bewegteste Leben führt, ein Leben mit allen Schrecknissen jener Scheidung, die wir eben zwischen Geist und Leib gestiftet? Wenn einst, in der Zukunft, beide wieder in unserem Bewußtsein vereinigt sind, dann giebt es vielleicht keine Träume mehr, oder nur kranke Menschen, Menschen deren Harmonie gestört, werden träumen. Nur leise und wenig träumten die Alten; ein starker, gewaltiger Traum war bei ihnen wie ein Ereigniß und wurde in die Geschichtsbücher eingetragen. Das rechte Träumen beginnt erst bei den Juden, dem Volke des Geistes, und erreichte seine höchste Blüthe bei den Christen, dem Geistervolk. Unsere Nachkommen werden schaudern, wenn sie einst lesen, welch ein gespenstisches Dasein wir geführt, wie der Mensch in uns gespalten war und nur die eine Hälfte ein eigentliches Leben geführt. Unsere Zeit — und sie beginnt am Kreuze Christi — wird als eine große Krankheitsperiode der Menschheit betrachtet werden.

Und doch, welche süße Träume haben wir träumen können! Unsere gesunden Nachkommen werden es kaum begreifen. Um uns her verschwanden alle Herrlichkeiten der Welt, und wir fanden sie wieder in unserer inneren Seele — in unsere Seele flüchtete sich der Duft der zertretenen Rosen und der lieblichste Gesang der verscheuchten Nachtigallen —

Ich weiß das alles und sterbe an den unheimlichen Aengsten und grauenhaften Süßigkeiten unserer Zeit. Wenn ich des Abends mich auskleide, und zu Bette lege, und die Beine lang ausstrecke, und mich bedecke mit dem weißen Laken: dann schaudre ich manchmal unwillkührlich, und mir kommt in den Sinn, ich sei eine Leiche und ich begrübe mich selbst. Dann schließe ich hastig die Augen um diesem schauerlichen Gedanken zu entrinnen, um mich zu retten in das Land der Träume.

Es war ein süßer, lieber, sonniger Traum. Der Himmel himmelblau und wolkenlos, das Meer meergrün und still. Unabsehbar weite Wasserfläche, und darauf schwamm ein buntgewimpeltes Schiff, und auf dem Verdeck saß ich kosend zu den Füßen Jadvigas. Schwärmerische Liebeslieder, die ich selber auf rosige Papierstreifen geschrieben, las ich ihr vor, heiter seufzend, und sie horchte mit ungläubig geneigtem Ohr, und sehnsüchtigem Lächeln, und riß mir zuweilen hastig die Blätter aus der Hand und warf sie ins Meer. Aber

die schönen Nixen, mit ihren schneeweißen Busen und Armen, tauchten jedesmal aus dem Wasser empor, und erhaschten die flatternden Lieder der Liebe. Als ich mich über Bord beugte, konnte ich ganz klar bis in die Tiefe des Meeres hinabschaun, und da saßen, wie in einem gesellschaftlichen Kreise, die schönen Nixen, und in ihrer Mitter stand ein junger Nix, der, mit gefühlvoll belebtem Angesicht, meine Liebeslieder deklamirte. Ein stürmischer Beifall erscholl bei jeder Strophe; die grünlockigten Schönen applaudirten so leidenschaftlich, daß Brust und Nacken errötheten, und sie lobten, mit einer freudigen, aber doch zugleich mitleidigen Begeisterung: „Welche sonderbare Wesen sind diese Menschen! Wie sonderbar ist ihr Leben! Wie tragisch ihr ganzes Schicksal! Sie lieben sich und dürfen es meistens nicht sagen, und dürfen sie es einmal sagen, so können sie doch einander selten verstehn! Und dabei leben sie nicht ewig wie wir, sie sind sterblich, nur eine kurze Spanne Zeit ist ihnen vergönnt das Glück zu suchen, sie müssen es schnell erhaschen, hastig ans Herz drücken, ehe es entflieht — deshalb sind ihre Liebeslieder auch so zart, so innig, so süßängstlich, so verzweiflungsvoll lustig, ein so seltsames Gemisch von Freude und Schmerz. Der Gedanke des Todes wirft seinen melancholischen Schatten über ihre glücklichsten Stunden und tröstet sie lieblich im Unglück. Sie können weinen. Welche Poesie in so einer Menschenthräne!

Hörst du, sagte ich zu Jadviga, wie die da unten über uns urtheilen? — Wir wollen uns umarmen, damit sie uns nicht mehr bemitleiden, damit sie sogar neidisch werden! Sie aber, die Geliebte, sah mich an mit unendlicher Liebe, und ohne ein Wort zu reden. Ich hatte sie stumm geküßt. Sie erblich, und ein kalter Schauer überflog die holde Gestalt. Sie lag endlich starr, wie weißer Marmor, in meinen Armen, und ich hätte sie für todt gehalten, wenn sich nicht zwei große Thränenströme unaufhaltsam aus ihren Augen ergossen — und diese Thränen überfluteten mich, während ich das holde Bild immer gewaltiger in meinen Armen umschlang —

Da hörte ich plötzlich die keifende Stimme meiner Hauswirthin und erwachte aus meinem Traum. Sie stand vor meinem Bette, mit der Blendlaterne in der Hand, und bat mich schnell aufzustehn und sie zu begleiten. Nie hatte ich sie so häßlich gesehn. Sie war im Hemde und ihre verwitterten Brüste vergoldete der Mondschein, der eben durchs Fenster fiel; sie sahen aus wie zwei getrocknete Zitronen. Ohne zu wissen was sie begehrte, fast noch schlummertrunken, folgte ich ihr nach dem Schlafgemach ihres Gatten, und da lag der arme Mann, die Nachtmütze über die Augen gezogen, und schien heftig zu träumen. Manchmal zuckte sichtbar sein Leib unter der Bettdecke, seine Lippen lächelten vor überschwenglichster Wonne, spitzten sich manchmal krampfhaft, wie zu einem Kusse, und er röchelte und stammelte: Vasthi! Königin Vasthi! Majestät! Fürchte keinen Ahasveros! Geliebte Vasthi!

Mit zornglühenden Augen beugte sich nun das Weib über den schlafenden Gatten, legte ihr Ohr an sein Haupt, als ob sie seine Gedanken erlauschen könnte, und flüsterte mir zu: haben Sie sich nun überzeugt, Myn Heer Schnabelewopski? Er hat jetzt eine Buhlschaft mit der Königin Vasthi! Der schändliche Ehebrecher! Ich habe dieses unzüchtige Verhältniß schon gestern Nacht entdeckt. Sogar eine Heidin hat er mir vorgezogen! Aber ich bin Weib und Christin, und Sie sollen sehen, wie ich mich räche.

Bei diesen Worten riß sie erst die Bettdecke von dem Leibe des armen Sünders — er lag im Schweiß — alsdann ergriff sie ein hirschledernes Bruchband, und schlug damit gotteslästerlich los auf die dünnen Gliedmaßen des armen Sünders. Dieser, also unangenehm geweckt, aus seinem biblischen Traum, schrie so laut, als ob die Hauptstadt Susa in Feuer und Holland in Wasser stünde, und brachte mit seinem Geschrei die Nachbarschaft in Aufruhr.

Den andern Tag hieß es in ganz Leyden, mein Hauswirth habe solch großes Geschrei erhoben, weil er mich des Nachts in der Gesellschaft seiner Gattin gesehen. Man hatte letztere halb nackt am Fenster erblickt; und unsere Hausmagd, die mir gram war, und von der Wirthin zur rothen Kuh über dies Ereigniß befragt worden, erzählte, daß sie selber gesehen, wie Myfrow mir in meinem Schlafzimmer einen nächtlichen Besuch abgestattet.

Ich kann nicht ohne gewaltigen Kummer an dieses Ereigniß denken. Welche fürchterliche Folgen!

Dreizehntes Kapitel.

Wäre die Wirthin zur rothen Kuh eine Italienerin gewesen, so hätte sie vielleicht mein Essen vergiftet; da sie aber eine Holländerin war, so schickte sie mir sehr schlechtes Essen. Schon des anderen Mittags erduldeten wir die Folgen ihres weiblichen Unwillens. Das erste Gericht war: keine Suppe. Das war schrecklich, besonders für einen wohlerzogenen Menschen wie ich, der von Jugend auf alle Tage Suppe gegessen, der sich bis jetzt gar keine Welt denken konnte, wo nicht des Morgens die Sonne aufgeht und des Mittags die Suppe aufgetragen wird. Das zweite Gericht bestand aus Rindfleisch, welches kalt und hart war wie Myrons Kuh. Drittens kam ein Schellfisch, der aus dem Halse roch wie ein Mensch. Viertens kam ein großes Huhn, das, weit entfernt unsern Hunger stillen zu wollen, so mager und abgezehrt aussah, als ob es selber Hunger hätte: so daß man fast vor Mitleid nichts davon essen konnte.

Und nun, kleiner Simson, rief der dicke Drikse, glaubst du noch an Gott? Ist das Gerechtigkeit? Die Frau Bandagistin besucht den Schnabelewopski

in der dunkeln Nacht, und wir müſſen dafür ſchlecht eſſen am hellen lichten Tag?

O Gott! Gott! ſeufzte der Kleine, gar verdrießlich wegen ſolcher atheiſtiſcher Ausbrüche und vielleicht auch wegen des ſchlechten Eſſens. Seine Verdrießlichkeit ſtieg, als auch der lange Vanpitter ſeine Witze gegen die Anthropomorphiſten losließ und die Egypter lobte, die einſt Ochſen und Zwiebel verehrten: denn erſtere, wenn ſie gebraten, und letztere, wenn ſie geſtopft, ſchmeckten ganz göttlich.

Des kleinen Simſons Gemüth wurde aber durch ſolche Spöttereien immer bitterer geſtimmt, und er ſchloß endlich folgendermaßen ſeine Apologie des Deismus: Was die Sonne für die Blumen iſt, das iſt Gott für die Menſchen. Wenn die Strahlen jenes himmliſchen Geſtirns die Blumen berühren, dann wachſen ſie heiter empor und öffnen ihre Kelche, und entfalten ihren bunteſten Farbenſchmuck. Des Nachts, wenn ihre Sonne entfernt iſt, ſtehen ſie traurig, mit geſchloſſenen Kelchen, und ſchlafen, oder träumen von den goldenen Strahlenküſſen der Vergangenheit. Diejenigen Blumen, die immer im Schatten ſtehen, verlieren Farbe und Wuchs, verkrüppeln und erbleichen, und welken mißmüthig, glücklos. Die Blumen aber, die ganz im Dunkeln wachſen, in alten Burgkellern, unter Kloſterruinen, die werden häßlich und giftig, ſie ringeln am Boden wie Schlangen, ſchon ihr Duft iſt unheilbringend, boshaft betäubend, tödtlich —

O, du brauchſt deine bibliſche Parabel nicht weiter auszuſpinnen, ſchrie der dicke Drikſen, indem er ſich ein großes Glas ſchiedammer Genever in den Schlund goß; du, kleiner Simſon, biſt eine fromme Blume, die im Sonnenſchein Gottes die heiligen Strahlen der Tugend und Liebe ſo trunken einſaugt, daß deine Seele wie ein Regenbogen blüht, während die unſrige, abgewendet von der Gottheit, farblos und häßlich verwelkt, wo nicht gar peſtilenzialiſche Düfte verbreitet —

Ich habe einmal zu Frankfurt, ſagte der kleine Simſon, eine Uhr geſehen, die an keinen Uhrmacher glaubte; ſie war von Tombak und ging ſehr ſchlecht —

Ich will dir wenigſtens zeigen, daß ſo eine Uhr wenigſtens gut ſchlagen kann, verſetzte Drikſen, indem er plötzlich ganz ruhig wurde und den Kleinen nicht weiter moleſtirte.

Da letzterer, trotz ſeiner ſchwachen Aermchen, ganz vortrefflich ſtieß, ſo ward beſchloſſen, daß ſich die beiden noch denſelben Tag auf Pariſiens ſchlagen ſollten. Sie ſtachen auf einander los mit großer Erbitterung. Die ſchwarzen Augen des kleinen Simſon glänzten feurig groß, und kontraſtirten um ſo wunderbarer mit ſeinen Aermchen, die aus den aufgeſchürzten Hemdärmeln gar kläglich dünn hervortraten. Er wurde immer heftiger; er ſchlug ſich ja für die Exiſtenz Gottes, des alten Jehovah, des Königs der Könige. Dieſer aber

gewährte seinem Champion nicht die mindeste Unterstützung und im sechsten Gang bekam der Kleine einen Stich in die Lunge.

O Gott! seufzte er und stürzte zu Boden.

Vierzehntes Kapitel.

Diese Scene hatte mich furchtbar erschüttert. Gegen das Weib aber, das mittelbar solches Unglück verursacht, wandte sich der ganze Ungestüm meiner Empfindungen; das Herz voll Zorn und Kummer, stürmte ich nach dem rothen Ochsen.

Ungeheur, warum hast du keine Suppe geschickt? Dieses waren die Worte womit ich die erbleichende Wirthin anredete, als ich sie in der Küche antraf. Das Porzelan auf dem Kamine zitterte bei dem Tone meiner Stimme. Ich war so entsetzlich, wie der Mensch es nur immer sein kann, wenn er keine Suppe gegessen und sein bester Freund einen Stich in die Lunge bekommen.

Ungeheur, warum hast du keine Suppe geschickt? Diese Worte wiederholte ich, während das schuldbewußte Weib starr und sprachlos vor mir stand. Endlich aber, wie aus geöffneten Schleusen, stürzten aus ihren Augen die Thränen. Sie überschwemmten ihr ganzes Antlitz und tröpfelten bis in den Canal ihres Busens. Dieser Anblick konnte jedoch meinen Zorn nicht erweichen, und mit verstärkter Bitterkeit sprach ich: O Ihr Weiber, ich weiß daß Ihr weinen könnt; aber Thränen sind keine Suppe. Ihr seid erschaffen zu unserem Unheil. Eur Blick ist Lug und Eur Hauch ist Trug. Wer hat zuerst vom Apfel der Sünde gegessen? Gänse haben das Capitol gerettet, aber durch ein Weib ging Troja zu Grunde. O Troja! Troja! des Priamos heilige Veste, du bist gefallen durch die Schuld eines Weibes! Wer hat den Markus Antonius ins Verderben gestürzt? Wer verlangte den Kopf Johannis des Täufers? Wer war Ursache von Abelards Verstümmelung? Ein Weib! Die Geschichte ist voll Beispiele, wie wir durch Euch zu Grunde gehn. All Eur Thun ist Thorheit und all Eur Denken ist Undank. Wir geben Euch das Höchste, die heiligste Flamme des Herzens, unsere Liebe — was gebt Ihr uns als Ersatz? Fleisch, schlechtes Rindfleisch, noch schlechteres Hühnerfleisch — Ungeheur, warum hast du keine Suppe geschickt?

Vergebens begann Myfrow jetzt eine Reihe von Entschuldigungen herzustammeln und mich bei allen Seligkeiten unserer genossenen Liebe zu beschwören, ihr diesmal zu verzeihen. Sie wollte mir von nun an noch besseres Essen schicken als früher, und noch immer nur sechs Gulden die Porzion anrechnen, obgleich der groote Dohlenwirth für sein ordinäres Essen sich acht Gulden be-

zahlen läßt. Sie ging ſo weit, mir für den folgenden Tag Auſterpaſtete zu verſprechen; ja, in dem weichen Ton ihrer Stimme dufteten ſogar Trüffel. Aber ich blieb ſtandhaft, ich war entſchloſſen auf immer zu brechen und verließ die Küche mit den tragiſchen Worten: Adieu, für dieſes Leben haben wir ausgekocht!

Im Fortgehn hörte ich etwas zu Boden fallen. War es irgend ein Küchentopf oder Myfrow ſelber? Ich nahm mir nicht einmal die Mühe nachzuſehen, und ging direkt nach der grooten Dohlen, um ſechs Porzion Eſſen für den nächſten Tag zu beſtellen.

Nach dieſem wichtigſten Geſchäft, eilte ich nach der Wohnung des kleinen Simſon, den ich in einem ſehr ſchlechten Zuſtande fand. Er lag in einem großen altfränkiſchen Bette, das keine Vorhänge hatte, und an deſſen Ecken vier große marmorirte Holzſäulen befindlich waren, die oben einen reich vergoldeten Betthimmel trugen. Das Antlitz des Kleinen war leidend blaß, und in dem Blick, den er mir zuwarf, lag ſo viel Wehmuth, Güte und Elend, daß ich davon bis in die Tiefe meiner Seele gerührt wurde. Der Arzt hatte ihn eben verlaſſen und ſeine Wunde für bedenklich erklärt. Van Moeulen, der allein dort geblieben, um die Nacht bei ihm zu wachen, ſaß vor ſeinem Bette und las ihm vor aus der Bibel.

Schnabelewopski, ſeufzte der Kleine, es iſt gut, daß du kommſt. Kannſt zuhören, und es wird dir wohlthun. Das iſt ein liebes Buch. Meine Vorfahren haben es in der ganzen Welt mit ſich herumgetragen, und gar viel Kummer und Unglück und Schimpf und Haß dafür erduldet, oder ſich gar dafür todtſchlagen laſſen. Jedes Blatt darin hat Thränen und Blut gekoſtet, es iſt das aufgeſchriebene Vaterland der Kinder Gottes, es iſt das heilige Erbe Jehovas —

Rede nicht zuviel, rief Van Moeulen, es bekömmt dir ſchlecht.

Und gar, ſetzte ich hinzu, rede nicht von Jehovah, dem undankbarſten der Götter, für deſſen Exiſtenz du dich heute geſchlagen —

O Gott! ſeufzte der Kleine und Thränen fielen aus ſeinen Augen — O Gott du hilfſt unſeren Feinden!

Rede nicht ſo viel, wiederholte Van Moeulen. Und du, Schnabelewopski, flüſterte er mir zu, entſchuldige, wenn ich dich langweile; der Kleine wollte durchaus, daß ich ihm die Geſchichte ſeines Namensvetters, des Simſon, vorleſe — wir ſind am vierzehnten Kapitel, hör zu:

„Simſon ging hinab gen Thimnath, und ſahe ein Weib zu Thimnath unter den Töchtern der Philiſter —"

Nein, rief der Kleine, mit geſchloſſenen Augen, wir ſind ſchon am ſechszehnten Kapitel. Iſt mir doch, als lebte ich das alles mit, was du da vorlieſt, als hörte ich die Schafe blöcken, die am Jordan weiden, als hätte ich ſelber den Füchſen

die Schwänze angezündet und sie in die Felder der Philister gejagt, als hätte ich mit einem Eselskinnbacken tausend Philister erschlagen — O, die Philister, sie hatten uns unterjocht und verspottet, und ließen uns wie Schweine Zoll bezahlen, und haben mich zum Tanzsaal hinausgeschmissen, auf dem Roß, und zu Bockenheim mit Füßen getreten — hinausgeschmissen, mit Füßen getreten, auf dem Roß, O Gott, das ist nicht erlaubt!

Er liegt im Wundfieber und phantasiert, bemerkte leise Van Moeulen, und begann das sechszehnte Kapitel:

„Simson ging hin gen Gasa und sahe daselbst eine Hure, und lag bei ihr.

„Da ward den Gasitern gesagt: Simson ist herein kommen. Und sie umgaben ihn, und ließen auf ihn lauern die ganze Nacht in der Stadt Thor, und waren die ganze Nacht stille, und sprachen: Harre, morgen, wenn es Licht wird, wollen wir ihn erwürgen.

„Simson aber lag bis zu Mitternacht. Da stund er auf zu Mitternacht, und ergriff beide Thüren an der Stadt Thor, samt den beiden Pfosten, und hub sie aus mit den Riegeln, und legte sie auf seine Schultern, und trug sie hinauf auf die Höhe des Berges von Hebron.

„Darnach gewann er ein Weib lieb, am Bach Sorek, die hieß Delila.

„Zu der kamen der Philister Fürsten hinauf, und sprachen zu ihr: Ueberrede ihn, und besiehe, worin er so große Kraft hat, und womit wir ihn übermögen, daß wir ihn binden und zwingen, so wollen wir dir geben ein jeglicher tausend und hundert Silberlinge.

„Und Delila sprach zu Simson: Lieber, sage mir, worinnen deine große Kraft sei, und womit man dich binden möge, damit man dich zwinge?

„Simson sprach zu ihr: wenn man mich bünde mit sieben Seilen von frischem Bast, die noch nicht verdorret waren: und sie band ihn damit.

„(Man hielt aber auf ihn bei ihr in der Kammer.) Und sie sprach zu ihm: Die Philister über dir, Simson. Er aber zerriß die Seile, wie eine flächsene Schnur zerreißet, wenn sie ans Feuer reucht: und ward nicht kund, wo seine Kraft wäre."

O dumme Philister! rief jetzt der Kleine, und lächelte vergnügt, wollten mich auch auf die Konstablerwacht setzen —

Van Moeulen aber las weiter:

„Da sprach Delila zu Simson: Siehe du hast mich getäuschet, mir gelogen; nun, so sage mir doch, womit kann man dich binden?

„Er antwortete ihr: Wenn sie mich bünden mit neuen Stricken, damit nie keine Arbeit geschehen ist; so würde ich schwach und wie ein andrer Mensch.

„Da nahm Delila neue Stricke, und band ihn damit, und sprach: Philister über dir, Simson; (man hielt aber auf ihn in der Kammer;) und er zerriß sie von seinen Armen, wie einen Faden."

O dumme Philister! rief der Kleine im Bette.

„Delila aber sprach zu ihm: Noch hast du mich getäuschet, und mir gelogen. Lieber, sage mir doch, womit kann man dich binden? Er antwortete ihr: Wenn du sieben Locken meines Hauptes flöchtest mit einem Flachsbande, und hefteteſt ſie mit einem Nagel ein.

„Und ſie ſprach zu ihm: Philiſter über dir, Simſon. Er aber wachte auf von ſeinem Schlaf, und zog die geflochtenen Locken mit Nagel und Flechtband heraus.“

Der Kleine lachte: das war auf der Eſchenheimer Gaſſe. Van Moeulen aber fuhr fort:

„Da ſprach ſie zu ihm: wie kannſt du ſagen, du habeſt mich lieb, ſo dein Herz doch nicht mit mir iſt? Dreimal haſt du mich getäuſchet, und mir nicht geſagt, worinnen deine große Kraft ſei.

„Da ſie ihn aber trieb mit ihren Worten alle Tage, und zerplagte ihn, ward ſeine Seele matt bis an den Tod.

„Und ſagte ihr ſein ganzes Herz, und ſprach zu ihr: es iſt nie kein Scheermeſſer auf mein Haupt kommen, denn ich bin ein Verlobter Gottes von Mutterleib an. Wenn du mich beſchöreſt, ſo wiche meine Kraft von mir, daß ich ſchwach würde, und wie alle andre Menſchen.

„Da nun Delila ſahe, daß er ihr alle ſein Herz offenbaret hatte, ſandte ſie hin, und ließ der Philiſter Fürſten rufen, und ſagen: Kommet noch einmal herauf, denn er hat mir alle ſein Herz offenbaret. Da kamen der Philiſter Fürſten und brachten das Geld mit ſich in ihrer Hand.

„Und ſie ließ ihn entſchlafen auf ihrem Schooß, und rief einem, der ihm die ſieben Locken ſeines Hauptes abſchöre. Und ſie fing an, ihn zu zwingen. Da war ſeine Kraft von ihm gewichen.

„Und ſie ſprach zu ihm: Philiſter über dir, Simſon. Da er nun von ſeinem Schlaf erwachte, gedachte er: ich will ausgehen, wie ich mehrmals gethan habe, ich will mich ausreißen, und wußte nicht, daß der Herr von ihm gewichen war.

„Aber die Philiſter griffen ihn, und ſtachen ihm die Augen aus, und führten ihn hinab gen Gaſa, und bunden ihn mit zwo ehernen Ketten, und er mußte mahlen im Gefängniß.“

O Gott! Gott! wimmerte und weinte beſtändig der Kranke. Sei ſtill, ſagte Van Moeulen, und las weiter:

„Aber das Haar ſeines Hauptes fing wieder an zu wachſen, wo es beſchoren war.

„Da aber der Philiſter Fürſten ſich verſamleten, ihrem Gott Dagon ein groß Opfer zu thun, und ſich zu freuen, ſprachen ſie: Unſer Gott hat uns unſern Feind Simſon in unſere Hände gegeben.

„Deſſelbigen Gleichen als ihn das Volk ſahe, lobeten ſie ihren Gott; denn ſie ſprachen: Unſer Gott hat uns unſern Feind in unſere Hände gegeben, der unſer Land verderbete, und unſerer viele erſchlug.

„Da nun ihr Herz guter Dinge war, ſprachen ſie: Laſſet Simſon holen, daß er vor uns ſpiele. Da holeten ſie Simſon aus dem Gefängniß, und er ſpielete vor ihnen, und ſie ſtelleten ihn zwiſchen zwo Säulen.

„Simſon aber ſprach zu dem Knaben, der ihn bei der Hand leitete: Laß mich, daß ich die Säulen taſte, auf welchen das Haus ſteht, daß ich mich daran lehne.

„Das Haus aber war voll Männer und Weiber. Es waren auch der Philiſter Fürſten alle da, und auf dem Dach bei dreitauſend, Mann und Weib, die da zuſahen wie Simſon ſpielete.

„Simſon aber rief den Herrn an, und ſprach: Herr, Herr, gedenke mein, und ſtärke mich doch, Gott, diesmal, daß ich für meine beide Augen mich einſt räche an den Philiſtern.

„Und er faſſete die zwo Mittel-Säulen, auf welchen das Haus geſetzet war, und darauf ſich hielt, eine in ſeine rechte und die andere in ſeine linke Hand.

„Und ſprach: Meine Seele ſterbe mit den Philiſtern; und neigte ſich kräftiglich. Da fiel das Haus auf die Fürſten, und auf alles Volk, das drinnen war, daß der Todten mehr waren, die in ſeinem Tode ſtarben, denn die bei ſeinem Leben ſtarben.“

Bei dieſer Stelle öffnete der kleine Simſon ſeine Augen, geiſterhaft weit; hob ſich krampfhaft in die Höhe; ergriff, mit ſeinen dünnen Aermchen, die beiden Säulen, die zu Füßen ſeines Bettes; rüttelte daran, während er zornig ſtammelte: es ſterbe meine Seele mit den Philiſtern. Aber die ſtarken Bettſäulen blieben unbeweglich, ermattet und wehmüthig lächelnd fiel der Kleine zurück auf ſeine Kiſſen, und aus ſeiner Wunde, deren Verband ſich verſchoben, quoll ein rother Blutſtrom.

Zur

Geſchichte der Religion und Philoſophie

in

Deutſchland.

Vorreden

zum

zweiten Bande der Campe'schen Ausgabe des Salons,

enthaltend

„Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland."

Vorrede zur ersten Auflage.

Ich muß den deutschen Leser darauf besonders aufmerksam machen, daß diese Blätter ursprünglich für eine französische Zeitschrift, die Revue des deux mondes, und zu einem bestimmten Zeitzweck abgefaßt worden. Sie gehören nämlich zu einer Ueberschau deutscher Geistesvorgänge, wovon ich bereits früher dem französischen Publikum einige Theile vorgelegt, und die auch in deutscher Sprache als Beiträge „zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" erschienen sind. Die Anforderungen der periodischen Presse, Uebelstände in der Oekonomie derselben, Mangel an wissenschaftlichen Hülfsmitteln, französische Unzulänglichkeiten, ein neulich in Deutschland promulgirtes Gesetz über ausländische Drucke, welches nur auf mich seine Anwendung fand und dergleichen Hemmungen mehr, erlaubten mir nicht, die verschiedenen Theile jener Ueberschau in chronologischer Reihenfolge und unter einem Gesammttitel mitzutheilen. Das gegenwärtige Buch, trotz seiner inneren Einheit und seiner äußerlichen Geschlossenheit, ist also nur das Fragment eines größeren Ganzen.

Ich grüße die Heimath mit dem freundlichsten Gruße.

Geschrieben zu Paris, im Monat December 1834.

Heinrich Heine.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Als die erste Auflage dieses Buches die Presse verließ, und ich ein Exemplar desselben zur Hand nahm, erschrack ich nicht wenig ob den Verstümmelungen, deren Spur sich überall kund gab. Hier fehlte ein Beiwort, dort ein Zwischensatz, ganze Stellen waren ausgelassen, ohne Rücksicht auf die Uebergänge, so daß nicht blos der Sinn, sondern manchmal die Gesinnung selbst verschwand. Vielmehr die Furcht Cäsar's, als die Furcht Gottes, leitete die Hand bei diesen Verstümmelungen, und während sie alles politisch Verfängliche ausmerzte, verschonte sie selbst das Bedenklichste, das auf Religion Bezug hatte. So ging die eigentliche Tendenz dieses Buches, welche eine patriotisch-demokratische war, verloren, und unheimlich starrte mir daraus ein ganz fremder Geist entgegen, welcher an scholastisch-theologische Klopffechtereien erinnert, und meinem humanistisch-toleranten Naturell tief zuwider ist.

Ich schmeichelte mir anfangs mit der Hoffnung, daß ich bei einem zweiten Abdruck die Lacunen dieses Buches wieder ausfüllen könne; doch keine Restauration der Art ist jetzt möglich, da bei dem großen Brand zu Hamburg das Original-Manuscript im Hause meines Verlegers verloren gegangen. Mein Gedächtniß ist zu schwach, als daß ich aus der Erinnerung nachhelfen könnte, und außerdem dürfte eine genaue Durchsicht des Buches mir wegen des Zustandes meiner Augen nicht erlaubt sein. Ich begnüge mich damit, daß ich nach der französischen Version, welche früher als die deutsche gedruckt worden, einige der größern ausgelassenen Stellen aus dem Französischen übersetze und intercalire. Eine dieser Stellen, welche in unzähligen französischen Blättern abgedruckt, discutirt und auch in der vorjährigen französischen Deputirtenkammer von einem der größten Staatsmänner der Franzosen, dem Grafen Molé, besprochen worden, ist am Ende dieser neuen Ausgabe befindlich und mag zeigen, welche Bewandtniß es hat mit der Verkleinerung und Herabsetzung Deutschlands, deren ich mich, wie gewisse ehrliche Leute versicherten, dem Auslande gegenüber schuldig gemacht haben sollt. Aeußerte ich mich in meinem Unmuth über das alte, offizielle Deutschland, das verschimmelte Philisterland, — das aber keinen Goliath, keinen einzigen großen Mann hervorgebracht hat,— so wußte man das was ich sagte, so darzustellen, als sei hier die Rede von dem wirklichen Deutschland, dem großen, geheimnißvollen, so zu sagen anonymen Deutschland des deutschen Volkes, des schlafenden Souverainen, mit dessen Szepter und Krone die Meerkatzen spielen. Solche

Insinuation ward den ehrlichen Leuten noch dadurch erleichtert, daß jede Kundgabe meiner wahren Gesinnung mir während einer langen Periode schier unmöglich war, besonders zur Zeit als die Bundestagsdecrete gegen das „junge Deutschland" erschienen, welche hauptsächlich gegen mich gerichtet waren und mich in eine exceptionell gebundene Lage brachten, die unerhört in den Annalen der Preßknechtschaft. Als ich späterhin den Maulkorb etwas lüften konnte, blieben doch die Gedanken noch geknebelt.

Das vorliegende Buch ist Fragment, und soll auch Fragment bleiben. Ehrlich gestanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Es haben sich nämlich seit dem Erscheinen desselben meine Ansichten über manche Dinge, besonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und manches, was ich behauptete, widerspricht jetzt meiner bessern Ueberzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugnisse mir mit zwingendem Einspruch entgegentreten, wenn ich dieses Buch ungedruckt ließe und meinen Gesammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftsteller in solchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phrase meine Zuflucht nehmen; aber ich hasse im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchlerischen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umständen das unveräußerliche Recht, seinen Irrthum offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daß alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, ebenso falsch wie unbesonnen ist. Ebenso unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, daß der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, daß die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet. Diese spinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, sie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen ist; sie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'schen Schule, der grimme Ruge, behauptete einst steif und fest, oder vielmehr fest und steif, daß er mich mit seinem Portierstock in den Hallischen Jahrbüchern todt geschlagen habe, und doch zur selben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, frisch und gesund und un-

sterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er selber konnte sich später nicht des ehrlichsten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geständniß machte, daß ich die fürchterlichen Todtschlagblätter, die Hallischen Jahrbücher, nie zu Gesicht bekommen hatte, und sowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Austern schlucke, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch gesund und feist, ich stand im Zenith meines Fettes, und war so übermüthig wie der König Nebucadnezar vor seinem Sturze.

Ach! einige Jahre später ist eine leibliche und geistige Veränderung eingetreten. Wie oft seitdem denke ich an die Geschichte dieses babylonischen Königs, der sich selbst für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich herabstürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat gewesen sein). In dem prachtvoll grandiosen Buch Daniel steht diese Legende, die ich nicht blos dem guten Ruge, sondern auch meinem noch viel verstocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengstenberg und wie sie sonst heißen mögen, diese gottlosen Selbstgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es stehen überhaupt noch viel schöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geschichte von dem verbotenen Baume im Paradiese und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die schon sechstausend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'sche Philosophie vortrug. Dieser Blaustrumpf ohne Füße zeigt sehr scharfsinnig, wie das Absolute in der Identität von Sein und Wissen besteht, wie der Mensch zum Gotte werde durch die Erkenntniß, oder was dasselbe ist, wie Gott im Menschen zum Bewußtsein seiner selbst gelange. — Diese Formel ist nicht so klar wie die ursprünglichen Worte: wenn ihr vom Baume der Erkenntniß genossen, werdet ihr wie Gott sein! Frau Eva verstand von der ganzen Demonstration nur das Eine, daß die Frucht verboten sei, und weil sie verboten, aß sie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte sie von dem lockenden Apfel gegessen, so verlor sie ihre Unschuld, ihre naive Unmittelbarkeit, sie fand, daß sie viel zu nackend sei für eine Person von ihrem Stande, die Stammmutter so vieler künftigen Kaiser und Könige, und sie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradiese noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — s Paradies! Sonderbar, so wie das Weib zum denkenden Selbstbewußtsein kommt, ist ihr erster Gedanke ein neues Kleid! Auch diese biblische Geschichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte sie als Motto diesem Buche voransetzen, in derselben Weise, wie man oft vor fürstlichen Gärten eine Tafel sieht mit der warnenden Aufschrift: Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse.

Ich habe mich bereits in meinem jüngſten Buche, im Romanzero, über die Umwandlung ausgeſprochen, welche in Bezug auf göttliche Dinge in meinem Geiſte ſtattgefunden. Es ſind ſeitdem mit chriſtlicher Zudringlichkeit ſehr viele Anfragen an mich ergangen, auf welchem Wege die beſſere Erleuchtung über mich gekommen. Fromme Seelen ſcheinen darnach zu lechzen, daß ich ihnen irgend ein Mirakel aufbinde, und ſie möchten gerne wiſſen, ob ich nicht wie Saulus ein Licht erblickte auf dem Wege nach Damascus, oder ob ich nicht wie Barlam, der Sohn Boers, einen ſtätigen Eſel geritten, der plötzlich den Mund aufthat und zu ſprechen begann wie ein Menſch? Nein, ihr gläubigen Gemüther, ich reiſte niemals nach Damascus, ich weiß nichts von Damascus, als daß jüngſt die dortigen Juden beſchuldigt worden, ſie fräßen alte Kapuziner, und der Name der Stadt wäre mir vielleicht ganz unbekannt, hätte ich nicht das Hohe Lied geleſen, wo der König Salomo die Naſe ſeiner Geliebten mit einem Thurm vergleicht, der gen Damascus ſchaut. Auch ſah ich nie einen Eſel, nämlich keinen vierfüßigen, der wie ein Menſch geſprochen hätte, während ich Menſchen genug traf, die jedesmal, wenn ſie den Mund aufthaten, wie Eſel ſprachen. In der That, weder eine Viſion, noch eine ſeraphitiſche Verzückung, noch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder ſonſt ein Wunderſpuk brachte mich auf den Weg des Heils, und ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lectüre eines Buches — Eines Buches? Ja, und es iſt ein altes, ſchlichtes Buch, beſcheiden wie die Natur, auch natürlich wie dieſe; ein Buch, das werkeltägig und anſpruchslos ausſieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brod, das uns nährt; ein Buch, das ſo traulich, ſo ſegnend gütig uns anblickt, wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche lieſ't, mit den lieben, bebenden Lippen, und mit der Brille auf der Naſe — und dieſes Buch heißt auch ganz kurz weg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man dieſe auch die heilige Schrift; wer ſeinen Gott verloren hat, der kann ihn in dieſem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden, welche ſich auf Koſtbarkeiten verſtehen, wußten ſehr gut, was ſie thaten, als ſie bei dem Brande des zweiten Tempels die goldenen und ſilbernen Opfergeſchirre, die Leuchter und Lampen, ſogar den hohenprieſterlichen Bruſtlatz mit den großen Edelſteinen im Stich ließen, und nur die Bibel retteten. Dieſe war der wahre Tempelſchatz, und derſelbe ward gottlob nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Veſpaſianus, des Böſewichts, der ein ſo ſchlechtes Ende genommen, wie die Rabbiner erzählen. Ein jüdiſcher Prieſter, der zweihundert Jahr vor dem Brand des zweiten Tempels, während der Glanzperiode des Ptolemäers Philadelphus, zu Jeruſalem lebte und Joſua ben Sira's ben-Elizer hieß, hat in einer Gnomenſammlung, Meſchalim, in Bezug auf die Bibel den Gedanken ſeiner Zeit ausgeſprochen,

und ich will seine schönen Worte hier mittheilen. Sie sind sacerdotal feierlich und doch zuglich so erquickend frisch, als wären sie erst gestern einer lebenden Menschenbrust entquollen, und sie lauten wie folgt:

„Dies Alles ist eben das Buch des Bundes, mit dem höchsten Gott gemacht, nämlich das Gesetz, welches Mose dem Hause Jakob zum Schatz befohlen hat. Daraus die Weisheit geflossen ist, wie das Wasser Pison, wenn es groß ist: und wie das Wasser Tigris, wenn es übergehet in Lenzen. Daraus der Verstand geflossen ist, wie der Euphrates, wenn er groß ist, und wie der Jordan in der Ernte. Aus demselben ist hervorbrochen die Zucht, wie das Licht, und wie das Wasser Nilus im Herbst. Er ist nie gewesen, der es ausgelernt hätte: und wird nimmermehr werden, der es ausgründen möchte. Denn sein Sinn ist reicher, weder kein Meer: und sein Wort tiefer, denn kein Abgrund."

Geschrieben zu Paris, im Wonnemond 1852.

Heinrich Heine.

Erſtes Buch.

Die Franzoſen glaubten, in der letzten Zeit, zu einer Verſtändniß Deutſchlands zu gelangen, wenn ſie ſich mit den Erzeugniſſen unſerer ſchönen Literatur bekannt machten. Hierdurch haben ſie ſich aber aus dem Zuſtande gänzlicher Ignoranz nur erſt zur Oberflächlichkeit erhoben. Denn die Erzeugniſſe unſerer ſchönen Literatur bleiben für ſie nur ſtumme Blumen, der ganze deutſche Gedanke bleibt für ſie ein unwirthliches Räthſel, ſo lange ſie die Bedeutung der Religion und der Philoſophie in Deutſchland nicht kennen.

Indem ich nun über dieſe beiden einige erläuternde Auskunft zu ertheilen ſuche, glaube ich ein nützliches Werk zu unternehmen. Dieſes iſt für mich keine leichte Aufgabe. Es gilt zunächſt die Ausdrücke einer Schulſprache zu vermeiden, die den Franzoſen gänzlich unbekannt iſt. Und doch habe ich weder die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphyſik ſo tief ergründet, daß ich im Stande wäre, dergleichen nach den Bedürfniſſen des franzöſiſchen Publikums, ganz einfach und ganz kurz zu formuliren. Ich werde daher nur von den großen Fragen handeln, die in der deutſchen Gottesgelahrtheit und Weltweisheit zur Sprache gekommen, ich werde nur ihre ſociale Wichtigkeit beleuchten, und immer werde ich die Beſchränktheit meiner eigenen Verdeutlichungsmittel und das Faſſungsvermögen des franzöſiſchen Leſers berückſichtigen.

Große deutſche Philoſophen, die etwa zufällig einen Blick in dieſe Blätter werfen, werden vornehm die Achſeln zucken über den dürftigen Zuſchnitt alles deſſen, was ich hier vorbringe. Aber ſie mögen gefälligſt bedenken, daß das wenige, was ich ſage, ganz klar und deutlich ausgedrückt iſt, während ihre eignen Werke, zwar ſehr gründlich, unermeßbar gründlich, ſehr tiefſinnig, ſtupend tiefſinnig, aber eben ſo unverſtändlich ſind. Was helfen dem Volke die verſchloſſenen Kornkammern, wozu es keinen Schlüſſel hat? Das Volk hungert nach Wiſſen und dankt mir für das Stückchen Geiſtesbrod, das ich ehrlich mit ihm theile.

Ich glaube, es iſt nicht Talentloſigkeit, was die meiſten deutſchen Gelehrten davon abhält, über Religion und Philoſophie ſich populair auszuſprechen. Ich glaube, es iſt Scheu vor den Reſultaten ihres eigenen Denkens, die ſie nicht wagen, dem Volke mitzutheilen. Ich, ich habe nicht dieſe Scheu, denn ich bin kein Gelehrter, ich ſelber bin Volk. Ich bin kein Gelehrter, ich gehöre

nicht zu den siebenhundert Weisen Deutschlands. Ich stehe mit dem großen Haufen vor den Pforten ihrer Weisheit, und ist da irgend eine Wahrheit durchgeschlüpft, und ist diese Wahrheit bis zu mir gelangt, dann ist sie weit genug: — ich schreibe sie mit hübschen Buchstaben auf Papier und gebe sie dem Setzer; der setzt sie in Blei und giebt sie dem Drucker; dieser druckt sie und sie gehört dann der ganzen Welt.

Die Religion, deren wir uns in Deutschland erfreuen, ist das Christenthum. Ich werde also zu erzählen haben: was das Christenthum ist, wie es römischer Katholizismus geworden, wie aus diesem der Protestantismus und aus dem Protestantismus die deutsche Philosophie hervorging.

Indem ich nun mit Besprechung der Religion beginne, bitte ich im Voraus alle frommen Seelen, sich bei Leibe nicht zu ängstigen. Fürchtet nichts, fromme Seelen! Keine profanirende Scherze sollen Euer Ohr verletzen. Diese sind allenfalls noch nützlich in Deutschland, wo es gilt, die Macht der Religion, für den Augenblick, zu neutralisiren. Wir sind nämlich dort in derselben Lage wie Ihr vor der Revoluzion, als das Christenthum im untrennbarsten Bündnisse stand mit dem alten Regime. Dieses konnte nicht zerstört werden, so lange noch jenes seinen Einfluß übte auf die Menge. Voltaire mußte sein scharfes Gelächter erheben, ehe Samson sein Beil fallen lassen konnte. Jedoch wie durch dieses Beil, so wurde auch durch jenes Lachen im Grunde nichts bewiesen, sondern nur bewirkt. Voltaire hat nur den Leib des Christenthums verletzen können. Alle seine Späße, die aus der Kirchengeschichte geschöpft, alle seine Witze über Dogmatik und Kultus, über die Bibel, dieses heiligste Buch der Menschheit, über die Jungfrau Maria, diese schönste Blume der Poesie, das ganze Dictionaire philosophischer Pfeile, das er gegen Clerus und Priesterschaft losschoß, verletzte nur den sterblichen Leib des Christenthums, nicht dessen inneres Wesen, nicht dessen tieferen Geist, nicht dessen ewige Seele.

Denn das Christenthum ist eine Idee, und als solche unzerstörbar und unsterblich, wie jede Idee. Was ist aber diese Idee?

Eben weil man diese Idee noch nicht klar begriffen und Aeußerlichkeiten für die Hauptsache gehalten hat, giebt es noch keine Geschichte des Christenthums. Zwei entgegengesetzte Parteien schreiben die Kirchengeschichte und widersprechen sich beständig, doch die eine, eben so wenig wie die andere, wird jemals bestimmt aussagen: was eigentlich jene Idee ist, die dem Christenthum als Mittelpunkt dient, die sich in dessen Symbolik, im Dogma wie im Kultus, und in dessen ganzer Geschichte zu offenbaren strebt, und im wirklichen Leben der christlichen Völker manifestirt hat! Weder Baronius, der katholische Kardinal, noch der protestantische Hofrath Schröckh entdeckt uns, was eigentlich jene Idee war. Und wenn Ihr alle Folianten der Mansischen Concilienſammlung, des

Assemannischen Codex der Liturgien und die ganze Historia ecclesiastica von Sacarelli durchblättert, werdet Ihr doch nicht einsehen, was eigentlich die Idee des Christenthums war. Was seht Ihr denn in den Historien der orientalischen und der occidentalischen Kirchen? In jener, der orientalischen Kirchengeschichte seht Ihr nichts als dogmatische Spitzfindigkeiten, wo sich die altgriechische Sophistik wieder kund giebt; in dieser, in der occidentalischen Kirchengeschichte, seht Ihr nichts als disciplinarische, die kirchlichen Interessen betreffende Zwiste, wobei die altrömische Rechtskasuistik und Regierungskunst, mit neuen Formeln und Zwangsmitteln sich wieder geltend machen. In der That, wie man in Constantinopel über den Logos stritt, so stritt man in Rom über das Verhältniß der weltlichen zur geistlichen Macht; und wie etwa dort über Homousios, so befehdete man sich hier über Investitur. Aber der byzantinischen Fragen: ob der Logos dem Gott-Vater Homousios sei? ob Maria Gottgebärerin heißen soll oder Menschengebärerin? ob Christus in Ermangelung der Speise hungern mußte, oder nur deswegen hungerte, weil er hungern wollte? alle diese Fragen haben im Hintergrund lauter Hofintriguen, deren Lösung davon abhängt, was in den Gemächern des Sacri Palatii gezischelt und gekichert wird, ob z. B. Eudoxia fällt oder Pulcheria; — denn diese Dame haßt den Nestorius, den Verräther ihrer Liebeshändel, jene haßt den Cyrillus, welchen Pulcheria beschützt, alles bezieht sich zuletzt auf lauter Weiber- und Hämmlingsgeklätsche, und im Dogma wird eigentlich der Mann und im Manne eine Partei verfolgt oder befördert. Eben so geht's im Occident; Rom wollte herrschen; „als seine Legionen gefallen, schickte es Dogmen in die Provinzen;" alle Glaubenszwiste hatten römische Usurpazionen zum Grunde; es galt, die Obergewalt des römischen Bischofs zu konsolidiren. Dieser war über eigentliche Glaubenspunkte immer sehr nachsichtig, spie aber Feuer und Flamme, sobald die Rechte der Kirche angegriffen wurden; er disputirte nicht viel über die Personen in Christus, sondern über die Consequenzen der Isidorschen Dekretalen; er centralisirte seine Gewalt durch kanonisches Recht, Einsetzung der Bischöfe, Herabwürdigung der fürstlichen Macht, Mönchsorden, Cölibat u. s. w. Aber war dieses das Christenthum? Offenbart sich uns aus der Lektüre dieser Geschichten die Idee des Christenthums? Was ist diese Idee?

Wie sich diese Idee historisch gebildet und in der Erscheinungswelt manifestirt, ließe sich wohl schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt entdecken, wenn wir namentlich in der Geschichte der Manichäer und der Gnostiker vorurtheilsfrei nachforschen. Obgleich erstere verketzert und letztere verschrien sind und die Kirche sie verdammt hat, so erhielt sich doch ihr Einfluß auf das Dogma, aus ihrer Symbolik entwickelte sich die katholische Kunst, und ihre Denkweise durchdrang das ganze Leben der christlichen Völker. Die Manichäer sind ihren

letzten Gründen nach nicht sehr verschieden von den Gnostikern. Die Lehre von den beiden Prinzipien, dem guten und dem bösen, die sich bekämpfen, ist beiden eigen. Die Einen, die Manichäer, erhielten diese Lehre aus der altpersischen Religion, wo Ormuz, das Licht, dem Ariman, der Finsterniß feindlich entgegengesetzt ist. Die Anderen, die eigentlichen Gnostiker, glaubten vielmehr an die Präexistenz des guten Prinzips, und erklärten die Entstehung des bösen Prinzips durch Emanazion, durch Generazionen von Aeonen, die, jemehr sie von ihrem Ursprung entfernt sind, sich desto trüber verschlechtern. Nach Cerinthus war der Erschaffer unserer Welt keineswegs der höchste Gott, sondern nur eine Emanazion desselben, einer von den Aeonen, der eigentliche Demiurgos, der allmählich ausgeartet ist, und jetzt, als böses Prinzip, dem aus dem höchsten Gott unmittelbar entsprungenen Logos, dem guten Prinzip, feindselig gegenüber stehe. Diese gnostische Weltansicht ist uridisch und sie führte mit sich die Lehre von der Inkarnazion Gottes, von der Abtödtung des Fleisches, vom geistigen Insichselbstversenken, sie gebar das ascetisch beschauliche Mönchsleben, welches die reinste Blüthe der christlichen Idee. Diese Idee hat sich in der Dogmatik nur sehr verworren und im Kultus nur sehr trübe aussprechen können. Doch sehen wir überall die Lehre von den beiden Prinzipien hervor treten; dem guten Christus steht der böse Satan entgegen; die Welt des Geistes wird durch Christus, die Welt der Materie durch Satan repräsentirt; jenem gehört unsere Seele, diesem unser Leib; und die ganze Erscheinungswelt, die Natur ist demnach ursprünglich böse, und Satan, der Fürst der Finsterniß, will uns damit ins Verderben locken, und es gilt allen sinnlichen Freuden des Lebens zu entsagen, unsern Leib, das Lehn Satans, zu peinigen, damit die Seele sich desto herrlicher emporschwinge in den lichten Himmel, in das strahlende Reich Christi.

Diese Weltansicht, die eigentliche Idee des Christenthums, hatte sich, unglaublich schnell, über das ganze römische Reich verbreitet, wie eine ansteckende Krankheit, das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abspannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Ist auch mancher von uns schon genesen, so kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt sich unglücklich als der einzig gesunde unter lauter Siechen. Einst wenn die Menschheit ihre völlige Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen: dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und schöneren Generazionen, die gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten, und, durch Abtödtung der warmen farbigen Sinnlichkeit, fast zu kalten Gespenstern ver-

blichen sind! Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt, und ich hege also eine größere Meinung von der Gottheit, als jene frommen Leute, die da wähnen, er habe den Menschen nur zum Leiden erschaffen. Schon hier auf Erden möchte ich, durch die Segnungen freier politischer und industrieller Instituzionen jene Seligkeit etabliren, die, nach der Meinung der Frommen, erst am jüngsten Tage, im Himmel, stattfinden soll. Jenes ist vielleicht eben so wie dieses eine thörichte Hoffnung, und es giebt keine Auferstehung der Menschheit, weder im politisch moralischen, noch im apostolisch katholischen Sinne.

Die Menschheit ist vielleicht zu ewigem Elend bestimmt, die Völker sind vielleicht auf ewig verdammt von Despoten zertreten, von den Spießgesellen derselben exploitirt, und von den Lakaien verhöhnt zu werden.

Ach, in diesem Falle müßte man das Christenthum, selbst wenn man es als Irrthum erkannt, dennoch zu erhalten suchen, man müßte in der Mönchskutte und baarfuß durch Europa laufen, und die Nichtigkeit aller irdischen Güter und Entsagung predigen, und den gegeißelten und verspotteten Menschen das tröstende Crucifix vorhalten, und ihnen nach dem Tode, dort oben, alle sieben Himmel versprechen.

Vielleicht eben, weil die Großen dieser Erde ihrer Obermacht gewiß sind, und im Herzen beschlossen haben, sie ewig zu unserem Unglück zu mißbrauchen, sind sie von der Nothwendigkeit des Christenthums für ihre Völker überzeugt, und es ist im Grunde ein zartes Menschlichkeitsgefühl, daß sie sich für die Erhaltung dieser Religion so viele Mühe geben!

Das endliche Schicksal des Christenthums ist also davon abhängig, ob wir dessen noch bedürfen. Diese Religion war eine Wohlthat für die leidende Menschheit während achtzehn Jahrhunderten, sie war providentiell, göttlich, heilig. Alles, was sie der Civilisazion genützt, indem sie die Starken zähmte und die Zahmen stärkte, die Völker verband durch gleiches Gefühl und gleiche Sprache, und was sonst noch von ihren Apologeten hervorgerühmt wird, das ist sogar noch unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröstung, die sie durch sich selbst den Menschen angedeihen lassen. Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Christus, dessen Blut gleichsam der lindernde Balsam war, der in die Wunden der Menschheit herabrann. Besonders der Dichter wird die schauerliche Erhabenheit dieses Symbols mit Ehrfurcht anerkennen. Das ganze System von Symbolen, die sich ausgesprochen in der Kunst und im Leben des Mittelalters, wird zu allen Zeiten die Bewunderung der Dichter erregen. In der That, welche colossale Consequenz in der christlichen Kunst, namentlich in der Architektur! Diese gothischen Dome, wie stehen sie im Einklang mit dem

Kultus, und wie offenbart ſich in ihnen die Idee der Kirche ſelber! Alles ſtrebt da empor, alles transſubſtanzirt ſich: der Stein ſproßt aus in Aeſten und Laubwerk und wird Baum; die Frucht des Weinſtocks und der Aehre wird Blut und Fleiſch; der Menſch wird Gott; Gott wird reiner Geiſt! Ein ergiebiger, unverſiegbar koſtbarer Stoff für die Dichter iſt das chriſtliche Leben im Mittelalter. Nur durch das Chriſtenthum konnten auf dieſer Erde ſich Zuſtände bilden, die ſo kecke Contraſte, ſo bunte Schmerzen, und ſo abenteuerliche Schönheiten enthalten, daß man meinen ſollte, dergleichen habe niemals in der Wirklichkeit exiſtirt, und das alles ſei ein koloſſaler Fiebertraum, es ſei der Fiebertraum eines wahnſinnigen Gottes. Die Natur ſelber ſchien ſich damals phantaſtiſch zu vermummen; indeſſen, obgleich der Menſch, befangen in abſtrakten Grübeleien, ſich verdrießlich von ihr abwendete, ſo weckte ſie ihn doch manchmal mit einer Stimme, die ſo ſchauerlich ſüß, ſo entſetzlich liebevoll, ſo zaubergewaltig war, daß der Menſch unwillkürlich aufhorchte, und lächelte, und erſchrack, und gar zu Tode erkrankte. Die Geſchichte von der Baſeler Nachtigall kommt mir hier in's Gedächtniß, und da ihr ſie wahrſcheinlich nicht kennt, ſo will ich ſie erzählen.

Im Mai 1433, zur Zeit des Concils, ging eine Geſellſchaft Geiſtlicher in einem Gehölze bei Baſel ſpazieren, Prälaten und Doktoren, Mönche von allen Farben, und ſie disputirten über theologiſche Streitigkeiten, und distinguirten und argumentirten, oder ſtritten über Annaten, Expektativen und Reſervazionen, oder unterſuchten, ob Thomas von Aquino ein größerer Philoſoph ſei als Bonaventura, was weiß ich! Aber plötzlich, mitten in ihren dogmatiſchen und abſtrakten Diskuſſionen, hielten ſie inne und blieben wie angewurzelt ſtehen vor einem blühenden Lindenbaum, worauf eine Nachtigall ſaß, die in den weichſten und zärtlichſten Melodien jauchzte und ſchluchzte. Es ward den gelehrten Herren dabei ſo wunderſelig zu Muthe, die warmen Frühlingstöne drangen ihnen in die ſcholaſtiſch verklauſulirten Herzen, ihre Gefühle erwachten aus dem dumpfen Winterſchlaf, ſie ſahen ſich an mit ſtaunendem Entzücken; — als endlich einer von ihnen die ſcharfſinnige Bemerkung machte, daß ſolches nicht mit rechten Dingen zugehe, daß dieſe Nachtigall wohl ein Teufel ſein könne, daß dieſer Teufel ſie mit ſeinen holdſeligen Lauten von ihren chriſtlichen Geſprächen abziehen, und zu Wolluſt und ſonſtig ſüßen Sünden verlocken wolle, und er hub an zu exorciren, wahrſcheinlich mit der damals üblichen Formel: adjuro te per eum, qui venturus est, judicare vivos et mortuos etc. etc. Bei dieſer Beſchwörung, ſagt man, habe der Vogel geantwortet: „ja, ich bin ein böſer Geiſt!“ und ſei lachend davon geflogen; diejenigen aber, die ſeinen Geſang gehört, ſollen noch ſelbigen Tages erkrankt und bald darauf geſtorben ſein.

Dieſe Geſchichte bedarf wohl keines Commentars. Sie trägt ganz das

grauenhafte Gepräge einer Zeit, die alles, was ſüß und lieblich war, als Teufelei verſchrie. Die Nachtigall ſogar wurde verläumdet und man ſchlug ein Kreuz, wenn ſie ſang. Der wahre Chriſt ſpazierte, mit ängſtlich verſchloſſenen Sinnen, wie ein abſtraktes Geſpenſt, in der blühenden Natur umher. Dieſes Verhältniß des Chriſten zur Natur werde ich vielleicht in einem ſpäteren Buche weitläufiger erörtern, wenn ich, zum Verſtändniß der neuromantiſchen Literatur, den deutſchen Volksglauben gründlich beſprechen muß. Vorläufig kann ich nur bemerken, daß franzöſiſche Schriftſteller, mißleitet durch deutſche Autoritäten, in großem Irrthume ſind, wenn ſie annehmen, der Volksglauben ſei während des Mittelalters überall in Europa derſelbe geweſen. Nur über das gute Prinzip, über das Reich Chriſti, hegte man in ganz Europa dieſelben Anſichten; dafür ſorgte die römiſche Kirche, und wer hier von der vorgeſchriebenen Meinung abwich, war ein Ketzer. Aber über das böſe Prinzip, über das Reich des Satans, herrſchten verſchiedene Anſichten in den verſchiedenen Ländern, und im germaniſchen Norden hatte man ganz andere Vorſtellungen davon, wie im romaniſchen Süden. Dieſes entſtand dadurch, daß die chriſtliche Prieſterſchaft die vorgefundenen alten Nazionalgötter nicht als leere Hirngeſpinnſte verwarf, ſondern ihnen eine wirkliche Exiſtenz einräumte, aber dabei behauptete, alle dieſe Götter ſeien lauter Teufel und Teufelinnen geweſen, die durch den Sieg Chriſti ihre Macht über die Menſchen verloren und ſie jetzt durch Luſt und Liſt zur Sünde verlocken wollen. Der ganze Olymp wurde nun eine luftige Hölle, und wenn ein Dichter des Mittelalters die griechiſchen Göttergeſchichten noch ſo ſchön beſang, ſo ſah der fromme Chriſt darin doch nur Spuk und Teufel. Der düſtere Wahn der Mönche traf am härteſten die arme Venus; abſonderlich dieſe galt für eine Tochter Beelzebubs und der gute Ritter Tanhüſer ſagt ihr ſogar in's Geſicht:

O, Venus, ſchöne Fraue mein
Ihr ſeid eine Teufelinne!

Den Tanhüſer hatte ſie nämlich verlockt in jene wunderbare Höhle, welche man den Venusberg hieß und wovon die Sage ging, daß die ſchöne Göttin dort mit ihren Fräulein und Geſponſen, unter Spiel und Tänzen, das lüderlichſte Leben führe. Die arme Diana ſogar, trotz ihrer Keuſchheit, war vor einem ähnlichen Schickſal nicht ſicher, und man ließ ſie nächtlich mit ihren Nymphen durch die Wälder ziehen, und daher die Sage von dem wüthenden Heer, von der wilden Jagd. Hier zeigt ſich noch ganz die gnoſtiſche Anſicht von der Verſchlechterung des ehemals Göttlichen, und in dieſer Umgeſtaltung des früheren Nazionalglaubens manifeſtirt ſich am tiefſinnigſten die Idee des Chriſtenthums.

Der Nazionalglaube in Europa, im Norden noch viel mehr als im Süden, war pantheistisch, seine Mysterien und Symbole bezogen sich auf einen Naturdienst, in jedem Elemente verehrte man wunderbare Wesen, in jedem Baume athmete eine Gottheit, die ganze Erscheinungswelt war durchgöttert; das Christenthum verkehrte diese Ansicht, und an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Die heiteren, durch die Kunst verschönerten Gebilde der griechischen Mythologie, die mit der römischen Civilisazion im Süden herrschte, hat man jedoch nicht so leicht in häßliche, schauerliche Satanslarven verwandeln können, wie die germanischen Göttergestalten, woran freilich kein besonderer Kunstsinn gemodelt hatte, und die schon vorher so mißmüthig und trübe waren, wie der Norden selbst. Daher hat sich bei Euch, in Frankreich, kein so finsterschreckliches Teufelsthum bilden können, wie bei uns, und das Geister- und Zauberwesen selber erhielt bei Euch eine heitere Gestalt. Wie schön, klar und farbenreich sind Eure Volkssagen in Vergleichung mit den unsrigen, diesen Mißgeburten, die aus Blut und Nebel bestehen und uns so grau und grausam angrinsen. Unsere mittelalterlichen Dichter, indem sie meistens Stoffe wählten, die Ihr, in der Bretagne und in der Normandie, entweder ersonnen oder zuerst behandelt habt, verliehen ihren Werken vielleicht absichtlich, so viel als möglich von jenem heiter altfranzösischen Geiste. Aber in unseren Nazionaldichtungen und in unseren mündlichen Volkssagen, blieb jener düster nordische Geist, von dem Ihr kaum eine Ahnung habt. Ihr habt, eben so wie wir, mehre Sorten von Elementargeistern, aber die unsrigen sind von den Eurigen so verschieden wie ein Deutscher von einem Franzosen. Die Dämonen in Euren Fabliaux und Zauberromanen, wie hellfarbig und besonders wie reinlich sind sie in Vergleichung mit unserer grauen und sehr oft unflätigen Geisterkanaille. Eure Feen und Elementargeister, woher Ihr sie auch bezogen, aus Cornwallis oder aus Arabien, sie sind doch ganz naturalisirt und ein französischer Geist unterscheidet sich von einem deutschen, wie etwa ein Dandy, der mit gelben Glaçehandschuhen auf dem Boulevard Coblence flanirt, sich von einem schweren deutschen Sackträger unterscheidet. Eure Nixen, z. B. die Melusine, sind von den unsrigen eben so verschieden wie eine Prinzessin von einer Wäscherin. Die Fee Morgana, wie würde sie erschrecken, wenn sie etwa einer deutschen Hexe begegnete, die nackt, mit Salben beschmiert, und auf einem Besenstiel, nach dem Brocken reitet. Dieser Berg ist kein heiteres Avalon, sondern ein Rendez-vous für alles, was wüst und häßlich ist. Auf dem Gipfel des Bergs sitzt Satan in der Gestalt eines schwarzen Bocks. Jede von den Hexen naht sich ihm mit einer Kerze in der Hand und küßt ihn hinten, wo der Rücken aufhört. Nachher tanzt die verruchte Schwesterschaft um ihn herum und singt: Donderemus, Donderemus: Es meckert der Bock, es jauchzt der infernale Chahüt. Es ist ein böses Omen

für die Hexe, wenn sie bei diesem Tanze einen Schuh verliert; das bedeutet, daß sie noch im selbigen Jahr verbrannt wird. Doch alle ahnende Angst übertäubt die tolle echtberliozische Sabbathmusik; — und wenn die arme Hexe des Morgens aus ihrer Berauschung erwacht, liegt sie nackt und müde in der Asche, neben dem verglimmenden Herde.

Die beste Auskunft über diese Hexen findet man in der „Dämonologie" des ehrenfesten und hochgelahrten Doktor Nicolai Remigii, des durchlauchtigsten Herzogs von Lothringen Criminalrichter. Dieser scharfsinnige Mann hatte fürwahr die beste Gelegenheit das Treiben der Hexen kennen zu lernen, da er in ihren Prozessen instruirte, und zu seiner Zeit allein in Lothringen achthundert Weiber den Scheiterhaufen bestiegen, nachdem sie der Hexerei überwiesen worden. Diese Beweisführung bestand meistens darin: Man band ihnen Hände und Füße zusammen und warf sie in's Wasser. Gingen sie unter und ersoffen, so waren sie unschuldig, blieben sie aber schwimmend über dem Wasser, so erkannte man sie für schuldig, und sie wurden verbrannt. Das war die Logik jener Zeit.

Als Grundzug im Charakter der deutschen Dämonen sehen wir, daß alles Ideralische von ihnen abgestreift, daß in ihnen das Gemeine und Gräßliche gemischt ist. Je plump vertraulicher sie an uns herantreten, desto grauenhafter ihre Wirkung. Nichts ist unheimlicher als unsere Poltergeister, Kobolde und Wichtelmännchen. Prätorius in seinem Antropodemus enthält in dieser Beziehung eine Stelle, die ich nach Dobeneck hier mittheile:

„Die Alten haben nicht anders von den Poltergeistern halten können, als daß es rechte Menschen sein müssen, in der Gestalt wie kleine Kinder, mit einem bunten Röcklein oder Kleidchen. Etliche setzen dazu, daß sie theils Messer in den Rücken haben sollen, theils noch anders und gar gräulich gestaltet wären; nachdem sie so und so, mit diesem oder jenem Instrument vorzeiten umgebracht seien. Denn die Abergläubischen halten dafür, daß es derer vorweilen im Hause ermordeten Leute Seelen sein sollen. Und schwatzen sie von vielen Historien, daß, wenn die Kobolde denen Mägden und Köchinnen eine Weile im Hause gute Dienste gethan, und sich ihnen beliebt gemacht haben; daß manches Mensch daher gegen die Kobolde eine solche Affekzion bekommen, daß sie solche Knechtchen auch zu sehen indrünstig gewünscht und von ihnen begehrt haben: worin aber die Poltergeister niemals gerne willigen wollen, mit der Ausrede, daß man sie nicht sehen könne, ohne sich darüber zu entsetzen. Doch wenn dennoch die lüsternen Mägde nicht haben nachlassen können, so sollen die Kobolde jenen einen Ort im Hause benannt haben, wo sie sich leibhaft präsentiren wollen; aber man müsse zugleich einen Eimer kaltes Wasser mitbringen. Da habe es sich denn begeben, daß ein solcher Kobold, etwa auf dem Boden, in einem Kissen, nackt gelegen, und ein großes Schlachtmesser im Rücken

ſteckend gehabt habe. Hierüber manche Magd ſo ſehr erſchrocken war, daß ſie eine Ohnmacht bekommen hat. Darauf das Ding alsbald aufgeſprungen iſt, das Waſſer genommen, und das Menſch damit über und über begoſſen hat, damit ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen könne. Worauf die Mägde hernach ihre Luſt verloren, und lieb Chimgen niemals weiter zu ſchauen begehrt haben. Die Kobolde nämlich ſollen auch alle beſondere Namen führen, in's Gemein aber Chim heißen. So ſollen ſie auch für die Knechte und Mägde, welchen ſie ſich etwa ergeben, alle Hausarbeit thun: die Pferde ſtriegeln, füttern, den Stall ausmiſten, alles aufſcheuern, die Kühe ſauber halten und was ſonſten im Hauſe zu thun iſt, ſehr wohl in Acht nehmen, und das Vieh ſoll auch von ihnen zunehmen und gedeihen. Dafür müſſen die Kobolde auch von dem Geſinde kareſſirt werden; daß ſie ihnen nur im Geringſten nichts zu Leide thun, weder mit Auslachen oder Verſäumung in Speiſen. Hat nämlich eine Köchin das Ding zu ihrem heimlichen Gehülfen einmal im Hauſe angenommen, ſo muß ſie täglich, um eine gewiſſe Zeit, und an einem beſtimmten Ort im Hauſe ſein bereitetes Schüſſelchen voll gutes Eſſen hinſetzen, und ihren Weg wieder gehen; ſie kann hernach immer faulenzen, auf den Abend zeitig ſchlafen gehen, ſie wird dennoch früh Morgens ihre Arbeit beſchickt finden. Vergißt ſie aber ihre Pflicht einmal, etwa die Speiſe unterlaſſend, ſo bleibt ihr wieder ihre Arbeit allein zu verrichten, und ſie hat allerhand Mißgeſchick: daß ſie ſich entweder im heißen Waſſer verbrennt, die Töpfe und das Geſchirr zerbricht, das Eſſen umgeſchüttet oder gefallen iſt u. ſ. w., daß ſie alſo nothwendig von der Hausfrau oder dem Herrn zur Strafe ausgeſcholten werden; worüber man auch zum öftern den Kobold ſoll kichern oder lachen gehört haben. Und ſo ein Kobold ſoll ſtets in ſeinem Hauſe verblieben ſein, wenngleich ſich das Geſinde verändert hat. Ja, es hat eine abziehende Magd ihrer Nachfolgerin den Kobold rekommandiren und auf's beſte anbefehlen müſſen, daß jene ſeiner auch alſo wartete. Hat dieſe nun nicht gewollt, ſo hat es ihr auch an kontinuirlichem Unglück nicht gemangelt, und ſie hat zeitig genug das Haus wieder räumen müſſen."

Vielleicht zu den grauenhafteſten Geſchichten gehört folgende kleine Erzählung:

Eine Magd hatte jahrelang einen unſichtbaren Hausgeiſt bei ſich am Herde ſitzen, wo ſie ihm ein eignes Stätichen eingeräumt, und wo ſie ſich die langen Winterabende hindurch mit ihm unterhielt. Nun bat einmal die Magd das Heinzchen, denn alſo hieß ſie den Geiſt, er ſolle ſich doch einmal ſehen laſſen, wie er von Natur geſtaltet ſei. Aber das Heinzlein weigerte ſich deſſen. Endlich aber willigte es ein, und ſagte, ſie möchte in den Keller hinabgehen, dort ſolle ſie ihn ſehen. Da nimmt die Magd ein Licht, ſteigt hinab in den Keller, und dort, in einem offenen Faſſe, ſieht ſie ein todtes Kindlein in ſeinem Blute

ſchwimmen. Die Magd hatte aber vor vielen Jahren ein uneheliches Kind geboren und es heimlich ermordet und in ein Faß geſteckt.

Indeſſen, wie die Deutſchen nun einmal ſind, ſie ſuchen oft im Grauen ſelbſt ihren beſten Spaß und die Volksſagen von den Kobolden ſind manchmal voll ergötzlicher Züge. Beſonders amüſant ſind die Geſchichten von Hüdeken, einem Kobold, der, im zwölften Jahrhundert, zu Hildesheim ſein Weſen getrieben und von welchem in unſeren Spinnſtuben und Geiſterromanen ſo viel die Rede iſt. Eine ſchon oft abgedruckte Stelle aus einer alten Chronik giebt von ihm folgende Kunde:

„Um das Jahr 1132 erſchien ein böſer Geiſt eine lange Zeit hindurch vielen Menſchen im Bisthum Hildesheim, in der Geſtalt eines Bauern mit einem Hut auf dem Kopfe: weshalb die Bauern ihn in ſächſiſcher Sprache Hüdeken nannten. Dieſer Geiſt fand ein Vergnügen daran mit Menſchen umzugehen, ſich ihnen bald ſichtbar, bald unſichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Er beleidigte niemanden ohne Urſache. Wenn man ihn aber auslachte, oder ſonſt beſchimpfte, ſo vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maße. Da der Graf Burchard de Luka von dem Grafen Herman von Wieſenburg erſchlagen wurde, und das Land des letzteren in Gefahr kam, eine Beute der Rächer zu werden, ſo weckte der Hüdeken den Biſchof Bernhard von Hildesheim aus dem Schlafe, und redete ihn mit folgenden Worten an: Stehe auf, Kahlkopf! die Grafſchaft Wieſenburg iſt durch Mord verlaſſen und erledigt, und wird alſo leicht von dir beſetzt werden können. Der Biſchof verſammelte ſchnell ſeine Krieger, fiel in das Land des ſchuldigen Grafen, und vereinigte es, mit Bewilligung des Kaiſers, mit ſeinem Stift. Der Geiſt warnte den genannten Biſchof häufig ungebeten vor nahen Gefahren, und zeigte ſich beſonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete, und ihnen allerlei Dienſte erwieß. Da man allmählich mit dem Hüdeken vertraut geworden war, ſo wagte es ein Küchenjunge, ihn, ſo oft er erſchien, zu necken, und ihn ſogar mit unreinem Waſſer zu begießen. Der Geiſt bat den Hauptkoch, oder den Küchenmeiſter, daß er dem unartigen Knaben ſeinen Muthwillen unterſagen möchte. Der Meiſterkoch antwortete: du biſt ein Geiſt, und fürchteſt dich vor einem Buben! worauf Hüdeken drohend erwiederte: Weil du den Knaben nicht ſtrafen willſt, ſo werde ich dir in wenigen Tagen zeigen, wie ſehr ich mich vor ihm fürchte. Bald nachher ſaß der Bube, der den Geiſt beleidigt hatte, ganz allein ſchlafend in der Küche. In dieſem Zuſtand ergriff ihn der Geiſt, erdroſſelte ihn, zerriß ihn in Stücken, und ſetzte dieſe in Töpfen an's Feuer. Da der Koch dieſen Streich entdeckte, da fluchte er dem Geiſt, und nun verdarb Hüdeken am folgenden Tage alle Braten, die am Spieße geſteckt waren, durch das Gift und Blut von Kröten, welches er darüber ausſchüttete. Die Rache veranlaßte den Koch zu neuen Beſchimpfun-

gen, nach welchen der Geist ihn endlich über eine falsche vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben stürzte. Zugleich machte er die Nacht durch, auf den Mauern und Thürmen der Stadt, fleißig die Runde, und zwang die Wächter zu einer beständigen Wachsamkeit. Ein Mann, der eine untreue Frau hatte, sagte einst, als er verreisen wollte, im Scherze zu dem Hüdeken: guter Freund, ich empfehle dir meine Frau, hüte sie sorgfältig. Sobald der Mann entfernt war, ließ das ehebrecherische Weib einen Liebhaber nach dem andern kommen. Allein Hüdeken ließ keinen zu ihr, sondern warf sie alle aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von seiner Reise zurückkam, da ging ihm der Geist weit entgegen und sagte zu dem Wiederkehrenden: „Ich freue mich sehr über deine Ankunft, damit ich von dem schweren Dienst frei werde, den du mir auferlegt hast. Ich habe deine Frau mit unsäglicher Mühe vor wirklicher Untreue gehütet. Ich bitte dich aber, daß du sie mir nie wieder anvertrauen mögest. Lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachsenland hüten, als ein Weib, das durch Ränke in die Arme ihrer Buhlen zu kommen sucht."

Der Genauigkeit wegen muß ich bemerken, daß Hüdekens Kopfbedeckung von dem gewöhnlichen Kostüme der Kobolde abweicht. Diese sind meistens grau gekleidet und tragen ein rothes Käppchen. Wenigstens sieht man sie so im Dänischen, wo sie heut zu Tage am zahlreichsten sein sollen. Ich war ehemals der Meinung, die Kobolde lebten deshalb so gern in Dänemark, weil sie am liebsten rothe „Grütze" äßen. Aber ein junger dänischer Dichter, Herr Andersen, den ich das Vergnügen hatte diesen Sommer hier in Paris zu sehen, hat mir ganz bestimmt versichert, die Nissen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, äßen am liebsten „Brei" mit Butter. Wenn diese Kobolde sich mal in einem Hause eingenistet, so sind sie auch nicht sobald geneigt, es zu verlassen. Indessen, sie kommen nie unangemeldet, und wenn sie irgend wohnen wollen, machen sie dem Hausherrn auf folgende Art davon Anzeige: sie tragen des Nachts allerlei Holzspäne in's Haus und in die Milchfässer streuen sie Mist von Vieh. Wenn nun der Hausherr diese Holzspäne nicht wieder wegwirft, oder wenn er mit seiner Familie von jener beschmutzten Milch trinkt, dann bleiben die Kobolde auf immer bei ihm. Dieses ist manchem sehr mißbehaglich geworden. Ein armer Jütländer wurde am Ende so verdrießlich über die Genossenschaft eines solchen Kobolds, daß er sein Haus selbst aufgeben wollte, und seine sieben Sachen auf eine Karre lud und damit nach dem nächsten Dorfe fuhr, um sich dort niederzulassen. Unterwegs aber, als er sich mal umdrehte, erblickte er das rothbemützte Köpfchen des Kobolds, der aus einer von den leeren Bütten hervorguckte, und ihm freundlich zurief: wi flütten! (wir ziehen aus.)

Ich habe mich vielleicht zu lange bei diesen kleinen Dämonen aufgehalten, und es ist Zeit, daß ich wieder zu den großen übergehe. Aber alle diese Ge-

ſchichten illuſtriren den Glauben und den Charakter des deutſchen Volks. Jener Glaube war in den verfloſſenen Jahrhunderten eben ſo gewaltig wie der Kirchenglaube. Als der gelehrte Doktor Remigius ſein großes Buch über das Hexenweſen beendigt hatte, glaubte er ſeines Gegenſtandes ſo kundig zu ſein, daß er ſich einbildete, jetzt ſelber hexen zu können; und, ein gewiſſenhafter Mann wie er war, ermangelte er nicht, ſich ſelber bei den Gerichten als Hexenmeiſter anzugeben, und in Folge dieſer Angabe wurde er als Hexenmeiſter verbrannt.

Dieſe Greuel entſtanden nicht direkt durch die chriſtliche Kirche, ſondern indirekt dadurch, daß dieſe die altgermaniſche Nazionalreligion ſo tückiſch verkehrt, daß ſie die pantheiſtiſche Weltanſicht der Deutſchen in eine pandämoniſche umgebildet, daß ſie die früheren Heiligthümer des Volks in häßliche Teufelei verwandelt hatte. Der Menſch läßt aber nicht gern ab von dem, was ihm und ſeinen Vorfahren theuer und lieb war, und heimlich krämpen ſich ſeine Empfindungen daran feſt, ſelbſt wenn man es verderbt und entſtellt hat. Daher erhält ſich jener verkehrte Volksglaube vielleicht noch länger als das Chriſtenthum in Deutſchland, welches wie jener in der Nazionalität wurzelt. Zur Zeit der Reformazion ſchwand ſehr ſchnell der Glaube an die katholiſchen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexerei.

Luther glaubt nicht mehr an katholiſche Wunder, aber er glaubt noch an Teufelsweſen. Seine Tiſchreden ſind voll kurioſer Geſchichtchen, von Satanskünſten, Kobolden und Hexen. Er ſelber in ſeinen Nöthen glaubte manchmal mit dem leibhaftigen Gott-ſei-bei-uns zu kämpfen. Auf der Wartburg, wo er das neue Teſtament überſetzte, ward er ſo ſehr vom Teufel geſtört, daß er ihm das Tintenfaß an den Kopf ſchmiß. Seitdem hat der Teufel eine große Scheu vor Tinte, aber noch weit mehr vor Druckerſchwärze. Von der Schlauheit des Teufels wird in den erwähnten Tiſchreden manch ergötzliches Stücklein erzählt, und ich kann nicht umhin ein's davon mitzutheilen.

„Doktor Martin Luther erzählte, daß einmal gute Geſellen bei einander in einer Zeche geſeſſen waren. Nun war ein wild wüſtes Kind unter ihnen, der hatte geſagt: Wenn einer wäre, der ihm eine gute Zeche Weins ſchenkte, wollte er ihm dafür ſeine Seele verkaufen.

„Nicht lange darauf kömmt einer in die Stube zu ihm, ſetzet ſich bei ihm nieder und zecht mit ihm, und ſpricht unter anderen zu dem, der ſich alſo viel vermeſſen gehabt:

„Höre, du ſagſt zuvor, wenn einer dir eine Zeche Weins gebe, ſo wolleſt du ihm dafür deine Seele verkaufen?

„Da ſprach er nochmals: Ja, ich will's thun, laß mich heute recht ſchlemmen, bemmen und guter Dinge ſein.

„Der Mann, welcher der Teufel war, ſagte ja, und bald darnach verſchlich er ſich wieder von ihm. Als nun derſelbige Schlemmer den ganzen Tag fröhlich war, und zuletzt auch trunken wurde, da kommt der vorige Mann, der Teufel, wieder, und ſetzt ſich zu ihm nieder, und fragt die anderen Zechbrüder, und ſpricht: Lieben Herren, was dünket Euch, wenn einer ein Pferd kauft, gehört ihm der Sattel und Zaum nicht auch dazu? Dieſelbigen erſchraken alle. Aber letzlich ſprach der Mann:

„Nun ſagt's flugs. Da bekannten ſie und ſagten: Ja, der Sattel und Zaum gehört ihm auch dazu. Da nimmt der Teufel denſelbigen wilden, rohen Geſellen und führet ihn durch die Decke hindurch, daß niemand gewußt, wo er war hinkommen."

Obgleich ich für unſern großen Meiſter Martin Luther den größten Reſpekt hege, ſo will es mich doch bedünken, als habe er den Charakter des Satans ganz verkannt. Dieſer denkt durchaus nicht mit ſolcher Geringſchätzung vom Leibe, wie hier erwähnt wird. Was man auch Böſes vom Teufel erzählen mag, ſo hat man ihm doch nie nachſagen können, daß er ein Spiritualiſt ſei.

Aber mehr noch als die Geſinnung des Teufels verkannte Martin Luther die Geſinnung des Papſtes und der katholiſchen Kirche. Bei meiner ſtrengen Unparteilichkeit muß ich beide, eben ſo wie den Teufel, gegen den allzueifrigen Mann in Schutz nehmen. Ja, wenn man mich auf's Gewiſſen früge, würde ich eingeſtehn, daß der Papſt, Leo X., eigentlich weit vernünftiger war, als Luther, und daß dieſer die letzten Gründe der katholiſchen Religion gar nicht begriffen hat. Denn Luther hatte nicht begriffen, daß die Idee des Chriſtenthums, die Vernichtung der Sinnlichkeit, gar zu ſehr in Widerſpruch war mit der menſchlichen Natur, als daß ſie jemals im Leben ganz ausführbar geweſen ſei; er hatte nicht begriffen, daß der Katholizismus gleichſam ein Concordat war zwiſchen Gott und dem Teufel, d. h. zwiſchen dem Geiſt und der Materie, wodurch die Alleinherrſchaft des Geiſtes in der Theorie ausgeſprochen wird, aber die Materie in den Stand geſetzt wird alle ihre annullirten Rechte in der Praxis auszuüben. Daher ein kluges Syſtem von Zugeſtändniſſen, welche die Kirche zum Beſten der Sinnlichkeit gemacht hat, obgleich immer unter Formen, welche jeden Akt der Sinnlichkeit fletriren und dem Geiſte ſeine höhniſchen Uſurpazionen verwahren. Du darfſt den zärtlichen Neigungen des Herzens Gehör geben und ein ſchönes Mädchen umarmen, aber du mußt eingeſtehn, daß es eine ſchändliche Sünde war, und für dieſe Sünde mußt du Abbuße thun. Daß dieſe Abbuße durch Geld geſchehen konnte, war eben ſo wohlthätig für die Menſchheit, wie nützlich für die Kirche. Die Kirche ließ ſo zu ſagen Wehrgeld bezahlen für jeden fleiſchlichen Genuß, und da entſtand eine Taxe für alle Sorten von Sünden, und es gab heilige Colporteurs, welche, im Namen der römiſchen Kirche, die Ablaßzettel für jede taxirte Sünde

im Lande feil boten, und ein ſolcher war jener Tetzel, wogegen Luther zuerſt auftrat. Unſere Hiſtoriker meinen, dieſes Proteſtiren gegen den Ablaßhandel ſei ein geringfügiges Ereigniß geweſen, und erſt durch römiſchen Starrſinn ſei Luther, der anfangs nur gegen einen Mißbrauch der Kirche geeifert, dahin getrieben worden, die ganze Kirchenautorität in ihrer höchſten Spitze anzugreifen. Aber das iſt eben ein Irrthum, der Ablaßhandel war kein Mißbrauch, er war eine Conſequenz des ganzen Kirchenſyſtems, und indem Luther ihn angriff, hatte er die Kirche ſelbſt angegriffen, und dieſe mußte ihn als Ketzer verdammen. Leo X., der feine Florentiner, der Schüler des Polizian, der Freund des Raphael, der griechiſche Philoſoph mit der dreifachen Krone, die ihm das Conclav vielleicht deshalb ertheilte, weil er an einer Krankheit litt, die keineswegs durch chriſtliche Abſtinenz entſteht und damals noch ſehr gefährlich war .... Leo von Medicis, wie mußte er lächeln über den armen, keuſchen, einfältigen Mönch, der da wähnte, das Evangelium ſei die Charte des Chriſtenthums, und dieſe Charte müſſe eine Wahrheit ſein! Er hat vielleicht gar nicht gemerkt, was Luther wollte, indem er damals viel zu ſehr beſchäftigt war mit dem Bau der Peterskirche, deſſen Koſten eben mit den Ablaßgeldern beſtritten wurden, ſo daß die Sünde ganz eigentlich das Geld hergab zum Bau dieſer Kirche, die dadurch gleichſam ein Monument ſinnlicher Luſt wurde, wie jene Pyramide, die ein ägyptiſches Freudenmädchen für das Geld erbaute, das ſie durch Proſtituzion erworben. Von dieſem Gotteshauſe könnte man vielleicht eher als von dem Kölner Dome behaupten, daß es durch den Teufel erbaut worden. Dieſen Triumph des Spiritualismus, daß der Senſualismus ſelber ihm ſeinen ſchönſten Tempel bauen mußte, daß man eben für die Menge Zugeſtändniſſe, die man dem Fleiſche machte, die Mittel erwarb, den Geiſt zu verherrlichen, dieſes begriff man nicht im deutſchen Norden. Denn hier, weit eher als unter dem glühenden Himmel Italiens, war es möglich, ein Chriſtenthum auszuüben, das der Sinnlichkeit die allerwenigſten Zugeſtändniſſe macht. Wir Nordländer ſind kälteren Blutes, und wir bedurften nicht ſo viel Ablaßzettel für fleiſchliche Sünden, als uns der väterlich beſorgte Leo zugeſchickt hatte. Das Klima erleichtert uns die Ausübung der chriſtlichen Tugenden, und am 31. October 1516, als Luther ſeine Theſen gegen den Ablaß an die Thüre der Auguſtiner-Kirche anſchlug, war der Stadtgraben von Wittenberg vielleicht ſchon zugefroren, und man konnte dort Schlittſchuhe laufen, welches ein ſehr kaltes Vergnügen und alſo keine Sünde iſt.

Ich habe mich oben vielleicht ſchon mehrmals der Worte Spiritualismus und Senſualismus bedient; dieſe Worte beziehen ſich aber hier nicht, wie bei den franzöſiſchen Philoſophen, auf die zwei verſchiedenen Quellen unſerer Erkenntniſſe, ich gebrauche ſie vielmehr, wie ſchon aus dem Sinne meiner Rede von ſelber hervorgeht, zur Bezeichnung jener beiden verſchiedenen Denkweiſen, wo-

von die eine den Geiſt dadurch verherrlichen will, daß ſie die Materie zu zerſtören ſtrebt, während die andere die natürlichen Rechte der Materie gegen die Uſurpazionen des Geiſtes zu vindiziren ſucht.

Auf obige Anfänge der lutheriſchen Reformazion, die ſchon den ganzen Geiſt derſelben offenbaren, muß ich ebenfalls beſonders aufmerkſam machen, da man hier in Frankreich über die Reformazion noch die alten Mißbegriffe hegt, die Boſſuet durch ſeine Histoire des variations verbreitet hat und die ſich ſogar bei heutigen Schriftſtellern geltend machen. Die Franzoſen begriffen nur die negative Seite der Reformazion, ſie ſahen darin nur einen Kampf gegen den Katholizismus, und glaubten manchmal, dieſer Kampf ſei jenſeits des Rheines immer aus denſelben Gründen geführt worden, wie dieſſeits, in Frankreich. Aber die Gründe waren dort ganz andere als hier, und ganz entgegengeſetzte. Der Kampf gegen den Katholizismus in Deutſchland war nichts anders, als ein Krieg, den der Spiritualismus begann, als er einſah, daß er nur den Titel der Herrſchaft führte, und nur de jure herrſchte, während der Senſualismus durch hergebrachten Unterſchleif, die wirkliche Herrſchaft ausübte und de facto herrſchte; — die Ablaßkrämer wurden fortgejagt, die hübſchen Prieſterkonkubinen wurden gegen kalte Eheweiber umgetauſcht, die reizenden Madonnenbilder wurden zerbrochen, es entſtand hie und da der ſinnenfeindlichſte Puritanismus. Der Kampf gegen den Katholizismus in Frankreich, im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert war hingegen ein Krieg, den der Senſualismus begann, als er ſah, daß er de facto herrſchte und dennoch jeder Akt ſeiner Herrſchaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrſchen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichſten Weiſe ſtetrirt wurde. Statt daß man nun in Deutſchland mit keuſchem Ernſte kämpfte, kämpfte man in Frankreich mit ſchlüpfrigem Spaße; uud ſtatt daß man dort eine theologiſche Disputazion führte, dichtete man hier irgend eine luſtige Satyre. Der Gegenſtand dieſer letzteren war gewöhnlich, den Widerſpruch zu zeigen, worin der Menſch mit ſich ſelber geräth, wenn er ganz Geiſt ſein will; und da erblühten die köſtlichſten Hiſtorien von frommen Männern, welche ihrer thieriſchen Natur unwillkürlich unterliegen oder gar alsdann den Schein der Heiligkeit retten wollen, und zur Heuchelei ihre Zuflucht nehmen. Schon die Königin von Navarra ſchilderte in ihren Novellen ſolche Mißſtände, das Verhältniß der Mönche zu den Weibern iſt ihr gewöhnliches Thema, und ſie will alsdann nicht blos unſer Zwerchfell, ſondern auch das Mönchsthum erſchüttern. Die boshafteſte Blüthe ſolcher komiſchen Polemik iſt unſtreitig der Tartüff von Molière; denn dieſer iſt nicht blos gegen den Jeſuitismus ſeiner Zeit gerichtet, ſondern gegen das Chriſtenthum ſelbſt, ja gegen die Idee des Chriſtenthums, gegen den Spiritualismus. In der That, durch die affiſchirte Angſt vor dem nackten Buſen der Dorine, durch die Worte

Le ciel défend, de vrai, certains contentements,
Mais on trouve avec lui des accomodements —

dadurch wurde nicht blos die gewöhnliche Scheinheiligkeit perſiflirt, ſondern auch die allgemeine Lüge, die aus der Ausführbarkeit der chriſtlichen Idee nothwendig entſteht; perſiflirt wurde dadurch das ganze Syſtem von Conceſſionen, die der Spiritualismus dem Senſualismus machen mußte. Wahrlich, der Janſenismus hatte immer weit mehr Grund, als der Jeſuitismus ſich durch die Darſtellung des Tartüff verletzt zu fühlen, und Molière dürfte den heutigen Methodiſten noch immer ſo mißbehagen, wie den katholiſchen Devoten ſeiner Zeit. Darum eben iſt Molière ſo groß, weil er, gleich Ariſtophanes und Cervantes, nicht blos temporelle Zufälligkeiten, ſondern das Ewig-Lächerliche, die Urſchwächen der Menſchheit, perſiflirt. Voltaire, der immer nur das Zeitliche und Unweſentliche angriff, muß ihm in dieſer Beziehung nachſtehen.

Jene Perſiflage aber, namentlich die Voltaireſche, hat in Frankreich ihre Miſſion erfüllt, und wer ſie weiter fortſetzen wollte, handelte eben ſo unzeitgemäß, wie unklug. Denn wenn man die letzten ſichtbaren Reſte des Katholizismus vertilgen würde, könnte es ſich leicht ereignen, daß die Idee deſſelben ſich in eine neue Form, gleichſam in einen neuen Leib flüchtet, und, ſogar den Namen Chriſtenthum ablegend, in dieſer Umwandlung uns noch weit verdrießlicher beläſtigen könnte, als in ihrer jetzigen gebrochenen, ruinirten und allgemein diskreditirten Geſtalt. Ja, es hat ſein Gutes, daß der Spiritualismus durch eine Religion und eine Prieſterſchaft repräſentirt werde, wovon die erſtere ihre beſte Kraft ſchon verloren und letztere mit dem ganzen Freiheitsenthuſiasmus unſerer Zeit in direkter Oppoſition ſteht.

Aber warum iſt uns denn der Spiritualismus ſo ſehr zuwider? Iſt er etwas ſo Schlechtes? Keineswegs. Roſenoel iſt eine koſtbare Sache, und ein Fläſchchen deſſelben iſt erquickſam, wenn man in den verſchloſſenen Gemächern des Harem ſeine Tage vertrauern muß. Aber wir wollen dennoch nicht, daß man alle Roſen des Lebens zertrete und zerſtampfe, um einige Tropfen Roſenoel zu gewinnen, und mögen dieſe noch ſo tröſtſam wirken. Wir ſind vielmehr wie die Nachtigallen, die ſich gern an der Roſe ſelber ergötzen, und von ihrer erröthend blühenden Erſcheinung eben ſo beſeligt werden, wie von ihrem unſichtbaren Dufte.

Ich habe oben geäußert, daß es eigentlich der Spiritualismus war, welcher bei uns den Katholizismus angriff. Aber dieſes gilt nur vom Anfang der Reformazion; ſobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Breſche geſchoſſen, ſtürzte der Senſualismus hervor mit all ſeiner lang verhaltenen Gluth, und Deutſchland wurde der wildeſte Tummelplatz von Freiheitsrauſch und Sinnenluſt. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geiſtliche Waffen gefunden, mit denen ſie den Krieg gegen die Ariſtokratie führen

konnten; die Luſt zu einem ſolchen Kriege war ſchon ſeit anderthalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münſter lief der Senſualismus nackt durch die Straßen, in der Geſtalt des Jan van Leiden, und legte ſich mit ſeinen zwölf Weibern in jene große Bettſtelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhauſe zu ſehen iſt. Die Kloſterpforten öffneten ſich überall, und Nonnen und Mönchlein ſtürzten ſich in die Arme und ſchnäbelten ſich. Ja, die äußere Geſchichte jener Zeit beſteht faſt aus lauter ſenſualiſchen Emeuten; wie wenig Reſultate davon geblieben, wie der Spiritualismus jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er allmählich im Norden ſeine Herrſchaft ſicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Buſen erzogen, nämlich durch die Philoſophie, zu Tode verwundet wurde, ſehen wir ſpäter. Es iſt dieſes eine ſehr verwickelte Geſchichte, ſchwer zu entwirren. Der katholiſchen Partei wird es leicht, nach Belieben die ſchlimmſten Motive hervorzukehren, und wenn man ſie ſprechen hört, galt es nur die frechſte Sinnlichkeit zu legitimiren und die Kirchengüter zu plündern. Freilich, die geiſtigen Intereſſen müſſen immer mit den materiellen Intereſſen eine Allianz ſchließen, um zu ſiegen. Aber der Teufel hatte die Karte ſo ſonderbar gemiſcht, daß man über die Intenzionen nichts Sicheres mehr ſagen kann.

Die erlauchten Leute, die Anno 1521 im Reichsſaale zu Worms verſammelt waren, mochten wohl allerlei Gedanken im Herzen tragen, die im Widerſpruch ſtanden mit den Worten ihres Mundes. Da ſaß ein junger Kaiſer, der ſich, mit jugendlicher Herrſcherwonne, in ſeinen neuen Purpurmantel wickelte, und ſich heimlich freute, daß der ſtolze Römer, der die Vorgänger im Reiche ſo oft mißhandelt und noch immer ſeine Anmaßungen nicht aufgegeben, jetzt die wirkſamſte Zurechtweiſung gefunden. Der Repräſentant jenes Römers hatte ſeinerſeits wieder die geheime Freude, daß ein Zwieſpalt unter jenen Deutſchen entſtand, die, wie betrunkene Barbaren, ſo oft das ſchöne Italien überfallen und ausgeplündert, und es noch immer mit neuen Ueberfällen und Plünderungen bedrohten. Die weltlichen Fürſten freuten ſich, daß ſie, mit der neuen Lehre, ſich auch zu gleicher Zeit die alten Kirchengüter zu Gemüthe führen konnten. Die hohen Prälaten überlegten ſchon, ob ſie nicht ihre Köchinnen heirathen und ihre Kurſtaaten, Biſthümer und Abteien auf ihre männlichen Sprößlinge vererben könnten. Die Abgeordneten der Städte freuten ſich einer neuen Erweiterung ihrer Unabhängigkeit. Jeder hatte hier etwas zu gewinnen und dachte heimlich an irdiſche Vortheile.

Doch ein Mann war dort, von dem ich überzeugt bin, daß er nicht an ſich dachte, ſondern nur an die göttlichen Intereſſen, die er vertreten ſollte. Dieſer Mann war Martin Luther, der arme Mönch, den die Vorſehung auserwählt, jene römiſche Weltmacht zu brechen, wogegen ſchon die ſtärkſten Kaiſer und kühnſten Weiſen vergeblich angekämpft. Aber die Vorſehung weiß ſehr gut,

auf welche Schultern sie ihre Lasten legt; hier war nicht blos eine geistige, sondern auch eine physische Kraft nöthig. Eines durch klösterliche Strenge und Keuschheit von Jugend auf gestählten Leibes bedurfte es, um die Mühseligkeiten eines solchen Amtes zu ertragen. Unser theurer Meister war damals noch mager und sah sehr blaß aus, so daß die rothen wohlgefütterten Herren des Reichstags fast mit Mitleid auf den armseligen Mann in der schwarzen Kutte herabsahen. Aber er war doch ganz gesund, und seine Nerven waren so fest, daß ihn der glänzende Tumult nicht im mindesten einschüchterte, und gar seine Lunge muß stark gewesen sein. Denn, nachdem er seine lange Vertheidigung gesprochen, mußte er, weil der Kaiser kein Hochdeutsch verstand, sie in lateinischer Sprache wiederholen. Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich daran denke; denn unser theurer Meister stand neben einem offenen Fenster, der Zugluft ausgesetzt, während ihm der Schweiß von der Stirne troff. Durch das lange Reden mochte er wohl sehr ermüdet und sein Gaumen mochte wohl etwas trocken geworden sein. Der muß jetzt großen Durst haben, dachte gewiß der Herzog von Braunschweig; wenigstens lesen wir, daß er dem Martin Luther drei Kannen des besten Eimbecker Biers in die Herberge zuschickte. Ich werde diese edle That dem Hause Braunschweig nie vergessen.

Wie von der Reformazion, so hat man auch von ihren Helden sehr falsche Begriffe in Frankreich. Die nächste Ursache dieses Nichtbegreifens liegt wohl darin, daß Luther nicht blos der größte, sondern auch der deutscheste Mann unserer Geschichte ist; daß in seinem Charakter alle Tugenden und Fehler der Deutschen auf's Großartigste vereinigt sind, daß er auch persönlich das wunderbare Deutschland repräsentirt. Dann hatte er auch Eigenschaften, die wir selten vereinigt finden, und die wir gewöhnlich sogar als feindselige Gegensätze antreffen. Er war zugleich ein träumerischer Mystiker und ein praktischer Mann in der That. Seine Gedanken hatten nicht blos Flügel, sondern auch Hände; er sprach und handelte. Er war nicht blos die Zunge, sondern auch das Schwert seiner Zeit. Auch war er zugleich ein kalter scholastischer Wortklauber und ein begeisterter, gottberauschter Prophet. Wenn er des Tags über mit seinen dogmatischen Distinkzionen sich mühsam abgearbeitet, dann griff er des Abends zu seiner Flöte, und betrachtete die Sterne und zerfloß in Melodie und Andacht. Derselbe Mann, der wie ein Fischweib schimpfen konnte, er konnte auch weich sein, wie eine zarte Jungfrau. Er war manchmal wild wie der Sturm, der die Eiche entwurzelt, und dann war er wieder sanft wie der Zephyr, der mit Veilchen kos't. Er war voll der schauerlichsten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen Geistes, er konnte sich ganz versenken in's reine Geisthum; und dennoch kannte er sehr gut die Herrlichkeiten dieser Erde, und wußte sie zu schätzen, und aus seinem Munde erblühte der famose Wahlspruch: Wer nicht liebt Wein, Weiber und Ge-

ſang, der bleibt ein Narr ſein Lebenlang. Er war ein kompleter Menſch, ich möchte ſagen: ein abſoluter Menſch, in welchem Geiſt und Materie nicht getrennt ſind. Ihn einen Spiritualiſten nennen, wäre daher eben ſo irrig, als nennte man ihn einen Senſualiſten. Wie ſoll ich ſagen, er hatte etwas Urſprüngliches, Unbegreifliches, Mirakuleuſes, wie wir es bei allen providenziellen Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Bornirtes, etwas Unbezwingbar-Dämoniſches.

Luther's Vater war Bergmann zu Mannsfeld, und da war der Knabe oft bei ihm in der unterirdiſchen Werkſtatt, wo die mächtigen Metalle wachſen und die ſtarken Urquellen rieſeln, und das junge Herz hatte vielleicht unbewußt die geheimſten Naturkräfte in ſich eingeſogen, oder wurde gar gefeit von den Berggeiſtern. Daher mag auch ſo viel Erdſtoff, ſo viel Leidenſchaftſchlacke an ihm kleben geblieben ſein, wie man dergleichen ihm hinlänglich vorwirft. Man hat aber Unrecht, ohne jene irdiſche Beimiſchung hätte er nicht ein Mann der That ſein können. Reine Geiſter können nicht handeln. Erfahren wir doch aus Jung Stilling's Geſpenſterlehre, daß die Geiſter ſich zwar recht farbig und beſtimmt verſichtbaren können, auch wie lebendige Menſchen zu gehen, zu laufen, zu tanzen, und alle möglichen Geberden zu machen verſtehen, daß ſie aber nichts Materielles, nicht den kleinſten Nachttiſch, von ſeiner Stelle fortzubewegen vermögen.

Ruhm dem Luther! Ewiger Ruhm dem theuren Manne, dem wir die Rettung unſerer edelſten Güter verdanken, und von deſſen Wohlthaten wir noch heute leben! Es ziemt uns wenig, über die Beſchränktheit ſeiner Anſichten zu klagen. Der Zwerg, der auf den Schultern des Rieſen ſteht, kann freilich weiter ſchauen als dieſer ſelbſt, beſonders wenn er eine Brille aufgeſetzt; aber zu der erhöhten Anſchauung fehlt das hohe Gefühl, das Rieſenherz, das wir uns nicht aneignen können. Es ziemt uns noch weniger, über ſeine Fehler ein herbes Urtheil zu fällen; dieſe Fehler haben uns mehr genutzt, als die Tugend von tauſend Andern. Die Feinheit des Erasmus und die Milde des Melanchthon hätten uns nimmer ſo weit gebracht wie manchmal die göttliche Brutalität des Bruder Martin. Ja, der Irrthum in Betreff des Beginnes, wie ich ihn oben angedeutet, hat die koſtbarſten Früchte getragen, Früchte, woran ſich die ganze Menſchheit erquickt. Von dem Reichstage an, wo Luther die Autorität des Papſtes läugnet und öffentlich erklärt: „daß man ſeine Lehre durch die Ausſprüche der Bibel ſelbſt oder durch vernünftige Gründe widerlegen müſſe!“ da beginnt ein neues Zeitalter in Deutſchland. Die Kette, womit der heilige Bonifaz die deutſche Kirche an Rom gefeſſelt, wird entzwei gehauen. Dieſe Kirche, die vorher einen integrirenden Theil der großen Hierarchie bildete, zerfällt in religiöſe Demokratien. Die Religion ſelber wird eine andere; es verſchwindet daraus das indiſch gnoſtiſche Element,

und wir ſehen, wie ſich wieder das judäiſch-deiſtiſche Element darin erhebt. Es entſteht das evangeliſche Chriſtenthum. Indem die nothwendigſten Anſprüche der Materie nicht blos berückſichtigt, ſondern auch legitimirt werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Prieſter wird Menſch, und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott ſelbſt wird wieder ein himmliſcher Hageſtolz ohne Familie; die Legitimität ſeines Sohnes wird beſtritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beſchnitten; die Mutter Gottes verliert alle ihre Anſprüche an die himmliſche Krone und es wird ihr unterſagt, Wunder zu thun. Ueberhaupt von nun an, beſonders ſeit die Naturwiſſenſchaften ſo große Fortſchritte machen, hören die Wunder auf. Sei es nun, daß es den lieben Gott verdrießt, wenn ihm die Phyſiker ſo mißtrauiſch auf die Finger ſehen, ſei es auch, daß er nicht gern mit Bosko konkuriren will: ſogar in der jüngſten Zeit, wo die Religion ſo ſehr gefährdet iſt, hat er es verſchmäht, ſie durch irgend ein eklatantes Wunder zu unterſtützen. Vielleicht wird er von jetzt an, bei allen neuen Religionen, die er auf dieſer Erde einführt, ſich auf gar keine heiligen Kunſtſtücke mehr einlaſſen, und die Wahrheiten der neuen Lehren immer durch die Vernunft beweiſen; was auch am vernünftigſten iſt. Wenigſtens beim Saint-Simonismus, welcher die neueſte Religion, iſt gar kein Wunder vorgefallen, ausgenommen etwa, daß eine alte Schneiderrechnung, die Saint-Simon auf Erden ſchuldig geblieben, zehn Jahre nach ſeinem Tode, von ſeinen Schülern baar bezahlt worden iſt. Noch ſehe ich, wie der vortreffliche Père Olinde in der Salle-Taitbout, begeiſterungsvoll ſich erhebt, und der erſtaunten Gemeinde die quittirte Schneiderrechnung vorhält. Junge Epizièrs ſtutzten ob ſolchem übernatürlichen Zeugniß. Die Schneider aber fingen ſchon an zu glauben!

Indeſſen, wenn bei uns in Deutſchland, durch den Proteſtantismus, mit den alten Mirakeln auch ſehr viele andere Poeſie verloren ging, ſo gewannen wir doch mannichfaltigen Erſatz. Die Menſchen wurden tugendhafter und edler. Der Proteſtantismus hatte den günſtigſten Einfluß auf jene Reinheit der Sitten und jene Strenge in der Ausübung der Pflichten, welche wir gewöhnlich Moral nennen; ja, der Proteſtantismus hat in manchen Gemeinden eine Richtung genommen, wodurch er am Ende mit dieſer Moral ganz zuſammenfällt, und das Evangelium nur als ſchöne Parabel gültig bleibt. Beſonders ſehen wir jetzt eine erfreuliche Veränderung im Leben der Geiſtlichen. Mit dem Cölibat verſchwanden auch fromme Unzüchten und Mönchslaſter. Unter den proteſtantiſchen Geiſtlichen finden wir nicht ſelten die tugendhafteſten Menſchen, Menſchen, vor denen ſelbſt die alten Stoiker Reſpekt hätten. Man muß zu Fuß, als armer Student, durch Norddeutſchland wandern, um zu erfahren, wie viel Tugend, und damit ich der Tugend ein ſchönes Beiwort gebe, wie viel evangeliſche Tugend manchmal in ſo einer

scheinlosen Pfarrerwohnung zu finden ist. Wie oft, des Winterabends, fand ich da eine gastfreie Aufnahme, ich ein Fremder, der keine andere Empfehlung mitbrachte, außer daß ich Hunger hatte und müde war. Wenn ich dann gut gegessen und gut geschlafen hatte, und des Morgens weiter ziehen wollte, kam der alte Pastor im Schlafrock und gab mir noch den Segen auf den Weg, welches mir nie Unglück gebracht hat; und die gutmüthig geschwätzige Frau Pastorin steckte mir einige Butterbröde in die Tasche, welche mich nicht minder erquickten; und in schweigender Ferne standen die schönen Predigertöchter mit ihren erröthenden Wangen und Veilchenaugen, deren schüchternes Feuer, noch in der Erinnerung, für den ganzen Wintertag mein Herz erwärmte.

Indem Luther den Satz aussprach, daß man seine Lehre nur durch die Bibel selber, oder durch vernünftige Gründe, widerlegen müsse, war der menschlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären und sie, die Vernunft, war als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Dadurch entstand in Deutschland die sogenannte Geistesfreiheit, oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht und die Befugnisse der Vernunft wurden legitim. Freilich, schon seit einigen Jahrhunderten hatte man ziemlich frei denken und reden können, und die Scholastiker haben über Dinge disputirt, wovon wir kaum begreifen, wie man sie im Mittelalter auch nur aussprechen durfte. Aber dieses geschah vermittelst der Distinkzion, welche man zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit machte, eine Distinkzion,. wodurch man sich gegen Ketzerei ausdrücklich verwahrte; und das geschah auch nur innerhalb den Hörsälen der Universitäten, und in einem gothisch abstrusen Latein, wovon doch das Volk nichts verstehen konnte, so daß wenig Schaden für die Kirche dabei zu befürchten war. Dennoch hatte die Kirche solches Verfahren nie eigentlich erlaubt, und dann und wann hat sie auch wirklich einen armen Scholastiker verbrannt. Jetzt aber, seit Luther, machte man gar keine Distinkzion mehr zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit, und man disputirte auf öffentlichem Markt, und in der deutschen Landessprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürsten, welche die Reformazion annahmen, haben diese Denkfreiheit legitimisirt, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derselben ist die deutsche Philosophie.

In der That, nicht einmal in Griechenland hat der menschliche Geist sich so frei aussprechen können wie in Deutschland, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur französischen Invasion. Namentlich in Preußen herrschte eine grenzenlose Gedankenfreiheit. Der Marquis von Brandenburg hatte begriffen, daß er, der nur durch das protestantische Prinzip ein legitimer König von Preußen sein konnte, auch die protestantische Denkfreiheit aufrecht erhalten mußte.

Seitdem freilich haben sich die Dinge verändert, und der natürliche Schirm-

vogt unſerer proteſtantiſchen Denkfreiheit hat ſich, zur Unterdrückung derſelben, mit der ultramontanen Partei verſtändigt, und er benutzt oft dazu die Waffe, die das Papſtthum zuerſt gegen uns erſonnen und angewandt: die Cenſur.

Sonderbar! Wir Deutſchen ſind das ſtärkſte und das klügſte Volk. Unſere Fürſtengeſchlechter ſitzen auf allen Thronen Europa's, unſere Rothſchilde beherrſchen alle Börſen der Welt, unſere Gelehrten regieren in allen Wiſſenſchaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und dennoch, wer bei uns eine Piſtole losſchießt bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn wir in den Hamburger Correſpondent ſetzen wollen: „meine liebe Gattin iſt in Wochen gekommen, mit einem Töchterlein, ſchön wie die Freiheit!“ dann greift der Herr Doktor Hoffmann zu ſeinem Rothſtift und ſtreicht uns „die Freiheit.“

Wird dieſes noch lange geſchehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß, die Frage der Preßfreiheit, die jetzt in Deutſchland ſo heftig diskutirt wird, knüpft ſich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube ihre Löſung iſt nicht ſchwer, wenn man bedenkt, daß die Preßfreiheit nichts anderes iſt, als die Konſequenz der Denkfreiheit und folglich ein proteſtantiſches Recht. Für Rechte dieſer Art hat der Deutſche ſchon ſein beſtes Blut gegeben, und er dürfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten.

Daſſelbe iſt anwendbar auf die Frage von der akademiſchen Freiheit, die jetzt ſo leidenſchaftlich die Gemüther in Deutſchland bewegt. Seit man entdeckt zu haben glaubt, daß auf den Univerſitäten am meiſten politiſche Aufregung, nämlich Freiheitsliebe, herrſcht, ſeitdem wird den Souverainen von allen Seiten inſinuirt, daß man dieſe Inſtitute unterdrücken, oder doch wenigſtens in gewöhnliche Unterrichtsanſtalten verwandeln müſſe. Da werden nun Plane geſchmiedet und das Pro und Kontra diskutirt. Die öffentlichen Gegner der Univerſitäten, eben ſo wenig wie die öffentlichen Vertheidiger, die wir bisher vernommen, ſcheinen aber die letzten Gründe der Frage nicht zu verſtehen. Jene begreifen nicht, daß die Jugend überall, und unter allen Disciplinen, für die Intereſſen der Freiheit begeiſtert ſein wird, und daß, wenn man die Univerſitäten unterdrückt, jene begeiſterte Jugend anderswo, und vielleicht, in Verbindung mit der Jugend des Handelsſtands und der Gewerbe, ſich deſto thatkräftiger ausſprechen wird. Die Vertheidiger ſuchen nur zu beweiſen, daß mit den Univerſitäten auch die Blüthe der deutſchen Wiſſenſchaftlichkeit zu Grunde ginge, daß eben die akademiſche Freiheit den Studien ſo nützlich ſei, daß die Jugend dadurch ſo hübſch Gelegenheit finde, ſich vielſeitig auszubilden u. ſ. w. Als ob es auf einige griechiſche Vokabeln oder einige Rohheiten mehr oder weniger hier ankomme!

Und was gälte den Fürſten alle Wiſſenſchaft, Studien oder Bildung, wenn die heilige Sicherheit ihrer Throne gefährdet ſtünde! Sie waren heroiſch ge-

nug, alle jene relativen Güter für das einzig absolute, für ihre absolute Herrschaft aufzuopfern. Denn diese ist ihnen von Gott anvertraut und wo der Himmel gebietet, müssen alle irdischen Rücksichten weichen.

Mißverstand ist sowohl auf Seiten der armen Professoren, die als Vertreter, wie auf Seiten der Regierungsbeamten, die als Gegner der Universitäten öffentlich auftreten. Nur die katholische Propaganda in Deutschland begreift die Bedeutung derselben, diese frommen Obscuranten sind die gefährlichsten Gegner unseres Universitätssystems, diese wirken dagegen meuchlerisch mit Lug und Trug, und gar, wenn sich einer von ihnen den liebevollen Anschein giebt, als wollte er den Universitäten das Wort reden, offenbart sich die jesuitische Intrigue. Wohl wissen diese feigen Heuchler, was hier auf dem Spiel steht zu gewinnen. Denn mit den Universitäten fällt auch die protestantische Kirche, die seit der Reformazion nur in jenen wurzelt, so daß die ganze protestantische Kirchengeschichte der letzten Jahrhunderte fast nur aus den theologischen Streitigkeiten der Wittenberger, Leipziger, Tübinger und Halle'schen Universitätsgelehrten besteht. Die Consistorien sind nur der schwache Abglanz der theologischen Fakultät, sie verlieren mit dieser allen Halt und Charakter, und sinken in die öde Abhängigkeit der Ministerien oder gar der Polizei.

Doch laßt uns solchen melancholischen Betrachtungen nicht zu viel Raum geben, um so mehr, da wir hier noch von dem providenziellen Manne zu reden haben, durch welchen so Großes für das deutsche Volk geschehen. Ich habe oben gezeigt, wie wir durch ihn zur größten Denkfreiheit gelangt. Aber dieser Martin Luther gab uns nicht blos die Freiheit der Bewegung, sondern auch das Mittel der Bewegung, dem Geist gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er schuf die deutsche Sprache.

Dieses geschah, indem er die Bibel übersetzte.

In der That, der göttliche Verfasser dieses Buchs scheint es eben so gut wie wir Andere gewußt zu haben, daß es gar nicht gleichgültig ist, durch wen man übersetzt wird, und er wählte selber seinen Uebersetzer, und verlieh ihm die wundersame Kraft, aus einer todten Sprache, die gleichsam schon begraben war, in eine andere Sprache zu übersetzen, die noch gar nicht lebte.

Man besaß zwar die Vulgata, die man verstand, so wie auch die Septuaginta, die man schon verstehen konnte. Aber die Kenntniß des Hebräischen war in der christlichen Welt ganz erloschen. Nur die Juden, die sich, hie und da, in einem Winkel dieser Welt verborgen hielten, bewahrten noch die Tradizionen dieser Sprache. Wie ein Gespenst, das einen Schatz bewacht, der ihm einst im Leben anvertraut worden, so saß dieses gemordete Volk, dieses Volk-Gespenst, in seinen dunklen Ghettos und bewahrte dort die hebräische Bibel und in diese verrufenen Schlupfwinkel sah man die deutschen Gelehrten heimlich hinabsteigen, um den Schatz zu heben, um die Kenntniß der hebräischen Sprache

zu erwerben. Als die katholiſche Geiſtlichkeit merkte, daß ihr von dieſer Seite Gefahr drohte, daß das Volk auf dieſem Seitenweg zum wirklichen Wort Gottes gelangen und die römiſchen Fälſchungen entdecken könnte: da hätte man gern auch die jüdiſche Tradizion unterdrückt, und man ging damit um, alle hebräiſchen Bücher zu vernichten, und am Rhein begann die Bücherverfolgung, wogegen unſer vortrefflicher Doktor Reuchlin ſo glorreich gekämpft hat. Die Kölner Theologen, die damals agirten, beſonders Hochſtraaten, waren keineswegs ſo geiſtesbeſchränkt, wie der tapfere Mitkämpfer Reuchlin's, Ritter Ulrich von Hutten ſie in ſeinen litteris obscurorum virorum ſchildert. Es galt die Unterdrückung der hebräiſchen Sprache. Als Reuchlin ſiegte, konnte Luther ſein Werk beginnen. In einem Briefe, den dieſer damals an Reuchlin ſchrieb, ſcheint er ſchon zu fühlen, wie wichtig der Sieg war, den jener erfochten, und in einer abhängig ſchwierigen Stellung erfochten, während er, der Auguſtinermönch, ganz unabhängig ſtand; ſehr naiv ſagt er in dieſem Briefe: ego nihil timeo, quia nihil habeo.

Wie aber Luther zu der Sprache gelangt iſt, worin er ſeine Bibel überſetzte, iſt mir bis auf dieſe Stunde unbegreiflich. Der altſchwäbiſche Dialekt war, mit der Ritterpoeſie der Hohenſtaufen'ſchen Kaiſerzeit, gänzlich untergegangen. Der altſächſiſche Dialekt, das ſogenannte Plattdeutſche, herrſchte nur in einem Theile des nördlichen Deutſchlands, und hat ſich, trotz aller Verſuche, die man gemacht, nie zu literäriſchen Zwecken eignen wollen. Nahm Luther zu ſeiner Bibelüberſetzung die Sprache, die man im heutigen Sachſen ſprach, ſo hätte Adelung Recht gehabt, zu behaupten, daß der ſächſiſche, namentlich der meißenſche Dialekt, unſer eigentliches Hochdeutſch, d. h. unſere Schriftſprache, ſei. Aber dieſes iſt längſt widerlegt worden, und ich muß dieſes hier um ſo ſchärfer erwähnen, da ſolcher Irrthum in Frankreich noch immer Gäng und Gäbe iſt. Das heutige Sächſiſche war nie ein Dialekt des deutſchen Volks, eben ſo wenig, wie etwa das Schleſiſche; denn ſo wie dieſes, entſtand es durch ſlaviſche Färbung. Ich bekenne daher offenherzig, ich weiß nicht, wie die Sprache, die wir in der lutheriſchen Bibel finden, entſtanden iſt. Aber ich weiß, daß durch dieſe Bibel, wovon die junge Preſſe, die ſchwarze Kunſt, Tauſende von Exemplaren in's Volk ſchleuderte, die lutheriſche Sprache in wenigen Jahren über ganz Deutſchland verbreitet und zur allgemeinen Schriftſprache erhoben wurde. Dieſe Schriftſprache herrſcht noch immer in Deutſchland, und giebt dieſem politiſch und religiös zerſtückelten Lande eine literäriſche Einheit. Ein ſolches unſchätzbares Verdienſt mag uns bei dieſer Sprache dafür entſchädigen, daß ſie, in ihrer heutigen Ausbildung, etwas von jener Innigkeit entbehrt, welche wir bei Sprachen, die ſich aus einem einzigen Dialekt gebildet, zu finden pflegen. Die Sprache in Luther's Bibel entbehrt jedoch durchaus nicht einer ſolchen Innigkeit, und dieſes alte Buch iſt eine

ewige Quelle der Verjüngung für unſere Sprache. Alle Ausdrücke und Wendungen, die in der lutheriſchen Bibel ſtehn, ſind deutſch, der Schriftſteller darf ſie immerhin noch gebrauchen; und da dieſes Buch in den Händen der ärmſten Leute iſt, ſo bedürfen dieſe keiner beſonderen gelehrten Anleitung, um ſich literariſch ausſprechen zu können.

Dieſer Umſtand wird, wenn bei uns die politiſche Revoluzion ausbricht, gar merkwürdige Erſcheinungen zur Folge haben. Die Freiheit wird überall ſprechen können und ihre Sprache wird bibliſch ſein.

Luther's Originalſchriften haben ebenfalls dazu beigetragen, die deutſche Sprache zu fixiren. Durch ihre polemiſche Leidenſchaftlichkeit drangen ſie tief in das Herz der Zeit. Ihr Ton iſt nicht immer ſauber. Aber man macht auch keine religiöſe Revoluzion mit Orangenblüthe. Zu dem groben Klotz gehört manchmal ein grober Keil. In der Bibel iſt Luther's Sprache aus Ehrfurcht vor dem gegenwärtigen Geiſt Gottes, immer in eine gewiſſe Würde gebannt. In ſeinen Streitſchriften hingegen überläßt er ſich einer plebejiſchen Rohheit, die oft eben ſo widerwärtig, wie grandios iſt. Seine Ausdrücke und Bilder gleichen dann jenen rieſenhaften Steinfiguren, die wir in indiſchen oder ägyptiſchen Tempelgrotten finden, und deren grelles Colorit und abenteuerliche Häßlichkeit uns zugleich abſtößt und anzieht. Durch dieſen barocken Felſenſtyl erſcheint uns der kühne Mönch manchmal wie ein religiöſer Danton, ein Prediger des Berges, der, von der Höhe deſſelben, die bunten Wortblöcke hinabſchmettert auf die Häupter ſeiner Gegner.

Merkwürdiger und bedeutender als dieſe proſaiſchen Schriften ſind Luther's Gedichte, die Lieder, die, in Kampf und Noth, aus ſeinem Gemüthe entſproſſen. Sie gleichen manchmal einer Blume, die auf einem Felſen wächſt, manchmal einem Mondſtrahl, der über ein bewegtes Meer hinzittert. Luther liebte die Muſik, er hat ſogar einen Traktat über dieſe Kunſt geſchrieben, und ſeine Lieder ſind daher außerordentlich melodiſch. Auch in dieſer Hinſicht gebührt ihm der Name: Schwan von Eisleben. Aber er war nichts weniger als ein milder Schwan in manchen Geſängen, wo er den Muth der Seinigen anfeuert und ſich ſelber zur wildeſten Kampfluſt begeiſtert. Ein Schlachtlied war jener trotzige Geſang, womit er und ſeine Begleiter in Worms einzogen. Der alte Dom zitterte bei dieſen neuen Klängen, und die Raben erſchraken in ihren obſkuren Thurmneſtern. Jenes Lied, die Marſeiller Hymne der Reformazion, hat bis auf unſere Tage ſeine begeiſternde Kraft bewahrt.

Eine feſte Burg iſt unſer Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.

Der alte böſe Feind
Mit Ernſt er's jetzt meint,
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt,
Auf Erd' iſt nicht ſein's Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit't für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren.
Fragſt du, wer es iſt?
Er heißt Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein and'rer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollten uns verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen;
Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſauer er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er iſt gericht',
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn,
Und keinen Dank dazu haben,
Er iſt bei uns wohl auf dem Plan
Mit ſeinem Geiſt und Gaben.
Nehmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Ich habe gezeigt, wie wir unſerm theuern Doktor Martin Luther die Geiſtesfreiheit verdanken, welche die neuere Literatur zu ihrer Entfaltung bedurfte. Ich habe gezeigt, wie er uns auch das Wort ſchuf, die Sprache, worin dieſe neue Literatur ſich ausſprechen konnte. Ich habe jetzt nur noch hinzuzufügen, daß er auch ſelber dieſe Literatur eröffnet, daß dieſe, und ganz eigentlich die

ſchöne Literatur mit Luther beginnt, daß ſeine geiſtlichen Lieder ſich als die erſten wichtigen Erſcheinungen derſelben ausweiſen und ſchon den beſtimmten Charakter derſelben kund geben. Wer über die neuere deutſche Literatur reden will, muß daher mit Luther beginnen, und nicht etwa mit einem Nürnberger Spießbürger, Namens Hans Sachs, wie aus unredlichem Mißwollen von einigen romantiſchen Literatoren geſchehen iſt. Hans Sachs, dieſer Troubadour der ehrbaren Schuſterzunft, deſſen Meiſtergeſang nur eine läppiſche Parodie der früheren Minnelieder und deſſen Dramen nur eine tölpelhafte Traveſtie der alten Myſterien, dieſer pedantiſche Hanswurſt, der die freie Naivität des Mittelalters ängſtlich nachäfft, iſt vielleicht als der letzte Poet der älteren Zeit, keineswegs aber als der erſte Poet der neueren Zeit zu betrachten. Es wird dazu keines weiteren Beweiſes bedürfen, als daß ich den Gegenſatz unſerer neuen Literatur zur älteren mit beſtimmten Worten erörtere.

Betrachten wir daher die deutſche Literatur, die vor Luther blühte, ſo finden wir:

1) Ihr Material, ihr Stoff iſt, wie das Leben des Mittelalters ſelbſt, eine Miſchung zweier heterogener Elemente, die in einem langen Zweikampf ſich ſo gewaltig umſchlungen, daß ſie am Ende in einander verſchmolzen, nämlich: die germaniſche Nazionalität und das indiſch gnoſtiſche, ſogenannte katholiſche Chriſtenthum.

2) Die Behandlung, oder vielmehr der Geiſt der Behandlung in dieſer älteren Literatur iſt romantiſch. Abuſive ſagt man daſſelbe auch von dem Material jener Literatur, von allen Erſcheinungen des Mittelalters, die durch die Verſchmelzung der erwähnten beiden Elemente, germaniſche Nazionalität und katholiſches Chriſtenthum, entſtanden ſind. Denn, wie einige Dichter des Mittelalters die griechiſche Geſchichte und Mythologie ganz romantiſch behandelt haben, ſo kann man auch die mittelalterlichen Sitten und Legenden in klaſſiſcher Form darſtellen. Die Ausdrücke „klaſſiſch“ und „romantiſch“ beziehen ſich alſo nur auf den Geiſt der Behandlung. Die Behandlung iſt klaſſiſch, wenn die Form des Dargeſtellten ganz identiſch iſt mit der Idee des Darzuſtellenden, wie dieſes der Fall iſt bei den Kunſtwerken der Griechen, wo daher in dieſer Identität auch die größte Harmonie zwiſchen Form und Idee zu finden. Die Behandlung iſt romantiſch, wenn die Form nicht durch Identität die Idee offenbart, ſondern paraboliſch dieſe Idee errathen läßt. Ich gebrauche hier das Wort „paraboliſch“ lieber als das Wort „ſymboliſch.“ Die griechiſche Mythologie hatte eine Reihe von Göttergeſtalten, deren jede, bei aller Identität der Form und der Idee, dennoch eine ſymboliſche Bedeutung bekommen konnte. Aber in dieſer griechiſchen Religion war eben nur die Geſtalt der Götter beſtimmt, alles andere, ihr Leben und Treiben, war der Willkür der Poeten zur beliebigen Behandlung überlaſſen. In der chriſtlichen Religion

hingegen giebt es keine ſo beſtimmte Geſtalten, ſondern beſtimmte Fakta, beſtimmte heilige Ereigniſſe und Thaten, worin das dichtende Gemüth des Menſchen eine paraboliſche Bedeutung legen konnte. Man ſagt, Homer habe die griechiſchen Götter erfunden; das iſt nicht wahr, ſie exiſtirten ſchon vorher in beſtimmten Umriſſen, aber er erfand ihre Geſchichten. Die Künſtler des Mittelalters hingegen wagten nimmermehr in dem geſchichtlichen Theil ihrer Religion das mindeſte zu erfinden; der Sündenfall, die Menſchwerdung, die Taufe, die Kreuzigung u. dgl. waren unantaſtbare Thatſachen, woran nicht gemodelt werden durfte, worin aber das dichtende Gemüth der Menſchen eine paraboliſche Bedeutung legen konnte. In dieſem paraboliſchen Geiſt wurden nun auch alle Künſte im Mittelalter behandelt, und dieſe Behandlung iſt romantiſch. Daher in der Poeſie des Mittelalters jene myſtiſche Allgemeinheit; die Geſtalten ſind ſo ſchattenhaft, was ſie thun iſt ſo unbeſtimmt, alles iſt darin ſo dämmernd, wie von wechſelndem Mondlicht beleuchtet; die Idee iſt in der Form nur wie ein Räthſel angedeutet, und wir ſehen hier eine vague Form, wie ſie eben zu einer ſpiritualiſtiſchen Literatur geeignet war. Da iſt nicht wie bei den Griechen eine ſonnenklare Harmonie zwiſchen Form und Idee; ſondern manchmal überragt die Idee die gegebene Form, und dieſe ſtrebt verzweiflungsvoll jene zu erreichen, und wir ſehen dann bizarre, abenteuerliche Erhabenheit: manchmal iſt die Form ganz der Idee über den Kopf gewachſen, ein läppiſch winziger Gedanke ſchleppt ſich einher in einer koloſſalen Form, und wir ſehen groteske Farce; faſt immer ſehen wir Unförmlichkeit.

3) Der allgemeine Charakter jener Literatur war, daß ſich in allen Produkten derſelben jener feſte, ſichere Glaube kund gab, der damals in allen weltlichen wie geiſtlichen Dingen herrſchte. Baſirt auf Autoritäten waren alle Anſichten der Zeit; der Dichter wandelte, mit der Sicherheit eines Mauleſels, längs den Abgründen des Zweifels, und es herrſcht in ſeinen Werken eine kühne Ruhe, eine ſelige Zuverſicht, wie ſie ſpäter unmöglich war, als die Spitze jener Autoritäten, nämlich die Autorität des Papſtes, gebrochen war und alle anderen nachſtürzten. Die Gedichte des Mittelalters haben daher alle denſelben Charakter, es iſt, als habe ſie nicht der einzelne Menſch, ſondern das ganze Volk gedichtet; ſie ſind objektiv, epiſch und naiv.

In der Literatur hingegen, die mit Luther emporblüht, finden wir ganz das Gegentheil:

1) Ihr Material, der Stoff, der behandelt werden ſoll, iſt der Kampf der Reformazionsintereſſen und Anſichten mit der alten Ordnung der Dinge. Dem neuen Zeitgeiſt iſt jener Miſchglaube, der aus den erwähnten zwei Elementen, germaniſche Nazionalität und indiſch gnoſtiſches Chriſtenthum, entſtanden iſt, gänzlich zuwider; letzteres dünkt ihm heidniſche Götzendienerei, an deſſen Stelle die wahre Religion des judaiſch deiſtiſchen Evangeliums treten

ſoll. Eine neue Ordnung der Dinge geſtaltet ſich; der Geiſt macht Empfindungen, die das Wohlſein der Materie befördern; durch das Gedeihen der Induſtrie und durch die Philoſophie wird der Spiritualismus in der öffentlichen Meinung diskreditirt; der dritte Stand erhebt ſich; die Revoluzion grollt ſchon in den Herzen und Köpfen; und was die Zeit fühlt und denkt und bedarf und will, wird ausgeſprochen, und das iſt der Stoff der modernen Literatur.

2) Der Geiſt der Behandlung iſt nicht mehr romantiſch, ſondern klaſſiſch. Durch das Wiederaufleben der alten Literatur verbreitete ſich über ganz Europa eine freudige Begeiſterung für die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, und die Gelehrten, die Einzigen, welche damals ſchrieben, ſuchten den Geiſt des klaſſiſchen Alterthums ſich anzueignen, oder wenigſtens in ihren Schriften die klaſſiſchen Kunſtformen nachzubilden. Konnten ſie nicht, gleich den Griechen, eine Harmonie der Form und der Idee erreichen, ſo hielten ſie ſich doch deſto ſtrenger an das Aeußere der griechiſchen Behandlung, ſie ſchieden, nach griechiſcher Vorſchrift, die Gattungen, enthielten ſich jeder romantiſchen Extravaganz, und in dieſer Beziehung nennen wir ſie klaſſiſch.

3) Der allgemeine Charakter der modernen Literatur beſteht darin, daß jetzt die Individualität und die Skepſis vorherrſchen. Die Autoritäten ſind niedergebrochen; nur die Vernunft iſt jetzt des Menſchen einzige Lampe, und ſein Gewiſſen iſt ſein einziger Stab in den dunkeln Irrgängen dieſes Lebens. Der Menſch ſteht jetzt allein ſeinem Schöpfer gegenüber, und ſingt ihm ſein Lied. Daher beginnt dieſe Literatur mit geiſtlichen Geſängen. Aber auch ſpäter, wo ſie weltlich wird, herrſcht darin das innigſte Selbſtbewußtſein, das Gefühl der Perſönlichkeit. Die Poeſie iſt jetzt nicht mehr objektiv, epiſch und naiv, ſondern ſubjektiv, lyriſch und reflektirend.

Zweites Buch.

Im vorigen Buche haben wir von der großen religiösen Revoluzion gehandelt, die von Martin Luther in Deutschland repräsentirt ward. Jetzt haben wir von der philosophischen Revoluzion zu sprechen, die aus jener hervorging, ja, die eben nichts anderes ist, wie diese letzte Consequenz des Protestantismus.

Ehe wir aber erzählen wie diese Revoluzion durch Immanuel Kant zum Ausbruch kam, müssen die philosophischen Vorgänge im Auslande, die Bedeutung des Spinoza, die Schicksale der Leibnitzischen Philosophie, die Wechselverhältnisse dieser Philosophie und der Religion, die Reibungen derselben, ihr Zerwürfniß u. dgl. mehr erwähnt werden. Beständig aber halten wir im Auge diejengen von den Fragen der Philosophie, denen wir eine sociale Bedeutung beimessen, und zu deren Lösung sie mit der Religion konkurrirt.

Dieses ist nun die Frage von der Natur Gottes. Gott ist Anfang und Ende aller Weisheit! sagen die Gläubigen in ihrer Demuth, und der Philosoph, in allem Stolze seines Wissens, muß diesem frommen Spruche beistimmen.

Nicht Baco, wie man zu lehren pflegt, sondern Rene Descartes ist der Vater der neuern Philosophie, und in welchem Grade die deutsche Philosophie von ihm abstammt, werden wir ganz deutlich zeigen.

Rene Descartes ist ein Franzose, und dem großen Frankreich gebührt auch hier der Ruhm der Initiative. Aber das große Frankreich, das geräuschvolle, bewegte, vielschwatzende Land der Franzosen, war nie ein geeigneter Boden für Philosophie, diese wird vielleicht niemals darauf gedeihen, und das fühlte Rene Descartes, und er ging nach Holland, dem stillen, schweigenden Lande der Trekschuiten und Holländer, und dort schrieb er seine philosophischen Werke. Nur dort konnte er seinen Geist von dem tradizionellen Formalismus befreien und eine ganze Philosophie aus reinen Gedanken emporbauen, die weder dem Glauben noch der Empirie abgeborgt sind, wie es seitdem von jeder wahren Philosophie verlangt wird. Nur dort konnte er so tief in des Denkens Abgründe sich versenken, daß er es in den letzten Gründen des Selbstbewußtseins ertappte, und er eben durch den Gedanken das Selbstbewußtsein konstatiren konnte, in dem weltberühmten Satze: cogito ergo sum.

Aber auch vielleicht nirgends anders als in Holland konnte Descartes es

wagen, eine Philoſophie zu lehren, die mit allen Tradizionen der Vergangenheit in den offenbarſten Kampf gerieth. Ihm gebührt die Ehre, die Autonomie der Philoſophie geſtiftet zu haben; dieſe brauchte nicht mehr die Erlaubniß zum Denken von der Theologie zu erbetteln und durfte ſich jetzt als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft hinſtellen. Ich ſage nicht: derſelben entgegenſetzen, denn es galt damals der Grundſatz: die Wahrheiten, wozu wir durch die Philoſophie gelangen, ſind am Ende dieſelben, welche uns auch die Religion überliefert. Die Scholaſtiker, wie ich ſchon früher bemerkt, hatten hingegen der Religion nicht blos die Suprematie über die Philoſophie eingeräumt, ſondern auch dieſe letztere für ein nichtiges Spiel, für eitel Wortfechterei erklärt, ſobald ſie mit den Dogmen der Religion in Widerſpruch gerieth. Den Scholaſtikern war es nur darum zu thun, ihre Gedanken auszuſprechen, gleichviel unter welcher Bedingung. Sie ſagten Ein mal Eins iſt Eins, und bewieſen es; aber ſie ſetzten lächelnd hinzu, das iſt wieder ein Irrthum der menſchlichen Vernunft, die immer irrt, wenn ſie mit den Beſchlüſſen der Oekumeniſchen Concilien in Widerſpruch geräth; Ein mal Eins iſt Drei, und das iſt die wahre Wahrheit, wie uns längſt offenbart worden, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! Die Scholaſtiker bildeten, im Geheim, eine philoſophiſche Oppoſizion gegen die Kirche. Aber öffentlich heuchelten ſie die größte Unterwürfigkeit, kämpften ſogar in manchen Fällen für die Kirche, und bei Aufzügen paradirten ſie im Gefolge derſelben, ungefähr wie die franzöſiſchen Oppoſizionsdeputirten bei den Feierlichkeiten der Reſtaurazion. Die Komödie der Scholaſtiker dauerte mehr als ſechs Jahrhunderte und ſie wurde immer trivialer. Indem Descartes den Scholaſtizismus zerſtörte, zerſtörte er auch die verjährte Oppoſizion des Mittelalters. Die alten Beſen waren durch das lange Fegen ſtumpf geworden, es klebte daran allzuviel Kehricht, und die neue Zeit verlangte neue Beſen. Nach jeder Revoluzion muß die bisherige Oppoſizion abdanken; es geſchehen ſonſt große Dummheiten. Wir haben's erlebt. Weniger war es nun die katholiſche Kirche, als die alten Gegner derſelben, der Nachtrab der Scholaſtiker, welche ſich zuerſt gegen die Carteſianiſche Philoſophie erhoben. Erſt 1663 verbot ſie der Papſt.

Ich darf bei Franzoſen eine zulängliche, ſüffiſante Bekanntſchaft mit der Philoſophie ihres großen Landsmannes vorausſetzen, und ich brauche hier nicht erſt zu zeigen, wie die entgegengeſetzteſten Doktrinen aus ihr das nöthige Material entlehnen konnten. Ich ſpreche hier vom Idealismus und vom Materialismus.

Da man, beſonders in Frankreich, dieſe zwei Doktrinen mit den Namen Spiritualismus und Senſualismus bezeichnet, und da ich mich dieſer beiden Benennungen in anderer Weiſe bediene, ſo muß ich, um Begriffsverwirrungen vorzubeugen, die obigen Ausdrücke näher beſprechen.

Seit den älteſten Zeiten giebt es zwei entgegengeſetzte Anſichten über die Natur des menſchlichen Denkens, d. h. über die letzten Gründe der geiſtigen Erkenntniß, über die Entſtehung der Ideen. Die Einen behaupten, wir erlangen unſere Ideen nur von Außen, unſer Geiſt ſei nur ein leeres Behältniß, worin die von den Sinnen eingeſchluckten Anſchauungen ſich verarbeiten, ungefähr wie die genoſſenen Speiſen in unſerem Magen. Um ein beſſeres Bild zu gebrauchen, dieſe Leute betrachten unſeren Geiſt wie eine Tabula raſa, worauf ſpäter die Erfahrung täglich etwas Neues ſchreibt, nach beſtimmten Schreibregeln.

Die Anderen, die entgegengeſetzter Anſicht, behaupten: die Ideen ſind dem Menſchen angeboren, der menſchliche Geiſt iſt der Urſitz der Ideen, und die Außenwelt, die Erfahrung, und die vermittelnden Sinne bringen uns nur zur Erkenntniß deſſen, was ſchon vorher in unſerem Geiſte war, ſie wecken dort nur die ſchlafenden Ideen.

Die erſtere Anſicht hat man nun den Senſualismus, manchmal auch den Empirismus genannt; die andere nannte man den Spiritualismus, manchmal auch den Razionalismus. Dadurch können jedoch leicht Mißverſtändniſſe entſtehen, da wir mit dieſen zwei Namen, wie ich ſchon im vorigen Buche erwähnt, ſeit einiger Zeit auch jene zwei ſociale Syſteme, die ſich in allen Manifeſtazionen des Lebens geltend machen, bezeichnen. Den Namen Spiritualismus überlaſſen wir daher jener frevelhaften Anmaßung des Geiſtes, der nach alleiniger Verherrlichung ſtrebend, die Materie zu zertreten, wenigſtens zu ſtetriren ſucht: und den Namen Senſualismus überlaſſen wir jener Oppoſizion, die, dagegen eifernd, ein Rehabilitiren der Materie bezweckt und den Sinnen ihre Rechte vindizirt, ohne die Rechte des Geiſtes, ja nicht einmal ohne die Supremazie des Geiſtes zu läugnen. Hingegen den philoſophiſchen Meinungen über die Natur unſerer Erkenntniſſe, gebe ich lieber die Namen Idealismus und Materialismus; und ich bezeichne mit dem erſteren die Lehre von den angeborenen Ideen, von den Ideen a priori, und mit dem anderen Namen bezeichne ich die Lehre von der Geiſteserkenntniß durch die Erfahrung, durch die Sinne, die Lehre von den Ideen a posteriori.

Bedeutungsvoll iſt der Umſtand, daß die idealiſtiſche Seite der Carteſianiſchen Philoſophen niemals in Frankreich Glück machen wollte. Mehre berühmte Janſeniſten verfolgten einige Zeit dieſe Richtung, aber ſie verloren ſich bald in den chriſtlichen Spiritualismus. Vielleicht war es dieſer Umſtand, welcher den Idealismus in Frankreich diskrebitirte. Die Völker ahnen inſtinktmäßig, weſſen ſie bedürfen, um ihre Miſſion zu erfüllen. Die Franzoſen waren ſchon auf dem Wege zu jener politiſchen Revoluzion, die erſt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausbrach, und wozu ſie eines Beils und einer eben ſo kaltſcharfen, materialiſtiſchen Philoſophie bedurften. Der chriſt-

liche Spiritualismus ſtand als Mitkämpfer in den Reihen ihrer Feinde, und der Senſualismus wurde daher ihr natürlicher Bundesgenoſſe. Da die franzöſiſchen Senſualiſten gewöhnlich Materialiſten waren, ſo entſtand der Irrthum, daß der Senſualismus nur aus dem Materialismus hervorgehe. Nein, jener kann ſich eben ſo gut als ein Reſultat des Pantheismus geltend machen, und da iſt ſeine Erſcheinung ſchön und herrlich. Wir wollen jedoch dem franzöſiſchen Materialismus keineswegs ſeine Verdienſte abſprechen. Der franzöſiſche Materialismus war ein gutes Gegengift gegen das Uebel der Vergangenheit, ein verzweifeltes Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit, Merkur für ein infizirtes Volk. Die franzöſiſchen Philoſophen wählten John Locke zu ihrem Meiſter. Das war der Heiland, deſſen ſie bedurften. Sein Essay on human understanding ward ihr Evangelium; darauf ſchworen ſie. John Locke war bei Descartes in die Schule gegangen, und hatte alles von ihm gelernt, was ein Engländer lernen kann, Mechanik, Scheidekunſt, Combiniren, Conſtruiren, Rechnen. Nur eins hat er nicht begreifen können, nämlich die angeborenen Ideen. Er vervollkommnete daher die Doktrin, daß wir unſere Erkenntniſſe von Außen, durch die Erfahrung, erlangen. Er machte den menſchlichen Geiſt zu einer Art Rechenkaſten, der ganze Menſch wurde eine engliſche Maſchine. Dieſes gilt auch von dem Menſchen, wie ihn die Schüler Locke's konſtruirten, obgleich ſie ſich durch verſchiedene Benennungen von einander unterſcheiden wollen. Sie haben alle Angſt vor den letzten Folgerungen ihres oberſten Grundſatzes, und der Anhänger Condillac's erſchrickt, wenn man ihn mit einem Helvetius, oder gar mit einem Holbach, oder vielleicht noch am Ende mit einem La Metrie in eine Klaſſe ſetzt, und doch muß es geſchehen, und ich darf daher die franzöſiſchen Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts und ihre heutigen Nachfolger ſammt und ſonders als Materialiſten bezeichnen. L'homme machine iſt das konſequenteſte Buch der franzöſiſchen Philoſophie, und der Titel ſchon verräth das letzte Wort ihrer ganzen Weltanſicht.

Dieſe Materialiſten waren meiſtens auch Anhänger des Deismus, denn eine Maſchine ſetzt einen Mechanikus voraus, und es gehört zu der höchſten Vollkommenheit dieſer erſteren, daß ſie die techniſchen Kenntniſſe eines ſolchen Künſtlers, theils an ihrer eigenen Conſtrukzion, theils an ſeinen übrigen Werken, zu erkennen und zu ſchätzen weiß.

Der Materialismus hat in Frankreich ſeine Miſſion erfüllt. Er vollbringt jetzt vielleicht daſſelbe Werk in England, und auf Locke fußen dort die revolukzionairen Parteien, namentlich die Benthamiſten, die Prädikanten der Utilität. Dieſe ſind gewaltige Geiſter, die den rechten Hebel ergriffen, womit man John Bull in Bewegung ſetzen kann. John Bull iſt ein geborener Materialiſt und ſein chriſtlicher Spiritualismus iſt meiſtens eine tradizionelle Heuchelei oder

doch nur materielle Bornirtheit — ſein Fleiſch reſignirt ſich, weil ihm der Geiſt nicht zu Hülfe kommt. Anders iſt es in Deutſchland und die deutſchen Revoluzionaire irren ſich, wenn ſie wähnen, daß eine materialiſtiſche Philoſophie ihren Zwecken günſtig ſei.

Deutſchland hat von jeher eine Abneigung gegen den Materialismus bekundet und wurde deshalb, während anderthalb Jahrhunderte, der eigentliche Schauplatz des Idealismus. Auch die Deutſchen begaben ſich in die Schule des Descart, und der große Schüler deſſelben hieß Gottfried Wilhelm Leibnitz. Wie Locke die materialiſtiſche Richtung, ſo verfolgte Leibnitz die idealiſtiſche Richtung des Meiſters. Hier finden wir am determinirteſten die Lehre von den angebornen Ideen. Er bekämpfte Locke in ſeinem nouveaux essays sur l'entendement humain. Mit Leibnitz erblühte ein großer Eifer für philoſophiſches Studium bei den Deutſchen. Er weckte die Geiſter und lenkte ſie in neue Bahnen. Ob der inwohnenden Milde, ob des religiöſen Sinnes, der ſeine Schriften belebte, wurden auch die widerſtrebenden Geiſter mit der Kühnheit derſelben einigermaßen ausgeſöhnt, und die Wirkung war ungeheuer. Die Kühnheit dieſes Denkers zeigt ſich namentlich in ſeiner Monadenlehre, eine der merkwürdigſten Hypotheſen, die je aus dem Haupte eines Philoſophen hervorgegangen. Dieſe iſt auch zugleich das Beſte, was er geliefert; denn es dämmert darin ſchon die Erkenntniß der wichtigſten Geſetze, die unſere heutige Philoſophie erkannt hat. Die Lehre von den Monaden war vielleicht nur eine unbehülfliche Formulirung dieſer Geſetze, die jetzt von den Naturphiloſophen in beſſern Formeln ausgeſprochen worden. Ich ſollte hier eigentlich ſtatt des Wortes „Geſetz" eben nur „Formel" ſagen; denn Newton hat ganz Recht, wenn er bemerkt, daß dasjenige, was wir Geſetze in der Natur nennen, eigentlich nicht exiſtirt, und daß es nur Formeln ſind, die unſerer Faſſungskraft zu Hülfe kommen, um eine Reihe von Erſcheinungen in der Natur zu erklären. Die Theodizee iſt in Deutſchland von allen Leibnitziſchen Schriften am meiſten beſprochen worden. Es iſt jedoch ſein ſchwächſtes Werk. Dieſes Buch, wie noch einige andere Schriften, worin ſich der religiöſe Geiſt des Leibnitz ausſpricht, hat ihm manchen böſen Leumund, manche bittere Verkennung zugezogen. Seine Feinde haben ihn der gemüthlichſten Schwachköpfigkeit beſchuldigt; ſeine Freunde, die ihn vertheidigten, machten ihn dagegen zu einem pfiffigen Heuchler. Der Charakter des Leibnitz blieb lange bei uns ein Gegenſtand der Controverſe. Die Billigſten haben ihn von dem Vorwurf der Zweideutigkeit nicht freiſprechen können. Am meiſten ſchmähten ihn die Freidenker und Aufklärer. Wie konnten ſie einem Philoſophen verzeihen, die Dreieinigkeit, die ewigen Höllenſtrafen, und gar die Gottheit Chriſti vertheidigt zu haben! So weit erſtreckte ſich nicht ihre Toleranz. Aber Leibnitz war weder ein Thor noch ein Schuft, und von ſeiner harmoniſchen Höhe konnte er ſehr

gut das ganze Chriſtenthum vertheidigen. Ich ſage, das ganze Chriſtenthum, denn er vertheidigte es gegen das halbe Chriſtenthum. Er zeigte die Conſequenz der Orthodoxen im Gegenſatze zur Halbheit ihrer Gegner. Mehr hat er nie gewollt. Und dann ſtand er auf jenem Indifferenzpunkte, wo die verſchiedenſten Syſteme nur verſchiedene Seiten derſelben Wahrheit ſind. Dieſen Indifferenzpunkt hat ſpäterhin auch Herr Schelling erkannt, und Hegel hat ihn wiſſenſchaftlich begründet, als ein Syſtem der Syſteme. In gleicher Weiſe beſchäftigte ſich Leibnitz mit einer Harmonie zwiſchen Plato und Ariſtoteles. Auch in der ſpäteren Zeit iſt dieſe Aufgabe oft genug bei uns vorgekommen. Iſt ſie gelöst worden?

Nein, wahrhaftig nein! Denn dieſe Aufgabe iſt eben nichts anders als eine Schlichtung des Kampfes zwiſchen Idealismus und Materialismus. Plato iſt durchaus Idealiſt und kennt nur angeborene oder vielmehr mitgeborene Ideen: der Menſch bringt die Ideen mit zur Welt, und wenn er derſelben bewußt wird, ſo kommen ſie ihm vor wie Erinnerungen aus einem früheren Daſein. Daher auch das Vague und Myſtiſche des Plato, er erinnert ſich mehr oder minder klar. Bei Ariſtoteles hingegen iſt Alles klar, Alles deutlich, Alles ſicher: denn ſeine Erkenntniſſe offenbaren ſich nicht in ihm mit vorweltlichen Beziehungen, ſondern er ſchöpft Alles aus der Erfahrung, und weiß Alles auf's Beſtimmteſte zu klaſſifiziren. Er bleibt daher auch ein Muſter für alle Empiriker, und dieſe wiſſen nicht genug Gott zu preiſen, daß er ihn zum Lehrer des Alexander gemacht, daß er durch deſſen Eroberungen ſo viele Gelegenheiten fand zur Beförderung der Wiſſenſchaft, und daß ſein ſiegender Schüler ihm ſo viele Tauſend Talente gegeben zu zoologiſchen Zwecken. Dieſes Geld hat der alte Magiſter gewiſſenhaft verwendet, und er hat dafür eine ehrliche Anzahl von Säugethieren ſecirt und Vögel ausgeſtopft, und dabei die wichtigſten Beobachtungen angeſtellt: aber die große Beſtie, die er am nächſten vor Augen hatte, die er ſelber auferzogen, und die weit merkwürdiger war, als die ganze damalige Weltmenagerie, hat er leider überſehen und unerforſcht gelaſſen. In der That, er ließ uns ganz ohne Kunde über die Natur jenes Jünglingkönigs, deſſen Leben und Thaten wir noch immer als Wunder und Räthſel anſtaunen. Wer war Alexander? Was wollte er? War er ein Wahnſinniger oder ein Gott? Noch jetzt wiſſen wir es nicht. Deſto beſſere Auskunft giebt uns Ariſtoteles über babyloniſche Meerkatzen, indiſche Papageien und griechiſche Tragödien, welche er ebenfalls ſecirt hat.

Plato und Ariſtoteles! Das ſind nicht blos die zwei Syſteme, ſondern auch die Typen zweier verſchiedenen Menſchennaturen, die ſich ſeit undenklicher Zeit, unter allen Coſtümen, mehr oder minder feindſelig entgegenſtehen. Vorzüglich das ganze Mittelalter hindurch, bis auf den heutigen Tag, wurde ſolchermaßen gekämpft, und dieſer Kampf iſt der weſentlichſte Inhalt der chriſt-

lichen Kirchengeſchichte. Von Plato und Ariſtoteles iſt immer die Rede, wenn auch unter anderem Namen. Schwärmeriſche, myſtiſche, platoniſche Naturen offenbaren aus den Abgründen ihres Gemüthes die chriſtlichen Ideen und die entſprechenden Symbole. Praktiſche, ordnende, ariſtoteliſche Naturen bauen aus dieſen Ideen und Symbolen ein feſtes Syſtem, eine Dogmatik und einen Cultus. Die Kirche umſchließt endlich beide Naturen, wovon die einen ſich meiſtens im Clerus, und die anderen im Mönchsthum verſchlangen, aber ſich unabläſſig befehden. In der proteſtantiſchen Kirche zeigt ſich derſelbe Kampf, und das iſt der Zwieſpalt zwiſchen Pietiſten und Orthodoxen, die den katholiſchen Myſtikern und Dogmatikern in einer gewiſſen Weiſe entſprechen. Die proteſtantiſchen Pietiſten ſind Myſtiker ohne Phantaſie, und die proteſtantiſchen Orthodoxen ſind Dogmatiker ohne Geiſt.

Dieſe beiden proteſtantiſchen Parteien finden wir in einem erbitterten Kampfe zur Zeit des Leibnitz, und die Philoſophie deſſelben intervenirte ſpäterhin, als Chriſtian Wolf ſich derſelben bemächtigte, ſie den Zeitbedürfniſſen anpaßte, und ſie, was die Hauptſache war, in deutſcher Sprache vortrug. Ehe wir aber von dieſem Schüler des Leibnitz, von den Wirkungen ſeines Strebens und von den ſpäteren Schickſalen des Lutherthums ein Weiteres berichten, müſſen wir des providentiellen Mannes erwähnen, der gleichzeitig mit Locke und Leibnitz ſich in der Schule des Descartes gebildet hatte, lange Zeit nur mit Hohn und Haß betrachtet worden, und dennoch in unſeren heutigen Tagen zur alleinigen Geiſterherrſchaft emporſteigt.

Ich ſpreche von Benedikt Spinoza.

Ein großer Genius bildet ſich durch einen anderen großen Genius, weniger durch Aſſimilirung als durch Reibung. Ein Diamant ſchleift den andern. So hat die Philoſophie des Descartes keineswegs die des Spinoza hervorgebracht, ſondern nur befördert. Daher zunächſt finden wir bei dem Schüler die Methode des Meiſters; dieſes iſt ein großer Gewinn. Dann finden wir bei Spinoza, wie bei Descartes, die der Mathematik abgeborgte Beweisführung. Dieſes iſt ein großes Gebrechen. Die mathematiſche Form giebt dem Spinoza ein herbes Aeußere. Aber dieſes iſt wie die herbe Schale der Mandel; der Kern iſt um ſo erfreulicher. Bei der Lektüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigſten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung ſind, während die unerſchütterlichen Baumſtämme in der ewigen Erde wurzeln. Es iſt ein gewiſſer Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich. Man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geiſt der hebräiſchen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem ſpäten Enkel. Dabei iſt ein Ernſt in ihm, ein ſelbſtbewußter Stolz, eine Gedankengrandezza, die ebenfalls ein Erbtheil zu ſein ſcheint; denn Spinoza gehörte zu

jenen Märtyrerfamilien, die damals von den allerkatholischsten Königen aus Spanien vertrieben worden. Dazu kommt noch die Geduld des Holländers, die sich ebenfalls, wie im Leben, so auch in den Schriften des Mannes niemals verläugnet hat.

Constatirt ist es, daß der Lebenswandel des Spinoza frei von allem Tadel war, und rein und makellos wie das Leben seines göttlichen Vetters, Jesu Christi. Auch wie dieser litt er für seine Lehre, wie dieser trug er die Dornenkrone. Ueberall, wo ein großer Geist seinen Gedanken ausspricht, ist Golgatha.

Theurer Leser, wenn du mal nach Amsterdam kömmst, so laß dir dort von dem Lohnlakaien die spanische Synagoge zeigen. Diese ist ein schönes Gebäude, und das Dach ruht auf vier kolossalen Pfeilern, und in der Mitte steht die Kanzel, wo einst der Bannfluch ausgesprochen wurde über den Verächter des mosaischen Gesetzes, den Hidalgo Don Benedikt de Spinoza. Bei dieser Gelegenheit wurde auf einem Bockshorne geblasen, welches Schofar heißt. Es muß eine furchtbare Bewandtniß haben mit diesem Horne. Denn wie ich mal in dem Leben des Salomon Maimon gelesen, suchte einst der Rabbi von Altona ihn, den Schüler Kant's, wieder zum alten Glauben zurückzuführen, und als derselbe bei seinen philosophischen Ketzereien halsstarrig beharrte, wurde er drohend und zeigte ihm den Schofar, mit den finsteren Worten: weißt du, was das ist? Als aber der Schüler Kant's sehr gelassen antwortete: „es ist das Horn eines Bockes!" da fiel der Rabbi rücklings zu Boden vor Entsetzen.

Mit diesem Horne wurde die Exkommunikazion des Spinoza akkompagnirt, er wurde feierlich ausgestoßen aus der Gemeinschaft Israels und unwürdig erklärt hinfüro den Namen Jude zu tragen. Seine christlichen Feinde waren großmüthig genug, ihm diesen Namen zu lassen. Die Juden aber, die Schweizergarde des Deismus, waren unerbittlich, und man zeigt den Platz vor der spanischen Synagoge zu Amsterdam, wo sie einst mit ihren langen Dolchen nach dem Spinoza gestochen haben.

Ich konnte nicht umhin, auf solche persönliche Mißgeschicke des Mannes besonders aufmerksam zu machen. Ihn bildete nicht blos die Schule, sondern auch das Leben. Das unterscheidet ihn von den meisten Philosophen, und in seinen Schriften erkennen wir die mittelbaren Einwirkungen des Lebens. Die Theologie war für ihn nicht blos eine Wissenschaft. Eben so die Politik. Auch diese lernte er in der Praxis kennen. Der Vater seiner Geliebten wurde wegen politischer Vergehen in den Niederlanden gehenkt. Und nirgends in der Welt wird man schlechter gehenkt wie in den Niederlanden. Ihr habt keinen Begriff davon, wie unendlich viele Vorbereitungen und Ceremonien dabei stattfinden. Der Delinquent stirbt zugleich vor langer Weile, und der Zuschauer hat dabei hinlängliche Muße zum Nachdenken. Ich bin daher überzeugt, daß

Benedikt Spinoza über die Hinrichtung des alten Van Ende ſehr viel nachgedacht hat, und ſo wie er früher die Religion mit ihren Dolchen begriffen, ſo begriff er auch jetzt die Politik mit ihren Stricken. Kunde davon giebt ſein Tractatus politicus.

Ich habe nur die Art und Weiſe hervorzuheben, wie die Philoſophen mehr oder minder mit einander verwandt ſind, und ich zeige nur die Verwandtſchaftsgrade und die Erbfolge. Dieſe Philoſophie des Spinoza, des dritten Sohnes des Rene Descartes, wie er ſie in ſeinem Hauptwerk, in der Ethik, dozirt, iſt von dem Materialismus ſeines Bruders Locke eben ſo ſehr entfernt, wie von dem Idealismus ſeins Bruders Leibnitz. Spinoza quält ſich nicht analytiſch mit der Frage über die letzten Gründe unſerer Erkenntniſſe. Er giebt uns ſeine große Syntheſe, ſeine Erklärung von der Gottheit.

Benedikt Spinoza lehrt: Es giebt nur eine Subſtanz, das iſt Gott. Dieſe eine Subſtanz iſt unendlich, ſie iſt abſolut. Alle endliche Subſtanzen deriviren von ihr, ſind in ihr enthalten, tauchen in ihr auf, tauchen in ihr unter, ſie haben nur relative, vorübergehende accidenzielle Exiſtenz. Die abſolute Subſtanz offenbart ſich uns ſowohl unter der Form des unendlichen Denkens, als auch unter der Form der unendlichen Ausdehnung. Beides, das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung ſind die zwei Attribute der abſoluten Subſtanz. Wir erkennen nur dieſe zwei Attribute; Gott, die abſolute Subſtanz, hat aber vielleicht noch mehr Attribute, die wir nicht kennen. "Non dico, me deum omnino cognoscere, sed me quaedam ejus attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem."

Nur Unverſtand und Böswilligkeit konnten dieſer Lehre das Beiwort „atheiſtiſch" beilegen. Keiner hat ſich jemals erhabener über die Gottheit ausgeſprochen wie Spinoza. Statt zu ſagen, er läugne Gott, könnte man ſagen, er läugne den Menſchen. Alle endlichen Dinge ſind ihm nur Modi der unendlichen Subſtanz. Alle endliche Dinge ſind in Gott enthalten, der menſchliche Geiſt iſt nur ein Lichtſtrahl des unendlichen Denkens, der menſchliche Leib iſt nur ein Atom der unendlichen Ausdehnung; Gott iſt die unendliche Urſache beider, der Geiſter und der Leiber, natura, naturans.

In einem Briefe an Madame Dü Devant zeigt Voltaire ſich ganz entzückt über einen Einfall dieſer Dame, die ſich geäußert hatte, daß alle Dinge, die der Menſch durchaus nicht wiſſen könne, ſicher von der Art ſind, daß ein Wiſſen derſelben ihm nichts nützen würde. Dieſe Bemerkung möchte ich auf jenen Satz des Spinoza anwenden, den ich oben mit ſeinen eigenen Worten mitgetheilt, und wonach der Gottheit nicht blos die zwei erkennbaren Attribute, Denken und Ausdehnung, ſondern vielleicht auch andere für uns unerkennbare Attribute gebühren. Was wir nicht erkennen können, hat für uns keinen Werth, wenigſtens keinen Werth auf dem ſocialen Standpunkte, wo es gilt,

das im Geiſte erkannte zur leiblichen Erſcheinung zu bringen. In unſerer Erklärung des Weſens Gottes nehmen wir daher Bezug nur auf jene zwei erkennbare Attribute. Und dann iſt ja doch am Ende Alles, was wir Attribute Gottes nennen, nur eine verſchiedene Form unſerer Anſchauung, und dieſe verſchiedenen Formen ſind identiſch in der abſoluten Subſtanz. Der Gedanke iſt am Ende nur die unſichtbare Ausdehnung und die Ausdehnung iſt nur der ſichtbare Gedanke. Hier gerathen wir in den Hauptſatz der deutſchen Identitätsphiloſophie, die in ihrem Weſen durchaus nicht von der Lehre des Spinoza verſchieden iſt. Mag immerhin Herr Schelling dagegen eifern, daß ſeine Philoſophie von dem Spinozismus verſchieden ſei, daß ſie mehr „eine lebendige Durchdringung des Idealen und Realen“ ſei, daß ſie ſich von dem Spinozismus unterſcheide, „wie die ausgebildeten griechiſchen Statuen von den ſtarrägyptiſchen Originalen:“ dennoch muß ich auf's beſtimmteſte erklären, daß ſich Herr Schelling, in ſeiner früheren Periode, wo er noch ein Philoſoph war, nicht im Geringſten von Spinoza unterſchied. Nur auf einem andern Wege iſt er zu derſelben Philoſophie gelangt, und das habe ich ſpäterhin zu erläutern, wenn ich erzähle, wie Kant eine neue Bahn betritt, Fichte ihm nachfolgt, Herr Schelling wieder in Fichte's Fußtapfen weiterſchreitet, und durch das Waldbunkel der Naturphiloſophie umherirrend, endlich dem großen Standbilde Spinoza's, Angeſicht zu Angeſicht, gegenüberſteht.

Die neuere Naturphiloſophie hat blos das Verdienſt, daß ſie den ewigen Parellelismus, der zwiſchen dem Geiſte und der Materie herrſcht, auf's ſcharfſinnigſte nachgewieſen. Ich ſage Geiſt und Materie, und dieſe Ausdrücke brauche ich als gleichbedeutend für das, was Spinoza Gedanken und Ausdehnung nennt. Gewiſſermaßen gleichbedeutend iſt auch das, was unſere Naturphiloſophen Geiſt und Natur, oder das Ideale und das Reale, nennen.

Ich werde in der Folge weniger das Syſtem als vielmehr die Anſchauungsweiſe des Spinoza mit dem Namen Pantheismus bezeichnen. Bei letzterem wird, eben ſo gut wie bei dem Deismus, die Einheit Gottes angenommen. Aber der Gott des Pantheiſten iſt in der Welt ſelbſt, nicht indem er ſie mit ſeiner Göttlichkeit durchdringt, in der Weiſe, die einſt der heilige Auguſtin zu veranſchaulichen ſuchte, als er Gott mit einem großen See und die Welt mit einem großen Schwamm verglich, der in der Mitte läge und die Gottheit einſauge: nein, die Welt iſt nicht blos gottgetränkt, gottgeſchwängert, ſondern ſie iſt identiſch mit Gott. „Gott,“ welcher von Spinoza die eine Subſtanz und von den deutſchen Philoſophen das Abſolute genannt wird, „iſt alles was da iſt,“ er iſt ſowohl Materie wie Geiſt, beides iſt gleich göttlich, und wer die heilige Materie beleidigt, iſt eben ſo ſündhaft, wie der, welcher ſündigt gegen den heiligen Geiſt.

Der Gott des Pantheiſten unterſcheidet ſich alſo von dem Gotte des Deiſten

dadurch, daß er in der Welt ſelbſt iſt, während letzterer ganz außer, oder was daſſelbe iſt, über der Welt iſt. Der Gott des Deiſten regiert die Welt von oben herab, als ein von ihm abgeſondertes Etabliſſement. Nur in Betreff der Art dieſes Regierens differenziren unter einander die Deiſten. Die Hebräer denken ſich Gott als einen donnernden Tyrannen; die Chriſten als einen liebenden Vater; die Schüler Rouſſeau's, die ganze Genfer Schule, denken ſich ihn als einen weiſen Künſtler, der die Welt verfertigt hat, ungefähr wie ihr Papa ſeine Uhren verfertigt, und als Kunſtverſtändige bewundern ſie das Werk und preiſen den Meiſter dort oben.

Dem Deiſten, welcher alſo einen außerweltlichen oder überweltlichen Gott annimmt, iſt nur der Geiſt heilig, indem er letzteren gleichſam als den göttlichen Athem betrachtete, den der Weltſchöpfer dem menſchlichen Leibe, dem aus Lehm gekneteten Werk ſeiner Hände eingeblaſen hat. Die Juden achteten daher den Leib als etwas Geringes, als eine armſelige Hülle des Ruach hakodaſch, des heiligen Hauchs, des Geiſtes, und nur dieſem widmeten ſie ihre Sorgfalt, ihre Ehrfurcht, ihren Cultus. Sie wurden daher ganz eigentlich das Volk des Geiſtes, keuſch, genügſam, ernſt, abſtrakt, halsſtarrig, geeignet zum Martyrthum, und ihre ſublimſte Blüthe iſt Jeſus Chriſtus. Dieſer iſt im wahren Sinne des Wortes der inkarnirte Geiſt, und tiefſinnig bedeutungsvoll iſt die ſchöne Legende, daß ihn eine leiblich unberührte, immakulirte Jungfrau, nur durch geiſtige Empfängniß, zur Welt gebracht habe.

Hatten aber die Juden den Leib nur mit Geringſchätzung betrachtet, ſo ſind die Chriſten auf dieſer Bahn noch weiter gegangen, und betrachteten ihn als etwas Verwerfliches, als etwas Schlechtes, als das Uebel ſelbſt. Da ſehen wir nun, einige Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, eine Religion emporſteigen, welche ewig die Menſchheit in Erſtaunen ſetzen, und den ſpäteſten Geſchlechtern die ſchauerlichſte Bewunderung abtrotzen wird. Ja, es iſt eine große, heilige, mit unendlicher Seligkeit erfüllte Religion, die dem Geiſte auf dieſer Erde die unbedingteſte Herrſchaft erobern wollte. — Aber dieſe Religion war eben allzuerhaben, allzurein, allzugut für dieſe Erde, wo ihre Idee nur in der Theorie proklamirt, aber niemals in der Praxis ausgeführt werden konnte. Der Verſuch einer Ausführung dieſer Idee hat in der Geſchichte unendlich viel herrliche Erſcheinungen hervorgebracht, und die Poeten aller Zeiten werden noch lange davon ſingen und ſagen. Der Verſuch, die Idee des Chriſtenthums zur Ausführung zu bringen, iſt jedoch, wie wir endlich ſehen, auf's kläglichſte verunglückt, und dieſer unglückliche Verſuch hat der Menſchheit Opfer gekoſtet, die unberechenbar ſind, und trübſelige Folge derſelben iſt unſer jetziges ſociales Unwohlſein in ganz Europa. Wenn wir noch, wie viele glauben, im Jugendalter der Menſchheit leben, ſo gehörte das Chriſtenthum gleichſam zu ihren überſpannteſten Studentenideen, die weit

mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen. Die Materie, das Weltliche, überließ das Christenthum den Händen Cäsar's und seiner jüdischen Kammerknechte, und begnügte sich damit, ersterem die Suprematie abzusprechen und letztere in der öffentlichen Meinung zu fletriren — aber siehe! das gehaßte Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt und die Repräsentanten des Geistes müssen sich mit ihnen verständigen. Ja, aus diesem Verständniß ist sogar eine solidarische Allianz geworden. Aber durch diese Verbündung geht die Religion des Spiritualismus desto schneller zu Grunde. Zu dieser Einsicht gelangen schon einige Priester, und um die Religion zu retten, geben sie sich das Ansehen, als entsagten sie jener verderblichen Allianz, und sie laufen über in unsere Reihen, sie setzen die rothe Mütze auf, sie schwören Tod und Haß allen Königen, sie verlangen die irdische Gütergleichheit, sie fluchen trotz Marat und Robespierre. — Unter uns gesagt, wenn Ihr sie genau betrachtet, so findet Ihr: sie lesen Messe in der Sprache des Jakobinismus, und wie sie einst dem Cäsar das Gift beigebracht, versteckt in der Hostie, so suchen sie jetzt dem Volke ihre Hostien beizubringen, indem sie solche in revoluzionärem Gifte verstecken.

Vergebens jedoch ist all Euer Bemühen! Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig, und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brod und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt, und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Die nächste Aufgabe ist: gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampire des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall fletrirt, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unseren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest.

Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste. Purusa wird wieder vermählt mit Pakriti. Durch ihre ge-

waltſame Trennung, wie in der indiſchen Mythe ſo ſinnreich dargeſtellt wird, entſtand die große Weltzerriſſenheit, das Uebel.

Wißt Ihr nun, was in der Welt das Uebel iſt? Die Spiritualiſten haben uns immer vorgeworfen, daß bei der pantheiſtiſchen Anſicht der Unterſchied zwiſchen dem Guten und dem Böſen aufhöre. Das Böſe iſt aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eignen Weltanſchauung, anderen Theils iſt es ein reelles Ergebniß ihrer eignen Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanſchauung iſt die Materie an und für ſich böſe, was doch wahrlich eine Verläumdung iſt, eine entſetzliche Gotteslästerung. Die Materie wird nur alsdann böſe, wenn ſie heimlich konſpiriren muß gegen die Uſurpazionen des Geiſtes, wenn der Geiſt ſie ſtetirt hat und ſie ſich aus Selbſtverachtung proſtituirt, oder wenn ſie gar mit Verzweiflungshaß ſich an dem Geiſte rächt; und ſomit wird das Uebel nur ein Reſultat der ſpiritualiſtiſchen Welteinrichtung.

Gott iſt identiſch mit der Welt. Er manifeſtirt ſich in den Pflanzen, die ohne Bewußtſein ein kosmiſchmagnetiſches Leben führen. Er manifeſtirt ſich in den Thieren, die in ihrem ſinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Exiſtenz empfinden. Aber am herrlichſten manifeſtirt er ſich in dem Menſchen, der zugleich fühlt und denkt, der ſich ſelbſt individuell zu unterſcheiden weiß von der objektiven Natur, und ſchon in ſeiner Vernunft die Ideen trägt, die ſich ihm in der Erſcheinungswelt kund geben. Im Menſchen kommt die Gottheit zum Selbſtbewußtſein, und ſolches Selbſtbewußtſein offenbart ſie wieder durch den Menſchen. Aber dieſes geſchieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menſchen, ſondern in und durch die Geſammtheit der Menſchen: ſo daß jeder Menſch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaßt und darſtellt, alle Menſchen zuſammen aber das ganze Gott-Welt-All, in der Idee und in der Realität auffaſſen und darſtellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen beſtimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kund zu geben, eine Reihe von Erſcheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erſcheinung zu bringen, und das Reſultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott iſt daher der eigentliche Held der Weltgeſchichte, dieſe iſt ſein beſtändiges Denken, ſein beſtändiges Handeln, ſein Wort, ſeine That; und von der ganzen Menſchheit kann man mit Recht ſagen, ſie iſt eine Inkarnazion Gottes!

Es iſt eine irrige Meinung, daß dieſe Religion, der Pantheismus, die Menſchen zum Indifferentismus führe. Im Gegentheil, das Bewußtſein ſeiner Göttlichkeit wird den Menſchen auch zur Kundgebung derſelben begeiſtern, und jetzt erſt werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums dieſe Erde verherrlichen.

Wir befördern das Wohlſein der Materie, das materielle Glück der Völker,

nicht weil wir gleich den Materialisten den Geist mißachten, sondern weil wir wissen, daß die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leiblichen Erscheinung kund giebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerstört oder avilirt, und der Geist dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revoluzion, das Saint-Just ausgesprochen: le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volks, sondern für die Gottesrechte des Menschen. Hierin, und in noch manchen andern Dingen, unterscheiden wir uns von den Männern der Revoluzion. Wir wollen keine Sanskülotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien. — Seid deshalb nicht ungehalten, Ihr tugendhaften Republikaner! Auf Eure censorische Vorwürfe entgegnen wir Euch, was schon ein Narr des Shakspeare sagte: meinst du, weil du tugendhaft bist, solle es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?

Die Saint-Simonisten haben etwas der Art begriffen und gewollt. Aber sie standen auf ungünstigem Boden, und der umgebende Materialismus hat sie niedergedrückt, wenigstens für einige Zeit. In Deutschland hat man sie besser gewürdigt. Denn Deutschland ist der gedeihlichste Boden des Pantheismus; dieser ist die Religion unserer größten Denker, unserer besten Künstler, und der Deismus, wie ich späterhin erzählen werde, ist dort längst in der Theorie gestürzt. Man sagt es nicht, aber jeder weiß es; der Pantheismus ist das öffentliche Geheimniß in Deutschland. In der That, wir sind dem Deismus entwachsen. Wir sind frei und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir sind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorsorge. Auch sind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus ist eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.

Der Pantheismus ist die verborgene Religion Deutschlands, und daß es dahin kommen würde, haben diejenigen deutschen Schriftsteller vorausgesehen, die schon vor fünfzig Jahren so sehr gegen Spinoza eiferten. Der wüthendste dieser Gegner Spinoza's war Fr. Heinr. Jakobi, dem man zuweilen die Ehre erzeigt, ihn unter den deutschen Philosophen zu nennen. Er war nichts als ein zänkischer Schleicher, der sich in dem Mantel der Philosophie vermummt, und sich bei den Philosophen einschlich, ihnen erst viel von seiner Liebe und weichem Gemüthe vorwimmerte und dann auf die Vernunft losschmähte. Sein Refrain war immer: die Philosophie, die Erkenntniß durch Vernunft, sei eitel Wahn, die Vernunft wisse selbst nicht, wohin sie führe, sie bringe den

Menſchen in ein dunkles Labyrinth von Irrthum und Widerſpruch, und nur der Glaube könne ihn ſicher leiten. Der Maulwurf! er ſah nicht, daß die Vernunft der ewigen Sonne gleicht, die, während ſie droben ſicher einherwandelt, ſich ſelber mit ihrem eignen Lichte ihren Pfad beleuchtet. Nichts gleicht dem frommen, gemüthlichen Haſſe des kleinen Jakobi gegen den großen Spinoza.

Merkwürdig iſt es, wie die verſchiedenſten Parteien gegen Spinoza gekämpft. Sie bilden eine Armee, deren bunte Zuſammenſetzung den ſpaßhafteſten Anblick gewährt. Neben einem Schwarm ſchwarzer und weißer Kapuzen, mit Kreuzen und dampfenden Weihrauchfäſſern, marſchirt die Phalanx der Encyklopädiſten, die ebenfalls gegen dieſen penseur téméraire eifern. Neben dem Rabbiner der Amſterdamer Synagoge, der mit dem Bockshorn des Glaubens zum Angriff bläſ't, wandelt Arouet de Voltaire, der mit der Pickelflöte der Perſiflage zum Beſten des Deismus muſicirt. Dazwiſchen greint das alte Weib Jakobi, die Marketenderin dieſer Glaubensarmee.

Wir entrinnen ſo ſchnell als möglich ſolchem Charivari. Zurückkehrend von unſerem pantheiſtiſchen Ausflug, gelangen wir wieder zur Leibnitziſchen Philoſophie, und haben ihre weiteren Schickſale zu erzählen.

Leibnitz hatte ſeine Werke, die Ihr kennt, theils in lateiniſcher, theils in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Chriſtian Wolf heißt der vortreffliche Mann, der die Ideen des Leibnitz nicht blos ſyſtemathiſirte, ſondern auch in deutſcher Sprache vortrug. Sein eigentliches Verdienſt beſteht nicht darin, daß er die Ideen des Leibnitz in ein feſtes Syſtem einſchloß, noch weniger darin, daß er ſie durch die deutſche Sprache dem größeren Publikum zugänglich machte: ſein Verdienſt beſteht darin, daß er uns anregte, auch in unſerer Mutterſprache zu philoſophiren. Wie wir bis Luther die Theologie, ſo haben wir bis Wolf die Philoſophie nur in lateiniſcher Sprache zu behandeln gewußt. Das Beiſpiel einiger Wenigen, die ſchon vorher dergleichen auf deutſch vortrugen, blieb ohne Erfolg; aber der Literarhiſtoriker muß ihrer mit beſonderem Lobe gedenken. Hier erwähnen wir daher namentlich des Johannes Tauler, eines Dominikanermönchs, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein geboren, und 1361 eben daſelbſt, ich glaube zu Straßburg, geſtorben iſt. Er war ein frommer Mann und gehörte zu jenen Myſtikern, die ich als die platoniſche Partei des Mittelalters bezeichnet habe. In den letzten Jahren ſeines Lebens entſagte dieſer Mann allem gelehrten Dünkel, ſchämte ſich nicht in der demüthigen Volksſprache zu predigen, und dieſe Predigten, die er aufgezeichnet, ſo wie auch die deutſchen Ueberſetzungen, die er von einigen ſeiner früheren lateiniſchen Predigten mitgetheilt, gehören zu den Denkmälern der deutſchen Sprache. Denn hier zeigt ſie ſchon, daß ſie zu metaphyſiſchen Unterſuchungen nicht blos tauglich, ſondern weit geeigneter iſt als die lateiniſche. Dieſe letztere, die

Sprache der Römer, kann nie ihren Urſprung verläugnen. Sie iſt eine Commandoſprache für Feldherren, eine Dekretalſprache für Adminiſtratoren, eine Juſtizſprache für Wucherer, eine Lapidarſprache für das ſteinharte Römervolk. Sie wurde die geeignete Sprache für den Materialismus. Obgleich das Chriſtenthum, mit wahrhaft chriſtlicher Geduld, länger als ein Jahrtauſend ſich damit abgequält dieſe Sprache zu ſpiritualiſiren, ſo iſt es ihm doch nicht gelungen; und als Johannes Tauler ſich ganz verſenken wollte in die ſchauerlichſten Abgründe des Gedankens, und als ſein Herz am heiligſten ſchwoll, da mußte er deutſch ſprechen. Seine Sprache iſt wie ein Bergquell, der aus harten Felſen hervorbricht, wunderbar geſchwängert von unbekanntem Kräuterduft und geheimnißvollen Steinkräften. Aber erſt in neuerer Zeit ward die Benutzbarkeit der deutſchen Sprache für die Philoſophie recht bemerklich. In keiner anderen Sprache hätte die Natur ihr geheimſtes Werk offenbaren können, wie in unſerer lieben deutſchen Mutterſprache. Nur auf der ſtarken Eiche konnte die heilige Miſtel gedeihen.

Hier wäre wohl der Ort zur Beſprechung das Paracelſus, oder wie er ſich nannte, des Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus von Hohenheim. Denn auch er ſchrieb meiſtens deutſch. Aber ich habe ſpäter in einer noch bedeutungsvolleren Beziehung von ihm zu reden. Seine Philoſophie war nämlich das, was wir heut zu Tage Naturphiloſophie nennen, und eine ſolche Lehre von der ideenbelebten Natur, wie ſie dem deutſchen Geiſte ſo geheimnißvoll zuſagt, hätte ſich ſchon damals bei uns ausgebildet, wenn nicht, durch zufälligen Einfluß, die lebloſe, mechaniſtiſche Phyſik der Carteſianer allgemein herrſchend geworden wäre. Paracelſus war ein großer Charlatan, und trug immer einen Scharlachrock, eine Scharlachhoſe, rothe Strümpfe, und behauptete homunculi, kleine Menſchen, machen zu können, wenigſtens ſtand er in vertrauter Bekanntſchaft mit verborgenen Weſen, die in den verſchiedenen Elementen hauſen — aber er war zugleich einer der tiefſinnigſten Naturkundigen, die mit deutſchem Forſcherherzen den vorchriſtlichen Volksglauben, den germaniſchen Pantheismus begriffen, und was ſie nicht wußten, ganz richtig geahnt haben.

Von Jakob Böhm ſollte eigentlich auch hier die Rede ſein. Denn er hat ebenfalls die deutſche Sprache zu philoſophiſchen Darſtellungen benutzt und wird in dieſem Betracht ſehr gelobt. Aber ich habe mich noch nicht entſchließen können, ihn zu leſen. Ich laß mich nicht gern zum Narren halten. Ich habe nämlich die Lobredner dieſes Myſtikers in Verdacht, daß ſie das Publikum myſtifiziren wollen. Was den Inhalt ſeiner Werke betrifft, ſo hat Euch ja Saint-Martin einiges davon in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt. Auch die Engländer haben ihn überſetzt. Carl I. hatte von dieſem theoſophiſchen Schuſter eine ſo große Idee, daß er eigens einen Gelehrten zu ihm nach Görlitz ſchickte, um ihn zu ſtudiren. Dieſer Gelehrte war glücklicher als ſein königs-

ſicher Herr. Denn während dieſer zu Whitehall den Kopf verlor durch Cromwel's Beil, hat jener zu Görlitz, durch Jakob Böhm's Theoſophie, nur den Verſtand verloren.

Wie ich bereits geſagt, erſt Chriſtian Wolf hat mit Erfolg die deutſche Sprache in die Philoſophie eingeführt. Sein geringeres Verdienſt war ſein Syſtematiſiren und ſein Populariſiren der Leibnitziſchen Ideen. Beides unterliegt ſogar dem größten Tadel und wir müſſen beiläufig deſſen erwähnen. Sein Syſtematiſiren war nur eitel Schein und das wichtigſte der Leibnitziſchen Philoſophie war dieſem Scheine geopfert, z. B. der beſte Theil der Monadenlehre. Leibnitz hatte freilich kein ſyſtematiſches Lehrgebäude hinterlaſſen, ſondern nur die dazu nöthigen Ideen. Eines Rieſen bedurfte es, um die koloſſalen Quadern und Säulen zuſammenzuſetzen, die ein Rieſe aus den tiefſten Marmorbrüchen hervorgeholt und zierlich ausgemeißelt hatte. Das wär' ein ſchöner Tempel geworden. Chriſtian Wolf jedoch war von ſehr unterſetzter Statur und konnte nur einen Theil ſolcher Baumaterialien bemeiſtern, und er verarbeitete ſie zu einer kümmerlichen Stiftshütte des Deismus. Wolf war mehr ein encyklopädiſcher Kopf als ein ſyſtematiſcher, und die Einheit einer Lehre begriff er nur unter der Form der Vollſtändigkeit. Er war zufrieden mit einem gewiſſen Fachwerk, wo die Fächer ſchönſtens geordnet, beſtens gefüllt und mit deutlichen Etiketten verſehen ſind. So gab er uns eine „Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften." Daß er, der Enkel des Descartes, die großväterliche Form der mathematiſchen Beweisführung geerbt hat, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe mathematiſche Form habe ich bereits bei Spinoza gerügt. Durch Wolf ſtiftete ſie großes Unheil. Sie degenerirte bei ſeinen Schülern zum unleidlichſten Schematismus und zur lächerlichen Manie alles mathematiſcher Weiſe zu demonſtriren. Es entſtand der ſogenannte Wolf'ſche Dogmatismus. Alles tiefere Forſchen hörte auf, und ein langweiliger Eifer nach Deutlichkeit trat an deſſen Stelle. Die Wolf'ſche Philoſophie wurde immer wäßriger und überſchwemmte endlich ganz Deutſchland. Die Spuren dieſer Sündfluth ſind noch heut zu Tage bemerkbar, und hie und da, auf unſeren höchſten Muſenſitzen, findet man noch alte Foſſilien von der Wolf'ſchen Schule.

Chriſtian Wolf wurde geboren 1679 zu Breslau und ſtarb 1754 zu Halle. Ueber ein halbes Jahrhundert dauerte ſeine Geiſtesherrſchaft in Deutſchland. Sein Verhältniß zu den Theologen jener Tage müſſen wir beſonders erwähnen, und wir ergänzen damit unſere Mittheilungen über die Schickſale des Lutherthums.

In der ganzen Kirchengeſchichte giebt es keine verwickeltere Partie, als die Streitigkeiten der proteſtantiſchen Theologen, ſeit dem dreißigjährigen Krieg. Nur das ſpitzfindige Gezänke der Byzantiner iſt damit zu vergleichen; jedoch

war dieſes nicht ſo langweilig, da große, ſtaatsintereſſante Hofintriguen ſich dahinter verſteckten, ſtatt daß die proteſtantiſche Klopffechterei meiſtens in dem Pedantismus enger Magiſterköpfe und Schulfüchſe ihren Grund hatte. Die Univerſitäten, beſonders Tübingen, Wittenberg, Leipzig und Halle, ſind die Schauplätze jener theologiſchen Kämpfe. Die zwei Parteien, die wir, im katholiſchen Gewande, während dem ganzen Mittelalter kämpfen ſahen, die platoniſche und die ariſtoteliſche, haben nur Coſtüme gewechſelt, und befehden ſich nach wie vor. Das ſind die Pietiſten und die Orthodoxen, deren ich ſchon oben erwähnt, und die ich als Myſtiker ohne Phantaſie und Dogmatiker ohne Geiſt bezeichnet habe. Johannes Spener war der Scotus Erigena des Proteſtantismus, und wie dieſer durch ſeine Ueberſetzung des fabelhaften Dionyſius Areopagita den katholiſchen Myſtizismus begründet, ſo begründete jener den proteſtantiſchen Pietismus, durch ſeine Erbauungsverſammlungen, colloquia pietatis, woher vielleicht der Namen Pietiſten ſeinen Anhängern geblieben iſt. Er war ein frommer Mann, Ehre ſeinem Andenken. Ein Berliner Pietiſt, Herr Franz Horn, hat eine gute Biographie von ihm geliefert. Das Leben Spener's iſt ein beſtändiges Martyrthum für die chriſtliche Idee. Er war in dieſem Betracht ſeinen Zeitgenoſſen überlegen. Er drang auf gute Werke und Frömmigkeit, er war viel mehr ein Prediger des Geiſtes als des Wortes. Sein homiletiſches Weſen war damals löblich. Denn die ganze Theologie, wie ſie auf den erwähnten Univerſitäten gelehrt wurde, beſtand nur in engbrüſtiger Dogmatik und wortklaubender Polemik. Exegeſe und Kirchengeſchichte wurden ganz bei Seite geſetzt.

Ein Schüler jenes Spener's, Hermann Franke, begann in Leipzig Vorleſungen zu halten nach dem Beiſpiele und im Sinne ſeines Lehrers. Er hielt ſie auf deutſch, ein Verdienſt, welches wir immer gern mit Anerkennung erwähnen. Der Beifall, den er dabei erwarb, erregte den Neid ſeiner Collegen, die deshalb unſerem armen Pietiſten das Leben ſehr ſauer machten. Er mußte das Feld räumen, und er begab ſich nach Halle, wo er mit Wort und That das Chriſtenthum lehrte. Sein Andenken iſt dort unverwelklich, denn er iſt der Stifter des Halleſchen Waiſenhauſes. Die Univerſität Halle ward nun bevölkert von Pietiſten und man nannte ſie „die Waiſenhauspartei.“ Nebenbei geſagt, dieſe hat ſich dort bis auf heutigen Tag erhalten; Halle iſt noch bis jetzt die Taupinière der Pietiſten, und ihre Streitigkeiten mit den deutſchen Nazionaliſten haben noch vor einigen Jahren einen Scandal erregt, der durch ganz Deutſchland ſeinen Mißduft verbreitete. Glückliche Franzoſen, die Ihr nichts davon gehört habt! Sogar die Exiſtenz jener evangeliſchen Klatſchblätter, worin die frommen Fiſchweiber der proteſtantiſchen Kirche ſich weiblich ausgeſchimpft, ſind Euch unbekannt geblieben. Glückliche Franzoſen, die Ihr keinen Begriff davon habt, wie hämiſch, wie kleinlich, wie widerwärtig unſre evange-

liſchen Prieſter einander begeifern können. Ihr wißt, ich bin kein Anhänger des Katholizismus. In meinen jetzigen religiöſen Ueberzeugungen lebt zwar nicht mehr die Dogmatik, aber doch immer der Geiſt des Proteſtantismus. Ich bin alſo für die proteſtantiſche Kirche noch immer parteiiſch. Und doch muß ich, der Wahrheit wegen, eingeſtehen, daß ich nie in den Annalen des Papismus ſolche Miſerabilitäten gefunden habe, wie in der Berliner evangeliſchen Kirchenzeitung bei dem erwähnten Scandal zum Vorſchein kamen. Die feigſten Mönchstücken, die kleinlichſten Kloſterränke ſind noch immer noble Gutmüthigkeiten in Vergleichung mit den chriſtlichen Heldenthaten, die unſere proteſtantiſchen Orthodoxen und Pietiſten gegen die verhaßten Razionaliſten ausübten. Von dem Haß, der bei ſolchen Gelegenheiten zum Vorſchein kommt, habt Ihr Franzoſen keinen Begriff. Die Deutſchen ſind aber überhaupt vindicativer als die romaniſchen Völker.

Das kommt daher, ſie ſind Idealiſten auch im Haß. Wir haſſen uns nicht um Außendinge, wie Ihr, etwa wegen beleidigter Eitelkeit, wegen eines Epigramms, wegen einer nicht erwiederten Viſitenkarte, nein, wir haſſen bei unſern Feinden das Tiefſte, das Weſentlichſte, das in ihnen iſt, den Gedanken. Ihr Franzoſen ſeid leichtfertig und oberflächlich, wie in der Liebe, ſo auch im Haß. Wir Deutſchen haſſen gründlich, dauernd; da wir zu ehrlich, auch zu unbeholfen ſind, um uns mit ſchneller Perfidie zu rächen, ſo haſſen wir bis zu unſerem letzten Athemzug.

Ich kenne, mein Herr, dieſe deutſche Ruhe, ſagte jüngſt eine Dame, indem ſie mich mit großgeöffneten Augen ungläubig und beängſtigt anſah; ich weiß, Ihr Deutſchen gebraucht daſſelbe Wort für Verzeihen und Vergiften. Und in der That ſie hat Recht, das Wort Vergeben bedeutet beides.

Es waren nun, wenn ich nicht irre, die Halle'ſchen Orthodoxen, welche, in ihrem Kampfe mit den eingeſiedelten Pietiſten, die Wolf'ſche Philoſophie zu Hülfe riefen. Denn die Religion, wenn ſie uns nicht mehr verbrennen kann, kommt ſie bei uns betteln. Aber alle unſere Gaben bringen ihr ſchlechten Gewinn. Das mathematiſche, demonſtrative Gewand, womit Wolf die arme Religion recht liebevoll eingekleidet hatte, paßte ihr ſo ſchlecht, daß ſie ſich noch beengter fühlte und in dieſer Beengniß ſehr lächerlich machte. Ueberall platzten die ſchwachen Nähte. Beſonders der verſchämte Theil, die Erbſünde, trat hervor in ſeiner grellſten Blöße. Hier half kein logiſches Feigenblatt. Chriſtlich lutheriſche Erbſünde und Leibnitz-Wolf'ſcher Optimismus ſind unverträglich. Die franzöſiſche Perſiflage des Optimismus mißfiel daher am wenigſten unſeren Theologen. Voltaire's Witz kam der nackten Erbſünde zu Gute. Der deutſche Panglos hat aber, durch die Vernichtung des Optimismus ſehr viel verloren und ſuchte lange nach einer ähnlichen Troſtlehre, bis das Hegel'ſche Wort „alles was iſt, iſt vernünftig!“ ihm einigen Erſatz bot.

Von dem Augenblick an, wo eine Religion bei der Philoſophie Hülfe begehrt, iſt ihr Untergang unabwendlich. Sie ſucht ſich zu vertheidigen und ſchwatzt ſich immer tiefer in's Verderben hinein. Die Religion, wie jeder Abſolutismus, darf ſich nicht juſtifiziren. Prometheus wird an den Felſen gefeſſelt von der ſchweigenden Gewalt. Ja, Aeſchylus läßt die perſonifizirte Gewalt kein einziges Wort reden. Sie muß ſtumm ſein.

Seitdem nun, wie ich oben erzählt, die Religion Hülfe ſuchte bei der Philoſophie, wurden von den deutſchen Gelehrten, außer der neuen Einkleidung, noch unzählige Experimente mit ihr angeſtellt. Man wollte ihr eine neue Jugend bereiten, und man benahm ſich dabei ungefähr wie Medea bei der Verjüngung des Königs Aeſon. Zuerſt wurde ihr zur Ader gelaſſen, alles abergläubiſche Blut wurde ihr langſam abgezapft; um mich bildlos auszudrücken: es wurde der Verſuch gemacht, allen hiſtoriſchen Inhalt aus dem Chriſtenthume herauszunehmen und nur den moraliſchen Theil zu bewahren. Hierdurch ward nun das Chriſtenthum zu einem reinen Deismus. Chriſtus hörte auf Mitregent Gottes zu ſein, er wurde gleichſam mediatiſirt, und nur noch als Privatperſon fand er anerkennende Verehrung. Seinen moraliſchen Charakter lobte man über alle Maßen. Man konnte nicht genug rühmen, welch ein braver Menſch er geweſen ſei. Was die Wunder betrifft, die er verrichtet, ſo erklärte man ſie phyſikaliſch, oder man ſuchte ſo wenig Aufhebens als möglich davon zu machen. Wunder, ſagten Einige, waren nöthig in jenen Zeiten des Aberglaubens, und ein vernünftiger Mann, der irgend eine Wahrheit zu verkündigen hatte, bediente ſich ihrer gleichſam als Annonçe. Dieſe Theologen, die alles Hiſtoriſche aus dem Chriſtenthume ſchieden, heißen Razionaliſten, und gegen dieſe wendete ſich ſowohl die Wuth der Pietiſten als auch der Orthodoxen, die ſich ſeitdem minder heftig befehdeten und nicht ſelten verbündeten. Was die Liebe nicht vermochte, das vermochte der gemeinſchaftliche Haß, der Haß gegen die Razionaliſten.

Dieſe Richtung in der proteſtantiſchen Theologie beginnt mit dem ruhigen Semmler, den Ihr nicht kennt, erſtieg ſchon eine beſorgliche Höhe mit dem klaren Teller, den Ihr auch nicht kennt, und erreichte ihren Gipfel mit dem ſeichten Bahrdt, an deſſen Bekanntſchaft Ihr nichts verliert. Die ſtärkſten Anregungen kamen von Berlin, wo Friedrich der Große und der Buchhändler Nicolai regierten.

Ueber erſteren, den gekrönten Materialismus, ſeid Ihr hinlänglich unterrichtet. Ihr wißt, daß er franzöſiſche Verſe machte, ſehr gut die Flöte bließ, die Schlacht bei Roßbach gewann, viel Tabak ſchnupfte und nur an Kanonen glaubte. Einige von Euch haben gewiß auch Sans-ſouçi beſucht, und der alte Invalide, der dort Schloßwart, hat Euch in der Bibliothek die franzöſiſchen Romane gezeigt, die Friedrich als Kronprinz in der Kirche las, und die er

in schwarzen Maroquin einbinden lassen, damit sein gestrenger Vater glaubte, er läse in einem lutherischen Gesangbuche. Ihr kennt ihn, den königlichen Weltweisen, den Ihr den Salomo des Nordens genannt habt. Frankreich war das Ophir dieses nordischen Salomon's, und von dorther erhielt er seine Poeten und Philosophen, für die er eine große Vorliebe hegte, gleich dem Salomo des Südens, welcher, wie Ihr im Buche der Könige Kapitel X. lesen könnt, durch seinen Freund Hieram ganze Schiffsladungen von Gold, Elfenbein, Poeten und Philosophen aus Ophir kommen ließ. Wegen solcher Vorliebe für ausländische Talente, konnte nun freilich Friedrich der Große keinen allzugroßen Einfluß auf den deutschen Geist gewinnen. Er beleidigte vielmehr, er kränkte das deutsche Nazionalgefühl. Die Verachtung, die Friedrich der Große unserer Literatur angedeihen ließ, muß sogar uns Enkel noch verdrießen. Außer dem alten Gellert hatte keiner derselben sich seiner allergnädigsten Huld zu erfreuen. Die Unterredung, die er mit demselben führte, ist merkwürdig.

Hat aber Friedrich der Große uns verhöhnt ohne uns zu unterstützen, so unterstützte uns desto mehr der Buchhändler Nicolai, ohne daß wir deshalb Bedenken trugen, ihn zu verhöhnen. Dieser Mann war sein ganzes Leben lang unablässig thätig für das Wohl des Vaterlandes, er scheute weder Mühe noch Geld, wo er etwas Gutes zu befördern hoffte, und doch ist noch nie in Deutschland ein Mann so grausam, so unerbittlich, so zernichtend verspottet worden, wie eben dieser Mann. Obgleich wir, die Spätergeborenen, recht wohl wissen, daß der alte Nicolai, der Freund der Aufklärung, sich in der Hauptsache durchaus nicht irrte; obgleich wir wissen, daß es meistens unsere eignen Feinde, die Obscuranten, gewesen, die ihn zu Grunde persiflirt: so können wir doch nicht mit ganz ernsthaftem Gesichte an ihn denken. Der alte Nicolai suchte in Deutschland dasselbe zu thun, was die französischen Philosophen in Frankreich gethan: er suchte die Vergangenheit im Geiste des Volks zu vernichten; eine löbliche Vorarbeit, ohne welche keine radikale Revoluzion stattfinden kann. Aber vergebens, er war solcher Arbeit nicht gewachsen. Die alten Ruinen standen noch zu fest, und die Gespenster stiegen daraus hervor und verhöhnten ihn; dann aber wurde er sehr unwirsch, und schlug blind drein, und die Zuschauer lachten, wenn ihm die Fledermäuse um die Ohren zischten und sich in seiner wohlgepuderten Perrücke verfingen. Auch geschah es wohl zuweilen, daß er Windmühlen für Riesen ansah und dagegen focht. Noch schlimmer aber bekam es ihm, wenn er manchmal wirkliche Riesen für bloße Windmühlen ansah, z. B. einen Wolfgang Goethe. Er schrieb eine Satyre gegen dessen Werther, worin er alle Intenzionen des Autors auf's plumpste verkannte. Indessen, in der Hauptsache hatte er immer Recht; wenn er auch nicht begriffen, was Goethe mit seinem Werther eigentlich sagen

wollte, ſo begriff er doch ganz gut deſſen Wirkung, die weichliche Schwärmerei, die unfruchtbare Sentimentalität, die durch dieſen Roman aufkam und mit jeder vernünftigen Geſinnung, die uns Noth that, in feindlichem Widerſpruch war. Hier ſtimmte Nicolai ganz überein mit Leſſing, der an einen Freund folgendes Urtheil über den Werther ſchrieb:

„Wenn ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἔρωτος ματοιγή, welche τι τολμαν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich ſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher, je beſſer!“

Freund Nicolai hat nun wirklich, nach ſolcher Angabe, einen veränderten Werther herausgegeben. Nach dieſer Verſion hat ſich der Held nicht todtgeſchoſſen, ſondern nur mit Hühnerblut beſudelt; denn ſtatt mit Blei war die Piſtole nur mit letzterem geladen. Werther wird lächerlich, bleibt leben, heirathet Charlotte, kurz endet noch tragiſcher als im Goethe'ſchen Original.

„Die allgemeine deutſche Bibliothek“ hieß die Zeitſchrift, die Nicolai gegründet, und worin er und ſeine Freunde gegen Aberglauben, Jeſuiten, Hoflakaien u. dgl. kämpften. Es iſt nicht zu läugnen, daß mancher Hieb, der dem Aberglauben galt, unglücklicher Weiſe die Poeſie ſelbſt traf. So ſtritt Nicolai z. B. gegen die aufkommende Vorliebe für altdeutſche Volkslieder. Aber im Grunde hatte er wieder Recht; bei aller möglichen Vorzüglichkeit, enthielten doch jene Lieder mancherlei Erinnerungen, die eben nicht zeitgemäß waren, die alten Klänge der Kuhreigen des Mittelalters, konnten die Gemüther des Volks wieder in den Glaubensſtall der Vergangenheit zurücklocken. Er ſuchte, wie Odyſſeus, die Ohren ſeiner Gefährten zu verſtopfen, damit ſie den Geſang der Syrenen nicht hörten, unbekümmert, daß ſie alsdann auch taub wurden für die unſchuldigen Töne der Nachtigall. Damit das Feld der Gegenwart nur radikal von allem Unkraut geſäubert werde, trug der praktiſche Mann wenig Bedenken, auch die Blumen mit auszuräuten. Dagegen erhob ſich nun feindlichſt die Partei der Blumen und Nachtigallen, und alles was zu dieſer Partei gehört, Schönheit, Grazie, Witz und Scherz, und der arme Nicolai unterlag.

In dem heutigen Deutschland haben sich die Umstände geändert, und die Partei der Blumen und der Nachtigallen ist eng verbunden mit der Revolution. Uns gehört die Zukunft, und es dämmert schon herauf die Morgenröthe des Sieges. Wenn einst sein schöner Tag sein Licht über unser ganzes Vaterland ergießt, dann gedenken wir auch der Todten; dann gedenken wir gewiß auch deiner, alter Nicolai, armer Märtyrer der Vernunft! wir werden deine Asche nach dem deutschen Pantheon tragen, der Sarkophag umgeben vom jubelnden Triumphzug und begleitet vom Chor der Musikanten, unter deren Blasinstrumenten bei Leibe keine Querpfeife sein wird; wir werden auf deinen Sarg die anständigste Lorbeerkrone legen, und wir werden uns alle mögliche Mühe geben, nicht dabei zu lachen.

Da ich von den philosophischen und religiösen Zuständen jener Zeit einen Begriff geben möchte, muß ich hier auch derjenigen Denker erwähnen, die mehr oder minder in Gemeinschaft mit Nicolai zu Berlin thätig waren und gleichsam ein Zwischenmilieu zwischen Philosophen und Belletristik bildeten. Sie hatten kein bestimmtes System, sondern nur eine bestimmte Tendenz. Sie gleichen den englischen Moralisten in ihrem Styl und in ihren letzten Gründen. Sie schreiben ohne wissenschaftlich strenge Form und das sittliche Bewußtsein ist die einzige Quelle ihrer Erkenntniß. Ihre Tendenz ist ganz dieselbe, die wir bei den französischen Philanthropen finden. In der Religion sind sie Razionalisten. In der Politik sind sie Weltbürger. In der Moral sind sie Menschen, edle, tugendhafte Menschen, streng gegen sich selbst, milde gegen Andere. Was Talent betrifft so mögen wohl Mendelssohn, Sulzer, Abt, Moritz, Garve, Engel und Biester als die ausgezeichnetsten genannt werden. Moritz ist mir der liebste. Er leistete viel in der Erfahrungsseelenkunde. Er war von einer köstlichen Naivität, wenig verstanden von seinen Freunden. Seine Lebensgeschichte ist eins der wichtigsten Denkmäler jener Zeit. Mendelssohn hat jedoch vor allen übrigen eine große sociale Bedeutung. Er war der Reformator der deutschen Israeliten, seiner Glaubensgenossen, er stürzte das Ansehen des Talmudismus, er begründete den reinen Mosaismus. Dieser Mann, den seine Zeitgenossen den deutschen Sokrates nannten und wegen seines Seelenadels und seiner Geisteskraft so ehrfurchtsvoll bewunderten, war der Sohn eines armen Küsters der Synagoge von Dessau. Außer diesem Geburtsübel hatte ihn die Vorsehung auch noch mit einem Buckel belastet, gleichsam um dem Pöbel in recht greller Weise die Lehre zu geben, daß man den Menschen nicht nach seiner äußern Erscheinung, sondern nach seinem innern Werthe schätzen solle. Oder hat ihm die Vorsehung, eben aus gütiger Vorsicht, einen Buckel zugetheilt, damit er manche Unbill des Pöbels einem Uebel zuschreibe, worüber ein Weiser sich leicht trösten kann?

Wie Luther das Papstthum, so stürzte Mendelssohn den Talmud, und zwar

in derſelben Weiſe, indem er nämlich die Tradizion verwarf, die Bibel für die Quelle der Religion erklärte, und den wichtigſten Theil derſelben überſetzte. Er zerſtörte hierdurch den jüdiſchen, wie Luther den chriſtlichen Katholizismus. In der That, der Talmud iſt der Katholizismus der Juden. Er iſt ein gothiſcher Dom, der zwar mit kindiſchen Schnörkeleien überladen, aber doch durch ſeine himmelkühne Rieſenhaftigkeit uns in Erſtaunen ſetzt. Er iſt eine Hierarchie von Religionsgeſetzen, die oft die putzigſten, lächerlichſten Subtilitäten betreffen, aber ſo ſinnreich einander über- und untergeordnet ſind, einander ſtützen und tragen, und ſo furchtbar konſequent zuſammenwirken, daß ſie ein grauenhaft trotziges, koloſſales Ganze bilden.

Nach dem Untergang des chriſtlichen Katholizismus mußte auch der jüdiſche, der Talmud, untergehen. Denn der Talmud hatte alsdann ſeine Bedeutung verloren; er diente nämlich nur als Schutzwerk gegen Rom, und ihm verdanken es die Juden, daß ſie dem chriſtlichen Rom eben ſo heldenmüthig wie einſt dem heidniſchen Rom widerſtehen konnten. Und ſie haben nicht blos widerſtanden, ſondern auch geſiegt. Der arme Rabbi von Nazareth, über deſſen ſterbendes Haupt der heidniſche Römer die hämiſchen Worte ſchrieb: „König der Juden" — eben dieſer dornengekrönte, mit dem ironiſchen Purpur behängte Spottkönig der Juden wurde am Ende der Gott der Römer, und ſie mußten vor ihm niederknien! Wie das heidniſche Rom, wurde auch das chriſtliche Rom beſiegt, und dieſes wurde ſogar tributär. Wenn du, theurer Leſer, dich in den erſten Tagen des Trimeſters nach der Straße Laſitte verfügen willſt, und zwar nach dem Hôtel Nummero funfzehn, ſo ſiehſt du dort vor einem hohen Portal eine ſchwerfällige Kutſche, aus welcher ein dicker Mann hervorſteigt. Dieſer begiebt ſich die Treppe hinauf nach einem kleinen Zimmer, wo ein blonder junger Menſch ſitzt, der dennoch älter iſt als er wohl ausſieht, und in deſſen vornehmer grandſeigneurlicher Nonchalance dennoch etwas ſo Solides liegt, etwas ſo Poſitives, etwas ſo Abſolutes, als habe er alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche. Und wirklich, er hat alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche, und er heißt Monſieur James de Rothſchild, und der dicke Mann iſt Monſignor Grimbaldi, Abgeſandter Seiner Heiligkeit des Papſtes, und er bringt in deſſen Namen die Zinſen der römiſchen Anleihe, den Tribut von Rom.

Wozu jetzt noch der Talmud?

Moſes Mendelsſohn verdient daher großes Lob, daß er dieſen jüdiſchen Katholizismus, wenigſtens in Deutſchland, geſtürzt hat. Denn was überflüſſig iſt, iſt ſchädlich. Die Tradizion verwerfend, ſuchte er jedoch das moſaiſche Ceremonialgeſetz als religiöſe Verpflichtung aufrecht zu erhalten. War es Feigheit oder Klugheit? War es eine wehmüthige Nachliebe, die ihn abhielt, die zerſtörende Hand an Gegenſtände zu legen, die ſeinen Vorvätern am heiligſten

waren, und wofür so viel Märtyrerblut und Märtyrerthränen geflossen? Ich glaube nicht. Wie die Könige der Materie, so müssen auch die Könige des Geistes unerbittlich sein gegen Familiengefühle; auch auf dem Throne des Gedankens darf man keinen sanften Gemüthlichkeiten nachgeben. Ich bin deshalb vielmehr der Meinung, daß Moses Mendelssohn in dem reinen Mosaismus eine Instituzion sah, die dem Deismus gleichsam als eine letzte Verschanzung dienen konnte. Denn der Deismus war sein innerster Glaube und seine tiefste Ueberzeugung. Als sein Freund Lessing starb, und man denselben des Spinozismus anklagte, vertheidigte er ihn mit dem ängstlichsten Eifer; und er ärgerte sich bei dieser Gelegenheit zu Tode.

Ich habe hier schon zum zweitenmale den Namen genannt, den kein Deutscher aussprechen kann, ohne daß in seiner Brust ein mehr oder minder starkes Echo laut wird. Aber seit Luther hat Deutschland keinen größeren und besseren Mann hervorgebracht, als Gotthold Ephraim Lessing. Diese beiden sind unser Stolz und unsere Wonne.

Gleich dem Luther wirkte Lessing nicht nur indem er etwas bestimmtes that, sondern indem er das deutsche Volk bis in seine Tiefen anfregte, und indem er eine heilsame Geisterbewegung hervorbrachte, durch seine Kritik, durch seine Polemik. Er war die lebendige Kritik seiner Zeit und sein ganzes Leben war Polemik. Diese Kritik machte sich geltend im weitesten Bereiche des Gedankens und des Gefühls, in der Religion, in der Wissenschaft, in der Kunst. Diese Polemik überwand jeden Gegner und erstarkte nach jedem Siege. Lessing, wie er selbst eingestand, bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geistesentwickelung. Er glich ganz jenem fabelhaften Normann, der die Talente, Kenntnisse und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweikampf erschlug, und in dieser Weise endlich mit allen möglichen Vorzügen und Vortrefflichkeiten begabt war. Begreiflich ist es, daß solch ein streitlustiger Kämpe nicht geringen Lärm in Deutschland verursachte, in dem stillen Deutschland, das damals noch sabbathlich stiller war als heute. Verblüfft wurden die meisten ob seiner literarischen Kühnheit. Aber eben diese kam ihm hülfreich zu statten; denn Oser! ist das Geheimniß des Gelingens in der Literatur, eben so wie in der Revoluzion — und in der Liebe. Vor dem Lessing'schen Schwerte zitterten Alle. Kein Kopf war vor ihm sicher. Ja, manchen Schädel hat er sogar aus Uebermuth herunter geschlagen, und dann war er dabei noch so boshaft, ihn vom Boden aufzuheben, und dem Publikum zu zeigen, daß er inwendig hohl war. Wen sein Schwert nicht erreichen konnte, den tödtete er mit den Pfeilen seines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieser Pfeile; die Feinde fühlten die Spitze in ihren Herzen. Der Lessing'sche Witz gleicht nicht jenem Enjouement, jener Gaité, jenen springenden Saillies, wie man hier zu Land dergleichen kennt. Sein Witz war kein kleines

franzöſiſches Windhündchen, das ſeinem eigenen Schatten nachläuft; ſein Witz war vielmehr ein großer deutſcher Kater, der mit der Maus ſpielt, ehe er ſie würgt.

Ja, Polemik war die Luſt unſeres Leſſing's, und daher überlegte er nie lange, ob auch der Gegner ſeiner würdig war. So hat er eben durch ſeine Polemik manchen Namen der wohlverdienteſten Vergeſſenheit entriſſen. Mehre winzige Schriftſtellerlein hat er mit dem geiſtreichſten Spott, mit dem köſtlichſten Humor gleichſam umſponnen, und in den Leſſing'ſchen Werken erhalten ſie ſich nun für ewige Zeiten, wie Inſekten, die ſich in einem Stück Bernſtein verfangen. Indem er ſeine Gegner tödtete, machte er ſie zugleich unſterblich. Wer von uns hätte jemals etwas von jenem Klotz erfahren, an welchen Leſſing ſo viel Hohn und Scharfſinn verſchwendet! Die Felſenblöcke, die er auf dieſen armen Antiquar geſchleudert und womit er ihn zerſchmettert, ſind jetzt deſſen unverwüſtliches Denkmal.

Merkwürdig iſt es, daß jener witzigſte Menſch in Deutſchland, auch zugleich der ehrlichſte war. Nichts gleicht ſeiner Wahrheitsliebe. Leſſing machte der Lüge nicht die mindeſte Conzeſſion, ſelbſt wenn er dadurch, in der gewöhnlichen Weiſe der Weltklugen, den Sieg der Wahrheit befördern konnte. Er konnte alles für die Wahrheit thun, nur nicht lügen. Wer darauf denkt, ſagte er einſt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſein, aber ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Das ſchöne Wort Büffon's „der Styl iſt der Menſch ſelber!“ iſt auf niemand anwendbarer als auf Leſſing. Seine Schreibart iſt ganz wie ſein Charakter, wahr, feſt, ſchmucklos, ſchön und impoſant durch die inwohnende Stärke. Sein Styl iſt ganz der Styl der römiſchen Bauwerke: höchſte Solidität bei der höchſten Einfachheit; gleich Quaderſteinen, ruhen die Sätze auf einander, und wie bei jenen das Geſetz der Schwere, ſo iſt bei dieſen die logiſche Schlußfolge das unſichtbare Bindemittel. Daher in der Leſſing'ſchen Proſa ſo wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünſten, die wir bei unſerem Periodenbau gleichſam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkaryatiden, welche Ihr la belle phrase nennt.

Daß ein Mann wie Leſſing niemals glücklich ſein konnte, werdet Ihr leicht begreifen. Und wenn er auch nicht die Wahrheit geliebt hätte, und wenn er ſie auch nicht ſelbſtwillig überall verfochten hätte, ſo mußte er doch unglücklich ſein; denn er war ein Genie. Alles wird man dir verzeihen, ſagte jüngſt ein ſeufzender Dichter, man verzeiht dir deinen Reichthum, man verzeiht dir die hohe Geburt, man verzeiht dir deine Wohlgeſtalt, man läßt dir ſogar Talent hingehen, aber man iſt unerbittlich gegen das Genie. Ach! und begegnet ihm auch nicht der böſe Wille von außen, ſo fände das Genie doch ſchon in ſich

ſelber den Feind, der ihm Elend bereitet. Deshalb iſt die Geſchichte der großen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn ſie auch nicht litten für die große Menſchheit, ſo litten ſie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seins, das Unphiliſterliche, für ihr Mißbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Mißbehagen, welches ſie natürlich zu Extravaganzen bringt, z. B. zum Schauſpielhaus oder gar zum Spielhaus — wie es dem armen Leſſing begegnete.

Mehr als dieſes hat ihm aber der böſe Leumund nicht nachſagen können, und aus ſeiner Biographie erfahren wir nur, daß ihm ſchöne Comödiantinnen amüſanter dünkten als Hamburgiſche Paſtöre, und daß ſtumme Karten ihm beſſere Unterhaltung gewährten als ſchwatzende Wolfianer.

Es iſt herzzerreißend, wenn wir in dieſer Biographie leſen, wie das Schickſal auch jede Freude dieſem Manne verſagt hat, und wie es ihm nicht einmal vergönnte, in der Umfriedung der Familie ſich von ſeinen täglichen Kämpfen zu erholen. Einmal nur ſchien Fortuna ihn begünſtigen zu wollen, ſie gab ihm ein geliebtes Weib, ein Kind — aber dieſes Glück war wie der Sonnenſtrahl, der den Fittig eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet, es ſchwand eben ſo ſchnell, das Weib ſtarb in Folge des Wochenbetts, das Kind ſchon bald nach der Geburt, und über letzteres ſchrieb er einem Freunde die gräßlich witzigen Worte:

„Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ungern dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen, aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“

Ein Unglück gab es, worüber ſich Leſſing nie gegen ſeine Freunde ausgeſprochen: dieſes war ſeine ſchaurige Einſamkeit, ſein geiſtiges Alleinſtehn. Einige ſeiner Zeitgenoſſen liebten ihn, keiner verſtand ihn. Mendelsſohn, ſein beſter Freund, vertheidigte ihn mit Eifer, als man ihn des Spinozismus beſchuldigte. Vertheidigung und Eifer waren ebenſo lächerlich wie überflüſſig. Beruhige dich im Grabe, alter Moſes; dein Leſſing war zwar auf dem Wege zu dieſem entſetzlichen Irrthum, zu dieſem jammervollen Unglück, nämlich zum Spinozismus — aber der Allerhöchſte, der Vater im Himmel, hat ihn noch zur rechten Zeit durch den Tod gerettet. Beruhige dich, dein Leſſing war kein Spinoziſt, wie die Verläumdung behauptete; er ſtarb als guter Deiſt, wie du und Nicolai und Teller und die allgemeine deutſche Bibliothek!

Leſſing war nur der Prophet, der aus dem zweiten Teſtament in's dritte hinüber deutete. Ich habe ihn den Fortſetzer des Luther genannt und eigentlich in dieſer Eigenſchaft habe ich ihn hier zu beſprechen. Von ſeiner Bedeutung für die deutſche Kunſt kann ich erſt ſpäter reden. In dieſer hat er nicht blos durch ſeine Kritik, ſondern auch durch ſein Beiſpiel eine heilſame Reform bewirkt, und dieſe Seite ſeiner Thätigkeit wird gewöhnlich zumeiſt hervorgehoben und beleuchtet. Wir jedoch betrachten ihn von einem anderen Standpunkte aus, und ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Kämpfe ſind uns wichtiger als ſeine Dramaturgie und ſeine Dramata. Letztere jedoch, wie alle ſeine Schriften, haben eine ſociale Bedeutung, und Nathan der Weiſe iſt im Grunde nicht blos eine gute Comödie, ſondern auch eine philoſophiſch theologiſche Abhandlung zu Gunſten des reinen Deismus. Die Kunſt war für Leſſing ebenfalls eine Tribüne, und wenn man ihn von der Kanzel oder vom Katheder herabſtieß, dann ſprang er aufs Theater, und ſprach dort noch viel deutlicher, und gewann ein noch zahlreicheres Publikum.

Ich ſage, Leſſing hat den Luther fortgeſetzt. Nachdem Luther uns von der Tradizion befreit, und die Bibel zur alleinigen Quelle des Chriſtenthums erhoben hatte, da entſtand, wie ich ſchon oben erzählt, ein ſtarrer Wortdienſt, und der Buchſtabe der Bibel herrſchte eben ſo tyranniſch, wie einſt die Tradizion. Zur Befreiung von dieſem tyranniſchen Buchſtaben hat nun Leſſing am meiſten beigetragen. Wie Luther ebenfalls nicht der einzige war, der die Tradizion bekämpft, ſo kämpfte Leſſing zwar nicht allein, aber doch am gewaltigſten gegen den Buchſtaben. Hier erſchallt am lauteſten ſeine Schlachtſtimme. Hier ſchwingt er ſein Schwert am freudigſten, und es leuchtet und tödtet. Hier aber auch wird Leſſing am ſtärkſten bedrängt von der ſchwarzen Schaar, und in ſolcher Bedrängniß rief er einſt aus:

"O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der dieſes ausrief, nur noch dieſes austufen konnte. (Huß rief dieſes auf dem Scheiterhaufen.) Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!"

„O daß Er es könnte, Er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, ſchreiend aber gleichgültig, daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradizion erlöſt: wer erlöſet uns von dem unerträglicheren Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es jetzt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde!"

Ja, der Buchſtabe, ſagte Leſſing, ſei die letzte Hülle des Chriſtenthums, und erſt nach Vernichtung dieſer Hülle trete hervor der Geiſt. Dieſer Geiſt iſt aber nichts anders, als das, was die Wolf'ſchen Philoſophen zu demonſtriren

gedacht, was die Philantropen in ihrem Gemüthe gefühlt, was Mendelssohn im Mosaismus gefunden, was die Freimaurer gesungen, was die Poeten gepfiffen, was sich damals in Deutschland unter allen Formen geltend machte: der reine Deismus.

Lessing starb zu Braunschweig, im Jahr 1781, verkannt, gehaßt und verschrien. In demselben Jahre erschien zu Königsberg die Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Mit diesem Buche, welches durch sonderbare Verzögerung erst am Ende der achtziger Jahre allgemein bekannt wurde, beginnt eine geistige Revoluzion in Deutschland, die mit der materiellen Revoluzion in Frankreich die sonderbarsten Analogien bietet, und dem tieferen Denker eben so wichtig dünken muß wie jene. Sie entwickelt sich mit denselben Phasen, und zwischen beiden herrscht der merkwürdigste Parallelismus. Auf beiden Seiten des Rheines sehen wir denselben Bruch mit der Vergangenheit, der Tradizion wird alle Ehrfurcht aufgekündigt; wie hier in Frankreich jedes Recht, so muß dort in Deutschland jeder Gedanke sich justifiziren, und wie hier das Königthum, der Schlußstein der alten socialen Ordnung, so stürzt dort der Deismus, der Schlußstein des geistigen alten Regimes.

Von dieser Katastrophe, von dem 21. Januar des Deismus, sprechen wir im folgenden Stücke. Ein eigenthümliches Grauen, eine geheimnißvolle Pietät erlaubt uns heute nicht, weiter zu schreiben. Unsere Brust ist voll von entsetzlichem Mitleid — es ist der Alte selber, der sich zum Tode bereitet. Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Aegypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibissen und Katzen erzogen wurde. — Wir haben ihn gesehen, wie er diesen Gespielen seiner Kindheit und den Obelisken und Sphynxen seines heimathlichen Nielthals Adee sagte, und in Palästina, bei einem armen Hirtenvölkchen, ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpalast wohnte. — Wir sahen ihn späterhin, wie er mit der assyrisch babylonischen Civilisazion in Berührung kam, und seine allzumenschlichen Leidenschaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache spie, wenigstens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte. — Wir sahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptstadt, wo er aller Nazionalvorurtheile entsagte, und die himmlische Gleichheit aller Völker proklamirte, und mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposizion bildete, und so lange intriguirte bis er zur Herrschaft gelangte, und vom Capitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte. — Wir sahen, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menschenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philantrop — es konnte ihm alles nichts helfen. —

Hört Ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder. — Man bringt die Sakramente einem sterbenden Gotte.

Drittes Buch.

Es geht die Sage, daß ein engliſcher Mechanikus, der ſchon die künſtlichſten Maſchinen erdacht, endlich auch auf den Einfall gerathen, einen Menſchen zu fabriziren; dieſes ſei ihm auch endlich gelungen, das Werk ſeiner Hände konnte ſich ganz wie ein Menſch geberden und betragen, es trug in der ledernen Bruſt ſogar eine Art menſchlichen Gefühls, das von den gewöhnlichen Gefühlen der Engländer nicht gar zu ſehr verſchieden war, es konnte in artikulirten Tönen ſeine Empfindungen mittheilen, und eben das Geräuſch der innern Räder, Raspeln und Schrauben, das man dann vernahm, gab dieſen Tönen eine echtengliſche Ausſprache; kurz dieſes Automat war ein vollendeter Gentleman, und zu einem echten Menſchen fehlte ihm gar nichts als eine Seele. Dieſe aber hat ihm der engliſche Mechanikus nicht geben können, und das arme Geſchöpf, das ſich ſolchen Mangels bewußt worden, quälte nun Tag und Nacht ſeinen Schöpfer mit der Bitte, ihm eine Seele zu geben. Solche Bitte, die ſich immer dringender wiederholte, wurde jenem Künſtler endlich ſo unerträglich, daß er vor ſeinem eignen Kunſtwerk die Flucht ergriff. Das Automat nahm aber gleich Extrapoſt, verfolgte ihn nach dem Continente, reiſ't beſtändig hinter ihm her, erwiſcht ihn manchmal, und ſchnarrt und grunzt ihm dann entgegen: Give me a soul! Dieſen beiden Geſtalten begegnen wir nun in allen Ländern, und nur wer ihr beſonderes Verhältniß kennt, begreift ihre ſonderbare Haſt und ihren ängſtlichen Mißmuth. Wenn man aber dieſes beſondere Verhältniß kennt, ſo ſieht man darin wieder etwas Allgemeines, man ſieht wie ein Theil des engliſchen Volks ſeines mechaniſchen Daſeins überdrüſſig iſt und eine Seele verlangt, der andere Theil aber aus Angſt vor ſolcherlei Begehrniß in die Kreuz und die Quer getrieben wird, beide aber es daheim nicht mehr aushalten können.

Dieſes iſt eine grauenhafte Geſchichte. Es iſt entſetzlich, wenn die Körper, die wir geſchaffen haben, von uns eine Seele verlangen. Weit grauenhafter, entſetzlicher, unheimlicher iſt es jedoch, wenn wir eine Seele geſchaffen und dieſe von uns ihren Leib verlangt und uns mit dieſem Verlangen verfolgt. Der Gedanke, den wir gedacht, iſt eine ſolche Seele, und er läßt uns keine Ruhe bis wir ihm ſeinen Leib gegeben, bis wir ihn zur ſinnlichen Erſcheinung gefördert. Der Gedanke will That, das Wort will Fleiſch werden. Und wunderbar! der Menſch, wie der Gott der Bibel, braucht nur ſeinen Gedan-

ken auszuſprechen, und es geſtaltet ſich die Welt, es wird Licht oder es wird Finſterniß, die Waſſer ſondern ſich von dem Feſtland, oder gar wilde Beſtien kommen zum Vorſchein. Die Welt iſt die Signatur des Wortes.

Dieſes merkt Euch, Ihr ſtolzen Männer der That. Ihr ſeid nichts als unbewußte Handlanger der Gedankenmänner, die oft in demüthigſter Stille Euch all Eu'r Thun auf's Beſtimmteſte vorgezeichnet haben. Maximilian Robespierre war nichts als die Hand von Jean Jacques Rouſſeau, die blutige Hand, die aus dem Schooße der Zeit den Leib hervorzog, deſſen Seele Rouſſeau geſchaffen. Die unſtäte Angſt, die dem Jean Jacques das Leben verkümmerte, rührte ſie vielleicht daher, daß er ſchon im Geiſte ahnte, welch eines Geburtshelfers ſeine Gedanken bedurften, um leiblich zur Welt zu kommen?

Der alte Fontenelle hatte vielleicht Recht als er ſagte: wenn ich alle Gedanken dieſer Welt in meiner Hand trüge, ſo würde ich mich hüten ſie zu öffnen. Ich meinestheils, ich denke anders. Wenn ich alle Gedanken dieſer Welt in meiner Hand hätte — ich würde Euch vielleicht bitten, mir die Hand gleich abzuhauen; auf keinen Fall hielte ich ſie ſo lange verſchloſſen. Ich bin nicht dazu geeignet ein Kerkermeiſter der Gedanken zu ſein. Bei Gott! ich laß ſie los. Mögen ſie ſich immerhin zu den bedenklichſten Erſcheinungen verkörpern, mögen ſie immerhin, wie ein toller Bachantenzug alle Lande durchſtürmen, mögen ſie mit ihren Thyrſusſtäben unſere unſchuldigſten Blumen zerſchlagen, mögen ſie immerhin in unſere Hoſpitäler hereinbrechen, und die kranke alte Welt aus ihren Betten jagen — es wird freilich mein Herz ſehr bekümmern und ich ſelber werde dabei zu Schaden kommen! Denn ach! ich gehöre ja ſelber zu dieſer kranken alten Welt, und mit Recht ſagt der Dichter: wenn man auch ſeiner Krücken ſpottet, ſo kann man darum doch nich beſſer gehen. Ich bin der Krankſte von Euch allen und um ſo bedauernswürdiger, da ich weiß was Geſundheit iſt. Ihr aber, Ihr wißt es nicht, Ihr Beneidenswerthen! Ihr ſeid kapabel zu ſterben, ohne es ſelbſt zu merken. Ja, viele von Euch ſind längſt todt und behaupten, jetzt erſt beginne ihr wahres Leben. Wenn ich ſolchem Wahnſinn widerſpreche, dann wird man mir gram und ſchmäht mich — und entſetzlich! die Leichen ſpringen an mich heran, und ſchimpfen, und mehr noch als ihre Schmähworte beläſtigt mich ihr Moderduft . . . . . Fort, Ihr Geſpenſter! ich ſpreche jetzt von einem Manne, deſſen Name ſchon eine exorzirende Macht ausübt, ich ſpreche von Immanuel Kant!

Man ſagt, die Nachtgeiſter erſchrecken, wenn ſie das Schwert eines Scharfrichters erblicken. — Wie müſſen ſie erſt erſchrecken, wenn man ihnen Kant's „Kritik der reinen Vernunft" entgegen hält! Dieſes Buch iſt das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutſchland.

Ehrlich geſtanden, Ihr Franzoſen, in Vergleichung mit uns Deutſchen ſeid Ihr zahm und moderant. Ihr habt höchſtens einen König tödten können, und dieſer hatte ſchon den Kopf verloren, ehe Ihr köpftet. Und dabei mußtet Ihr ſo viel trommeln und ſchreien und mit den Füßen trampeln, daß es den ganzen Erdkreis erſchütterte. Man erzeigt wirklich dem Maximilian Robespierre zu viel Ehre, wenn man ihn mit dem Immanuel Kant vergleicht. Maximilian Robespierre, der große Spießbürger von der Rue Saint-Honoré, bekam freilich ſeine Anfälle von Zerſtörungswuth, wenn es das Königthum galt, und er zuckte dann furchtbar genug in ſeiner regiziden Epilepſie; aber ſobald vom höchſten Weſen die Rede war, wuſch er ſich den weißen Schaum wieder vom Munde und das Blut von den Händen, und zog ſeinen blauen Sonntagsrock an, mit den Spiegelknöpfen, und ſteckte noch obendrein einen Blumenſtrauß vor ſeinen breiten Bruſtlatz.

Die Lebensgeſchichte des Immanuel Kant iſt ſchwer zu beſchreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geſchichte. Er lebte ein mechaniſch geordnetes, faſt abſtraktes Hageſtolzenleben, in einem ſtillen abgelegenen Gäßchen zu Königsberg, einer alten Stadt an der nordöſtlichen Grenze Deutſchlands. Ich glaube nicht, daß die große Uhr der dortigen Kathedrale leidenſchaftsloſer und regelmäßiger ihr äußeres Tagewerk vollbrachte, wie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufſtehn, Kaffeetrinken, Schreiben, Collegienleſen, Eſſen, Spazierengehn, Alles hatte ſeine beſtimmte Zeit, und die Nachbaren wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier ſei, wenn Immanuel Kant, in ſeinem grauen Leibrock, das ſpaniſche Röhrchen in der Hand, aus ſeiner Hausthüre trat, und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man ſeinetwegen noch jetzt den Philoſophengang nennt. Achtmal ſpazierte er dort auf und ab, in jeder Jahrzeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, ſah man ſeinen Diener, den alten Lampe, ängſtlich beſorgt hinter ihm drein wandeln, mit einem langen Regenſchirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorſehung.

Sonderbarer Contraſt zwiſchen dem äußeren Leben des Mannes und ſeinem zerſtörenden, weltzermalmenden Gedanken! Wahrlich, hätten die Bürger von Königsberg die ganze Bedeutung dieſes Gedankens geahnt, ſie würden vor jenem Manne eine weit grauenhaftere Scheu empfunden haben als vor einem Scharfrichter, vor einem Scharfrichter, der nur Menſchen hinrichtet — aber die guten Leute ſahen in ihm nichts anderes als einen Profeſſor der Philoſophie, und wenn er zur beſtimmten Stunde vorbeiwandelte, grüßten ſie freundlich und richteten etwa nach ihm ihre Taſchenuhr.

Wenn aber Immanuel Kant, dieſer große Zerſtörer im Reiche der Gedanken, an Terrorismus den Maximilian Robespierre weit übertraf, ſo hat er doch mit dieſem manche Aehnlichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer

auffordern. Zunächſt finden wir in beiden dieſelbe unerbittliche, ſchneidende, poeſieloſe, nüchterne Ehrlichkeit. Dann finden wir in beiden daſſelbe Talent des Mißtrauens, nur daß es der Eine gegen Gedanken ausübt und Kritik nennt, während der Andere es gegen Menſchen anwendet und republikaniſche Tugend betitelt. Im höchſten Grade jedoch zeigt ſich in beiden der Typus des Spießbürgerthums — die Natur hatte ſie beſtimmt, Kaffee und Zucker zu wiegen, aber das Schickſal wollte, daß ſie andere Dinge abwögen, und legte dem Einen einen König und dem anderen einen Gott auf die Wagſchale .....

Und ſie gaben das richtige Gewicht!

Die „Kritik der reinen Vernunft" iſt das Hauptwerk von Kant, und wir müſſen uns vorzugsweiſe damit beſchäftigen. Keine von allen Schriften Kant's hat größere Wichtigkeit. Dieſes Buch, wie ſchon erwähnt, erſchien 1781, und wurde erſt 1789 allgemein bekannt. Es wurde anfangs ganz überſehen, nur zwei unbedeutende Anzeigen ſind damals darüber erſchienen, und erſt ſpät wurde durch Artikel von Schütz, Schulz und Reinhold die Aufmerkſamkeit des Publikums auf dieſes große Buch geleitet. Die Urſache dieſer verzögerten Anerkenntniß liegt wohl in der ungewöhnlichen Form und ſchlechten Schreibart. In Betreff der letztern verdient Kant größeren Tadel, als irgend ein anderer Philoſoph; um ſo mehr, wenn wir ſeinen vorhergehenden beſſeren Styl erwägen. Die kürzlich erſchienene Sammlung ſeiner kleinen Schriften enthält die erſten Verſuche, und wir wundern uns da über die gute, manchmal ſehr witzige Schreibart. Während Kant im Kopfe ſchon ſein großes Werk ausarbeitete, hat er dieſe kleinen Aufſätze vor ſich hingeträllert. Er lächelt da wie ein Soldat, der ſich ruhig waffnet, um in eine Schlacht zu gehen, wo er gewiß zu ſiegen denkt. Unter jenen kleinen Schriften ſind beſonders merkwürdig: „Allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels," geſchrieben ſchon 1755; „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen," geſchrieben zehn Jahre ſpäter, ſo wie auch „Träume eines Geiſterſehers," voll guter Laune in der Art der franzöſiſchen Eſſai's. Der Witz eines Kant, wie er ſich in dieſen Schriftchen äußert, hat etwas höchſt eigenthümliches. Der Witz rankt da an dem Gedanken, und trotz ſeiner Schwäche erreicht er dadurch eine erquickliche Höhe. Ohne ſolche Stütze freilich kann der reichſte Witz nicht gedeihen; gleich der Weinrebe, die eines Stabes entbehrt, muß er alsdann kümmerlich am Boden hinkriechen und mit ſeinen koſtbarſten Früchten vermodern.

Warum aber hat Kant ſeine Kritik der reinen Vernunft in einem ſo grauen, trocknen Packpapierſtyl geſchrieben? Ich glaube, weil er die mathematiſche Form der Descartes-Leibnitz-Wolfianer verwarf, fürchtete er, die Wiſſenſchaft möchte etwas von ihrer Würde einbüßen, wenn ſie ſich in einem leichten, zuvorkommend heiteren Tone ausſpräche. Er verlieh ihr daher eine ſteife, abſtrakte

Form, die alle Vertraulichkeit der niederen Geistesklassen kalt ablehnte. Er wollte sich von den damaligen Populärphilosophen, die nach bürgerlichster Deutlichkeit strebten, vornehm absondern und er kleidete seine Gedanken in eine hofmännisch abgekältete Kanzleisprache. Hier zeigt sich ganz der Philister. Aber vielleicht bedurfte Kant zu seinem sorgfältig gemessenen Ideengang auch einer Sprache, die sorgfältig gemessener, und er war nicht im Stande, eine bessere zu schaffen. Nur das Genie hat für den neuen Gedanken auch das neue Wort. Immanuel Kant war aber kein Genie. Im Gefühl dieses Mangels, ebenso wie der gute Maximilian, war Kant um so mißtrauischer gegen das Genie, und in seiner Kritik der Urtheilskraft behauptete er sogar, das Genie habe nichts in der Wissenschaft zu schaffen, seine Wirksamkeit gehöre in's Gebiet der Kunst.

Kant hat durch den schwerfälligen, steifleinenen Styl seines Hauptwerks sehr vielen Schaden gestiftet. Denn die geistlosen Nachahmer äfften ihn nach in dieser Aeußerlichkeit, und es entstand bei uns der Aberglaube, daß man kein Philosoph sei, wenn man gut schriebe. Die mathematische Form jedoch konnte, seit Kant, in der Philosophie nicht mehr aufkommen. Dieser Form hat er in der Kritik der reinen Vernunft ganz unbarmherzig den Stab gebrochen. Die mathematische Form in der Philosophie, sagte er, bringe nichts als Kartengebäude hervor, so wie die philosophische Form in der Mathematik nur eitel Geschwätz hervorbringt. Denn in der Philosophie könne es keine Definizionen geben, wie in der Mathematik, wo die Definizionen nicht diskursiv, sondern intuitiv sind, d. h. in der Anschauung nachgewiesen werden können; was man Definizionen in der Philosophie nenne, werde nur versuchsweise, hypothetisch, vorangestellt; die eigentlich richtige Definizion erscheine nur am Ende als Resultat.

Wie kommt es, daß die Philosophen so viel Vorliebe für die mathematische Form zeigen? Diese Vorliebe beginnt schon mit Pythagoras, der die Prinzipien der Dinge durch Zahlen bezeichnete. Dieses war ein genialer Gedanke. In einer Zahl ist alles Sinnliche und Endliche abgestreift, und dennoch bezeichnet sie etwas Bestimmtes und dessen Verhältniß zu etwas Bestimmtem, welches letztere, wenn es ebenfalls durch eine Zahl bezeichnet wird, denselben Charakter des Entsinnlichten und Unendlichen angenommen. Hierin gleicht die Zahl den Ideen, die denselben Charakter und dasselbe Verhältniß zu einander haben. Man kann die Ideen, wie sie in unserem Geiste und in der Natur sich kund geben, sehr treffend durch Zahlen bezeichnen; aber die Zahl bleibt doch immer das Zeichen der Idee, nicht die Idee selber. Der Meister bleibt dieses Unterschieds noch bewußt, der Schüler aber vergißt dessen, und überliefert seinen Nachschülern nur eine Zahlenhieroglyphik, bloße Chiffern, deren lebendige Bedeutung Niemand mehr kennt, und die man mit Schulstolz

nachplappert. Daſſelbe gilt von den übrigen Elementen der mathematiſchen Form. Das Geiſtige in ſeiner ewigen Bewegung erlaubt kein Fixiren; eben ſo wenig wie durch die Zahl läßt es ſich fixiren durch Linie, Dreieck, Viereck und Kreis. Der Gedanke kann weder gezählt werden, noch gemeſſen.

Da es mir hauptſächlich darum zu thun iſt, das Studium der deutſchen Philoſophie in Frankreich zu erleichtern, ſo beſpreche ich immer zumeiſt diejenigen Aeußerlichkeiten, die den Fremden leicht abſchrecken, wenn man ihn nicht vorher darüber in Kenntniß geſetzt hat. Literatoren, die den Kant für das franzöſiſche Publikum bearbeiten wollen, mache ich beſonders darauf aufmerkſam, daß ſie denjenigen Theil ſeiner Philoſophie ausſcheiden können, der blos dazu dient, die Abſurditäten der Wolf'ſchen Philoſophie zu bekämpfen. Dieſe Polemik, die ſich überall durchdrängt, kann bei den Franzoſen nur Verwirrung und gar keinen Nutzen hervorbringen.

Die „Kritik der reinen Vernunft" iſt, wie ich bereits geſagt, das Hauptbuch von Kant, und ſeine übrigen Schriften ſind einigermaßen als entbehrlich, oder allenfalls als Commentare zu betrachten. Welche ſociale Bedeutung jenem Hauptbuche innewohnt, wird ſich aus Folgendem ergeben.

Die Philoſophen vor Kant haben zwar über den Urſprung unſerer Erkenntniſſe nachgedacht, und ſind, wie wir bereits gezeigt, in zwei verſchiedene Wege gerathen, jenachdem ſie Ideen a priori oder Ideen a posteriori annahmen; über das Erkenntnißvermögen ſelber, über den Umfang unſeres Erkenntnißvermögens, oder über die Grenzen unſeres Erkenntnißvermögens iſt weniger nachgedacht worden. Dieſes ward nun die Aufgabe von Kant, er unterwarf unſer Erkenntnißvermögen einer ſchonungsloſen Unterſuchung, er ſondirte die ganze Tiefe dieſes Vermögens und konſtatirte alle ſeine Grenzen. Da fand er nun freilich, daß wir gar nichts wiſſen können von ſehr vielen Dingen, mit denen wir früher in vertrauteſter Bekanntſchaft zu ſtehen vermeinten. Das war ſehr verdrießlich. Aber es war doch immer nützlich, zu wiſſen, von welchen Dingen wir nichts wiſſen können. Wer uns vor nutzloſen Wegen warnt, leiſtet uns einen eben ſo guten Dienſt, wie derjenige, der uns den rechten Weg anzeigt. Kant bewies uns, daß wir von den Dingen, wie ſie an und für ſich ſelber ſind, nichts wiſſen, ſondern daß wir nur in ſo fern etwas von ihnen wiſſen, als ſie ſich in unſerem Geiſte reflektiren. Da ſind wir nun ganz wie die Gefangenen, wovon Plato, im ſiebenten Buche vom Staate, ſo Betrübſames erzählt: Dieſe Unglücklichen, gefeſſelt an Hals und Schenkeln, ſo daß ſie ſich mit dem Kopfe nicht herumdrehen können, ſitzen in einem Kerker, der oben offen iſt und von obenher erhalten ſie einiges Licht. Dieſes Licht aber kömmt von einem Feuer, welches hinter ihnen oben brennt, und zwar noch getrennt von ihnen durch eine kleine Mauer. Längs dieſer Mauer wandeln Menſchen, welche allerlei Statuen, Holz- und Steinbilder vorübertragen und

mit einander ſprechen. Die armen Gefangenen können nun von dieſen Menſchen, welche nicht ſo hoch wie die Mauer, gar nichts ſehen, und von den vorbeigetragenen Statuen, die über die Mauer hervorragen, ſehen ſie nur die Schatten, welche ſich an der ihnen gegenüberſtehenden Wand dahin bewegen; und ſie halten nun dieſe Schatten für die wirklichen Dinge und getäuſcht durch das Echo ihres Kerkers, glauben ſie, es ſeien dieſe Schatten, welche mit einander ſprechen.

Die bisherige Philoſophie, die ſchnüffelnd an den Dingen herumlief, und ſich Merkmale einſammelte und ſie klaſſifizirte, hörte auf, als Kant erſchien, und dieſer lenkte die Forſchung zurück in den menſchlichen Geiſt und unterſuchte, was ſich da kund gab. Nicht mit Unrecht vergleicht er daher ſeine Philoſophie mit dem Verfahren des Kopernikus. Früher, als man die Welt ſtill ſtehen und die Sonne um dieſelbe herumwandeln ließ, wollten die Himmelsberechnungen nicht ſonderlich übereinſtimmen; da ließ Kopernikus die Sonne ſtill ſtehen und die Erde um ſie herum wandeln, und ſiehe! Alles ging nun vortrefflich. Früher lief die Vernunft, gleich der Sonne, um die Erſcheinungswelt herum und ſuchte ſie zu beleuchten; Kant aber läßt die Vernunft, die Sonne, ſtillſtehen, und die Erſcheinungswelt dreht ſich um ſie herum und wird beleuchtet, jenachdem ſie in den Bereich dieſer Sonne kömmt.

Nach dieſen wenigen Worten, womit ich die Aufgabe Kant's angedeutet, iſt jedem begreiflich, daß ich denjenigen Abſchnitt ſeines Buches, worin er die ſogenannten Phänomena und Noumena abhandelt, für den wichtigſten Theil, für den Mittelpunkt ſeiner Philoſophie, halte. Kant macht nämlich einen Unterſchied zwiſchen den Erſcheinungen der Dinge und den Dingen an ſich. Da wir von den Dingen nur in ſo weit etwas wiſſen können, als ſie ſich uns durch Erſcheinung kund geben, und da alſo die Dinge nicht, wie ſie an und für ſich ſelbſt ſind, ſich uns zeigen: ſo hat Kant die Dinge, in ſo fern ſie erſcheinen, Phänomena, und die Dinge an und für ſich: Noumena genannt. Nur von den Dingen als Phänomena können wir etwas wiſſen, nichts aber können wir von den Dingen wiſſen als Noumena. Letztere ſind nur problematiſch, wir können weder ſagen, ſie exiſtiren, noch: ſie exiſtiren nicht. Ja, das Wort Noumen iſt nur dem Wort Phänomen nebengeſetzt, um von Dingen, in ſo weit ſie uns erkennbar, ſprechen zu können, ohne in unſerem Urtheil die Dinge, die uns nicht erkennbar, zu berühren.

Kant hat alſo nicht, wie manche Lehrer, die ich nicht nennen will, die Dinge unterſchieden in Phänomena und Noumena, in Dinge, welche für uns exiſtiren und in Dinge, welche für uns nicht exiſtiren. Dieſes wäre ein irländiſcher Bull in der Philoſophie. Er hat nur einen Grenzbegriff geben wollen.

Gott iſt, nach Kant, ein Noumen. In Folge ſeiner Argumentation iſt jenes tranzendentale Idealweſen, welches wir bisher Gott genannt, nichts an-

ders als eine Erdichtung. Es ist durch eine natürliche Illusion entstanden. Ja, Kant zeigt, wie wir von jenem Noumen, von Gott, gar nichts wissen können, und wie sogar jede künftige Beweisführung seiner Existenz unmöglich sei. Die Kant'schen Worte: „Laßt die Hoffnung zurück!" schreiben wir über diese Abtheilung der Kritik der reinen Vernunft.

Ich glaube, man erläßt mir gern die populäre Erörterung dieser Partie, wo „von den Beweisgründen der spekulativen Vernunft, auf das Dasein eines höchsten Wesens zu schließen," gehandelt wird. Obwohl die eigentliche Widerlegung dieser Beweisgründe nicht viel Raum einnimmt und erst in der zweiten Hälfte des Buches zum Vorschein kommt, so ist sie doch schon von vorn herein auf's absichtlichste eingeleitet, und sie gehört zu dessen Pointen. Es knüpft sich daran die „Kritik aller spekulativen Theologie." Bemerken muß ich, daß Kant, indem er die drei Hauptbeweisarten für das Dasein Gottes, nämlich den ontologischen, den kosmologischen und den physikotheologischen Beweis angreift, nach meiner Meinung die zwei letzteren, aber nicht den ersteren zu Grunde richten kann. Ich weiß nicht, ob die obigen Ausdrücke hier bekannt sind, und ich gebe daher die Stelle aus der Kritik der reinen Vernunft, wo Kant ihre Unterscheidungen formulirt:

„Es sind nur drei Beweisarten vom Dasein Gottes aus spekulativer Vernunft möglich. Alle Wege, die man in dieser Absicht einschlagen mag, fangen entweder von der bestimmten Erfahrung und der dadurch erkannten besonderen Beschaffenheit unserer Sinnenwelt an, und steigen von ihr nach Gesetzen der Kausalität bis zur höchsten Ursache außer der Welt hinauf; oder sie legen nur unbestimmte Erfahrung, das ist irgend ein Dasein zum Grunde, oder sie abstrahiren endlich von aller Erfahrung und schließen gänzlich a priori aus bloßen Begriffen auf das Dasein einer höchsten Ursache. Der erste Beweis ist der physikotheologische, der zweite der kosmologische, der dritte ist der ontologische Beweis. Mehr giebt es ihrer nicht, und mehr kann es ihrer auch nicht geben."

Nach mehrmaligem Durchstudiren des Kant'schen Hauptbuchs glaubte ich zu erkennen, daß die Polemik gegen jene bestehenden Beweise für das Dasein Gottes überall hervorlauscht, und ich würde sie weitläufiger besprechen, wenn mich nicht ein religiöses Gefühl davon abhielte. Schon daß ich jemanden das Dasein Gottes diskutiren sehe, erregt in mir eine so sonderbare Angst, eine so unheimliche Beklemmung, wie ich sie einst in London zu New-Bedlam empfand, als ich, umgeben von lauter Wahnsinnigen, meinen Führer aus den Augen verlor. „Gott ist alles, was da ist," und Zweifel an ihm ist Zweifel an dem Leben selbst, es ist der Tod.

So verwerflich auch jede Diskussion über das Dasein Gottes ist, desto preislicher ist das Nachdenken über die Natur Gottes. Dieses Nachdenken ist ein wahrhafter Gottesdienst, unser Gemüth wird dadurch abgezogen vom

Vergänglichen und Endlichen, und gelangt zum Bewußtſein der Urgüte und der ewigen Harmonie. Dieſes Bewußtſein durchſchauert den Gefühlsmenſchen im Gebet oder bei der Betrachtung kirchlicher Symbole; der Denker findet dieſe heilige Stimmung in der Ausübung jener erhabenen Geiſteskraft, welche wir Vernunft nennen, und deren höchſte Aufgabe es iſt, die Natur Gottes zu erforſchen. Ganz beſonders religiöſe Menſchen beſchäftigen ſich mit dieſer Aufgabe von Kind auf, geheimnißvoll ſind ſie davon ſchon bedrängt, durch die erſte Regung der Vernunft. Der Verfaſſer dieſer Blätter iſt ſich einer ſolchen frühen, urſprünglichen Religioſität, auf's Freudigſte bewußt, und ſie hat ihn nie verlaſſen. Gott war immer der Anfang und das Ende aller meiner Gedanken. Wenn ich jetzt frage: was iſt Gott? was iſt ſeine Natur? ſo frug ich ſchon als kleines Kind: wie iſt Gott? wie ſieht er aus? Und damals konnte ich ganze Tage in den Himmel hinaufſehen, und war des Abends ſehr betrübt, daß ich niemals das allerheiligſte Angeſicht Gottes, ſondern immer nur graue, blöde Wolkenfratzen erblickt hatte. Ganz konfus machten mich die Mittheilungen aus der Aſtronomie, womit man damals, in der Aufklärungsperiode, ſogar die kleinſten Kinder nicht verſchonte, und ich konnte mich nicht genug wundern, daß alle dieſe tauſendmillionen Sterne, eben ſo große und ſchöne Erdkugeln ſeien, wie die unſrige, und über all dieſes leuchtende Weltengewimmel ein einziger Gott waltete. Einſt im Traume, erinnere ich mich, ſah ich Gott, ganz oben in der weiteſten Ferne. Er ſchaute vergnüglich zu einem kleinen Himmelsfenſter hinaus, ein frommes Greiſengeſicht mit einem kleinen Judenbärtchen, und er ſtreute eine Menge Saatkörner herab, die, während ſie vom Himmel niederfielen, im unendlichen Raum gleichſam aufgingen, eine ungeheure Ausdehnung gewannen, bis ſie lauter ſtrahlende, blühende, bevölkerte Welten wurden, jede ſo groß, wie unſere eigene Erdkugel. Ich habe dieſes Geſicht nie vergeſſen können, noch oft im Traume ſah ich den heiteren Alten aus ſeinem kleinen Himmelsfenſter die Weltenſaat herabſchütten; ich ſah ihn einſt ſogar mit den Lippen ſchnalzen, wie unſere Magd, wenn ſie den Hühnern ihr Gerſtenfutter zuwarf. Ich konnte nur ſehen wie die fallenden Saatkörner ſich immer zu großen leuchtenden Weltkugeln ausdehnten: aber die etwanigen großen Hühner, die vielleicht irgendwo mit aufgeſperrten Schnäbeln lauerten, um mit den geſtreuten Weltkugeln gefüttert zu werden, konnte ich nicht ſehen.

Du lächelſt, lieber Leſer, über die großen Hühner. Dieſe kindiſche Anſicht iſt aber nicht allzuſehr entfernt von der Anſicht der reifſten Deiſten. Um von dem außerweltlichen Gott einen Begriff zu geben, haben ſich der Orient und der Occident in kindiſchen Hyperbeln erſchöpft. Mit der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit hat ſich aber die Phantaſie der Deiſten vergeblich abgequält. Hier zeigt ſich ganz ihre Ohnmacht, die Haltloſigkeit ihrer Welt-

anſicht, ihre Idee von der Natur Gottes. Es betrübt uns daher wenig, wenn dieſe Idee zu Grunde gerichtet wird. Dieſes Leid aber hat ihnen Kant wirklich angethan, indem er ihre Beweisführungen von der Exiſtenz Gottes zerſtörte.

Die Rettung des ontologiſchen Beweiſes käme dem Deismus gar nicht beſonders heilſam zu ſtatten, denn dieſer Beweis iſt ebenfalls für den Pantheismus zu gebrauchen. Zu näherem Verſtändniß bemerke ich, daß der ontologiſche Beweis derjenige iſt, den Descartes aufſtellt und der ſchon lange vorher im Mittelalter, durch Anſelm von Kanterbury, in einer ruhenden Gebetform, ausgeſprochen worden. Ja, man kann ſagen, daß der heilige Auguſtin ſchon im zweiten Buche De libero arbitrio den ontologiſchen Beweis aufgeſtellt hat.

Ich enthalte mich, wie geſagt, aller populariſirenden Erörterung der Kantſchen Polemik gegen jene Beweiſe. Ich begnüge mich zu verſichern, daß der Deismus ſeitdem im Reiche der ſpekulativen Vernunft erblichen iſt. Dieſe betrübende Todesnachricht bedarf vielleicht einiger Jahrhunderte, ehe ſie ſich allgemein verbreitet hat — wir aber haben längſt Trauer angelegt. De profundis!

Ihr meint, wir könnten jetzt nach Hauſe gehn? Bei Leibe! es wird noch ein Stück aufgeführt. Nach der Tragödie kommt die Farce. Immanuel Kant hat bis hier den unerbittlichen Philoſophen trazirt, er hat den Himmel geſtürmt, er hat die ganze Beſatzung über die Klinge ſpringen laſſen, der Oberherr der Welt ſchwimmt unbewieſen in ſeinem Blute, es giebt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenſeitige Belohnung für diesſeitige Enthaltſamkeit, die Unſterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen— das röchelt, das ſtöhnt — und der alte Lampe ſteht dabei mit ſeinem Regenſchirm unterm Arm, als betrübter Zuſchauer, und Angſtſchweiß und Thränen rinnen ihm vom Geſichte. Da erbarmt ſich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht blos ein großer Philoſoph, ſondern auch ein guter Menſch iſt, und er überlegt, und halb gutmüthig und halb ironiſch ſpricht er: „der alte Lampe muß einen Gott haben, ſonſt kann der arme Menſch nicht glücklich ſein — der Menſch ſoll aber auf der Welt glücklich ſein — das ſagt die praktiſche Vernunft — meinetwegen — ſo mag auch die praktiſche Vernunft die Exiſtenz Gottes verbürgen.“ In Folge dieſes Arguments, unterſcheidet Kant zwiſchen der theoretiſchen Vernunft und der praktiſchen Vernunft, und mit dieſer, wie mit einem Zauberſtäbchen, belebte er wieder den Leichnam des Deismus, den die theoretiſche Vernunft getödtet.

Hat vielleicht Kant die Reſurekzion nicht blos des alten Lampe wegen, ſondern auch der Polizei wegen unternommen? Oder hat er wirklich aus Ueberzeugung gehandelt? Hat er uns eben dadurch, daß er alle Beweiſe für das

Daſein Gottes zerſtörte, recht zeigen wollen, wie mißlich es iſt, wenn wir nichts von der Exiſtenz Gottes wiſſen können? Er handelte da faſt eben ſo weiſe, wie mein weſtphäliſcher Freund, welcher alle Laternen auf der Grohnderſtraße zu Göttingen zerſchlagen hatte, und uns nun dort, im Dunkeln ſtehend, eine lange Rede hielt über die praktiſche Nothwendigkeit der Laternen, welche er nur deshalb theoretiſch zerſchlagen habe, um uns zu zeigen, wie wir ohne dieſelben nichts ſehen können.

Ich habe ſchon früher erwähnt, daß die Kritik der reinen Vernunft, bei ihrem Erſcheinen, nicht die geringſte Senſation gemacht. Erſt mehre Jahre ſpäter, als einige ſcharfſinnige Philoſophen Erläuterungen über dieſes Buch geſchrieben, erregte es die Aufmerkſamkeit des Publikums, und im Jahre 1789 war in Deutſchland von nichts mehr die Rede als von Kant'ſcher Philoſophie, und ſie hatte ſchon in Hülle und Fülle ihre Commentare, Chreſtomathien, Erklärungen, Beurtheilungen, Apologien u. ſ. w. Man braucht nur einen Blick auf den erſten beſten philoſophiſchen Katalog zu werfen und die Unzahl von Schriften, die damals über Kant erſchienen, zeugt hinreichend von der geiſtigen Bewegung, die von dieſem einzigen Manne ausging. Bei dem Einen zeigte ſich ein ſchäumender Enthuſiasmus, bei dem Andern eine bittere Verdrießlichkeit, bei vielen eine glotzende Erwartung über den Ausgang dieſer geiſtigen Revoluzion. Wir hatten Emeuten in der geiſtigen Welt eben ſo gut wie Ihr in der materiellen Welt, und bei dem Niederreißen des alten Dogmatismus echauffirten wir uns eben ſo ſehr wie Ihr beim Sturm der Baſtille. Es waren freilich ebenfalls nur ein Paar alte Invaliden, welche den Dogmatismus, das iſt die Wolf'ſche Philoſophie, vertheidigten. Es war eine Revoluzion, und es fehlte nicht an Greuel. Unter der Partei der Vergangenheit waren die eigentlichen guten Chriſten über jene Greuel am wenigſten ungehalten. Ja, ſie wünſchten noch ſchlimmere Greuel, damit ſich das Maaß fülle, und die Contrerevoluzion deſto ſchneller als nothwendige Reakzion ſtattfinde. Es gab bei uns Peſſimiſten in der Philoſophie wie bei Euch in der Politik. Manche unſerer Peſſimiſten gingen in der Selbſtverblendung ſo weit, daß ſie ſich einbildeten, Kant ſei mit ihnen in einem geheimen Einverſtändniß und habe die bisherigen Beweiſe für das Daſein Gottes nur deshalb zerſtört, damit die Welt einſehe, daß man durch die Vernunft nimmermehr zur Erkenntniß Gottes gelange, und daß man ſich alſo hier an der geoffenbarten Religion halten müſſe.

Dieſe große Geiſterbewegung hat Kant nicht ſowohl durch den Inhalt ſeiner Schriften hervorgebracht, als vielmehr durch den kritiſchen Geiſt, der darin waltete, und der ſich jetzt in alle Wiſſenſchaften eindrängte. Alle Disciplinen wurden davon ergriffen. Ja, ſogar die Poeſie blieb nicht verſchont von ihrem Einfluß. Schiller z. B. war ein gewaltſamer Kantianer und ſeine

Kunſtanſichten ſind geſchwängert von dem Geiſt der Kant'ſchen Philoſophie. Der ſchönen Literatur und den ſchönen Künſten wurde dieſe Kant'ſche Philoſophie, wegen ihrer abſtrakten Trockenheit, ſehr ſchädlich. Zum Glück miſchte ſie ſich nicht in die Kochkunſt.

Das deutſche Volk läßt ſich nicht leicht bewegen, iſt es aber einmal in irgend eine Bahn hineinbewegt, ſo wird es dieſelbe mit beharrlicher Ausdauer bis an's Ende verfolgen. So zeigten wir uns in den Angelegenheiten der Religion. So zeigten wir uns nun auch in der Philoſophie. Werden wir uns eben ſo konſequent weiterbewegen in der Politik?

Deutſchland war durch Kant in die philoſophiſche Bahn hineingezogen, und die Philoſophie ward eine Nazionalſache. Eine ſchöne Schaar großer Denker ſproßte plötzlich aus dem deutſchen Boden wie hervorgezaubert. Wenn einſt, gleich der franzöſiſchen Revoluzion, auch die deutſche Philoſophie ihren Thiers und ihren Mignet findet, ſo wird die Geſchichte derſelben eine eben ſo merkwürdige Lektüre bieten, und der Deutſche wird ſie mit Stolz und der Franzoſe wird ſie mit Bewunderung leſen.

Unter den Schülern Kant's ragte ſchon früher hervor Johann Gottlieb Fichte.

Ich verzweifle faſt, von der Bedeutung dieſes Mannes einen richtigen Begriff geben zu können. Bei Kant hatten wir nur ein Buch zu betrachten. Hier aber kommt außer dem Buche auch ein Mann in Betrachtung; in dieſem Manne ſind Gedanken und Geſinnung eins, und in ſolcher großartigen Einheit wirken ſie auf die Mitwelt. Wir haben daher nicht blos eine Philoſophie zu erörtern, ſondern auch einen Charakter, durch den ſie gleichſam bedingt wird, und um beider Einfluß zu begreifen, bedürfte es auch wohl einer Darſtellung der damaligen Zeitverhältniſſe. Welche weitreichende Aufgabe. Vollauf ſind wir gewiß entſchuldigt, wenn wir hier nur dürftige Mittheilungen bieten.

Schon über den Fichte'ſchen Gedanken iſt ſehr ſchwer zu berichten. Auch hier ſtoßen wir auf eigenthümliche Schwierigkeiten. Sie betreffen nicht blos den Inhalt, ſondern auch die Form und die Methode; beides Dinge, womit wir den Ausländer gern zunächſt bekannt machen. Zuerſt alſo über die Fichte'ſche Methode. Dieſe iſt anfänglich ganz dem Kant entlehnt. Bald aber ändert ſich dieſe Methode durch die Natur des Gegenſtandes. Kant hatte nämlich nur eine Kritik, alſo etwas Negatives, Fichte aber hatte ſpäterhin ein Syſtem, folglich etwas Poſitives aufzuſtellen. Wegen jenes Mangels an einem feſten Syſtem, hat man der Kant'ſchen Philoſophie manchmal den Titel „Philoſophie“ abſprechen wollen. In Beziehung auf Immanuel Kant ſelber hatte man Recht, keineswegs aber in Beziehung auf die Kantianer, die aus Kant's Sätzen eine hinlängliche Anzahl von feſten Syſtemen zuſammengebaut. In ſeinen früheren Schriften bleibt Fichte, wie geſagt, der Kant'ſchen Methode ganz treu, ſo daß man ſeine erſte Abhandlung, als ſie anonym erſchien, für ein

Werk von Kant halten konnte. Da Fichte aber später ein System aufstellt, so geräth er in ein eifriges, gar eigensinniges Konstruiren, und wenn er die ganze Welt konstruirt hat, so beginnt er eben so eifrig und eigensinnig von oben bis unten herab seine Konstrukzionen zu demonstriren. In diesem Konstruiren und Demonstriren bekundet Fichte eine so zu sagen abstrakte Leidenschaft. Wie in seinem System selbst, so herrscht bald die Subjektivität auch in seinem Vortrag. Kant hingegen legt den Gedanken vor sich hin, und sezirt ihn, und zerlegt ihn in seine feinsten Fasern, und seine Kritik der reinen Vernunft ist gleichsam das anatomische Theater des Geistes. Er selber bleibt dabei kalt, gefühllos, wie ein echter Wundarzt.

Wie die Methode so auch die Form der Fichte'schen Schriften. Sie ist lebendig, aber sie hat auch alle Fehler des Lebens: sie ist unruhig und verwirrsam. Um recht lebendig zu bleiben, verschmäht Fichte die gewöhnliche Terminologie der Philosophen, die ihm etwas Todtes dünkt; aber wir gerathen dadurch noch viel weniger zum Verständniß. Er hat überhaupt über Verständniß ganz eigene Grillen. Als Reinhold mit ihm gleicher Meinung war, erklärte Fichte, daß ihn niemand besser verstehe wie Reinhold. Als dieser aber später von ihm abwich, erklärte Fichte: er habe ihn nie verstanden. Als er mit Kant differenzirte, ließ er drucken: Kant verstehe sich selber nicht. Ich berühre hier überhaupt die komische Seite unserer Philosophen. Sie klagen beständig über Nichtverstandenwerden. Als Hegel auf dem Todtbette lag, sagte er: „nur Einer hat mich verstanden," aber gleich darauf fügte er verdrießlich hinzu: „und der hat mich auch nicht verstanden."

In Betreff ihres Inhalts an und für sich hat die Fichte'sche Philosophie keine große Bedeutung. Sie hat der Gesellschaft keine Resultate geliefert. Nur in so fern sie eine der merkwürdigsten Phasen der deutschen Philosophie überhaupt ist, nur in so fern sie die Unfruchtbarkeit des Idealismus in seiner letzten Consequenz beurkundet, und nur in so fern sie den nothwendigen Uebergang zur heutigen Naturphilosophie bildet, ist der Inhalt der Fichte'schen Lehre von einigem Interesse. Da dieser Inhalt also mehr historisch und wissenschaftlich als social wichtig ist, will ich ihn nur mit den kürzesten Worten andeuten.

Die Aufgabe, welche sich Fichte stellt, ist: welche Gründe haben wir, anzunehmen, daß unseren Vorstellungen von Dingen auch Dinge außer uns entsprechen? Und dieser Frage giebt er die Lösung: alle Dinge haben Realität nur in unserem Geiste.

Wie die Kritik der reinen Vernunft das Hauptbuch von Kant, so ist die „Wissenschaftslehre" das Hauptbuch von Fichte. Dieses Buch ist gleichsam eine Forsezung des ersteren. Die Wissenschaftslehre verweist den Geist ebenfalls in sich selbst. Aber wo Kant analisirt, da konstruirt Fichte. Die Wissenschaftslehre beginnt mit einer abstrakten Formel (Ich – Ich), sie erschafft die

Welt hervor aus der Tiefe des Geiſtes, ſie fügt die zerſetzten Theile wieder zuſammen, ſie macht den Weg der Abſtrakzion zurück, bis ſie zur Erſcheinungswelt gelangt. Dieſe Erſcheinungswelt kann alsdann der Geiſt für nothwendige Handlungen der Intelligenz erklären.

Bei Fichte iſt noch die beſondere Schwierigkeit, daß er dem Geiſte zumuthet, ſich ſelber zu beobachten, während er thätig iſt. Das Ich ſoll über ſeine intellektuellen Handlungen Betrachtungen anſtellen während es ſie ausführt. Der Gedanke ſoll ſich ſelber belauſchen, während er denkt, während er allmählich warm und wärmer und endlich gar wird. Dieſe Operazion mahnt uns an den Affen, der am Feuerherde vor einem kupfernen Keſſel ſitzt und ſeinen eigenen Schwanz kocht. Denn er meinte: die wahre Kochkunſt beſteht nicht darin, daß man blos objektiv kocht, ſondern auch ſubjektiv des Kochens bewußt wird.

Es iſt ein eigener Umſtand, daß die Fichte'ſche Philoſophie immer viel von der Satyre auszuſtehen hatte. Ich ſah Mal eine Karikatur, die eine Fichte'ſche Gans vorſtellt. Sie hat eine ſo große Leber, daß ſie nicht mehr weiß, ob ſie die Gans oder ob ſie die Leber iſt. Auf ihrem Bauch ſteht: Ich – Ich. Jean Paul hat die Fichte'ſche Philoſophie auf's heilloſeſte perſiflirt, in einem Buche betitelt Clavis Fichteana. Daß der Idealismus in ſeiner konſequenten Durchführung am Ende gar die Realität der Materie läugnete, das erſchien dem großen Publikum als ein Spaß, der zu weit getrieben. Wir mosquirten uns nicht übel über das Fichte'ſche Ich, welches die ganze Erſcheinungswelt durch ſein bloßes Denken produzirte. Unſeren Spöttern kam dabei ein Mißverſtändniß zu Statten, das zu populär geworden, als daß ich es unerwähnt laſſen dürfte. Der große Haufe meinte nämlich, das Fichte'ſche Ich, das ſei das Ich von Johann Gottlieb Fichte, und dieſes individuelle Ich läugne alle anderen Exiſtenzen. Welche Unverſchämtheit! riefen die guten Leute, dieſer Menſch glaubt nicht, daß wir exiſtiren, wir die wir weit korpulenter als er und als Bürgermeiſter und Amtsaktuare ſogar ſeine Vorgeſetzten ſind! Die Damen fragten: glaubt er nicht wenigſtens an die Exiſtenz ſeiner Frau? Nein? Und das läßt Madame Fichte ſo hingehn?

Das Fichte'ſche Ich iſt aber kein individuelles Ich, ſondern das zum Bewußtſein gekommene allgemeine Welt-Ich. Das Fichte'ſche Denken iſt nicht das Denken eines Individuums, eines beſtimmten Menſchen, der Johann Gottlieb Fichte heißt; es iſt vielmehr ein allgemeines Denken, das ſich in einem Individuum manifeſtirt. So wie man ſagt: es regnet, es blitzt u. ſ. w., ſo ſollte auch Fichte nicht ſagen: „ich denke," ſondern: „es denkt," „das allgemeine Weltdenken denkt in mir."

Bei einer Vergleichung der franzöſiſchen Revoluzion mit der deutſchen Philoſophie, habe ich einſt, mehr aus Scherz als im Ernſte, den Fichte mit Na-

poleon verglichen. Aber, in der That, es bieten ſich hier bedeutſame Aehnlichkeiten. Nachdem die Kantianer ihr terroriſtiſches Zerſtörungswerk vollbracht, erſcheint Fichte, wie Napoleon erſchienen, nachdem die Convenzion ebenfalls mit einer reinen Vernunftkritik die ganze Vergangenheit niedergeriſſen hatte. Napoleon und Fichte repräſentiren das große unerbittliche Ich, bei welchem Gedanke und That eins ſind, und die koloſſalen Gebäude, welche beide zu konſtruiren wiſſen, zeugen von einem koloſſalen Willen. Aber durch die Schrankenloſigkeit dieſes Willens gehen jene Gebäude gleich wieder zu Grunde, und die Wiſſenſchaftslehre, wie das Kaiſerreich, zerfallen und verſchwinden eben ſo ſchnell, wie ſie entſtanden.

Das Kaiſerreich gehört nur noch der Geſchichte, aber die Bewegung, welche der Kaiſer in der Welt hervorgebracht, iſt noch immer nicht geſtillt und von dieſer Bewegung lebt noch unſere Gegenwart. So iſt es auch mit der Fichte'ſchen Philoſophie. Sie iſt ganz untergegangen, aber die Geiſter ſind noch aufgeregt von den Gedanken, die durch Fichte laut geworden, und unberechenbar iſt die Nachwirkung ſeines Wortes. Wenn auch der ganze Transzendentalidealismus ein Irrthum war, ſo lebte doch in den Fichte'ſchen Schriften eine ſtolze Unabhängigkeit, eine Freiheitsliebe, eine Manneswürde, die beſonders auf die Jugend einen heilſamen Einfluß übte. Fichte's Ich war ganz übereinſtimmend mit ſeinem unbeugſamen, hartnäckigen, eiſernen Charakter. Die Lehre von einem ſolchen allmächtigen Ich konnte vielleicht nur einem ſolchen Charakter entſprieſſen, und ein ſolcher Charakter mußte, zurückwurzelnd in eine ſolche Lehre, noch unbeugſamer werden, noch hartnäckiger, noch eiſerner.

Wie mußte dieſer Mann den geſinnungsloſen Skeptikern, den frivolen Eklektikern und den Moderanten von allen Farben ein Greuel ſein! Sein ganzes Leben war ein beſtändiger Kampf. Seine Jugendgeſchichte iſt eine Reihe von Kümmerniſſen, wie bei faſt allen unſeren ausgezeichneten Männern. Armuth ſitzt an ihrer Wiege und ſchaukelt ſie groß, und dieſe magere Amme bleibt ihre treue Lebensgefährtin.

Nichts iſt rührender als den willenſtolzen Fichte zu ſehen, wie er ſich durch Hofmeiſterei in der Welt durchzuquälen ſucht. Solches klägliche Dienſtbrod kann er nicht einmal in der Heimath finden, und er muß nach Warſchau wandern. Dort die alte Geſchichte. Der Hofmeiſter mißfällt der gnädigen Frau, oder vielleicht gar der ungnädigen Kammerjungfer. Seine Kratzfüße ſind nicht fein genug, nicht franzöſiſch genug, und er wird nicht mehr würdig befunden, die Erziehung eines kleinen polniſchen Junkers zu leiten. Johann Gottlieb Fichte wird abgeſchafft wie ein Lakai, erhält von der mißvergnügten Herrſchaft kaum einen dürftigen Zehrpfennig, verläßt Warſchau und wandert nach Königsberg, in jugendlichem Enthuſiasmus, um Kant kennen zu lernen. Das Zuſammentreffen dieſer beiden Männer iſt in jeder Hinſicht

interessant, und ich glaube beider Weise und Zustände nicht besser veranschaulichen zu können, als indem ich ein Fragment aus Fichte's Tagebuch mittheile, das in einer Biographie desselben, die sein Sohn unlängst herausgegeben, enthalten ist:

„Am fünfundzwanzigsten Juni ging ich nach Königsberg ab mit einem Fuhrmann von dorther, und traf ohne besondere Fährlichkeiten am ersten Juli daselbst ein. — Den vierten, Kant besucht, der mich indeß nicht sonderlich aufnahm: ich hospitirte bei ihm, und fand auch da meine Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag ist schläfrig. Unterdeß schrieb ich dies Tagebuch.—

„— Schon lange wollte ich Kant ernsthafter besuchen, fand aber kein Mittel. Endlich fiel ich darauf, eine Kritik aller Offenbarungen zu schreiben, und sie ihm statt einer Empfehlung zu überreichen. Ich fing ungefähr den dreizehnten damit an, und arbeitete seitdem ununterbrochen fort.— Am achtzehnten August überschickte ich endlich die nun fertig gewordene Arbeit an Kant, und ging den fünfundzwanzigsten hin, um sein Urtheil darüber zu hören. Er empfing mich mit ausgezeichneter Güte, und schien sehr wohl mit der Abhandlung zufrieden. Zu einem näheren wissenschaftlichen Gespräche kam es nicht; wegen meiner philosophischen Zweifel verwies er mich an seine Kritik der reinen Vernunft, und an den Hofprediger Schulz, den ich sofort aufsuchen werde. Am sechsundzwanzigsten speiste ich bei Kant, in Gesellschaft des Professor Sommer; und fand einen sehr angenehmen, geistreichen Mann an Kant; erst jetzt erkannte ich Züge in ihm, die des großen in seinen Schriften niedergelegten Geistes würdig sind."

„Den siebenundzwanzigsten endigte ich dies Tagebuch, nachdem ich vorher schon die Excerpte aus den Kant'schen Vorlesungen über Anthropologie, welche mir Herr v. S. geliehen, beendigt hatte. Zugleich beschließe ich, jenes hinführo ordentlich alle Abende vor Schlafengehen fortzusetzen, und alles Interessante was mir begegnet, besonders aber Charakterzüge und Bemerkungen einzutragen."

„Den achtundzwanzigsten Abends. Noch gestern fing ich an, meine Kritik zu revidiren, und kam auf recht gute tiefe Gedanken, die mich aber leider überzeugten, daß die erste Bearbeitung von Grund aus oberflächlich ist. Heute wollte ich die neuen Untersuchungen fortsetzen, fand mich aber von meiner Phantasie so fortgerissen, daß ich den ganzen Tag Nichts habe thun können. In meiner jetzigen Lage ist dies nun leider kein Wunder! Ich habe berechnet, daß ich von heute an nur noch vierzehn Tage hier subsistiren kann. — Freilich bin ich schon in solchen Verlegenheiten gewesen, aber es war in meinem Vaterlande, und dann wird es bei zunehmenden Jahren und dringenderem Ehrgefühl immer härter. — Ich habe keinen Entschluß, kann keinen fassen. — Dem Pastor Borowski, zu welchem Kant mich gehen ließ, werde ich mich nicht

entdecken; ſoll ich mich ja entdecken, ſo geſchieht es an niemand, als Kant ſelbſt.“

„Am neunundzwanzigſten ging ich zu Borowski, und fand an ihm einen recht guten, ehrlichen Mann. Er ſchlug mir eine Kondizion vor, die aber noch nicht völlig gewiß iſt, und die mich auch gar nicht ſehr freut; zugleich nöthigte er mir durch ſeine Offenheit das Geſtändniß ab, daß ich preſſirt ſei, eine Verſorgung zu wünſchen. Er rieth mir, zu Profeſſor W. zu gehn. Arbeiten habe ich nicht gekonnt. — Am folgenden Tage ging ich in der That zu W., und nachher zum Hofprediger Schulz. Die Ausſichten bei erſterem ſind ſehr mißlich; doch ſprach er von Hauslehrerſtellen im Curländiſchen, die mich ebenfalls nur die höchſte Noth anzunehmen bewegen wird! Nachher zum Hofprediger, wo anfangs mich ſeine Gattin empfing. Auch er erſchien, aber in mathematiſche Zirkel vertieft; nachher, als er meinen Namen genauer hörte, wurde er durch die Empfehlung Kant's deſto freundlicher. Es iſt ein eckiges preußiſches Geſicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit ſelbſt aus ſeinen Zügen hervor. Ferner lernte ich da noch kennen Herrn Bräunlich und deſſen Pflegbefohlnen, den Grafen Dänhof, Herrn Büttner, Neveu des Hofpredigers, und einen jungen Gelehrten aus Nürnberg, Herrn Ehrhard, einen guten, trefflichen Kopf, doch ohne Lebensart und Weltkenntniß.“

„Am erſten September ſtand ein Entſchluß in mir feſt, den ich Kant entdekken wollte; eine Hauslehrerſtelle, ſo ungern ich dieſelbe auch angenommen hätte, findet ſich nicht, und die Ungewißheit meiner Lage hindert mich hier, mit freiem Geiſte zu arbeiten, und des bildenden Umgangs meiner Freunde zu genießen: alſo fort, in mein Vaterland zurück! Das kleine Darlehen, welches ich dazu bedarf, wird mir vielleicht durch Kant's Vermittelung verſchafft werden. Aber indem ich zu ihm gehn, und meinen Vorſchlag ihm machen wollte, entfiel mir der Muth. Ich beſchloß zu ſchreiben. Abends wurde ich zu Hofpredigers gebeten, wo ich einen ſehr angenehmen Abend verlebte. Am zweiten vollendete ich den Brief an Kant und ſchickte ihn ab.“

Trotz ſeiner Merkwürdigkeit, kann ich mich doch nicht entſchließen, dieſen Brief hier in franzöſiſcher Sprache mitzutheilen. Ich glaube, es ſteigt mir eine Röthe in die Wangen, und mir iſt, als ſollte ich die verſchämteſten Kümmerniſſe der eignen Familie vor fremden Leuten erzählen. Trotz meinem Streben nach franzöſiſchem Weltſinn, trotz meinem philoſophiſchen Kosmopolitismus, ſitzt doch immer das alte Deutſchland mit allen ſeinen Spießbürgergefühlen in meiner Bruſt. — Genug, ich kann jenen Brief nicht mittheilen, und ich berichte hier nur: Immanuel Kant war ſo arm, daß er trotz der herzzerreißend rührenden Sprache jenes Briefes, dem Johann Gottlieb Fichte kein Geld borgen konnte. Letzterer ward aber darob nicht im mindeſten unmuthig,

wie wir aus den Worten des Tagebuchs, die ich noch hierherſetzen will, ſchließen können:

„Am dritten September wurde ich zu Kant eingeladen. Er empfing mich mit ſeiner gewöhnlichen Offenheit; ſagte aber, er habe ſich über meinen Vorſchlag noch nicht reſolvirt; jetzt bis in vierzehn Tagen ſei er außer Stande. Welche liebenswürdige Offenheit! Uebrigens machte er Schwierigkeiten über meine Deſſeins, welche verriethen, daß er unſere Lage in Sachſen nicht genug kennt. — — Alle dieſe Tage habe ich Nichts gemacht: ich will aber wieder arbeiten und das Uebrige ſchlechthin Gott überlaſſen. — Am ſechsten. — Ich war zu Kant gebeten, der mir vorſchlug, mein Manuſkript über die Kritik aller Offenbarungen durch Vermittlung des Herrn Pfarrer Borowski an Buchhändler Hartung zu verkaufen. Es ſei gut geſchrieben, meinte er, da ich von Umarbeitung ſprach. — Iſt dies wahr? Und doch ſagt es Kant! — Uebrigens ſchlug er mir meine erſte Bitte ab. — Am zehnten war ich zu Mittag bei Kant. Nichts von unſerer Affaire; Magiſter Genſicher war zugegen, und nur allgemeine, zum Theil ſehr intereſſante Geſpräche: auch iſt Kant ganz unverändert gegen mich derſelbe. — — Am dreizehnten, heute, wollte ich arbeiten, und thue Nichts. Mein Mißmuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heute über acht Tage um mich ſtehen? Da iſt mein Geld rein aufgezehrt!“

Nach vielem Umherirren, nach einem langen Aufenthalt in der Schweiz findet Fichte endlich eine feſte Stelle in Jena, und von hieraus datirt ſich ſeine Glanzperiode. Jena und Weimar, zwei ſächſiſche Städtchen, die nur wenige Stunden von einander entfernt liegen, waren damals der Mittelpunkt des deutſchen Geiſterlebens. In Weimar war der Hof und die Poeſie, in Jena war die Univerſität und die Philoſophie. Dort ſahen wir die größten Dichter, hier die größten Gelehrten Deutſchlands. Anno 1794 begann Fichte ſeine Vorleſungen in Jena. Die Jahrzahl iſt bedeutſam und erklärt ſowohl den Geiſt ſeiner damaligen Schriften, als auch die Tribulazionen, denen er ſeitdem ausgeſetzt ſtand, und denen er vier Jahre ſpäter endlich unterlag. Anno 1798 nämlich erheben ſich gegen ihn die Anklagen wegen Atheismus, die ihm unleidliche Verfolgungen zuziehen und auch ſeinen Abgang von Jena bewirken. Dieſe Begebenheit, die merkwürdigſte in Fichte's Leben, hat zugleich eine allgemeine Bedeutung, und wir dürfen nicht davon ſchweigen. Hier kommt auch Fichte's Anſicht von der Natur Gottes ganz eigentlich zur Sprache.

In der Zeitſchrift „Philoſophiſches Journal,“ welche Fichte damals herausgab, druckte er einen Aufſatz, betitelt „Entwickelung des Begriffs Religion,“ der ihm von einem gewiſſen Forberg, welcher Schullehrer zu Sahlfeld, eingeſendet worden. Dieſem Aufſatz fügte er noch eine kleine erläuternde Abhandlung hinzu, unter dem Titel: „Ueber den Grund unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung.“

Die beiden Stücke nun wurden von der kursächsischen Regierung konfiszirt, unter dem Vorgeben, sie enthielten Atheismus, und zugleich ging von Dresden aus ein Requisitionsschreiben an den Weimarschen Hof, worin derselbe aufgefordert wurde, den Professor Fichte ernstlich zu bestrafen. Der Weimarsche Hof hatte nun freilich von dergleichen Ansinnen sich keineswegs irre leiten lassen; aber da Fichte bei diesem Vorfalle die größten Fehlgriffe beging, da er nämlich eine Appellazion an's Publikum schrieb, ohne seine offizielle Behörde zu berücksichtigen: so hat diese, die Weimarsche Regierung, verstimmt und von Außen gedrängt, dennoch nicht vermeiden können, den in seinen Ausdrücken unvorsichtigen Professor mit einer gelinden Rüge zu erquicken. Fichte aber, der sich in seinem Rechte glaubte, wollte solche Rüge nicht geduldig hinnehmen und verließ Jena. Nach seinen damaligen Briefen zu schließen, wurmte ihn ganz besonders das Verhalten zweier Männer, die, durch ihre amtliche Stellung, in seiner Sache besonders wichtige Stimmen hatten, und dieses waren S. Ehrwürdigen der Oberkonsistorialrath v. Herder und S. Excellenz der Geheime Rath v. Goethe. Aber beide sind hinreichend zu entschuldigen. Es ist rührend, wenn man in Herder's hinterlassenen Briefen lies't, wie der arme Herder seine liebe Noth hatte mit den Candidaten der Theologie, die, nachdem sie in Jena studirt, zu ihm nach Weimar kamen, um als protestantische Prediger examinirt zu werden. Ueber Christus, den Sohn, wagte er im Examen sie gar nicht mehr zu befragen; er war froh genug, wenn man ihm nur die Existenz des Vaters zugestand. Was Goethe betrifft, so hat er sich in seinen Memoiren über obiges Ereigniß folgendermaßen geäußert:

„Nach Reinhold's Abgang von Jena, der mit Recht als ein großer Verlust für die Akademie erschien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen im höheren Betracht nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?

„Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorlesungen benutzen wollte, an Werktagen verkümmert hatte, so unternahm er Sonntags Vorlesungen, deren Einleitung Hindernisse fand. Kleine und größere daraus entspringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der oberen Behörden, getuscht und geschlichtet, als uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von Außen beschwerende Anregungen zuzogen.

„Fichte hatte in seinem philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Aus-

drücken über ſolche Geheimniſſe zu widerſprechen ſchien. Er ward in Anſpruch genommen; ſeine Vertheidigung beſſerte die Sache nicht, weil er leidenſchaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man dieſſeits für ihn geſinnt ſei, wie wohl man ſeine Gedanken, ſeine Worte auszulegen wiſſe, welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und eben ſo wenig wie man ihm auf das Gelindeſte herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Beſtärken und Entſchließen wogte in vielfachen unſicheren Reden auf der Akademie in einander; man ſprach von einem miniſteriellen Vorhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, deſſen Fichte ſich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Faſſung, hielt er ſich für berechtigt, ein heftiges Schreiben bei'm Miniſterium einzureichen, worin er jene Maßregel als gewiß vorausſetzend, mit Ungeſtüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne Weiteres von der Akademie abziehen, und in ſolchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer, mit ihm einſtimmig, den Ort zu verlaſſen gedächten.

„Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paraliſirt: hier blieb kein Ausweg, keine Vermittlung übrig, und das Gelindeſte war, ihm ohne Weiteres ſeine Entlaſſung zu ertheilen. Nun erſt, nachdem die Sache ſich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte ſeinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauern.“

Iſt das nicht wie er leibt und lebt, der miniſterielle, ſchlichtende, vertuſchende Goethe? Er rügt im Grunde nur, daß Fichte das geſprochen, was er dachte, und daß er es nicht in den hergebrachten verhüllenden Ausdrücken geſprochen. Er tadelt nicht den Gedanken, ſondern das Wort. Daß der Deismus in der deutſchen Denkerwelt ſeit Kant vernichtet ſei, war, wie ich ſchon einmal geſagt, ein Geheimniß, das jeder wußte, das man aber nicht laut auf dem Markte ausſchreien ſollte. Goethe war ſo wenig Deiſt wie Fichte; denn er war Pantheiſt. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe, mit ſeinem ſcharfen Auge, die Haltloſigkeit der Fichte'ſchen Philoſophie am beſten durchſchauen und ſeine milden Lippen mußten darob lächeln. Den Juden, was doch die Deiſten am Ende alle ſind, mußte Fichte ein Greuel ſein; dem großen Heiden war er blos eine Thorheit. „Der große Heide“ iſt nämlich der Name, den man in Deutſchland dem Goethe beilegt. Doch iſt dieſer Name nicht ganz paſſend. Das Heidenthum des Goethe iſt wunderbar moderniſirt. Seine ſtarke Heidennatur bekundet ſich in dem klaren, ſcharfen Auffaſſen aller äußeren Erſcheinungen, aller Farben und Geſtalten; aber das Chriſtenthum hat ihn zu gleicher Zeit mit einer tieferen Verſtändniß begabt, trotz ſeines ſträubenden Widerwillens hat das Chriſtenthum ihn eingeweiht in die Geheimniſſe

der Geisterwelt, er hat vom Blute Christi genossen, und dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte. Es ist merkwürdig, wie bei Goethe jene Heidennatur von unserer heutigsten Sentimentalität durchdrungen war, wie der antique Marmor so modern pulsirte, und wie er die Leiden eines jungen Werther's eben so stark mitempfand, wie die Freuden eines alten Griechengottes. Der Pantheismus des Goethe ist also von dem heidnischen sehr unterschieden. Um mich kurz auszudrücken: Goethe war der Spinoza der Poesie. Alle Gedichte Goethe's sind durchdrungen von demselben Geiste, der uns auch in den Schriften des Spinoza anweht. Daß Goethe gänzlich der Lehre des Spinoza huldigte, ist keinem Zweifel unterworfen. Wenigstens beschäftigte er sich damit während seiner ganzen Lebenszeit; in dem Anfang seiner Memoiren, so wie auch in dem kürzlich erschienenen letzten Bande derselben, hat er solches freimüthig bekannt. Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen, daß Herder über diese beständige Beschäftigung mit Spinoza, einst übellaunig ausrief: wenn doch der Goethe einmal ein anderes lateinisches Buch als den Spinoza in die Hand nähme! Aber dieses gilt nicht blos von Goethe; noch eine Menge seiner Freunde, die später mehr oder minder als Dichter bekannt wurden, huldigten frühzeitig dem Pantheismus, und dieser blühte praktisch in der deutschen Kunst, ehe er noch als philosophische Theorie bei uns zur Herrschaft gelangte. Eben zur Zeit Fichte's, als der Idealismus im Reiche der Philosophie seine erhabenste Blüthezeit feierte, ward er im Reiche der Kunst gewaltsam zerstört, und es entstand hier jene berühmte Kunstrevoluzion, die noch heute nicht beendigt ist, und die mit dem Kampfe der Romantiker gegen das altklassische Regime, mit den Schlegel'schen Emeuten, anfängt.

In der That, unsere ersten Romantiker handelten aus einem pantheistischen Instinkt, den sie selbst nicht begriffen. Das Gefühl, das sie für Heimweh nach der katholischen Mutterkirche hielten, war tieferen Ursprungs als sie selbst ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Ueberlieferungen des Mittelalters, für dessen Volksglauben, Teufelthum, Zauberwesen, Hexerei . . . Alles das war eine bei ihnen plötzlich erwachte aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen, und in der schnöde beschmutzten und boshaft verstümmelten Gestalt liebten sie eigentlich nur die vorchristliche Religion ihrer Väter. Hier muß ich erinnern an das erste Buch, wo ich gezeigt wie das Christenthum die Elemente der altgermanischen Religion in sich aufgenommen, wie diese nach schmählichster Umwandlung sich im Volksglauben des Mittelalters erhalten haben, so daß der alte Naturdienst als lauter böse Zauberei, die alten Götter als lauter häßliche Teufel und ihre keuschen Priesterinnen als lauter ruchlose Hexen betrachtet wurden. Die Ver-

irrungen unſerer erſten Romantiker laſſen ſich von dieſem Geſichtspunkte aus etwas milder beurtheilen als es ſonſt geſchieht. Sie wollten das katholiſche Weſen des Mittelalters reſtauriren, weil ſie fühlten, daß von den Heiligthümern ihrer älteſten Väter, von den Herrlichkeiten ihrer früheſten Nazionalität, ſich noch manches darin erhalten hat; es waren dieſe verſtümmelten und geſchändeten Reliquien, die ihr Gemüth ſo ſympathetiſch anzogen, und ſie haßten den Proteſtantismus und den Liberalismus, die dergleichen mitſammt der ganzen katholiſchen Vergangenheit zu vertilgen ſtreben.

Doch darüber werde ich ſpäter ſprechen. Hier gilt es nur zu erwähnen, daß der Pantheismus ſchon zur Zeit Fichte's in die deutſche Kunſt eindrang, daß ſogar die katholiſchen Romantiker unbewußt dieſer Richtung folgten, und daß Goethe ſie am beſtimmteſten ausſprach. Dieſes geſchieht ſchon im Werther, wo er nach einer liebeſeligen Identifizirung mit der Natur ſchmachtet. Im Fauſt ſucht er ein Verhältniß mit der Natur anzuknüpfen auf einem trotzig myſtiſchen, unmittelbaren Wege: er beſchwört die geheimen Erdkräfte, durch die Zauberformeln des Höllenzwangs. Aber am reinſten und lieblichſten beurkundet ſich dieſer Goethe'ſche Pantheismus in ſeinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat ſich aus der mathematiſchen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethe'ſches Lied. Daher die Wuth unſerer Orthodoxen und Pietiſten gegen das Goethe'ſche Lied. Mit ihren frommen Bärentatzen tappen ſie nach dieſem Schmetterling, der ihnen beſtändig entflattert. Das iſt ſo zart ätheriſch, ſo duftig beflügelt. Ihr Franzoſen könnt Euch keinen Begriff davon machen, wenn Ihr die Sprache nicht kennt. Dieſe Goetheſchen Lieder haben einen neckiſchen Zauber, der unbeſchreibbar. Die harmoniſchen Verſe umſchlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt.

In Goethe's Betragen gegen Fichte, ſehen wir alſo keineswegs die häßlichen Motive, die von manchen Zeitgenoſſen mit noch häßlicheren Worten bezeichnet worden. Sie hatten die verſchiedene Natur beider Männer nicht begriffen. Die Mildeſten mißdeuteten die Paſſivität Goethe's, als ſpäter Fichte ſtark bedrängt und verfolgt wurde. Sie berückſichtigten nicht Goethe's Lage. Dieſer Rieſe war Miniſter in einem deutſchen Zwergſtaate. Er konnte ſich nie natürlich bewegen. Man ſagte von dem ſitzenden Jupiter des Phydias zu Olympia, daß er das Dachgewölbe des Tempels zerſprengen würde, wenn er einmal plötzlich aufſtünde. Dies war ganz die Lage Goethe's zu Weimar; wenn er aus ſeiner ſtillſitzenden Ruhe einmal plötzlich in die Höhe gefahren wäre, er hätte den Staatsgiebel durchbrochen, oder, was noch wahrſcheinlicher, er hätte ſich daran den Kopf zerſtoßen. Und dieſes ſollte er riskiren für eine Lehre, die nicht blos irrig, ſondern auch lächerlich? Der deutſche Jupiter blieb ruhig ſitzen, und ließ ſich ruhig anbeten und beräuchern.

Es würde mich von meinem Thema zu sehr entfernen, wollte ich vom Standpunkte damaliger Kunstinteressen aus, das Betragen Goethe's bei Gelegenheit der Anklage Fichte's noch gründlicher rechtfertigen. Für Fichte spricht nur, daß die Anklage eigentlich ein Vorwand war und daß sich politische Verhetzungen dahinter verbargen. Denn wegen Atheismus kann wohl ein Theolog angeklagt werden, weil er sich verpflichtet hat bestimmte Doktrinen zu lehren. Ein Philosoph hat aber keine solche Verpflichtung eingegangen, kann sie nicht eingehn, und sein Gedanke ist frei wie der Vogel in der Luft. — Es ist vielleicht Unrecht, daß ich, theils um meine eigenen, theils um Anderer Gefühle zu schonen, nicht alles was jene Anklage selbst begründete und rechtfertigte, hier mittheile. Nur eine von den mißlichen Stellen will ich aus dem inkulpirten Aufsatze hier hersetzen: „— — Die lebendige und wirkende moralische Ordnung ist selbst Gott; wir bedürfen keines anderen Gottes und können keinen anderen fassen. Es liegt kein Grund in der Vernunft aus jener moralischen Weltordnung herauszugehen und vermittelst eines Schlusses vom Begründeten auf den Grund noch ein besonderes Wesen, als die Ursache desselben, anzunehmen; der ursprüngliche Verstand macht sonach diesen Schluß sicher nicht, und kennt kein solches besonderes Wesen; nur eine sich selbst mißverstehende Philosophie macht ihn. — —"

Wie es halsstarrigen Menschen eigenthümlich, so hat sich Fichte in seiner Appellazion an das Publikum und seiner gerichtlichen Verantwortung noch derber und greller ausgesprochen, und zwar mit Ausdrücken, die unser tiefstes Gemüth verletzen. Wir, die wir an einen wirklichen Gott glauben, der unseren Sinnen in der unendlichen Ausdehnung, und unserem Geiste in dem unendlichen Gedanken sich offenbart, wir, die wir einen sichtbaren Gott verehren in der Natur und seine unsichtbare Stimme in unserer eigenen Seele vernehmen: wir werden widerwärtig berührt von den grellen Worten, womit Fichte unseren Gott für ein bloßes Hirngespinnst erklärt und sogar ironisirt. Es ist zweifelhaft, in der That, ob es Ironie oder bloßer Wahnsinn ist, wenn Fichte den lieben Gott von allem sinnlichen Zusatze so rein befreit, daß er ihm sogar die Existenz abspricht, weil Existiren ein sinnlicher Begriff und nur als sinnlicher möglich ist! Die Wissenschaftslehre, sagt er, kennt kein anderes Sein als das sinnliche, und da nur den Gegenständen der Erfahrung ein Sein zugeschrieben werden kann, so ist dieses Prädikat bei Gott nicht zu gebrauchen. Demnach hat der Fichte'sche Gott keine Existenz, er ist nicht, er manifestirt sich nur als reines Handeln, als eine Ordnung von Begebenheiten, als ordo ordinans, als das Weltgesetz.

Solchermaßen hat der Idealismus die Gottheit durch alle möglichen Abstrakzionen so lange durchfiltrirt, bis am Ende gar nichts mehr von ihr übrig

blieb. Jetzt, wie bei Euch an der Stelle eines Königs, ſo bei uns an der Stelle eines Gottes, herrſchte das Geſetz.

Was iſt aber unſinniger, eine loix athée, ein Geſetz, welches keinen Gott hat, oder eine Dieu-loix, ein Gott, der nur ein Geſetz iſt?

Der Fichte'ſche Idealismus gehört zu den koloſſalſten Irrthümern, die jemals der menſchliche Geiſt ausgeheckt. Er iſt gottloſer und verdammlicher als der plumpſte Materialismus. Was man Atheismus der Materialiſten hier in Frankreich nennt, wäre, wie ich leicht zeigen könnte, noch immer etwas Erbauliches, etwas Frommgläubiges, in Vergleichung mit den Reſultaten des Fichte'ſchen Transzendentalidealismus. So viel weiß ich, beide ſind mir zuwider. Beide Anſichten ſind auch antipoetiſch. Die franzöſiſchen Materialiſten haben eben ſo ſchlechte Verſe gemacht, wie die deutſchen Transzendentalidealiſten. Aber ſtaatsgefährlich iſt die Lehre Fichte's keineswegs geweſen, und noch weniger verdiente ſie als ſtaatsgefährlich verfolgt zu werden. Um von dieſer Irrlehre mißleitet werden zu können, dazu bedurfte man eines ſpekulativen Scharfſinns, wie er nur bei wenigen Menſchen gefunden wird. Dem großen Haufen mit ſeinen tauſend dicken Köpfen war dieſe Irrlehre ganz unzugänglich. Die Fichte'ſche Anſicht von Gott hätte alſo auf razionellem, aber nicht auf polizeilichem Wege widerlegt werden müſſen. Wegen Atheismus in der Philoſophie angeklagt zu werden, war auch in Deutſchland ſo etwas Befremdliches, daß Fichte wirklich im Anfang gar nicht wußte, was man begehre. Ganz richtig ſagte er, die Frage, ob eine Philoſophie atheiſtiſch ſei oder nicht? klinge einem Philoſophen eben ſo wunderlich, wie etwa einem Mathematiker die Frage: ob ein Dreieck grün oder roth ſei?

Jene Anklage hatte alſo ihre verborgenen Gründe, und dieſe hat Fichte bald begriffen. Da er der ehrlichſte Menſch von der Welt war, ſo dürfen wir einem Briefe, worin er ſich gegen Reinhold über jene verborgenen Gründe ausſpricht, völligen Glauben ſchenken, und da dieſer Brief, datirt vom zweiundzwanzigſten Mai 1799, die ganze Zeit ſchildert und die ganze Bedrängniß des Mannes veranſchaulichen kann, ſo wollen wir einen Theil deſſelben hierherſetzen:

„Ermattung und Ekel beſtimmen mich zu dem Dir ſchon mitgetheilten Entſchluſſe, für einige Jahre ganz zu verſchwinden. Ich war, meiner damaligen Anſicht der Sache nach, ſogar überzeugt, daß dieſen Entſchluß die Pflicht fordere, indem bei der gegenwärtigen Gährung ich ohnedies nicht gehört werden, und die Gährung nur ärger machen würde, nach ein Paar Jahren aber, wenn die erſte Befremdung ſich gelegt, ich mit deſto größerem Nachdruck ſprechen würde. — Ich denke jetzt anders. Ich darf jetzt nicht verſtummen: ſchweige ich jetzt, ſo dürfte ich wohl nie wieder an's Reden kommen. — Es

war mir, ſeit der Verbindung Rußlands mit Oeſtreich, ſchon längſt wahrſcheinlich, was mir nunmehr durch die neueſten Begebenheiten, und beſonders ſeit dem gräßlichen Geſandtenmord (über den man hier jubelt, und über welchen S. und G. ausrufen: ſo iſt's recht, dieſe Hunde muß man todt ſchlagen) völlig gewiß iſt, daß der Despotismus ſich von nun an mit Verzweiflung vertheidigen wird, daß er durch Paul und Pitt konſequent wird, daß die Baſis ſeines Plans die iſt, die Geiſtesfreiheit auszurotten, und daß die Deutſchen ihm die Erreichung dieſes Zwecks nicht erſchweren werden.

„Glaube z. B. nicht, daß der Weimar'ſche Hof geglaubt hat, der Frequenz der Univerſität werde durch meine Gegenwart geſchadet werden; er weiß zu wohl das Gegentheil. Er hat zufolge des allgemeinen, beſonders von Kurſachſen kräftigſt ergriffenen Plans mich entfernen müſſen. Burſcher in Leipzig, ein Eingeweihter dieſer Geheimniſſe, iſt ſchon gegen Ende des vorigen Jahres eine anſehnliche Wette eingegangen, daß ich zu Ende dieſes Jahres Erulant ſein würde. Voigt iſt durch Burgsdorf ſchon längſt gegen mich gewonnen worden. Vom Departement der Wiſſenſchaften zu Dresden iſt bekannt gemacht worden, daß keiner, der ſich auf die neuere Philoſophie lege, befördert werden, oder, wenn er es ſchon iſt, weiter rücken ſolle. In der Freiſchule zu Leipzig iſt ſogar die Roſenmüller'ſche Aufklärung bedenklich gefunden; Luther's Katechismus iſt neuerlich dort wieder eingeführt, und die Lehrer ſind von neuem auf die ſymboliſchen Bücher konfirmirt worden. Das wird weiter gehn und ſich verbreiten. — — — In Summa: es iſt nichts gewiſſer, als das Gewiſſeſte, daß, wenn nicht die Franzoſen die ungeheuerſte Uebermacht erringen und in Deutſchland, wenigſtens einem beträchtlichen Theile deſſelben, eine Veränderung durchſetzen, in einigen Jahren in Deutſchland kein Menſch mehr, der dafür bekannt iſt, in ſeinem Leben einen freien Gedanken gedacht zu haben, eine Ruheſtätte finden wird. — Es iſt mir alſo gewiſſer als das Gewiſſeſte, daß ſinde ich auch jetzt irgendwo ein Winkelchen, ich doch in einem, höchſtens in zwei Jahren wieder fortgejagt werden würde; und es iſt gefährlich ſich an mehreren Orten fortjagen zu laſſen; dies lehrt hiſtoriſch Rouſſeau's Beiſpiel.

„Geſetzt, ich ſchweige ganz, ſchreibe nicht das Geringſte mehr: wird man mich unter dieſer Bedingung ruhig laſſen? Ich glaube dies nicht, und geſetzt, ich könnte es von den Höfen hoffen, wird nicht die Geiſtlichkeit, wohin ich mich auch wende, den Pöbel gegen mich aufhetzen, mich von ihm ſteinigen laſſen, und nun — die Regierungen bitten, mich als einen Menſchen, der Unruhen erregt, zu entfernen? Aber, darf ich dann ſchweigen? Nein, das darf ich wahrlich nicht; denn ich habe Grund zu glauben, daß, wenn noch Etwas gerettet werden kann des deutſchen Geiſtes, es durch mein Reden gerettet werden kann, und durch mein Stillſchweigen die Philoſophie ganz und zu frühe

zu Grunde gehen würde. Denen ich nicht zutraue, daß sie mich schweigend würden existiren lassen, traue ich noch weniger zu, daß sie mich werden reden lassen.

„Aber ich werde sie von der Unschädlichkeit meiner Lehre überzeugen. — Lieber Reinhold, wie Du mir so gut von diesen Menschen denken kannst! Je klarer ich werde, je unschuldiger ich erscheine, desto schwärzer werden sie und desto größer wird überhaupt mein wahres Vergehen. Ich habe nie geglaubt, daß sie meinen vorgeblichen Atheismus verfolgen; sie verfolgen in mir einen Freidenker, der anfängt sich verständlich zu machen, (Kant's Glück war seine Obscurität) und einen verschrieenen Demokraten; es erschreckt sie, wie ein Gespenst, die Selbstständigkeit, die, wie sie dunkel ahnen, meine Philosophie weckt."

Ich bemerke nochmals, daß dieser Brief nicht von gestern ist, sondern das Datum des 22. Mai 1799 trägt. Die politischen Verhältnisse jener Zeit haben eine gar betrübende Aehnlichkeit mit den neuesten Zuständen in Deutschland; nur daß damals der Freiheitssinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und sonstigen Literaten blühete, heutigen Tags aber unter diesen viel minder, sondern weit mehr in der großen activen Masse, unter Handwerkern und Gewerbsleuten sich ausspricht. Während zur Zeit der ersten Revoluzion die bleiern deutscheste Schlafsucht auf dem Volke lastete, und gleichsam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrschte, offenbarte sich in unserer Schriftwelt das wildeste Gähren und Wallen. Der einsamste Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutschlands lebte, nahm Theil an dieser Bewegung; fast sympathetisch, ohne von den politischen Vorgängen genau unterrichtet zu sein, fühlte er ihre sociale Bedeutung, und sprach sie aus in seinen Schriften. Dieses Phänomen mahnt mich an die großen Seemuscheln, welche wir zuweilen als Zierrath auf unsere Kamine stellen, und die, wenn sie auch noch so weit vom Meere entfernt sind, dennoch plötzlich zu rauschen beginnen, sobald dort die Fluthzeit eintritt und die Wellen gegen die Küste heranbrechen. Als hier in Paris, in dem großen Menschen-Ocean, die Revoluzion losfluthete, als es hier brandete und stürmte, da rauschten und brausten jenseits des Rheins die deutschen Herzen . . . Aber sie waren so isolirt, sie standen unter lauter fühllosem Porzellan, Theetassen und Kaffeekannen und chinesischen Pagoden, die mechanisch mit dem Kopfe nickten, als wüßten sie, wovon die Rede sei. Ach! unsere armen Vorgänger in Deutschland mußten für jene Revoluzionssympathie sehr arg büßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpsten und gemeinsten Tücken. Einige von ihnen flüchteten nach Paris und sind hier in Armuth und Elend verkommen und verschollen. Ich habe jüngst einen blinden Landsmann gesehen, der noch seit jener Zeit in Paris ist; ich sah ihn im Palais-Royal, wo er sich ein bischen an der Sonne gewärmt hatte. Es war

ſchmerzlich anzuſehen, wie er blaß und mager war und ſich ſeinen Weg an den Häuſern weiter fühlte. Man ſagte mir, es ſei der alte däniſche Dichter Heyberg. Auch die Dachſtube habe ich jüngſt geſehen, wo der Bürger Georg Forſter geſtorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutſchland blieben, wäre es aber noch weit ſchlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und ſeine Franzoſen uns beſiegt hätten. Napoleon hat gewiß nie geahnt, daß er ſelbſt der Retter der Ideologie geweſen. Ohne ihn wären unſere Philoſophen mitſammt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutſchen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikaniſch geſinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmüthig, um ſich der Fremdherrſchaft anzuſchließen, hüllten ſich ſeitdem in ein ſtilles Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit geſchloſſenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten ſie, aber wehmüthig, und ſchwiegen; ſie nahmen faſt gar keinen Theil an dem patriotiſchen Enthuſiasmus, der damals, mit allerhöchſter Bewilligung, in Deutſchland emporjubelte. Sie wußten, was ſie wußten, und ſchwiegen. Da dieſe Republikaner eine ſehr keuſche, einfache Lebensart führen, ſo werden ſie gewöhnlich ſehr alt, und als die Julirevoluzion ausbrach, waren noch viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käuze, die wir ſonſt immer ſo gebeugt und ſo blödſinnig ſchweigend umherwandeln geſehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten, und die Hände drückten, und luſtige Geſchichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich ſogar ſingen; denn im Kaffeehauſe ſang er uns die Marſeiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die ſchönen Worte, und es dauerte nicht lange, ſo ſangen wir ſie beſſer als der Alte ſelbſt; denn der hat manchmal in der beſten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es iſt immer gut, wenn ſo alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden ſie nicht vergeſſen, und einige von uns werden ſie einſt jenen Enkeln einſtudiren, die jetzt noch nicht geboren ſind. Viele von uns werden aber unterdeſſen verfault ſein, daheim im Gefängniſſe oder auf einer Dachſtube in der Fremde.

Ich habe oben gezeigt, wie die Fichte'ſche Philoſophie aus den dünnſten Abſtrakzionen aufgebaut, dennoch eine eiſerne Unbeugſamkeit in ihren Folgerungen, die bis zur verwegenſten Spitze emporſtiegen, kund gab. Aber eines frühen Morgens erblicken wir in ihr eine große Veränderung. Das fängt an zu blümeln und zu flennen und wird weich und beſcheiden. Aus dem idealiſtiſchen Titanen, der auf der Gedankenleiter den Himmel erkletterte und mit kecker Hand in deſſen leere Gemächer herumgetaſtet, wird jetzt etwas gebückt Chriſtliches, das viel von Liebe ſeufzt. Solches iſt nun die zweite Periode von Fichte, die uns hier wenig angeht. Sein ganzes Syſtem erleidet die befremdlichſten Modifikazionen. In jener Zeit ſchrieb er ein Buch, welches Ihr jüngſt überſetzt:

„die Bestimmung des Menschen.“ Ein ähnliches Buch „Anweisung zum seligen Leben“ gehört ebenfalls in jene Periode.

Fichte, der starrsinnige Mann, wie sich von selbst versteht, wollte dieser eigenen großen Umwandlung niemals eingeständig sein. Er behauptete, seine Philosophie sei noch immer dieselbe, nur die Ausdrücke seien verändert, verbessert; man habe ihn nie verstanden. Er behauptete auch, die Naturphilosophie, die damals in Deutschland aufkam und den Idealismus verdrängte, sei im Grunde ganz und gar sein eignes System, und sein Schüler, Herr Joseph Schelling, welcher sich von ihm losgesagt und jene neue Philosophie eingeleitet, habe blos die Ausdrücke umgeschaffen und seine alte Lehre nur durch unerquickliche Zuthat erweitert.

Wir gelangen hier zu einer neuen Phase des deutschen Gedankens. Wir erwähnten die Namen Joseph Schelling und Naturphilosophie; da nun ersterer hier fast ganz unbekannt ist, und da auch der Ausdruck Naturphilosophie nicht allgemein verstanden wird, so habe ich beider Bedeutung zu erklären. Erschöpfend können wir solches nun freilich nicht in diesen Blättern; ein späteres Buch werden wir einer solchen Aufgabe widmen. Nur einige eindringende Irrthümer wollen wir hier abweisen, und nur der socialen Wichtigkeit der erwähnten Philosophie einige Aufmerksamkeit leihen.

Zuerst ist zu erwähnen, daß Fichte nicht so ganz Unrecht hat, wenn er eiferte des Herrn Joseph Schelling's Lehre sei eigentlich die seinige, nur anders formulirt und erweitert. Eben so wie Herr Joseph Schelling lehrte auch Fichte: es giebt nur ein Wesen, das Ich, das Absolute; er lehrte Identität des Idealen und des Realen. In der Wissenschaftslehre, wie ich gezeigt, hat Fichte durch intellektuelle Construkzion aus dem Idealen das Reale konstruiren wollen. Herr Joseph Schelling hat aber die Sache umgekehrt: er suchte aus dem Realen das Ideale herauszudeuten. Um mich noch klarer auszudrücken: von dem Grundsatze ausgehend, daß der Gedanke und die Natur eins und dasselbe seien, gelangte Fichte durch Geistesoperazion zur Erscheinungswelt, aus dem Gedanken schafft er die Natur, aus dem Idealen das Reale; dem Herrn Schelling hingegen, während er von demselben Grundsatz ausgeht, wird die Erscheinungswelt zu lauter Ideen, die Natur wird ihm zum Gedanken, das Reale zum Idealen. Beide Richtungen, die von Fichte und die von Herrn Schelling, ergänzen sich daher gewissermaßen. Denn nach jenem erwähnten obersten Grundsatze konnte die Philosophie in zwei Theile zerfallen, und in dem einen Theile würde man zeigen: wie aus der Idee die Natur zur Erscheinung kommt; in dem andern Theil würde man zeigen: wie die Natur sich in lauter Ideen auflöst. Die Philosophie konnte daher zerfallen in transzendentalen Idealismus und in Naturphilosophie. Diese beiden Richtungen hat nun auch Herr Schelling wirklich anerkannt, und die letztere verfolgte er in seinen „Ideen

zu einer Philoſophie der Natur" und erſtere in ſeinem Syſtem des transzendentalen Idealismus.

Dieſe Werke, wovon das eine 1797 und das andere 1800 erſchien, erwähne ich nur deshalb, weil jene ergänzende Richtungen ſchon in ihrem Titel ausgeſprochen, nicht weil etwa ein vollſtändiges Syſtem in ihnen enthalten ſei. Nein, dieſes findet ſich in keinem von Herrn Schelling's Büchern. Bei ihm giebt es nicht, wie bei Kant und bei Fichte, ein Hauptbuch, welches als Mittelpunkt ſeiner Philoſophie betrachtet werden kann. Es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man Herrn Schelling nach dem Umfange eines Buches und nach der Strenge des Buchſtabens beurtheilen wollte. Man muß vielmehr ſeine Bücher chronologiſch leſen, die allmähliche Ausbildung ſeines Gedankens darin verfolgen, und ſich dann an ſeiner Grundidee feſthalten. Ja, es ſcheint mir auch nöthig, daß man bei ihm nicht ſelten unterſcheide, wo der Gedanke aufhört und die Poeſie anfängt. Denn Herr Schelling iſt eines von jenen Geſchöpfen, denen die Natur mehr Neigung zur Poeſie als poetiſche Potenz verliehen hat, und die, unfähig den Töchtern des Parnaſſus zu genügen, ſich in die Wälder der Philoſophie geflüchtet und dort mit abſtrakten Hamadryaden die unfruchtbarſte Ehe führen. Ihr Gefühl iſt poetiſch, aber das Werkzeug, das Wort, iſt ſchwach; ſie ringen vergebens nach einer Kunſtform, worin ſie ihre Gedanken und Erkenntniſſe mittheilen können. Die Poeſie iſt Herrn Schelling's Force und Schwäche. Sie iſt es, wodurch er ſich von Fichte unterſcheidet, ſowohl zu ſeinem Vortheil als auch zu ſeinem Nachtheil. Fichte iſt nur Philoſoph und ſeine Macht beſteht in Dialektik und ſeine Stärke beſteht im Demonſtriren. Dieſes aber iſt die ſchwache Seite des Herrn Schelling, er lebt mehr in Anſchauungen, er fühlt ſich nicht heimiſch auf den kalten Höhen der Logik, er ſchnappt gern über in die Blumenthäler der Symbolik, und ſeine philoſophiſche Stärke beſteht im Conſtruiren. Letzteres aber iſt eine Geiſtesfähigkeit, die bei den mittelmäßigen Poeten eben ſo oft gefunden wird, wie bei den beſten Philoſophen.

Nach dieſer letzteren Andeutung wird begreiflich, daß Herr Schelling in demjenigen Theile der Philoſophie, der blos transzendentaler Idealismus iſt, nur ein Nachbeter von Fichte geblieben und bleiben mußte; daß er aber in der Philoſophie der Natur, wo er unter Blumen und Sternen zu wirthſchaften hatte, gar gewaltig blühen und ſtrahlen mußte. Dieſe Richtung iſt daher nicht blos von ihm, ſondern auch von den gleichgeſtimmten Freunden vorzugsweiſe verfolgt worden, und der Ungeſtüm, der dabei zum Vorſchein kam, war gleichſam nur eine dichterlingſche Reakzion gegen die frühere abſtrakte Geiſtesphiloſophie. Wie freigelaſſene Schulknaben, die den ganzen Tag in engen Sälen unter der Laſt der Vokabeln und Chiffern geſeufzt, ſo ſtürmten die Schüler des Herrn

Schelling hinaus in die Natur, in das duftende, sonnige Reale, und jauchzten, und schlugen Purzelbäume, und machten einen großen Spektakel.

Der Ausdruck „die Schüler des Herrn Schelling's" darf hier ebenfalls nicht in seinem gewöhnlichen Sinne genommen werden. Herr Schelling selber sagt, nur in der Art der alten Dichter habe er eine Schule bilden wollen, eine Dichterschule, wo keiner an eine bestimmte Doktrin und durch eine bestimmte Disciplin gebunden ist, sondern wo jeder dem Geiste gehorcht und jeder ihn in seiner Weise offenbart. Er hätte auch sagen können, er stifte eine Prophetenschule, wo die Begeisterten zu prophezeien anfangen, nach Lust und Laune, und in beliebiger Sprechart. Dies thaten auch wirklich die Jünger, die des Meisters Geist angeregt, die beschränktesten Köpfe fingen an zu prophezeien, jeder in einer anderen Zunge, und es entstand ein großes Pfingstfest in der Philosophie.

Wie das Bedeutendste und Herrlichste zu lauter Mummenschanz und Narrethei verwendet werden kann, wie eine Rotte von feigen Schälken und melancholischen Hanswürsten im Stande ist, eine große Idee zu kompromittiren, das sehen wir hier bei Gelegenheit der Naturphilosophie. Aber das Ridikül, das ihr die Prophetenschule oder die Dichterschule des Herrn Schelling bereitet, kommt wahrlich nicht auf ihre eigne Rechnung. Denn die Idee der Naturphilosophie ist ja im Grunde nichts anders, als die Idee des Spinoza, der Pantheismus.

Die Lehre des Spinoza und die Naturphilosophie, wie sie Schelling in seiner besseren Periode aufstellte, sind wesentlich eins und dasselbe. Die Deutschen, nachdem sie den Locke'schen Materialismus verschmäht und den Leibniz'schen Idealismus bis auf die Spitze getrieben und diesen ebenfalls unfruchtbar erfunden, gelangten endlich zu dem dritten Sohne des Descartes, zu Spinoza. Die Philosophie hat wieder einen großen Kreislauf vollendet, und man kann sagen, es sei derselbe, den sie schon vor zweitausend Jahren in Griechenland durchlaufen. Aber bei näherer Vergleichung dieser beiden Kreisläufe zeigt sich eine wesentliche Verschiedenheit. Die Griechen hatten eben so kühne Skeptiker, wie wir, die Eleaten haben die Realität der Außenwelt eben so bestimmt geläugnet, wie unsere neueren Transzendentalidealisten. Plato hat eben so gut wie Herr Schelling in der Erscheinungswelt die Geisteswelt wiedergefunden. Aber wir haben etwas voraus vor den Griechen, so wie auch vor den kartesianischen Schulen, wir haben etwas vor ihnen voraus, nämlich:

Wir begannen unseren philosophischen Kreislauf mit einer Prüfung der menschlichen Erkenntnißquellen, mit der Kritik der reinen Vernunft unseres Immanuel Kant.

Bei Erwähnung Kant's kann ich obigen Betrachtungen hinzufügen, daß der Beweis für das Dasein Gottes, den derselbe noch bestehen lassen, nämlich

der ſogenannte moraliſche Beweis, von Herrn Schelling mit großem Elat umgeſtoßen worden. Ich habe aber oben ſchon bemerkt, daß dieſer Beweis nicht von ſonderlicher Stärke war, und daß Kant ihn vielleicht nur aus Gutmüthigkeit beſtehen laſſen. Der Gott des Herrn Schelling iſt das Gott-Welt-All des Spinoza. Wenigſtens war er es im Jahre 1801, im zweiten Bande der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik. Hier iſt Gott die abſolute Identität der Natur und des Denkens, der Materie und des Geiſtes, und die abſolute Identität iſt nicht Urſache des Welt-Alls, ſondern ſie iſt das Welt-All ſelbſt, ſie iſt alſo das Gott-Welt-All. In dieſem giebt es auch keine Gegenſätze und Theilungen. Die abſolute Identität iſt auch die abſolute Totalität. Ein Jahr ſpäter hat Herr Schelling ſeinen Gott noch mehr entwickelt, nämlich in einer Schrift, betitelt „Bruno, oder über das göttliche oder natürliche Prinzip der Dinge.“ Dieſer Titel erinnert an den edelſten Märtyrer unſerer Doktrin, Jordano Bruno von Nola, glorreichen Andenkens. Die Italiener behaupten, Herr Schelling habe dem alten Bruno ſeine beſten Gedanken entlehnt, und ſie beſchuldigen ihn des Plagiats. Sie haben Unrecht, denn es giebt kein Plagiat in der Philoſophie. Anno 1804 erſchien der Gott des Herrn Schelling endlich ganz fertig in einer Schrift, betitelt: Philoſophie und Religion. Hier finden wir in ihrer Vollſtändigkeit die Lehre vom Abſoluten. Hier wird das Abſolute in drei Formeln ausgedrückt. Die erſte iſt die kategoriſche: das Abſolute iſt weder das Ideale noch das Reale (weder Geiſt noch Materie), ſondern es iſt die Identität beider. Die zweite Formel iſt die hypothetiſche: wenn ein Subjekt und ein Objekt vorhanden iſt, ſo iſt das Abſolute die weſentliche Gleichheit dieſer beiden. Die dritte Formel iſt die disjunktive: es iſt nur Ein Sein, aber dies Eine kann zu gleicher Zeit, oder abwechſelnd, als ganz ideal oder als ganz real betrachtet werden. Die erſte Formel iſt ganz negativ, die zweite ſetzt eine Bedingung voraus, die noch ſchwerer zu begreifen iſt, als das Bedingte ſelbſt, und die dritte Formel iſt ganz die des Spinoza: die abſolute Subſtanz iſt erkennbar entweder als Denken oder als Ausdehnung. Auf philoſophiſchem Wege konnte alſo Herr Schelling nicht weiter kommen als Spinoza, da nur unter der Form dieſer beiden Attribute, Denken und Ausdehnung, das Abſolute zu begreifen iſt. Aber Herr Schelling verläßt jetzt den philoſophiſchen Weg, und ſucht durch eine Art myſtiſcher Intuizion zur Anſchauung des Abſoluten ſelbſt zu gelangen, er ſucht es anzuſchauen in ſeinem Mittelpunkt, in ſeiner Weſenheit, wo es weder etwas Ideales iſt noch etwas Reales, weder Gedanken noch Ausdehnung, weder Subjekt noch Objekt, weder Geiſt noch Materie, ſondern . . . was weiß ich!

Hier hört die Philoſophie auf bei Herrn Schelling, und die Poeſie, ich will ſagen, die Narrheit, beginnt. Hier aber auch findet er den meiſten Anklang bei einer Menge von Faſelhänſen, denen es eben recht iſt, das ruhige Denken

aufzugeben, und gleichsam jene Derwisch Tourneurs nachzunahmen, die, wie unser Freund Jülles David erzählt, sich so lange im Kreise herumdrehen, bis sowohl objektive wie subjektive Welt ihnen entschwindet; bis beides zusammenfließt in ein weißes Nichts, das weder real noch ideal ist, bis sie etwas sehen, was nicht sichtbar, hören, was nicht hörbar, bis sie Farben hören und Töne sehen, bis sich das Absolute ihnen veranschaulicht.

Ich glaube, mit dem Versuch, das Absolute intellektuell anzuschauen, ist die philosophische Laufbahn des Herrn Schelling beschlossen. Ein größerer Denker tritt jetzt auf, der die Naturphilosophie zu einem vollendeten System ausbildet, aus ihrer Synthese die ganze Welt der Erscheinungen erklärt, die großen Ideen seiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzt, sie durch alle Disciplinen durchführt und also wissenschaftlich begründet. Er ist ein Schüler des Herrn Schelling, aber ein Schüler, der allmählich im Reiche der Philosophie aller Macht seines Meisters sich bemeisterte, diesem herrschsüchtig über den Kopf wuchs und ihn endlich in die Dunkelheit verstieß. Es ist der große Hegel, der größte Philosoph, den Deutschland seit Leibnitz erzeugt hat. Es ist keine Frage, daß er Kant und Fichte weit überragt. Er ist scharf wie jener und kräftig wie dieser, und hat dabei noch einen konstituirenden Seelenfrieden, eine Gedankenharmonie, die wir bei Kant und Fichte nicht finden, da in diesen mehr der revoluzionäre Geist waltet. Diesen Mann mit Herrn Joseph Schelling zu vergleichen, ist gar nicht möglich; denn Hegel war ein Mann von Charakter. Und wenn er auch, gleich Herrn Schelling, dem Bestehenden in Staat und Kirche einige allzubedenkliche Rechtfertigungen verlieh, so geschah dieses doch für einen Staat, der dem Prinzip des Fortschrittes wenigstens in der Theorie huldigt, und für eine Kirche, die das Prinzip der freien Forschung als ihr Lebenselement betrachtet; und er machte daraus kein Hehl, er war aller seiner Absichten eingeständig. Herr Schelling hingegen windet sich wurmhaft in den Vorzimmern eines sowohl praktischen wie theoretischen Absolutismus, und er handlangert in der Jesuitenhöhle, wo Geistesfesseln geschmiedet werden; und dabei will er uns weiß machen, er sei noch immer unverändert derselbe Lichtmensch, der er einst war, er verläugnet seine Verläugnung, und zu der Schmach des Abfalls fügt er noch die Feigheit der Lüge!

Wir dürfen es nicht verhehlen, weder aus Pietät, noch aus Klugheit, wir wollen es nicht verschweigen: der Mann, welcher einst am kühnsten in Deutschland die Religion des Pantheismus ausgesprochen, welcher die Heiligung der Natur und die Wiedereinsetzung des Menschen in seine Gottesrechte am lautesten verkündet, dieser Mann ist abtrünnig geworden von seiner eigenen Lehre, er hat den Altar verlassen, den er selber eingeweiht, er ist zurückgeschlichen in den Glaubensstall der Vergangenheit, er ist jetzt gut katholisch und predigt einen außerweltlichen, persönlichen Gott, „der die Thorheit begangen habe,

die Welt zu erſchaffen.“ Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie Eleiſon ſingen, ob ſolcher Bekehrung — es beweiſt aber nichts für ihre Meinung, es beweiſt nur, daß der Menſch ſich dem Katholizismus zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todtenbette ſind ſo viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Dieſe Bekehrungsgeſchichten gehören höchſtens zur Pathologie und würden nur ſchlechtes Zeugniß geben für Eure Sache. Sie bewieſen am Ende nur, daß es Euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, ſo lange ſie mit geſunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.

Ich glaube, Ballanche ſagt: es ſei ein Naturgeſetz, daß die Initiatoren gleich ſterben müſſen, ſobald ſie das Werk der Initiazion vollbracht haben. Ach! guter Ballanche, das iſt nur zum Theil wahr, und ich möchte eher behaupten: wenn das Werk der Initiazion vollbracht iſt, ſtirbt der Initiator — oder er wird abtrünnig. Und ſo können wir vielleicht das ſtrenge Urtheil, welches das denkende Deutſchland über Herrn Schelling fällt, einigermaßen mildern; wir können vielleicht die ſchwere, dicke Verachtung, die auf ihm laſtet, in ſtilles Mitleid verwandeln, und ſeinen Abfall von der eigenen Lehre erklären wir nur als eine Folge jenes Naturgeſetzes, daß derjenige, der an das Ausſprechen oder an die Ausführung eines Gedankens alle ſeine Kräfte hingegeben, nachher, wenn er dieſen Gedanken ausgeſprochen oder ausgeführt hat, erſchöpft dahinſinkt, dahinſinkt entweder in die Arme des Todes oder in die Arme ſeiner ehemaligen Gegner.

Nach ſolcher Erklärung begreifen wir vielleicht noch grellere Phänomene des Tages, die uns ſo tief betrüben. Wir begreifen dadurch vielleicht, warum Männer, die für ihre Meinung alles geopfert, die dafür gekämpft und gelitten, endlich wenn ſie geſiegt hat, die Meinung verlaſſen und in's feindliche Lager hinübertreten! Nach ſolcher Erklärung darf ich auch darauf aufmerkſam machen, daß nicht blos Herr Joſeph Schelling, ſondern gewiſſermaßen auch Fichte und Kant des Abfalls zu beſchuldigen ſind. Fichte iſt noch zeitig genug geſtorben, ehe ſein Abfall von der eigenen Philoſophie allzu eklatant werden konnte. Und Kant iſt der Kritik der reinen Vernunft ſchon gleich untreu geworden, indem er die Kritik der praktiſchen Vernunft ſchrieb. Der Initiator ſtirbt — oder wird abtrünnig.

Ich weiß nicht, wie es kommt, dieſer letzte Satz wirkt ſo melancholiſch zähmend auf mein Gemüth, daß ich in dieſem Augenblick nicht im Stande bin, die übrigen herben Wahrheiten, die den heutigen Herrn Schelling betreffen, hier mitzutheilen. Laßt uns lieber jenen ehemaligen Schelling preiſen, deſſen Andenken unvergeßlich blüht in den Annalen des deutſchen Gedankens; denn der ehemalige Schelling

repräsentirt eben so wie Kant und Fichte, eine der großen Phasen unserer philosophischen Revoluzion, die ich in diesen Blättern mit den Phasen der politischen Revoluzion Frankreichs verglichen habe. In der That, wenn man in Kant die terroristische Convenzion und in Fichte das Napoleonische Kaiserreich sieht, so sieht man in Herrn Schelling die restaurirende Reakzion, welche hierauf folgte. Aber es war zunächst ein Restauriren im besseren Sinne. Herr Schelling setzte die Natur wieder ein in ihre legitimen Rechte, er strebte nach einer Versöhnung von Geist und Natur, er wollte beide wieder vereinigen in der ewigen Weltseele. Er restaurirte jene große Naturphilosophie, die wir bei den altgriechischen Philosophen finden, die erst durch Sokrates mehr in's menschliche Gemüth selbst hineingeleitet wird, und die nachher in's Ideelle verfließt. Er restaurirte jene große Naturphilosophie, die, aus der alten, pantheistischen Religion der Deutschen heimlich emporkeimend, zur Zeit des Paracelsus die schönsten Blüthen verkündete, aber durch den eingeführten Cartesianismus erdrückt wurde. Ach! und am Ende restaurirte er Dinge, wodurch er auch im schlechten Sinne mit der französischen Restaurazion verglichen werden kann. Doch da hat ihn die öffentliche Vernunft nicht länger geduldet, er wurde schmählich herabgestoßen vom Throne des Gedankens, Hegel, sein Major Domus, nahm ihm die Krone vom Haupt, und schor ihn, und der entsetzliche Schelling lebte seitdem wie ein armseliges Mönchlein zu München, einer Stadt, welche ihren pfäffischen Charakter schon im Namen trägt und auf Latein monacho monachorum heißt. Dort sah ich ihn gespenstisch herumschwanken mit seinen großen blassen Augen und seinem niedergedrückten, abgestumpften Gesichte, ein jammervolles Bild heruntergekommener Herrlichkeit. Hegel aber ließ sich krönen zu Berlin, leider auch ein bischen salben und beherrschte seitdem die deutsche Philosophie.

Unsere philosophische Revoluzion ist beendigt. Hegel hat ihren großen Kreis geschlossen. Wir sehen seitdem nur Entwicklung und Ausbildung der naturphilosophischen Lehre. Diese ist, wie ich schon gesagt, in alle Wissenschaften eingedrungen und hat da das Außerordentlichste und Großartigste hervorgebracht. Viel Unerfreuliches, wie ich ebenfalls angedeutet, mußte zugleich an's Licht treten. Diese Erscheinungen sind so vielfältig, daß schon zu ihrer Aufzählung ein ganzes Buch nöthig wäre. Hier ist die eigentlich interessante und farbenreiche Partie unserer Philosophiegeschichte. Ich bin jedoch überzeugt, daß es den Franzosen nützlicher ist von dieser Partie gar nichts zu erfahren. Denn dergleichen Mittheilungen könnten dazu beitragen, die Köpfe in Frankreich noch mehr zu verwirren; manche Sätze der Naturphilosophie aus ihrem Zusammenhang gerissen, könnten bei Euch großes Unheil anrichten. So viel weiß ich, wäret Ihr vor vier Jahren mit der deutschen Naturphilosophie bekannt gewesen, so hättet Ihr nimmermehr die Julirevoluzion

machen können. Zu dieſer That gehörte ein Konzentriren von Gedanken und Kräften, eine edle Einſeitigkeit, ein ſüffiſanter Leichtſinn, wie deſſen nur Eure alte Schule geſtattet. Philoſophiſche Verkehrtheiten, womit man die Legitimität und die katholiſche Inkarnazionslehre allenfalls vertreten konnte, hätten Eure Begeiſterung gedämpft, Euren Muth gelähmt. Ich halte es daher für welthiſtoriſch wichtig, daß Euer großer Eklektiker, der Euch damals die deutſche Philoſophie lehren wollte, auch nicht das mindeſte davon verſtanden hat. Seine providenzielle Unwiſſenheit war heilſam für Frankreich und für die ganze Menſchheit.

Ach, die Naturphiloſophie, die in manchen Regionen des Wiſſens, namentlich in den eigentlichen Naturwiſſenſchaften, die herrlichſten Früchte hervorgebracht, hat in anderen Regionen das verderblichſte Unkraut erzeugt. Während Oken, der genialſte Denker und einer der größten Bürger Deutſchlands, ſeine neuen Ideenwelten entdeckte und die deutſche Jugend für die Urrechte der Menſchheit, für Freiheit und Gleichheit, begeiſterte: ach! zu derſelben Zeit dozirte Adam Müller die Stallfütterung der Völker nach naturphiloſophiſchen Prinzipien: zu derſelben Zeit predigte Herr Görres den Obſcurantismus des Mittelalters, nach der naturwiſſenſchaftlichen Anſicht, daß der Staat nur ein Baum ſei und in ſeiner organiſchen Gliederung auch einen Stamm, Zweige und Blätter haben müſſe, welches alles ſo hübſch in der Korporazions-Hierarchie des Mittelalters zu finden ſei; zu derſelben Zeit proklamirte Herr Steffens das philoſophiſche Geſetz, wonach der Bauernſtand ſich von dem Adelſtand dadurch unterſcheidet, daß der Bauer von der Natur beſtimmt ſei zu arbeiten ohne zu genießen, der Adelige aber berechtigt ſei zu genießen ohne zu arbeiten; — ja, vor einigen Monaten, wie man mir ſagt, hat ein Krautjunker in Weſtphalen, ein Hans Narr, ich glaube mit dem Zunamen Harthauſen, eine Schrift herausgegeben, worin er die königlich preußiſche Regierung angeht, den konſequenten Parallelismus, den die Philoſophie im ganzen Weltorganismus nachweiſt, zu berückſichtigen, und die politiſchen Stände ſtrenger abzuſcheiden, denn wie es in der Natur vier Elemente gebe, Feuer, Luft, Waſſer und Erde, ſo gebe es auch vier analoge Elemente in der Geſellſchaft, nämlich Adel, Geiſtlichkeit, Bürger und Bauern.

Wenn man ſolche betrübende Thorheiten aus der Philoſophie emporſproſſen und zu ſchädlichſter Blüthe gedeihen ſah; wenn man überhaupt bemerkte, daß die deutſche Jugend, verſenkt in metaphyſiſchen Abſtrakzionen, der nächſten Zeitintereſſen vergaß und untauglich wurde für das praktiſche Leben: ſo mußten wohl die Patrioten und Freiheitsfreunde einen gerechten Unmuth gegen die Philoſophie empfinden, und Einige gingen ſo weit, ihr, als einer müßigen, nutzloſen Luftfechterei, ganz den Stab zu brechen.

Wir werden nicht ſo thöricht ſein, dieſe Malkontenten ernſthaft zu widerle-

gen. Die deutsche Philosophie ist eine wichtige das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsere Philosophie und hernach unsere Revoluzion ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodisches Volk wie wir, mußte mit der Reformazion beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Revoluzion übergehen. Diese Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philosophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revoluzion nachher zu beliebigen Zwecken abschlagen. Die Philosophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revoluzion, wenn diese ihr vorherging, abgeschlagen worden wären. Laßt Euch aber nicht bange sein, Ihr deutschen Republikaner; die deutsche Revoluzion wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kant'sche Kritik, der Fichte'sche Transzendental-Idealismus und gar die Naturphilosophie vorausging. Durch diese Doktrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät etwas wissen wollen, und erbarmungslos, mit Schwert und Beil, den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willens-Fanatismus, weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen sind; denn sie leben im Geist, sie trotzen der Materie, gleich den ersten Christen die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen noch durch leibliche Genüsse bezwingen konnte; ja, solche Transzendental-Idealisten wären bei einer gesellschaftlichen Umwälzung sogar noch unbeugsamer als die ersten Christen, da diese die irdische Marter ertrugen, um dadurch zur himmlischen Seligkeit zu gelangen, der Transzendental-Idealist aber die Marter selbst für eitel Schein hält und unerreichbar ist in der Verschanzung des eigenen Gedankens. Doch noch schrecklicher als Alles wären Naturphilosophen, die handelnd eingriffen in eine deutsche Revoluzion und sich mit dem Zerstörungswerk selbst identifiziren würden. Denn wenn die Hand des Kantianers stark und sicher zuschlägt, weil sein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner muthvoll jeder Gefahr trotzt, weil sie für ihn in der Realität gar nicht existirt: so wird der Naturphilosoph dadurch furchtbar sein, daß er mit den ursprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daß er die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus beschwören kann, und daß in ihm jene Kampflust erwacht, die wir bei den alten Deutschen finden, und die nicht kämpft, um zu zerstören, noch um zu siegen, sondern blos um zu kämpfen. Das Christenthum hat jene brutale, germanische Kampflust einigermaßen be-

künftigt, konnte ſie jedoch nicht zerſtören, und wenn einſt der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann raſſelt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unſinnige Berſerkerwuth, wovon die nordiſchen Dichter ſo viel ſingen und ſagen. Jener Talisman iſt morſch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zuſammenbricht. Die alten ſteinernen Götter erheben ſich dann aus dem verſchollenen Schutt, und reiben ſich den tauſendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Rieſenhammer ſpringt endlich empor und zerſchlägt die gothiſchen Dome. Wenn Ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet Euch, Ihr Nachbarskinder, Ihr Franzoſen, und miſcht Euch nicht in die Geſchäfte, die wir zu Hauſe in Deutſchland vollbringen. Es könnte Euch ſchlecht bekommen. Hütet Euch, das Feuer anzufachen, hütet Euch, es zu löſchen. Ihr könntet Euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der Euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphiloſophen warnt. Lächelt nicht über den Phantaſten, der im Reiche der Erſcheinungen dieſelbe Revoluzion erwartet, die im Gebiete des Geiſtes ſtatt gefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutſche Donner iſt freilich auch ein Deutſcher und iſt nicht ſehr gelenkig, und kommt etwas langſam herangerollt: aber kommen wird er, und wenn Ihr es einſt krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeſchichte gekracht hat, ſo wißt: der deutſche Donner hat endlich ſein Ziel erreicht. Bei dieſem Geräuſche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernſten Wüſte Afrika's werden die Schwänze einkneifen, und ſich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutſchland, wogegen die franzöſiſche Revoluzion nur wie eine harmloſe Idylle erſcheinen möchte. Jetzt iſt es freilich ziemlich ſtill: und geberdet ſich auch dort der Eine oder der Andere etwas lebhaft, ſo glaubt nur nicht, dieſe würden einſt als wirkliche Akteure auftreten. Es ſind nur die kleinen Hunde, die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellen und beißen, ehe die Stunde erſcheint, wo dort die Schaar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen ſollen.

Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker ſich um Deutſchland herumgruppiren, um die großen Kampfſpiele zu betrachten. Ich rathe Euch, Ihr Franzoſen, verhaltet Euch alsdann ſehr ſtille, und bei Leibe! hütet Euch, zu applaudiren. Wir könnten Euch leicht mißverſtehen und Euch, in unſerer unhöflichen Art, etwas barſch zur Ruhe verweiſen; denn wenn wir früherhin, in unſerem ſervil verdroſſenen Zuſtande Euch manchmal überwältigen konnten, ſo vermöchten wir es noch weit eher im Uebermuthe des Freiheitsrauſches. Ihr wißt ja ſelber, was man in einem ſolchen Zuſtande vermag, — und Ihr ſeid nicht mehr in einem ſolchen Zuſtande. Nehmt Euch in Acht! Ich meine es gut mit Euch, und des-

halb ſage ich Euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutſchland mehr zu befürchten, als von der ganzen heiligen Allianz mit ſammt allen Kroaten und Koſaken. Denn erſtens liebt man Euch nicht in Deutſchland; welches faſt unbegreiflich iſt, da Ihr doch ſo liebenswürdig ſeid, und Euch, bei Eurer Anweſenheit in Deutſchland ſo viel Mühe gegeben habt, wenigſtens der beſſern und ſchönern Hälfte des deutſchen Volks zu gefallen. Und wenn dieſe Hälfte Euch auch liebte, ſo iſt es doch eben diejenige Hälfte, die keine Waffen trägt, und deren Freundſchaft Euch alſo wenig frommt. Was man eigentlich gegen Euch vorbringt, habe ich nie begreifen können. Einſt, im Bierkeller zu Göttingen, äußerte ein junger Altdeutſcher, daß man Rache an den Franzoſen nehmen müſſe für Conradin von Staufen, den ſie zu Neapel geköpft. Ihr habt das gewiß längſt vergeſſen. Wir aber vergeſſen nichts. Ihr ſeht, wenn wir mal Luſt bekommen, mit Euch anzubinden, ſo wird es uns nicht an triftigen Gründen fehlen. Jedenfalls rathe ich Euch, daher auf Eurer Hut zu ſein. Es mag in Deutſchland vorgehen, was da wolle, es mag der Kronprinz von Preußen oder der Doktor Wirth zur Herrſchaft gelangen, haltet Euch immer gerüſtet, bleibt ruhig auf Eurem Poſten ſtehen, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit Euch, und es hat mich ſchier erſchreckt, als ich jüngſt vernahm, Eure Miniſter beabſichtigten, Frankreich zu entwaffnen. —

Da Ihr, trotz Eurer jetzigen Romantik, geborne Klaſſiker ſeid, ſo kennt Ihr den Olymp. Unter den nackten Göttern und Göttinen, die ſich dort, bei Nektar und Ambroſia, erluſtigen, ſeht Ihr eine Göttin, die, obgleich umgeben von ſolcher Freude und Kurzweil, dennoch immer einen Panzer trägt und den Helm auf dem Kopf und den Speer in der Hand behält.

Es iſt die Göttin der Weisheit.

Ueber den Denunzianten.

Vorrede

zum

dritten Bande der Campe'ſchen Ausgabe des Salons,

enthaltend

„Florentiniſche Nächte“ und „Elementargeiſter.“

Ich habe dieſem Buche einige ſehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuſchicken, und vielmehr über das, was es nicht enthält, als über den Inhalt ſelbſt mich auszuſprechen. Was letzteren betrifft, ſo ſteht zu berichten, daß ich von den „florentiniſchen Nächten“ die Fortſetzung, worin mancherlei Tagesintereſſen ihr Echo fanden, nicht mittheilen konnte. Die „Elementargeiſter“ ſind nur die deutſche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem Buche “De l'Allemagne;” alles was ins Gebiet der Politik und der Staatsreligion hinüberſpielte, ward gewiſſenhaft ausgemerzt, und nichts blieb übrig, als eine Reihe harmloſer Mährchen, die, gleich den Novellen des Dekamerone, dazu dienen könnten, jene peſtilenzielle Wirklichkeit, die uns dermalen umgiebt, für einige Stunden zu vergeſſen. Das Gedicht, welches am Schluſſe des Buches, habe ich ſelber verfaßt, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein beſſeres geben können. Die Zeit der Gedichte iſt überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, ſtatt mir zu grollen, ſollten ſie mich vielmehr brüderlichſt in ihre Schule aufnehmen . . . Das wird auch wohl das Ende des Spaßes ſein, daß ich in der ſchwäbiſchen Dichterſchule, mit Fallhütchen auf dem Kopf, neben den Andern auf das kleine Bänkchen zu ſitzen komme, und das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, und die Quetſchenbäume. Ich hatte längſt eingeſehen, daß es mit den Verſen nicht mehr recht vorwärts ging und deshalb verlegte ich mich auf gute Proſa. Da man aber in der Proſa nicht ausreicht mit dem ſchönen Wetter, Frühlingsſonne, Maienwonne, Gelbveiglein und Quetſchenbäumen, ſo mußte ich auch für die neue Form einen neuen Stoff ſuchen; dadurch gerieth ich auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beſchäftigen, und ich dachte nach über die innere Bedeutung der Erſcheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, über die Mittel, wie man die Leute beſſer und glücklicher machen kann, u. ſ. w. Die Begeiſterung, die ich von Natur für dieſe Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behand-

lung, und ich konnte bald in einer äußerst schönen, vortrefflichen Prosa meine Gedanken darstellen ... Aber ach! als ich es endlich im Schreiben so weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben selber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeschluß vom Dezember 1835, wodurch meine ganze Schriftstellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir so viel Mühe gegeben mit der deutschen Sprache, mit dem Akusativ und Dativ, ich wußte die Worte so schön an einander zu reihen, wie Perl an Perl, ich fand schon Vergnügen an dieser Beschäftigung, sie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutsch schrieb, so konnte ich mir einbilden, ich sei in der Heimath, bei der Mutter ... Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war sehr weich gestimmt, als ich an den Bundestag jene Bittschrift schrieb, die Ihr ebenfalls kennt, und die von manchem unter Euch als gar zu unterthänig getadelt worden. Meine Consulenten, deren Responsa ich bei diesem Ereignisse einholte, waren alle der Meinung, ich müsse ein groß Spektakel erheben, große Memoiren anfertigen, darin beweisen: „daß hier ein Eingriff in Eigenthumsrechte statt fände, daß man mir nur durch richterlichen Urtheilsspruch die Ausbeutung meiner Besitzthümer, meiner schriftstellerischen Fähigkeiten, untersagen könne, daß der Bundestag kein Gerichtshof und zu richterlichen Erkenntnissen nicht befugt sei, daß ich protestiren, künftigen Schadenersatz verlangen, kurz Spektakel machen müsse.“ Zu dergleichen fühlte ich mich aber keineswegs aufgelegt, ich hege die größte Abneigung gegen alle deklamatorische Rechthaberei, und ich kannte zu gut den Grund der Dinge, um durch die Dinge selbst aufgebracht zu sein. Ich wußte im Herzen, daß es durchaus nicht darauf abgesehen war, durch jenes Interdikt mich persönlich zu kränken; ich wußte, daß der Bundestag, nur die Beruhigung Deutschlands beabsichtigend, aus bester Vorsorge für das Gesammtwohl, gegen den Einzelnen mit Härte verfuhr; ich wußte, daß es der schnödesten Angeberei gelungen war, einige Mitglieder der erlauchten Versammlung, handlende Staatsmänner, die sich mit der Lektüre meiner neueren Schriften gewiß wenig beschäftigen konnten, über den Inhalt derselben irre zu leiten und ihnen glauben zu machen, ich sei das Haupt einer Schule, welche sich zum Sturze aller bürgerlichen und moralischen Institutionen verschworen habe ... Und in diesem Bewußtsein schrieb ich, nicht eine Protestazion, sondern eine Bittschrift an den Bundestag, worin ich, weit entfernt seine oberrichterlichen Befugnisse in Abrede zu stellen, den betrübsamen Beschluß als ein Contumazialurtheil betrachtete, und, auf alten Präcedenzien fußend, demüthigst bat, mich gegen die im Beschlusse angeführten Beschuldigungen vor den Schranken der erlauchten Versammlung vertheidigen zu dürfen. Von der Gefährdung meiner pekuniären Interessen that ich keine Erwähnung. Eine gewisse Schaam hielt mich davon ab. Nichtsdestoweniger haben viele edle Menschen in Deutschland, wie ich aus

manchen erröthenden Stellen ihrer Trostbriefe ersah, aufs tiefste gefühlt, was ich verschwieg. Und in der That, wenn es schon hinlänglich betrübsam ist, daß ich, ein Dichter Deutschlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muß: so wird es gewiß jeden fühlenden Menschen doppelt schmerzen, daß ich jetzt noch obendrein meines literarischen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigstens gegen physisches Elend schützen konnte.

Ich sage dieses mit Kummer, aber nicht mit Unmuth. Denn wen sollte ich anklagen? Nicht die Fürsten; denn, ein Anhänger des monarchischen Prinzips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königthums, wie ich mich seit der Julius-Revolution, trotz dem bedenklichsten Gebrülle meiner Umgebung, gezeigt habe, möchte ich wahrlich nicht mit meinen besonderen Beklagnissen dem verwerflichen Jakobinismus einigen Vorschub leisten. Auch nicht die Räthe der Fürsten kann ich anklagen; denn, wie ich aus den sichersten Quellen erfahren, haben viele der höchsten Staatsmänner den exceptionellen Zustand, worin man mich versetzt, mit würdiger Theilnahme bedauert und baldigste Abhülfe versprochen; ja, ich weiß es, nur wegen der Langsamkeit des Geschäftsgangs ist diese Abhülfe noch nicht gesetzlich an den Tag getreten und vielleicht während ich diese Zeilen schreibe, wird dergleichen in Deutschland zu meinen Gunsten promulgirt. Selbst entschiedenste Gegner unter den deutschen Staatsmännern haben mir wissen lassen, daß die Strenge des erwähnten Bundestagsbeschlusses nicht den ganzen Schriftsteller treffen sollte, sondern nur den politischen und religiösen Theil desselben, der poetische Theil desselben dürfe sich unverhindert aussprechen, in Gedichten, Dramen, Novellen, in jenen schönen Spielen der Phantasie, für welche ich so viel Genie besitze . . . Ich könnte fast auf den Gedanken gerathen, man wolle mir einen Dienst leisten und mich zwingen, meine Talente nicht für undankbare Themata zu vergeuden . . . In der That, sie waren sehr undankbar, haben mir nichts als Verdruß und Verfolgung zugezogen . . . Gott lob! ich werde mit Gens'darmen auf den besseren Weg geleitet, und bald werde ich bei Euch sein, Ihr Kinder der schwäbischen Schule, und wenn ich nicht auf der Reise den Schnupfen bekomme, so sollt Ihr Euch freuen, wie fein meine Stimme, wenn ich mit Euch das schöne Wetter besinge, die Frühlingssonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, die Quetschenbäume.

Dieses Buch diene schon als Beweis meines Fortschreitens nach hinten. Auch hoffe ich, die Herausgabe desselben wird weder oben noch unten zu meinem Nachtheile mißdeutet werden. Das Manuskript war zum größten Theile schon seit einem Jahre in den Händen meines Buchhändlers, ich hatte schon seit anderthalb Jahren mit demselben über die Herausgabe stipulirt, und es war mir nicht möglich, diese zu unterlassen.

Ich werde zu einer andern Zeit mich ausführlicher über dieſen Umſtand ausſprechen; er ſteht nemlich in einiger Verbindung mit jenen Gegenſtänden, die meine Feder nicht berühren ſoll. Dieſelbe Rückſicht verhindert mich, mit klaren Worten das Geſpinſte von Verläumdungen zu beleuchten, womit es einer in den Annalen deutſcher Literatur unerhörten Angeberei gelungen iſt, meine Meinungen als ſtaatsgefährlich zu denunziren und das erwähnte Interdikt gegen mich zu veranlaſſen. Wie und in welcher Weiſe dieſes geſchehen, iſt notoriſch, auch iſt der Denunziant, der literariſche Mouchard, ſchon längſt der öffentlichen Verachtung verfallen; es iſt purer Luxus, wenn, nach ſo vielen edlen Stimmen des Unwillens, auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart die Ehrloſigkeit, die Infamie, auszuſprechen. Nie hat deutſche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen geſtrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der beides ſo ſchmutzig, ſo miſerabel mißbrauchte!

Ich laſſe es dahingeſtellt ſein, ob es das Talent oder das Blatt war, wodurch die Stimme des Herrn Menzel ſo weitreichend geweſen, daß ſeine Denunziazion ſo betrübſam wirken konnte, daß beſchäftigte Staatsmänner, die eher Literaturblätter als Bücher leſen, ihm auf's Wort glaubten. So viel weiß ich, ſein Wort mußte um ſo lauter erſchallen, je ängſtlichere Stille damals in Deutſchland herrſchte . . . Die Stimmführer der Bewegungspartei hielten ſich in einem klugen Schweigen verſteckt, oder ſaßen in wohlvergittertem Gewahrſam und harrten ihres Urtheils, vielleicht des Todesurtheils . . . Höchſtens hörte man manchmal das Schluchzen einer Mutter, deren Kind in Frankfurt die Conſtablerwache mit dem Bajonnette eingenommen hatte und nicht mehr hinauskonnte, ein Staatsverbrechen, welches gewiß eben ſo unbeſonnen wie ſtrafwürdig war und den feinöhrigſten Argwohn der Regierungen überall rechtfertigte . . . Herr Menzel hatte ſehr gut ſeine Zeit gewählt zur Denunziazion jener großen Verſchwörung, die, unter dem Namen „das junge Deutſchland," gegen Thron und Altar gerichtet iſt und in dem Schreiber dieſer Blätter ihr gefährlichſtes Oberhaupt verehrt.

Sonderbar! Und immer iſt es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle ſchlechten Subjekte ihre Angriffe beſchönigen! Sie greifen uns an, nicht aus ſchäbigen Privatintereſſen, nicht aus Schriftſtellerneid, nicht aus angebornem Knechtſinn, ſondern um den lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. Herr Menzel, welcher jahrelang, während er mit Herrn Gutzkow befreundet war, mit kummervollem Stillſchweigen zugeſehen, wie die Religion in Lebensgefahr ſchwebte, gelangt plötzlich zur Erkenntniß, daß das Chriſtenthum rettungslos verloren

ſei, wenn er nicht ſchleunigſt das Schwert ergreift und dem Gutzkow von hinten ins Herz ſtößt. Um das Chriſtenthum ſelber zu retten, muß er freilich ein bischen unchriſtlich handeln; doch die Engel im Himmel und die Frommen auf der Erde werden ihm die kleinen Verläumdungen und ſonſtigen Hausmittelchen, die der Zweck heiligt, gern zu Gute halten.

Wenn einſt das Chriſtenthum wirklich zu Grunde ginge (vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), ſo würden es wahrlich nicht ſeine Gegner ſein, denen man die Schuld davon zuſchreiben müßte. Auf jeden Fall hat ſich unſer Herr und Heiland, Jeſus Chriſtus, nicht bei Herrn Menzel und deſſen bayriſchen Kreuzbrüdern zu bedanken, wenn ſeine Kirche auf ihrem Felſen ſtehen bleibt! Und iſt Herr Menzel wirklich ein guter Chriſt, ein beſſerer Chriſt als Gutzkow und das ſonſtige junge Deutſchland? Glaubt er alles was in der Bibel ſteht? Hat er immer die Lehren des Bergpredigers ſtrenge befolgt? Hat er immer ſeinen Feinden verziehen, nämlich allen denen, die in der Literatur eine glänzendere Rolle ſpielten, als er? Hat Herr Menzel ſeine linke Wange ſanftmüthig hingehalten, als ihm der Buchhändler Frankh auf die rechte Wange eine Ohrfeige, oder, ſchwäbiſch zu ſprechen, eine Maulſchelle gegeben? Hat Herr Menzel Witwen und Waiſen immer gut rezenſirt? War er jemals ehrlich, war ſein Wort immer Ja oder Nein? wahrlich nein, nächſt einer geladenen Piſtole hat Herr Menzel nie etwas mehr geſcheut als die Ehrlichkeit der Rede, er war immer ein zweideutiger Duckmäuſer, halb Haſe halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, wie ein Polizeidiener. Hätte er in jenen erſten Jahrhunderten gelebt, wo ein Chriſt mit ſeinem Blute Zeugniß geben mußte für die Wahrheit des Evangeliums, da wäre er wahrlich nicht als Vertheidiger deſſelben aufgetreten, ſondern vielmehr als der Ankläger derer, die ſich zum Chriſtenthum bekannten, und die man damals des Atheismus und der Immoralität beſchuldigte. Wohnte Herr Menzel in Peking ſtatt in Stuttgart, ſo ſchriebe er jetzt vielleicht lange delatoriſche Artikel gegen „das junge China,“ welches, wie aus den jüngſten Dekreten der chineſiſchen Regierung hervorgeht, eine Rotte von Böſewichtern zu ſein ſcheint, die durch Schrift und Wort das Chriſtenthum verbreiten, und deshalb von den Mandarinen des himmliſchen Reiches für die gefährlichſten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Moral erklärt werden.

Ja, nächſt der Religion iſt es die Moral, für deren Untergang Herr Menzel zittert. Iſt er vielleicht wirklich ſo tugendhaft, der unerbittliche Sittenwart von Stuttgart? Eine gewiſſe phyſiſche Moralität will ich Herrn Menzel keineswegs abſprechen. Es iſt ſchwer in Stuttgart *nicht* moraliſch zu ſein. In Paris iſt es ſchon leichter, das weiß Gott! Es iſt eine eigne Sache mit dem Laſter. Die Tugend kann jeder allein üben, er hat niemand dazu nöthig als ſich ſelber; zu dem Laſter aber gehören immer zwei. Auch wird Herr

Menzel von ſeinem Aeußern aufs glänzendſte unterſtützt, wenn er das Laſter fliehen will. Ich habe eine zu vortheilhafte Meinung von dem guten Geſchmacke des Laſters, als daß ich glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe war nicht ſo glücklich begabt und es war ihm nicht vergönnt, immer tugendhaft zu bleiben. Die ſchwäbiſche Schule ſollte ihrem nächſten Muſenalmanach das Bildniß des Herrn Menzel voranſetzen; es wäre ſehr belehrſam. Das Publikum würde gleich bemerken: er ſieht gar nicht aus wie Goethe. Und mit noch größerer Verwunderung würde man bemerken: dieſer Held des Deutſchthums, dieſer Vorkämpe des Germanismus, ſieht gar nicht aus wie ein Deutſcher, ſondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuck!

Dieſes iſt nun freilich verdrießlich für einen Mann, der beſtändig auf Nazinalität pocht, gegen alles Fremdländiſche unaufhörlich loszieht, und unter lauter Teutomanen lebt, die ihn nur als einen nützlichen Verbündeten, jedoch keineswegs als einen reinen Stammgenoſſen betrachten. Wir aber ſind keine altdeutſche Raçenmäkler, wir betrachten die ganze Menſchheit als eine große Familie, deren Mitglieder ihren Werth nicht durch Hautfarbe und Knochenbau, ſondern durch die Triebe ihrer Seele, durch ihre Handlungen offenbaren. Ich würde gern, wenn es Herrn Menzel Vergnügen macht, ihm zugeſtehen, daß er ein makelloſer Abkömmling Teuts, wo nicht gar ein legitimer Enkel Hermanns und Thusneldens ſei, wenn nur ſein Inneres, ſein Charakter, ſeine Handlungen eine ſolche Annahme rechtfertigen könnten; aber dieſe widerſprechen ſeinem Germanenthume noch weit bedenklicher als ſein Geſicht.

Die erſte Tugend der Germanen iſt eine gewiſſe Treue, eine gewiſſe ſchwerfällige, aber rührend großmüthige Treue. Der Deutſche ſchlägt ſich ſelbſt für die ſchlechteſte Sache, wenn er einmal Handgeld empfangen, oder auch nur im Rauſche ſeinen Beiſtand verſprochen; er ſchlägt ſich alsdann mit ſeufzendem Herzen, aber er ſchlägt ſich; wie auch die beſſere Ueberzeugung in ſeiner Bruſt murre, er kann ſich doch nicht entſchließen die Fahne zu verlaſſen, und er verläßt ſie am allerwenigſten, wenn ſeine Partei in Gefahr oder vielleicht gar von feindlicher Uebermacht umzingelt iſt . . . Daß er alsdann zu den Gegnern überliefe, iſt weder dem deutſchen Charakter angemeſſen, noch dem Charakter irgend eines anderen Volkes . . . Aber in dieſem Falle noch gar als Denunziant zu agiren, das kann nur ein Schurke.

Und auch eine gewiſſe Scham liegt im Weſen der Germanen; gegen den Schwächeren oder Wehrloſen wird er nimmermehr das Schwert ziehen, und den Feind, der gebunden und geknebelt zu Boden liegt, wird er nicht antaſten, bis derſelbe ſeiner Bande entledigt und wieder auf freien Füßen ſteht. Herr Menzel aber ſchwang ſeinen Flammberg am liebſten gegen Weiber, er hat ſie zu Dutzenden niedergeſäbelt, die deutſchen Schriftſtellerinnen, arme Weſen,

die, um Brod für ihre Kinder zu erwerben, zur Feder gegriffen und der rohen öffentlichen Verspottung nichts als heimliche Thränen entgegensetzen konnten! Er hat gewiß uns Männern einen wichtigen Dienst geleistet, indem er uns von der Concurrenz der weiblichen Schriftsteller befreite, er hat vielleicht auch der Literatur dadurch genützt, aber ich möchte in einem solchen Feldzuge meine Sporen nimmermehr erworben haben. Auch gegen Herrn Gutzkow, und wäre Gutzkow ein Vatermörder gewesen, hätte ich nicht meine Philippika donnern mögen, während er im Kerker lag oder gar vor Gericht stand. Und ich bin weit davon entfernt, auf alle germanischen Tugenden Anspruch zu machen, vielleicht am wenigsten auf eine gewisse Ehrlichkeit, die ebenfalls als ein besonderes Kennzeichen des Germanenthums zu betrachten ist. Ich habe manchem Thoren ins Gesicht gesagt er sei ein Weiser, aber ich that es aus Höflichkeit. Ich habe manchen Verständigen einen Esel gescholten, aber ich that es aus Haß. Niemals habe ich mich der Zweideutigkeit beflissen, ängstlich die Ereignisse abwartend, in der Politik wie im Privatleben, und gar niemals lag meinen Worten ein erbärmlicher Eigennutz zum Grunde. Von der Menzelschen Politik in der Politik darf ich hier nicht reden, wegen der Politik. Uebrigens ist das öffentliche Leben des Herrn Menzel sattsam bekannt und jeder weiß, daß sein Betragen als würtembergischer Deputirter eben so heuchlerisch wie lächerlich. Ueber sein Privatschelmenleben kann ich, schon wegen Mangel an Raum, ebenfalls nicht reden. Auch seiner literarischen Gaunerstreiche will ich hier nicht erwähnen; es wäre zu langweilig, wenn ich ausführlich zeigen müßte, wie Herr Menzel, der ehrliche Mann, von den Autoren die er kritisirt, ganz andere Dinge zitirt, als in ihren Büchern stehn, wie er statt der Originalworte lauter sinnverfälschende Synonime liefert u. s. w. Nur die kleine, humoristische Anekdote, wie nemlich Herr Menzel dem alten Baron Cotta seine „deutsche Literatur" zum Verlag anbot, kann ich, des Spaßes wegen nicht unerwähnt lassen. Das Manuskript dieses Buches enthielt am Schluß die großartigsten Lobsprüche auf Cotta, die jedoch keineswegs denselben verleiteten, das geforderte Honorar dafür zu bewilligen. Es schmeichelte aber immerhin den seeligen Baron sich mal recht tüchtig gelobt zu sehen, und als bald darauf das Buch bei Gebrüder Frankh herauskam, sprach er freudig zu seinem Sohne: Georg, lies das Buch, darin wird mein Verdienst anerkannt, darin werde ich mal nach Gebühr gelobt! Georg aber fand, daß in dem Buch alle Lobsprüche ausgestrichen und im Gegentheil die derbsten Seitenhiebe auf seinen Vater eingeschaltet worden. Der Alte war zum Küssen liebenswürdig, wenn er diese Anekdote erzählte.

Und noch eine Tugend giebt es bei den Germanen, die wir bei Herrn Menzel vermissen: die Tapferkeit. Herr Menzel ist feige. Ich sage dieses bei Leibe nicht, um ihn als Mensch herabzuwürdigen: man kann ein guter

Bürger ſein, und doch den Tabacksrauch mehr lieben als den Pulverdampf und gegen bleierne Kugeln eine größere Abneigung empfinden als gegen ſchwäbiſche Mehlklöſe; denn letztere können zwar ſchwer im Magen laſten, ſind aber lange nicht ſo unverdaulich. Auch iſt Morden eine Sünde, und gar das Duell! wird es nicht aufs Beſtimmteſte verboten durch die Religion, durch die Moral und durch die Philoſophie? Aber will man beſtändig mit deutſcher Nazionalität bramarbaſiren, will man für einen Helden des Deutſchthums gelten, ſo muß man tapfer ſein, ſo muß man ſich ſchlagen ſobald ein beleidigter Ehrenmann Genugthuung fordert, ſo muß man mit dem Leben einſtehen für das Wort, das man geſprochen. Das tapferſte Volk ſind die Deutſchen. Auch andere Völker ſchlagen ſich gut, aber ihre Schlachtluſt wird immer unterſtützt durch allerlei Nebengründe. Der Franzoſe ſchlägt ſich gut wenn ſehr viele Zuſchauer dabei ſind, oder irgend eine ſeiner Lieblingsmarotten, z. B. Freiheit und Gleichheit, Ruhm und dgl. m. auf dem Spiele ſteht. Die Ruſſen haben ſich gegen die Franzoſen ſehr gut geſchlagen, weil ihre Generäle ihnen verſicherten, daß diejenigen unter ihnen, welche auf deutſchem oder franzöſiſchem Boden fielen, unverzüglich hinten in Rußland wieder auferſtünden; und um nur geſchwind wieder nach Hauſe zu kommen, nach Juchtenheim, ſtürzten ſie ſich muthig in die franzöſiſchen Bajonnette; es iſt nicht wahr, daß damals blos der Stock und der Branntewein ſie begeiſtert habe. Die Deutſchen aber ſind tapfer ohne Nebengedanken, ſie ſchlagen ſich um ſich zu ſchlagen, wie ſie trinken um zu trinken. Der deutſche Soldat wird weder durch Eitelkeit, noch durch Ruhmſucht, noch durch Unkenntniß der Gefahr, in die Schlacht getrieben, er ſtellt ſich ruhig in Reih' und Glied und thut ſeine Pflicht: kalt, unerſchrocken, zuverläſſig. Ich ſpreche hier von der rohen Maſſe, nicht von der Elite der Nazion, die auf den Univerſitäten, jenen hohen Schulen der Ehre, wenn auch ſelten in der Wiſſenſchaft, doch deſto öfter in den Gefühlen der Manneswürde die feinſte Ausbildung erlangt hat. Ich habe faſt ſieben Jahre, ſtudirenshalber, auf deutſchen Univerſitäten zugebracht, und deutſche Schlagluſt wurde für mich ein ſo gewöhnliches Schauſpiel, daß ich an Feigheit kaum mehr glaubte. Dieſe Schlagluſt fand ich beſonders bei meinen ſpeziellen Landsleuten, den Weſtfalen, die, von Herzen die gutmüthigſten Kinder, aber bei vorfallenden Mißverſtändniſſen den langen Wortwechſel nicht liebend, gewöhnlich geneigt ſind den Streit auf einem natürlichen, ſo zu ſagen freundſchaftlichem Wege, nemlich durch die Entſcheidung des Schwertes, ſchleunigſt zu beendigen. Deshalb haben die Weſtfalen auf den Univerſitäten immer die meiſten Duelle. Herr Menzel aber iſt kein Weſtfale, iſt kein Deutſcher, Herr Menzel iſt eine Memme. Als er mit den frechſten Worten die bürgerliche Ehre des Herrn Gutzkow angetaſtet, die perſönlichſten Verläumdungen gegen denſelben losgegeifert, und der Beleidigte, nach Sitte und

Brauch deutſcher Jugend, die geziemende Genugthuung forderte: da griff der germaniſche Held zu der kläglichen Ausflucht, daß dem Herrn Gutzkow ja die Feder zu Gebote ſtünde, daß er ja ebenfalls gegen ihn drucken laſſen könne was ihm beliebe, daß er ihm nicht im ſtillen Wald mit materiellen Waffen, ſondern öffentlich auf dem Streitplatze der Journaliſtik, mit geiſtigen Waffen, die geforderte Genugthuung geben werde . . . Und der germaniſche Held zog es vor, in ſeinem Klatſchblatte, wie ein altes Weib zu keifen, ſtatt auf der Wahlſtätte der Ehre wie ein Mann ſich zu ſchlagen.

Es iſt betrübſam, es iſt jammervoll, aber dennoch wahr, Herr Menzel iſt feige. Ich ſage es mit Wehmuth, aber es iſt für höhere Intereſſen nothwendig, daß ich es öffentlich ausſpreche: Herr Menzel iſt feige. Ich bin davon überzeugt. Will Herr Menzel mich vom Gegentheile überzeugen, ſo will ich ihm gerne auf halbem Wege entgegenkommen. Oder wird er auch mir anbieten, mittelſt der Druckerpreſſe, durch Journale und Broſchüren, mich gegen die Inſinuazionen zu vertheidigen, die er ſeiner erſten Denunziazion zum Grunde gelegt, die er ſeitdem noch fortgeſetzt und die er jetzt gewiß noch verdoppeln wird? Dieſe Ausflucht konnte damals gegen Herrn Gutzkow angewendet werden; denn damals war das bekannte Dekret des Bundestags noch nicht erſchienen und Herr Gutzkow ward auch ſeitdem von der Schwere deſſelben nicht ſo ſehr niedergehalten wie ich. Auch waren in der Polemik deſſelben, da er Privatverläumdungen, Angriffe auf die Perſon abzuwehren hatte, die Perſönlichkeiten vorherrſchend. Ich aber hätte mehr die Verläumdung meines Geiſtes, meiner Gefühl- und Denkweiſe zu beſprechen, und ich könnte mich nicht vertheidigen, ohne meine Anſichten von Religion und Moral unumwunden darzuſtellen; nur durch poſitive Bekenntniſſe kann ich mich von den angeſchuldigten Negazionen, Atheismus und Immoralität, vollſtändigſt reinigen. Und Ihr wißt, wie beſchränkt das Feld iſt, das jetzt meine Feder beackern darf.

Wie geſagt, Herr Menzel hat mich nicht perſönlich angegriffen und ich habe wahrlich gegen ihn keinen perſönlichen Groll. Wir waren ſogar ehemals gute Freunde und er hat mich oft genug wiſſen laſſen, wie ſehr er mich liebe. Er hat mir nie vorgeworfen, daß ich ein ſchlechter Dichter ſei und auch ich habe ihn gelobt. Ich hatte meine Freude an ihm, und ich lobte ihn in einem Journale, welches dieſes Lob nicht lange überlebte. Ich war damals ein kleiner Junge und mein größter Spaß beſtand darin, daß ich Flöhe unter ein Mikroskop ſetzte und die Größe derſelben den Leuten demonſtrirte. Herr Menzel hingegen ſetzte damals den Göthe unter ein Verkleinerungsglas und das machte mir ebenfalls ein kindiſches Vergnügen. Die Späße des Herrn Menzel mißfielen mir nicht; er war damals witzig, und ohne ſonſt einen Hauptgedanken zu haben, eine Syntheſe, konnte er ſeine Einfälle ſehr pfiffig kombiniren und gruppiren, daß es manchmal ausſah, als habe er keine loſen Streckverſe, ſondern ein Buch ge-

ſchrieben. Er hatte auch einige wirkliche Verdienſte um die deutſche Literatur; er ſtand vom Morgen bis Abend im Kothe, mit dem Beſen in der Hand, und fegte den Unrath, der ſich in der deutſchen Literatur angeſammelt hatte. Durch dieſes unreinliche Tagewerk aber iſt er ſelber ſo ſchmierig und anrüchig geworden, daß man am Ende ſeine Nähe nicht mehr ertragen konnte; wie man den Latrinenfeger zur Thüre hinausweiſt, wenn ſein Geſchäft vollbracht, ſo wird Herr Menzel jetzt ſelber zur Literatur hinausgewieſen. Zum Unglück für ihn hat das miſtduftige Geſchäft ſo völlig ſeine Zeit verſchlungen, daß er unterdeſſen gar nichts Neues gelernt hat. Was ſoll er jetzt beginnen? Sein früheres Wiſſen war kaum hinreichend für den literariſchen Hausbedarf; ſeine Unwiſſenheit war immer eine Zielſcheibe der Mockerie für ſeine näheren Bekannten; nur ſeine Frau hatte eine große Meinung von ſeiner Gelehrſamkeit. Auch imponirte er ihr nicht wenig. Der Mangel an Kenntniſſen und das Bedürfniß, dieſen Mangel zu verbergen, hat vielleicht die meiſten Irrthümer oder Schelmereien des Herrn Menzel hervorgebracht. Hätte er Griechiſch verſtanden, ſo würde es ihm nie in den Sinn gekommen ſein, gegen Goethe aufzutreten. Zum Unglück war auch das Lateiniſche nicht ſeine Sache, und er mußte ſich mehr ans Germaniſche halten, und täglich ſtieg ſeine Neigung für die Dichter des deutſchen Mittelalters, für die edle Turnkunſt und für Jakob Böhm, deſſen deutſcher Styl ſehr ſchwer zu verſtehen iſt, und den er auch in wiſſenſchaftlicher Form herausgeben wollte.

Ich ſage dieſes nur, um die Keime und Urſprünge ſeiner Teutomanie nachzuweiſen, nicht um ihn zu kränken; wie ich denn überhaupt, was ich wiederholen muß, nicht aus Groll oder Böswilligkeit ihn beſpreche. Sind meine Worte hart, ſo iſt es nicht meine Schuld. Es gilt dem Publikum zu zeigen, welche Bewandniß es hat mit jenem bramarbaſirenden Helden der Nazionalität, jenem Wächter des Deutſchthums, der beſtändig auf die Franzoſen ſchimpft und uns arme Schriftſteller des jungen Deutſchlands für lauter Franzoſen und Juden erklärt hat. Für Juden, das hätte nichts zu bedeuten; wir ſuchen nicht die Allianz des gemeinen Pöbels und der Höhergebildete weiß wohl, daß Leute, die man als Gegner des Deismus anklagte, keine Sympathie für die Synagoge hegen konnten; man wendet ſich nicht an die überwelkten Reitze der Mutter, wenn einem die alternde Tochter nicht mehr behagt. Daß man uns aber als die Feinde Deutſchlands, die das Vaterland an Frankreich verriethen, darſtellen wollte, das war wieder ein eben ſo feiges wie hinterliſtiges Bubenſtück.

Es ſind vielleicht einige ehrliche Franzoſenhaſſer unter dieſer Meute, die uns ob unſerer Sympathie für Frankreich ſo erbärmlich verkennen und ſo aberwitzig anklagen. Andere ſind alte Rüden, die noch immer bellen wie Anno 1813 und deren Gekläffe eben von unſerem Fortſchritte zeugt. „Der Hund bellt, die Caravane marſchirt," ſagt der Beduine. Sie bellen weniger aus Bos-

heit denn aus Gewohnheit, wie der alte räudige Hofhund, der ebenfalls jeden Fremden wüthend anbellert, gleichviel ob dieser Böses oder Gutes im Sinne führt. Die arme Bestie benutzt vielleicht diese Gelegenheit, um an ihrer Kette zu zerren und damit bedrohlich zu klirren, ohne daß es ihr der Hausherr übel nehmen darf. Die meisten aber unter jenen Franzosenhassern sind Schelme, die sich diesen Haß absichtlich angelogen, ungetreue, schamlose, unehrliche, feige Schelme, die entblößt von allen Tugenden des deutschen Volkes, sich mit den Fehlern desselben bekleiden, um sich den Anschein des Patriotismus zu geben, und in diesem Gewande die wahren Freunde des Vaterlandes gefahrlos schmähen zu dürfen. Es ist ein doppelt falsches Spiel. Die Erinnerungen der napoleonischen Kaiserzeit sind noch nicht ganz erloschen in unserer Heimath, man hat es dort noch nicht ganz vergessen, wie derb unsere Männer und wie zärtlich unsere Weiber von den Franzosen behandelt worden, und bei der großen Menge ist der Franzosenhaß noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe: durch ein geschicktes Ausbeuten dieses Hasses hat man also wenigstens den Pöbel auf seiner Seite, wenn man gegen junge Schriftsteller zu Felde zieht, die eine Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln suchen. Freilich, dieser Haß war einst staatsnützlich, als es galt, die Fremdherrschaft zurückzudrängen; jetzt aber ist die Gefahr nicht im Westen, Frankreich bedroht nicht mehr unsere Selbstständigkeit, die Franzosen von heute sind nicht mehr die Franzosen von gestern, sogar ihr Charakter ist verändert, an die Stelle der leichtsinnigen Eroberungslust trat ein schwermüthiger, beinah deutscher Ernst, sie verbrüdern sich mit uns im Reiche des Geistes, während im Reiche der Materie ihre Interessen mit den unsrigen sich täglich inniger verzweigen: Frankreich ist jetzt unser natürlicher Bundesgenosse. Wer dieses nicht einsieht, ist ein Dummkopf, wer dieses einsieht und dagegen handelt, ist ein Verräther.

Aber was hatte ein Herr Menzel zu verlieren bei dem Untergange Deutschlands? Ein geliebtes Vaterland? Wo ein Stock ist, da ist des Sklaven Vaterland. Seinen unsterblichen Ruhm? Dieser erlischt in derselben Stunde, wo der Contrakt abläuft, der ihm die Redakzion des stuttgarter Literaturblattes zusichert. Ja, will der Baron Cotta eine kleine Geldsumme als stipulirte Entschädigung springen lassen, so hat die Menzel'sche Unsterblichkeit schon heute ein Ende. Oder hätte er etwas für seine Person zu fürchten? Lieber Himmel! wenn die mongolischen Horden nach Stuttgart kommen, läßt Herr Menzel sich aus der Theatergarderobe ein Amorcostüm holen, bewaffnet sich mit Pfeil und Bogen, und die Baschkiren, sobald sie nur sein Gesicht sehen, rufen freudig: das ist unser geliebter Bruder!

Ich habe gesagt, daß bei unseren Teutomanen der affischirte Franzosenhaß ein doppelt falsches Spiel ist. Sie bezwecken dadurch zunächst eine Popularität, die sehr wohlfeil zu erwerben ist, da man dabei weder Verlust des Amtes

nach der Freiheit zu befürchten hat. Das Losdonnern gegen heimische Gewalten ist schon weit bedenklicher. Aber um für Volkstribunen zu gelten, müssen unsere Teutomanen manchmal ein freiheitliches Wort gegen die deutschen Regierungen riskiren, und in der frechen Zagheit ihres Herzens bilden sie sich ein, die Regierungen würden ihnen gern ein gelegentlich bischen Demagogismus verzeihen, wenn sie dafür desto unablässiger den Franzosenhaß predigten. Sie ahnen nicht, daß unsere Fürsten jetzt Frankreich nicht mehr fürchten, des Nazionalhasses nicht mehr als Vertheidigungsmittel bedürfen, und den König der Franzosen als die sicherste Stütze des monarchischen Prinzips betrachten.

Wer je seine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und schwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf und abgestiegen, der wird begreifen weshalb ich die Verdächtigung in Betreff des Patriotismus mit wortreicherem Unwillen von mir abweise als alle andern Verläumdungen, die seit vielen Jahren in so reichlicher Fülle gegen mich zum Vorschein gekommen und die ich mit Geduld und Stolz ertrage. Ich sage mit Stolz: denn ich konnte dadurch auf den hochmüthigen Gedanken gerathen, daß ich zu der Schaar jener Auserwählten des Ruhmes gehörte, deren Andenken im Menschengeschlechte fortlebt, und die überall neben den geheiligten Lichtspuren ihrer Fußstapfen, auch die langen, kothigen Schatten der Verläumdung auf Erden zurücklassen.

Auch gegen die Beschuldigung des Atheismus und der Immoralität möchte ich, nicht mich, sondern meine Schriften vertheidigen. Aber dieses ist nicht ausführbar, ohne daß es mir gestattet wäre, von der Höhe einer Synthese meine Ansichten über Religion und Moral zu entwickeln. Hoffentlich wird mir dieses, wie ich bereits erwähnt habe, bald gestattet sein. Bis dahin erlaube ich mir nur eine Bemerkung zu meinen Gunsten. Die zwei Bücher, die eigentlich als Corpora Delicti wider mich zeugen sollten, und worin man die strafbaren Tendenzen finden will, deren man mich bezüchtigt, sind nicht gedruckt, wie ich sie geschrieben habe, und sind von fremder Hand so verstümmelt worden, daß ich zu einer andern Zeit, wo keine Mißdeutung zu befürchten gewesen wäre, ihre Autorschaft abgelehnt hätte. Ich spreche nämlich vom zweiten Theile des „Salon“ und von der „romantischen Schule.“ Durch die großen, unzähligen Ausscheidungen, die darin stattfanden, ist die ursprüngliche Tendenz beider Bücher ganz verloren gegangen, und eine ganz verschiedene Tendenz ließ sich später hineinlegen. Worin jene ursprüngliche Tendenz bestand, sage ich nicht; aber so viel darf ich behaupten, daß es keine unpatriotische war. Namentlich im zweiten Theile des Salon enthielten die ausgeschiedenen Stellen eine glänzendere Anerkennung deutscher Volksgröße, als jemals der forcirte Patriotismus unserer Teutomanen zu Markte gebracht hat; in der französischen Ausgabe, im Buche De l'Allemagne findet jeder die Be-

ſtätigung des Geſagten. Die franzöſiſche Ausgabe der inkulpirten Bücher wird auch jeden überzeugen, daß die Tendenzen derſelben nicht im Gebiete der Religion und der Moral lagen. Ja, manche Zungen beſchuldigen mich der Indifferenz in Betreff aller Religion- und Moralſyſteme, und glauben, daß mir jede Doctrin willkommen ſei, wenn ſie ſich nur geeignet zeige, das Völkerglück Europas zu befördern, oder wenigſtens bei der Erkämpfung deſſelben als Waffe zu dienen. Man thut mir aber Unrecht. Ich würde nie mit der Lüge für die Wahrheit kämpfen.

Was iſt Wahrheit? Holt mir das Waſchbecken, würde Pontius Pilatus ſagen.

Ich habe dieſe Vorblätter in einer ſonderbaren Stimmung geſchrieben. Ich dachte während dem Schreiben mehr an Deutſchland, als an das deutſche Publicum, meine Gedanken ſchwebten um liebere Gegenſtände als die ſind, womit ſich meine Feder ſo eben beſchäftigte ... ja, ich verlor am Ende ganz und gar die Schreibluſt, trat an's Fenſter, und betrachtete die weißen Wolken, die eben, wie ein Leichenzug, am nächtlichen Himmel dahinziehen. Eine dieſer melancholiſchen Wolken ſcheint mir ſo bekannt, und reizt mich unaufhörlich zum Nachſinnen: wann und wo ich dergleichen Luftbildung ſchon früher einmal geſehen? Ich glaube endlich es war in Norddeutſchland, vor ſechs Jahren kurz nach der Juliusrevoluzion, an jenem ſchmerzlichen Abend, wo ich auf immer Abſchied nahm von dem treueſten Waffenbruder, von dem uneigennützigſten Freunde der Menſchheit. Wohl kannte er das trübe Verhängniß, dem jeder von uns entgegenging. Als er mir zum letzten male die Hand drückte, hub er die Augen gen Himmel, betrachtete lange jene Wolke, deren kummervolles Ebenbild mich jetzt ſo trübe ſtimmt, und wehmüthigen Tones ſprach er: „Nur die ſchlechten und die ordinairen Naturen finden ihren Gewinn bei einer Revoluzion. Schlimmſten Falles, wenn ſie etwa mißglückt, wiſſen ſie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revoluzion gelingen oder ſcheitern, Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer ſein.“

Denen, die da leiden im Vaterlande, meinen Gruß.

Geſchrieben zu Paris, den 24. Januar 1837.

Heinrich Heine.

Florentiniſche Nächte.

Im Vorzimmer fand Maximilian den Arzt, wie er eben seine schwarzen Handschuhe anzog. Ich bin sehr pressirt, rief ihm dieser hastig entgegen. Signora Maria hat den ganzen Tag nicht geschlafen, und nur in diesem Augenblick ist sie ein wenig eingeschlummert. Ich brauche Ihnen nicht zu empfehlen, sie durch kein Geräusch zu wecken; und wenn sie erwacht, darf sie bei Leibe nicht reden. Sie muß ruhig liegen, darf sich nicht rühren, nicht im mindesten bewegen, darf nicht reden, und nur geistige Bewegung ist ihr heilsam. Bitte, erzählen Sie ihr wieder allerlei närrische Geschichten, so daß sie ruhig zuhören muß.

Seien Sie unbesorgt, Doktor, erwiederte Maximilian mit einem wehmüthigen Lächeln. Ich habe mich schon ganz zum Schwätzer ausgebildet und lasse sie nicht zu Worte kommen. Und ich will ihr schon genug phantastisches Zeug erzählen, so viel Sie nur begehren .... Aber wie lange wird sie noch leben können?

Ich bin sehr pressirt, antwortete der Arzt und entwischte.

Die schwarze Debora, feinöhrig wie sie ist, hatte schon am Tritte den Ankommenden erkannt, und öffnete ihm leise die Thüre. Auf seinen Wink verließ sie eben so leise das Gemach, und Maximilian befand sich allein bei seiner Freundin. Nur dämmernd war das Zimmer von einer einzigen Lampe erhellt. Diese warf, dann und wann, halb furchtsame halb neugierige Lichter über das Antlitz der kranken Frau, welche, ganz angekleidet, in weißem Musselin, auf einem grünseidnen Sopha hingestreckt lag und ruhig schlief.

Schweigend, mit verschränkten Armen, stand Maximilian einige Zeit vor der Schlafenden und betrachtete die schönen Glieder, die das leichte Gewand mehr offenbarte als verhüllte, und jedesmal wenn die Lampe einen Lichtstreif über das blasse Antlitz warf, erbebte sein Herz. Um Gott! sprach er leise vor sich hin, was ist das? Welche Erinnerung wird in mir wach? Ja, jetzt weiß ichs. Dieses weiße Bild auf dem grünen Grunde, ja, jetzt ...

In diesem Augenblick erwachte die Kranke, und wie aus der Tiefe eines Traumes hervorschauend, blickten auf den Freund die sanften, dunkelblauen Augen, fragend, bittend ... An was dachten Sie eben, Maximilian? sprach sie mit jener schauerlich weichen Stimme, wie sie bei Lungenkranken gefunden wird, und worin wir zugleich das Lallen eines Kindes, das Zwitschern eines Vogels und das Geröchel eines Sterbenden zu vernehmen glauben. An was dachten Sie eben, Maximilian? wiederholte sie nochmals und erhob sich so

haſtig in die Höhe, daß die langen Locken, wie aufgeſchreckte Goldſchlangen, ihr Haupt umringelten.

Um Gott! rief Maximilian, indem er ſie ſanft wieder aufs Sopha niederdrückte, bleiben Sie ruhig liegen, ſprechen Sie nicht; ich will Ihnen alles ſagen, alles was ich denke, was ich empfinde, ja was ich nicht einmal ſelber weiß!

In der That, fuhr er fort, ich weiß nicht genau was ich eben dachte und fühlte. Bilder aus der Kindheit zogen mir dämmernd durch den Sinn, ich dachte an das Schloß meiner Mutter, an den wüſten Garten dort, an die ſchöne Marmorſtatue, die im grünen Graſe lag .... Ich habe „das Schloß meiner Mutter" geſagt, aber ich bitte Sie, bei Leibe, denken Sie ſich darunter nichts Prächtiges und Herrliches! An dieſe Benennung habe ich mich nun einmal gewöhnt; mein Vater legte immer einen ganz beſonderen Ausdruck auf die Worte „das Schloß!" und er lächelte dabei immer ſo eigenthümlich. Die Bedeutung dieſes Lächelns begriff ich erſt ſpäter, als ich, ein etwa zwölfjähriges Bübchen, mit meiner Mutter nach dem Schloſſe reiſte. Es war meine erſte Reiſe. Wir fuhren den ganzen Tag durch einen dicken Wald, deſſen dunkle Schauer mir immer unvergeßlich bleiben, und erſt gegen Abend hielten wir ſtill vor einer langen Querſtange, die uns von einer großen Wieſe trennte. Wir mußten faſt eine halbe Stunde warten, ehe, aus der nahgelegenen Lehmhütte, der Junge kam, der die Sperre wegſchob und uns einließ. Ich ſage „der Junge" weil die alte Marthe ihren vierzigjährigen Neffen noch immer den Jungen nannte; dieſer hatte, um die gnädige Herrſchaft würdig zu empfangen, das alte Livreekleid ſeines verſtorbenen Oheims angezogen, und da er es vorher ein bischen ausſtäuben mußte, ließ er uns ſo lange warten. Hätte man ihm Zeit gelaſſen, würde er auch Strümpfe angezogen haben; die langen, nackten, rothen Beine ſtachen aber nicht ſehr ab von dem grellen Scharlachrock. Ob er darunter eine Hoſe trug, weiß ich nicht mehr. Unſer Bedienter, der Johann, der ebenfalls die Benennung Schloß oft vernommen, machte ein ſehr verwundertes Geſicht, als der Junge uns zu dem kleinen gebrochenen Gebäude führte, wo der ſelige Herr gewohnt. Er ward aber ſchier beſtürzt, als meine Mutter ihm befahl die Betten hineinzubringen. Wie konnte er ahnden, daß auf dem „Schloſſe" keine Betten befindlich! und die Ordre meiner Mutter, daß er Bettung für uns mitnehmen ſolle, hatte er entweder ganz überhört oder als überflüſſige Mühe unbeachtet gelaſſen.

Das kleine Haus, das, nur eine Etage hoch, in ſeinen beſten Zeiten höchſtens fünf bewohnbare Zimmer enthalten, war ein kummervolles Bild der Vergänglichkeit. Zerſchlagene Möbel, zerfetzte Tapeten, keine einzige Fenſterſcheibe ganz verſchont, hie und da der Fußboden aufgeriſſen, überall die häßlichen Spuren der übermüthigſten Soldatenwirthſchaft. „Die Einquar-

kerung hat ſich immer bei uns ſehr amuſirt" ſagte der Junge mit einem blödſinnigen Lächeln. Die Mutter aber winkte, daß wir ſie allein laſſen möchten, und während der Junge mit Johann ſich beſchäftigte, ging ich den Garten beſehen. Dieſer bot ebenfalls den troſtloſeſten Anblick der Zerſtörniß. Die großen Bäume waren zum Theil verſtümmelt, zum Theil niedergebrochen, und höhniſche Wucherpflanzen erhoben ſich über die gefallenen Stämme. Hie und da, an den aufgeſchoſſenen Taxusbüſchen, konnte man die ehemaligen Wege erkennen. Hie und da ſtanden auch Statuen, denen meiſtens die Köpfe, wenigſtens die Naſen, fehlten. Ich erinnere mich einer Diana, deren untere Hälfte von dunklem Epheu aufs lächerlichſte umwachſen war, ſo wie ich mich auch einer Göttin des Ueberfluſſes erinnere, aus deren Füllhorn lauter mißduftendes Unkraut hervorblühte. Nur eine Statue war, Gott weiß wie, von der Bosheit der Menſchen und der Zeit verſchont geblieben; von ihrem Poſtamente freilich hatte man ſie herabgeſtürzt ins hohe Gras, aber da lag ſie unverſtümmelt, die marmorne Göttin, mit den rein-ſchönen Geſichtszügen und mit dem ſtraffgetheilten, edlen Buſen, der, wie eine griechiſche Offenbarung, aus dem hohen Graſe hervorglänzte. Ich erſchrack faſt als ich ſie ſah; dieſes Bild flößte mir eine ſonderbar ſchwüle Scheu ein, und eine geheime Blödigkeit ließ mich nicht lange bei ſeinem holden Anblick verweilen.

Als ich wieder zu meiner Mutter kam, ſtand ſie am Fenſter, verloren in Gedanken, das Haupt geſtützt auf ihrem rechten Arm, und die Thränen floſſen ihr unaufhörlich über die Wangen. So hatte ich ſie noch nie weinen ſehen. Sie umarmte mich mit haſtiger Zärtlichkeit und bat mich um Verzeihung, daß ich, durch Johanns Nachläſſigkeit, kein ordentliches Bett bekommen werde. „Die alte Marthe, ſagte ſie, iſt ſchwer krank und kann dir, liebes Kind, ihr Bett nicht abtreten. Johann ſoll dir aber die Kiſſen aus dem Wagen ſo zurecht legen, daß du darauf ſchlafen kannſt, und er mag dir auch ſeinen Mantel zur Decke geben. Ich ſelber ſchlafe hier auf Stroh; es iſt das Schlafzimmer meines ſeligen Vaters; es ſah ſonſt hier viel beſſer aus. Laß mich allein!" Und die Thränen ſchoſſen ihr noch heftiger aus den Augen.

War es nun das ungewohnte Lager, oder das aufgeregte Herz, es ließ mich nicht ſchlafen. Der Mondſchein drang ſo unmittelbar durch die gebrochenen Fenſterſcheiben, und es war mir als wolle er mich hinauslocken in die helle Sommernacht. Ich mochte mich rechts oder links wenden auf meinem Lager, ich mochte die Augen ſchließen oder wieder ungeduldig öffnen, immer mußte ich an die ſchöne Marmorſtatue denken, die ich im Graſe liegen ſehen. Ich konnte mir die Blödigkeit nicht erklären, die mich bei ihrem Anblick erfaßt hatte, ich ward verdrießlich ob dieſes kindiſchen Gefühls, und „morgen" ſagte ich leiſe zu mir ſelber: „morgen küſſen wir dich, du ſchönes Marmorgeſicht, wir küſſen dich eben auf die ſchönen Mundwinkel, wo die Lippen in ein ſo hold-

ſoliges Grübchen zuſammenſchmelzen!“ Eine Ungeduld, wie ich ſie noch nie gefühlt, rieſelte dabei durch alle meine Glieder, ich konnte dem wunderbaren Drange nicht länger gebieten, und endlich ſprang ich auf mit keckem Muthe und ſprach: „was gilt's, und ich küſſe dich noch heute, du liebes Bildniß!“ Leiſe, damit die Mutter meine Tritte nicht höre, verließ ich das Haus, was um ſo leichter, da das Portal zwar noch mit einem großen Wappenſchild aber mit keinen Thüren mehr verſehen war; und haſtig arbeitete ich mich durch das Laubwerk des alten Gartens. Auch kein Laut regte ſich, und alles ruhte, ſtumm und ernſt, im ſtillen Mondſchein. Die Schatten der Bäume waren wie angenagelt auf der Erde. Im grünen Graſe lag die ſchöne Göttin ebenfalls regungslos, aber kein ſteinerner Gott, ſondern nur ein ſtiller Schlaf ſchien ihre lieblichen Glieder gefeſſelt zu haben, und als ich ihr nahete, fürchtete ich ſchier, daß ich ſie durch das geringſte Geräuſch aus ihrem Schlummer erwecken könnte. Ich hielt den Athem zurück als ich mich über ſie hinbeugte, um die ſchönen Geſichtszüge zu betrachten; eine ſchauerliche Beängſtigung ſtieß mich von ihr ab, eine knabenhafte Lüſternheit zog mich wieder zu ihr hin, mein Herz pochte, als wollte ich eine Mordthat begehen, und endlich küßte ich die ſchöne Göttin mit einer Inbrunſt, mit einer Zärtlichkeit, mit einer Verzweiflung, wie ich nie mehr geküßt habe in dieſem Leben. Auch nie habe ich dieſe grauenhaft ſüße Empfindung vergeſſen können, die meine Seele durchfluthete, als die beſeligende Kälte jener Marmorlippen meinen Mund berührte .... Und ſehen Sie, Maria, als ich eben vor Ihnen ſtand und ich Sie, in Ihrem weißen Muſſelinkleide auf dem grünen Sopha liegen ſah, da mahnte mich Ihr Anblick an das weiße Marmorbild im grünen Graſe. Hätten Sie länger geſchlafen, meine Lippen würden nicht widerſtanden haben ....

Max! Max! ſchrie das Weib aus der Tiefe ihrer Seele — Entſetzlich! Sie wiſſen, daß ein Kuß von Ihrem Munde ....

O, ſchweigen Sie nur, ich weiß, das wäre für Sie etwas Entſetzliches! Sehen Sie mich nur nicht ſo flehend an. Ich mißdeute nicht Ihre Empfindungen, obgleich die letzten Gründe derſelben mir verborgen bleiben. Ich habe nie meinen Mund auf Ihre Lippen drücken dürfen ....

Aber Maria ließ ihn nicht ausreden, ſie hatte ſeine Hand erfaßt, bedeckte dieſe Hand mit den heftigſten Küſſen und ſagte dann lächelnd: Bitte, bitte, erzählen Sie mir noch mehr von Ihren Liebſchaften. Wie lange liebten Sie die marmorne Schöne, die Sie im Schloßgarten Ihrer Mutter geküßt?

Wir reiſten den andern Tag ab, antwortete Maximilian, und ich habe das holde Bildniß nie wiedergeſehen. Aber faſt vier Jahre beſchäftigte es mein Herz. Eine wunderbare Leidenſchaft für marmorne Statuen hat ſich ſeitdem in meiner Seele entwickelt und noch dieſen Morgen empfand ich ihre hinreißende Gewalt. Ich kam aus der Laurenziana, der Bibliothek der Medi-

zäer, und gerieth, ich weiß nicht mehr wie, in die Kapelle, wo jenes prachtvollste Geschlecht Italiens sich eine Schlafstelle von Edelsteinen gebaut hat und ruhig schlummert. Eine ganze Stunde blieb ich dort versunken in dem Anblick eines marmornen Frauenbilds, dessen gewaltiger Leibesbau von der kühnen Kraft des Michel Angelo zeugt, während doch die ganze Gestalt von einer ätherischen Süßigkeit umflossen ist, die man bei jenem Meister eben nicht zu suchen pflegt. In diesen Marmor ist das ganze Traumreich gebannt mit allen seinen stillen Seligkeiten, eine zärtliche Ruhe wohnt in diesen schönen Gliedern, ein besänftigendes Mondlicht scheint durch ihre Adern zu rinnen ... es ist die Nacht des Michel Angelo Buonarotti. O, wie gerne möchte ich schlafen des ewigen Schlafes in den Armen dieser Nacht ...

Gemalte Frauenbilder, fuhr Maximilian fort nach einer Pause, haben mich immer minder heftig interessirt als Statuen. Nur einmal war ich in ein Gemälde verliebt. Es war eine wunderschöne Madonna, die ich in einer Kirche zu Cöln am Rhein kennen lernte. Ich wurde damals ein sehr eifriger Kirchengänger und mein Gemüth versenkte sich in die Mystik des Katholizismus. Ich hätte damals gern, wie ein spanischer Ritter, alle Tage auf Leben und Tod gekämpft für die inmakulirte Empfängniß Mariae, der Königin der Engel, der schönsten Dame des Himmels und der Erde! Für die ganze heilige Familie interessirte ich mich damals, und ganz besonders freundlich zog ich jedesmal den Hut ab, wenn ich einem Bilde des heiligen Josephs vorbei kam. Dieser Zustand dauerte jedoch nicht lange, und fast ohne Umstände verließ ich die Muttergottes als ich in einer Antiquen-Gallerie mit einer griechischen Nymphe bekannt wurde, die mich lange Zeit in ihren Marmorfesseln gefangen hielt.

Und Sie liebten immer nur gemeißelte oder gemalte Frauen? kicherte Maria.

Nein, ich habe auch todte Frauen geliebt, antwortete Maximilian, über dessen Gesicht sich wieder ein großer Ernst verbreitete. Er bemerkte nicht, daß bei diesen Worten Maria erschreckend zusammenfuhr, und ruhig sprach er weiter:

Ja, es ist höchst sonderbar, daß ich mich einst in ein Mädchen verliebte, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben war. Als ich die kleine Bery kennen lernte, gefiel sie mir ganz außerordentlich gut. Drei Tage lang beschäftigte ich mich mit dieser jungen Person und fand das höchste Ergötzen an allem was sie that und sprach, an allen Aeußerungen ihres reizend wunderlichen Wesens, jedoch ohne daß mein Gemüth dabei in überzärtliche Bewegung gerieth. Auch wurde ich einige Monate drauf nicht allzu tief ergriffen, als ich die Nachricht empfing, daß sie, in Folge eines Nervenfiebers, plötzlich gestorben sei. Ich vergaß sie ganz gründlich, und ich bin überzeugt, daß ich

jahrelang auch nicht ein einziges Mal an sie gedacht habe. Ganze sieben Jahre waren seitdem verstrichen, und ich befand mich in Potsdam, um in ungestörter Einsamkeit den schönen Sommer zu genießen. Ich kam dort mit keinem einzigen Menschen in Berührung, und mein ganzer Umgang beschränkte sich auf die Statuen, die sich im Garten von Sans-Souzi befinden. Da geschah es eines Tages, daß mir Gesichtszüge und eine seltsam liebenswürdige Art des Sprechens und Bewegens ins Gedächtniß traten, ohne daß ich mich dessen entsinnen konnte welcher Person dergleichen angehörten. Nichts ist quälender als solches Herumstöbern in alten Erinnerungen, und ich war deshalb wie freudig überrascht, als ich nach einigen Tagen mich auf einmal der kleinen Bery erinnerte und jetzt erst merkte, daß es ihr liebes, vergessenes Bild war, was mir so beunruhigend vorgeschwebt hatte. Ja, ich freute mich dieser Entdeckung wie einer, der seinen intimsten Freund ganz unerwartet wieder gefunden; die verblichenen Farben belebten sich allmählig, und endlich stand die süße kleine Person wieder leibhaftig vor mir, lächelnd, schmollend, witzig, und schöner noch als jemals. Von nun an wollte mich dieses holde Bild nimmermehr verlassen, es füllte meine ganze Seele, wo ich ging und stand, stand und ging es an meiner Seite, sprach mit mir, lachte mit mir, jedoch harmlos und ohne große Zärtlichkeit. Ich aber wurde täglich mehr und mehr bezaubert von diesem Bilde, das täglich mehr und mehr Realität für mich gewann. Es ist leicht Geister zu beschwören, doch ist es schwer sie wieder zurück zu schicken in ihr dunkles Nichts; sie sehen uns dann so flehend an, unser eigenes Herz leiht ihnen so mächtige Fürbitte . . . Ich konnte mich nicht mehr losreißen, und ich verliebte mich in die kleine Bery, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben. So lebte ich sechs Monate in Potsdam, ganz versunken in dieser Liebe. Ich hütete mich noch sorgfältiger als vorher vor jeder Berührung mit der Außenwelt, und wenn irgend jemand auf der Straße etwas nahe an mir vorbeistreifte, empfand ich die mißbehaglichste Beklemmung. Ich hegte vor allen Begegnissen eine tiefe Scheu, wie solche vielleicht die nachtwandelnden Geister der Todten empfinden; denn diese, wie man sagt, wenn sie einem lebenden Menschen begegnen, erschrecken sie eben so sehr wie der Lebende erschrickt, wenn er einem Gespenste begegnet. Zufällig kam damals ein Reisender durch Potsdam, dem ich nicht ausweichen konnte, nemlich mein Bruder. Bei seinem Anblick und bei seinen Erzählungen von den letzten Vorfällen der Tagesgeschichte, erwachte ich wie aus einem tiefen Traume, und zusammenschreckend fühlte ich plötzlich in welcher grauenhaften Einsamkeit ich so lange für mich hingelebt. Ich hatte in diesem Zustande nicht einmal den Wechsel der Jahrzeiten gemerkt, und mit Verwunderung betrachtete ich jetzt die Bäume, die, längst entblättert, mit herbstlichem Reife bedeckt standen. Ich verließ alsbald Potsdam und die kleine Bery, und in einer anderen Stadt, wo mich

wichtige Geschäfte erwarteten, wurde ich, durch sehr eckige Verhältnisse und Beziehungen, sehr bald wieder in die rohe Wirklichkeit hineingequält.

Lieber Himmel! fuhr Maximilian fort, indem ein schmerzliches Lächeln um seine Oberlippe zuckte: lieber Himmel! die lebendigen Weiber mit denen ich damals in unabweisliche Berührung kam, wie haben sie mich gequält, zärtlich gequält, mit ihrem Schmollen, Eifersüchteln, und beständigem in Athem halten! Auf wie vielen Bällen mußte ich mit ihnen herumtraben, in wie viele Klatschereien mußte ich mich mischen! Welche rastlose Eitelkeit, welche Freude an der Lüge, welche küssende Verrätherei, welche giftige Blumen! Jene Damen wußten mir alle Luft und Liebe zu verleiden und ich wurde auf einige Zeit ein Weiberfeind, der das ganze Geschlecht verdammte. Es erging mir fast wie dem französischen Offiziere, der im russischen Feldzuge sich nur mit Mühe aus den Eisgruben der Beresina gerettet hatte, aber seitdem gegen alles Gefrorene eine solche Antipathie bekommen, daß er jetzt sogar die süßesten und angenehmsten Eissorten von Tortoni mit Abscheu von sich wieß. Ja, die Erinnerung an die Beresina der Liebe, die ich damals passirte, verleidete mir einige Zeit sogar die köstlichsten Damen, Frauen wie Engel, Mädchen wie Vanillensorbet.

Ich bitte Sie, rief Maria, schmähen Sie nicht die Weiber. Das sind abgedroschene Redensarten der Männer. Am Ende, um glücklich zu sein, bedürft Ihr dennoch der Weiber.

O, seufzte Maximilian, das ist freilich wahr. Aber die Weiber haben leider nur eine einzige Art wie sie uns glücklich machen können, während sie uns auf dreißigtausend Arten unglücklich zu machen wissen.

Theurer Freund, erwiederte Maria, indem sie ein leises Lächeln verbiß: ich spreche von dem Einklange zweier gleichgestimmten Seelen. Haben Sie dieses Glück nie empfunden? . . Aber ich sehe eine ungewöhnte Röthe über Ihre Wangen ziehen . . . Sprechen Sie . . . Nur?

Es ist wahr, Maria, ich fühle mich fast knabenhaft befangen, da ich Ihnen die glückliche Liebe gestehen soll, die mich einst unendlich beseligt hat! Diese Erinnerung ist mir noch nicht verloren, und in ihren kühlen Schatten flüchtet sich noch oft meine Seele, wenn der brennende Staub und die Tageshitze des Lebens unerträglich wird. Ich bin aber nicht im Stande Ihnen von dieser Geliebten einen richtigen Begriff zu geben. Sie war so ätherischer Natur, daß sie sich mir nur im Traume offenbaren konnte. Ich denke, Maria, Sie hegen kein banales Vorurtheil gegen Träume; diese nächtlichen Erscheinungen haben wahrlich eben so viel Realität, wie jene roheren Gebilde des Tages, die wir mit Händen antasten können und woran wir uns nicht selten beschmutzen. Ja, es war im Traume, wo ich sie sah, jenes holde Wesen, das mich am meisten auf dieser Welt beglückt hat. Ueber ihre Aeußerlichkeit weiß ich

wenig zu sagen. Ich bin nicht im Stande die Form ihrer Gesichtszüge ganz genau anzugeben. Es war ein Gesicht, das ich nie vorher gesehen, und das ich nachher nie wieder im Leben erblickte. So viel erinnere ich mich, es war nicht weiß und rosig, sondern ganz einfarbig, ein sanft abgerötheres Blaßgelb und durchsichtig wie Krystall. Die Reitze dieses Gesichtes bestanden weder im strengen Schönheitsmaß, noch in der interessanten Beweglichkeit; sein Charakter bestand vielmehr in einer bezaubernden, entzückenden, fast erschreckenden Wahrhaftigkeit. Es war ein Gesicht voll bewußter Liebe und graziöser Güte, es war mehr eine Seele als ein Gesicht, und deshalb habe ich die äußere Form mir nie ganz vergegenwärtigen können. Die Augen waren sanft wie Blumen. Die Lippen etwas bleich, aber anmuthig gewölbt. Sie trug ein seidnes Prignoir von kornblauer Farbe; aber hierin bestand auch ihre ganze Bekleidung; Hals und Füße waren nackt, und durch das weiche, dünne Gewand lauschte manchmal, wie verstohlen, die schlanke Zartheit der Glieder. Die Worte, die wir mit einander gesprochen, kann ich mir ebenfalls nicht mehr verdeutlichen; soviel weiß ich, daß wir uns verlobten, und daß wir heiter und glücklich, offenherzig und traulich, wie Bräutigam und Braut, ja fast wie Bruder und Schwester, mit einander kosten. Manchmal aber sprachen wir gar nicht mehr und sahen uns einander an, Aug in Auge, und in diesem beseligenden Anschauen verharrten wir ganze Ewigkeiten .... Wodurch ich erwacht bin, kann ich ebenfalls nicht sagen, aber ich schwelgte noch lange Zeit in dem Nachgewühle dieses Liebesglücks. Ich war lange wie getränkt von unerhörten Wonnen, die schmachtende Tiefe meines Herzens war wie gefüllt mit Seligkeit, eine mir unbekannte Freude schien über alle meine Empfindungen ausgegossen, und ich blieb froh und heiter, obgleich ich die Geliebte in meinen Träumen niemals wiedersah. Aber hatte ich nicht in ihrem Anblick ganze Ewigkeiten genossen? Auch kannte sie mich zu gut um nicht zu wissen, daß ich keine Wiederholungen liebe. . . . . .

Wahrhaftig, rief Maria, Sie sind ein homme à bonne fortune .... Aber sagen Sie mir, war Mademoiselle Laurence eine Marmorstatue oder ein Gemälde? eine Todte oder ein Traum?

Vielleicht alles dieses zusammen, antwortete Maximilian sehr ernsthaft.

Ich konnte mirs vorstellen, theurer Freund, daß diese Geliebte von sehr zweifelhaftem Fleische sein mußte. Und wann werden Sie mir diese Geschichte erzählen?

Morgen. Sie ist lang und ich bin heute müde. Ich komme aus der Oper und habe zu viel Musik in den Ohren.

Sie gehen jetzt oft in die Oper, und ich glaube, Max, Sie gehen dorthin mehr um zu sehen als um zu hören.

Sie irren sich nicht, Maria, ich gehe wirklich in die Oper, um die Gesichter der schönen Italienerinnen zu betrachten. Freilich, sie sind schon außerhalb

dem Theater ſchön genug, und ein Geſchichtsforſcher könnte an der Idealität ihrer Züge ſehr leicht den Einfluß der bildenden Künſte auf die Leiblichkeit des italieniſchen Volkes nachweiſen. Die Natur hat hier den Künſtlern das Kapital zurückgenommen, das ſie ihnen einſt geliehen, und ſiehe! es hat ſich aufs Entzückendſte verzinſt. Die Natur welche einſt den Künſtlern ihre Modelle lieferte, ſie kopirt heute ihrer Seits die Meiſterwerke die dadurch entſtanden. Der Sinn für das Schöne hat das ganze Volk durchdrungen, und wie einſt das Fleiſch auf den Geiſt, ſo wirkt jetzt der Geiſt auf das Fleiſch. Und nicht fruchtlos iſt die Andacht vor jenen ſchönen Madonnen, den lieblichen Altarbildern, die ſich dem Gemüthe des Bräutigams einprägen, während die Braut einen ſchönen Heiligen im brünſtigen Sinne trägt. Durch ſolche Wahlverwandtſchaft iſt hier ein Menſchengeſchlecht entſtanden, das noch ſchöner iſt als der holde Boden, worauf es blüht, und der ſonnige Himmel, der es, wie ein goldner Rahmen, umſtrahlt. Die Männer intereſſiren mich nie viel, wenn ſie nicht entweder gemalt oder gemeißelt ſind, und Ihnen, Maria, überlaſſe ich allen möglichen Enthuſiasmus in Betreff jener ſchönen, geſchmeidigen Italiener, die ſo wildſchwarze Backenbärte und ſo kühn edle Naſen und ſo ſanft kluge Augen haben. Man ſagt die Lombarden ſeien die ſchönſten Männer. Ich habe nie darüber Unterſuchungen angeſtellt, nur über die Lombardinnen habe ich ernſthaft nachgedacht, und dieſe, das habe ich wohl gemerkt, ſind wirklich ſo ſchön wie der Ruhm meldet. Aber auch ſchon im Mittelalter müſſen ſie ziemlich ſchön geweſen ſein. Sagt man doch von Franz I., daß das Gerücht von der Schönheit der Mayländerinnen ein heimlicher Antrieb geweſen, der ihn zu ſeinem italieniſchen Feldzuge bewogen habe; der ritterliche König war gewiß neugierig, ob ſeine geiſtlichen Mühmchen, die Sippſchaft ſeines Taufpathen, ſo hübſch ſeien, wie er rühmen hörte . . . Armer Scheim! zu Pavia mußte er für dieſe Neugier ſehr theuer büßen!

Aber wie ſchön ſind ſie erſt dieſe Italienerinnen, wenn die Muſik ihre Geſichter beleuchtet. Ich ſage beleuchtet, denn die Wirkung der Muſik, die ich, in der Oper, auf den Geſichtern der ſchönen Frauen bemerke, gleicht ganz jenen Licht- und Schatteneffekten, die uns in Erſtaunen ſetzen, wenn wir Statuen in der Nacht bei Fackelſchein betrachten. Dieſe Marmorbilder offenbaren uns dann, mit erſchreckender Wahrheit, ihren innewohnenden Geiſt und ihre ſchauerlichen ſtummen Geheimniſſe. In derſelben Weiſe giebt ſich uns auch das ganze Leben der ſchönen Italienerinnen kund, wenn wir ſie in der Oper ſehen; die wechſelnden Melodien wecken alsdann in ihrer Seele eine Reihe von Gefühlen, Erinnerungen, Wünſchen und Nergerniſſen, die ſich alle augenblicklich in den Bewegungen ihrer Züge, in ihrem Erröthen, in ihrem Erbleichen, und gar in ihren Augen ausſprechen. Wer zu leſen verſteht, kann alsdann auf ihren ſchönen Geſichtern ſehr viel ſüße und intereſſante Dinge leſen,

Geſchichten die ſo merkwürdig wie die Novellen des Boccacio, Gefühle die ſo zart wie die Sonette des Petrarcha, Launen die ſo abentheuerlich wie die Ottaverime des Arioſto, manchmal auch furchtbare Verrätherei und erhabene Bosheit, die ſo poetiſch wie die Hölle des großen Dante. Da iſt es der Mühe werth, hinaufzuſchauen nach den Logen. Wenn nur die Männer unterdeſſen ihre Begeiſterung nicht mit ſo fürchterlichem Lärm ausſprächen! Dieſes allzutolle Geräuſch in einem italieniſchen Theater wird mir manchmal läſtig. Aber die Muſik iſt die Seele dieſer Menſchen, ihr Leben, ihre Nazionalſache. In anderen Ländern giebt es gewiß Muſiker, die den größten italieniſchen Renommeen gleichſtehen, aber es giebt dort kein muſikaliſches Volk. Die Muſik wird hier in Italien nicht durch Individuen repräſentirt, ſondern ſie offenbart ſich in der ganzen Bevölkerung, die Muſik iſt Volk geworden. Bei uns im Norden iſt es ganz anders; da iſt die Muſik nur Menſch geworden und heißt Mozart oder Meyerbeer; und obendrein wenn man das Beſte was ſolche nordiſche Muſiker uns bieten genau unterſucht, ſo findet ſich darin italieniſcher Sonnenſchein und Orangenduft, und viel eher als unſerem Deutſchland gehören ſie dem ſchönen Italien, der Heimath der Muſik. Ja, Italien wird immer die Heimath der Muſik ſein, wenn auch ſeine großen Maeſtri frühe ins Grab ſteigen oder verſtummen, wenn auch Bellini ſtirbt und Roſſini ſchweigt.

Wahrlich, bemerkte Maria, Roſſini behauptet ein ſehr ſtrenges Stillſchweigen. Wenn ich nicht irre, ſchweigt er ſchon ſeit zehn Jahren.

Das iſt vielleicht ein Witz von ihm, antwortete Maximilian. Er hat zeigen wollen, daß der Name „Schwan von Peſaro" den man ihm ertheilt, ganz unpaſſend ſei. Die Schwäne ſingen am Ende ihres Lebens, Roſſini aber hat in der Mitte des Lebens zu ſingen aufgehört. Und ich glaube er hat wohl daran gethan und eben dadurch gezeigt, daß er ein Genie iſt. Ein Künſtler, welcher nur Talent hat, behält bis an ſein Lebensende den Trieb dieſes Talent auszuüben, der Ehrgeiz ſtachelt ihn, er fühlt daß er ſich beſtändig vervollkommnet, und es drängt ihn das Höchſte zu erſtreben. Der Genius aber hat das Höchſte bereits geleiſtet, er iſt zufrieden, er verachtet die Welt und den kleinen Ehrgeiz, und geht nach Hauſe, nach Stafford am Avon, wie William Shakeſpeare, oder promenirt ſich lachend und witzelnd auf dem Boulevard des Italiens zu Paris, wie Joachim Roſſini. Hat der Genius keine ganz ſchlechte Leibeskonſtituzion, ſo lebt er in ſolcher Weiſe noch eine gute Weile fort, nachdem er ſeine Meiſterwerke geliefert, oder, wie man ſich auszudrücken pflegt, nachdem er ſeine Miſſion erfüllt hat. Es iſt ein Vorurtheil, wenn man meint, das Genie müſſe früh ſterben; ich glaube man hat das dreißigſte bis zum vierundvierzigſten Jahr als die gefährliche Zeit für die Genies bezeichnet. Wie oft habe ich den armen Bellini damit geneckt, und ihm aus Scherz prophezeit, daß er, in ſeiner Eigenſchaft als Genie, bald ſterben müſſe, indem er das ge-

fährliche Alter erreiche. Sonderbar! Trotz des ſcherzenden Tones, ängſtigte er ſich doch ob dieſer Prophezeiung, er nannte mich ſeinen Jettatore und machte immer das Jettatorezeichen . . . Er wollte ſo gern leben bleiben, er hatte eine faſt leidenſchaftliche Abneigung gegen den Tod, er wollte nichts vom Sterben hören, er fürchtete ſich davor wie ein Kind, das ſich fürchtet im Dunkeln zu ſchlafen . . . Er war ein gutes, liebes Kind, manchmal etwas unartig, aber dann brauchte man ihm nur mit ſeinem baldigen Tode zu drohen, und er ward dann gleich kleinlaut und bittend und machte mit den zwei erhobenen Fingern das Jettatorezeichen . . . Armer Bellini!

Sie haben ihn alſo perſönlich gekannt? War er hübſch?

Er war nicht häßlich. Sie ſehen, auch wir Männer können nicht bejahend antworten, wenn man uns über jemand von unſerem Geſchlechte eine ſolche Frage vorlegt. Es war eine hoch aufgeſchoſſene, ſchlanke Geſtalt, die ſich zierlich, ich möchte ſagen kokett bewegte; immer à quatre épingles; ein regelmäßiges Geſicht, länglich, blaßroſig; hellblondes, faſt goldiges Haar, in dünnen Löckchen friſirt; hohe, ſehr hohe, edle Stirne; grade Naſe; bleiche, blaue Augen; ſchöngemeſſener Mund; rundes Kinn. Seine Züge hatten etwas vages, charakterloſes, etwas wie Milch, und in dieſem Milchgeſichte quirlte manchmal ſüßſäuerlich ein Ausdruck von Schmerz. Dieſer Ausdruck von Schmerz erſetzte in Bellinis Geſichte den mangelnden Geiſt; aber es war ein Schmerz ohne Tiefe; er flimmerte poeſielos in den Augen, er zuckte leidenſchaftslos um die Lippen des Mannes. Dieſen flachen, matten Schmerz ſchien der junge Maeſtro in ſeiner ganzen Geſtalt veranſchaulichen zu wollen. So ſchwärmeriſch wehmüthig waren ſeine Haare friſirt, die Kleider ſaßen ihm ſo ſchmachtend an dem zarten Leibe, er trug ſein ſpaniſches Röhrchen ſo idylliſch, daß er mich immer an die jungen Schäfer erinnerte, die wir in unſeren Schäferſpielen mit bebänderten Stäben, und hellfarbigen Jäckchen und Höschen minaudiren ſehen. Und ſein Gang war ſo jungfräulich, ſo elegiſch, ſo ätheriſch. Der ganze Menſch ſah aus wie ein Seufzer en escarpins. Er hat bei den Frauen vielen Beifall gefunden, aber ich zweifle, ob er irgend wo eine ſtarke Leidenſchaft geweckt hat. Für mich ſelber hatte ſeine Erſcheinung immer etwas ſpaßhaft Ungenießbares, deſſen Grund wohl zunächſt in ſeinem Franzöſiſchſprechen zu finden war. Obgleich Bellini ſchon mehrere Jahre in Frankreich gelebt, ſprach er doch das Franzöſiſche ſo ſchlecht, wie es vielleicht kaum in England geſprochen werden kann. Ich ſollte dieſes Sprechen nicht mit dem Beiwort „ſchlecht" bezeichnen; ſchlecht iſt hier viel zu gut. Man muß entſetzlich ſagen, blutſchänderiſch, weltuntergangsmäßig. Ja, wenn man mit ihm in Geſellſchaft war, und er die armen franzöſiſchen Worte wie ein Henker radebrach, und unerſchütterlich ſeine koloſſalen Coq-à-l'âne auskramte, ſo meinte man manchmal, die Welt müſſe mit einem Donnergekrache untergehen.

... Eine Leichenſtille herrſchte dann im ganzen Saale; Todesſchreck malte ſich auf allen Geſichtern, mit Kreidefarbe oder mit Zinober; die Frauen wußten nicht, ob ſie in Ohnmacht fallen oder entfliehen ſollten; die Männer ſahen beſtürzt nach ihren Beinkleidern, um ſich zu überzeugen, daß ſie wirklich dergleichen trugen; und was das furchtbarſte war, dieſer Schreck erregte zu gleicher Zeit eine konvulſive Lachluſt, die ſich kaum verbeißen ließ. Wenn man daher mit Bellini in Geſellſchaft war, mußte ſeine Nähe immer eine gewiſſe Angſt einflößen, die, durch einen grauenhaften Reitz, zugleich abſtoßend und anziehend war. Manchmal waren ſeine unwillkürlichen Calembours blos beluſtigender Art, und in ihrer poſſirlichen Abgeſchmacktheit, erinnerten ſie an das Schloß ſeines Landsmannes, des Prinzen Pallagonien, welches Goethe, in ſeiner italieniſchen Reiſe, als ein Muſeum von barocken Verzerrtheiten und ungereimt zuſammengekoppelten Mißgeſtalten ſchildert. Da Bellini, bei ſolchen Gelegenheiten, immer etwas ganz Harmloſes und ganz Ernſthaftes geſagt zu haben glaubte, ſo bildete ſein Geſicht mit ſeinem Worte eben den allertollſten Contraſt. Das, was mir an ſeinem Geſichte mißfallen konnte, trat dann um ſo ſchneidender hervor. Das was mir da mißfiel, war aber nicht von der Art, daß es juſt als ein Mangel bezeichnet werden könnte, und am wenigſten mag es wohl den Damen ebenfalls unerfreuſam geweſen ſein. Bellinis Geſicht, wie ſeine ganze Erſcheinung, hatte jene phyſiſche Friſche, jene Fleiſchblüthe, jene Roſenfarbe, die auf mich einen unangenehmen Eindruck macht, auf mich, der ich vielmehr das Todtenhafte und das Marmorne liebe. Erſt ſpäterhin, als ich Bellini ſchon lange kannte, empfand ich für ihn einige Neigung. Dieſes entſtand namentlich als ich bemerkte, daß ſein Charakter durchaus edel und gut war. Seine Seele iſt gewiß rein und unbefleckt geblieben von allen häßlichen Berührungen. Auch fehlte ihm nicht die harmloſe Gutmüthigkeit, das Kindliche, das wir bei genialen Menſchen nie vermiſſen, wenn ſie auch dergleichen nicht für jedermann zur Schau tragen.

Ja, ich erinnere mich— fuhr Maximilian fort, indem er ſich auf den Seſſel niederließ, an deſſen Lehne er ſich bis jetzt aufrecht geſtützt hatte — ich erinnere mich eines Augenblicks, wo mir Bellini in einem ſo liebenswürdigen Lichte erſchien, daß ich ihn mit Vergnügen betrachtete und mir vornahm, ihn näher kennen zu lernen. Aber es war leider der letzte Augenblick, wo ich ihn in dieſem Leben ſehen ſollte. Dieſes war eines Abends, nachdem wir im Hauſe einer großen Dame, die den kleinſten Fuß in Paris hat, mit einander geſpeißt und ſehr heiter geworden, und am Fortepiano die ſüßeſten Melodieen erklangen ... Ich ſehe ihn noch immer, den guten Bellini, wie er endlich erſchöpft von den vielen tollen Bellinismen, die er geſchwatzt, ſich auf einen Seſſel niederließ ... Dieſer Seſſel war ſehr niedrig, faſt wie ein Bänkchen, ſo daß Bellini dadurch gleichſam zu den Füßen einer ſchönen Dame zu ſitzen kam, die ſich,

ihm gegenüber, auf ein Sopha hingestreckt hatte und mit süßer Schadenfreude auf Bellini hinabsah, während dieser sich abarbeitete, sie mit einigen französischen Redensarten zu unterhalten, und er immer in die Nothwendigkeit gerieth, das was er eben gesagt hatte, in seinem sicilianischen Jargon zu kommentiren, um zu beweisen, daß es keine Sottise, sondern im Gegentheil die feinste Schmeichelei gewesen sei. Ich glaube, daß die schöne Dame auf Bellinis Redensarten gar nicht viel hinhörte; sie hatte ihm sein spanisches Röhrchen, womit er seiner schwachen Rhetorik manchmal zu Hülfe kommen wollte, aus den Händen genommen, und bediente sich dessen um den zierlichen Lockenbau an den beiden Schläfen des jungen Maestro ganz ruhig zu zerstören. Diesem muthwilligen Geschäfte galt wohl jenes Lächeln, das ihrem Gesichte einen Ausdruck gab, wie ich ihn nie auf einem lebenden Menschenantlitz gesehen. Nie kommt mir dieses Gesicht aus dem Gedächtnisse! Es war eins jener Gesichter, die mehr dem Traumreich der Poesie als der rohen Wirklichkeit des Lebens zu gehören scheinen; Conturen, die an Da Vinci erinnern, jenes edle Oval mit den naiven Wangengrübchen und dem sentimental spitzzulaufenden Kinn der lombardischen Schule. Die Färbung mehr römisch sanft, matter Perlenglanz, vornehme Bläße, Morbidezza. Kurz es war ein Gesicht, wie es nur auf irgend einem altitalienischem Portraite gefunden wird, das etwa eine von jenen großen Damen vorstellt, worin die italienischen Künstler des sechszehnten Jahrhunderts verliebt waren, wenn sie ihre Meisterwerke schufen, woran die Dichter jener Zeit dachten, wenn sie sich unsterblich sangen, und wonach die deutschen und französischen Kriegshelden Verlangen trugen, wenn sie sich das Schwert umgürteten und thatensüchtig über die Alpen stürzten . . . Ja, ja, so ein Gesicht war es, worauf ein Lächeln der süßesten Schadenfreude und des vornehmsten Muthwillens spielte, während sie, die schöne Dame, mit der Spitze des spanischen Rohrs den blonden Lockenbau des guten Bellini zerstörte. In diesem Augenblick erschien mir Bellini wie berührt von einem Zauberstäbchen, wie umgewandelt zu einer durchaus befreundeten Erscheinung, und er wurde meinem Herzen auf einmal verwandt. Sein Gesicht erglänzte im Wiederschein jenes Lächelns, es war vielleicht der blühendste Moment seines Lebens . . . Ich werde ihn nie vergessen . . . Vierzehn Tage nachher las ich in der Zeitung, daß Italien einen seiner rühmlichsten Söhne verloren!

Sonderbar! Zu gleicher Zeit wurde auch der Tod Paganinis angezeigt. An diesem Todesfall zweifelte ich keinen Augenblick, da der alte, fahle Paganini immer wie ein Sterbender aussah; doch der Tod des jungen, rosigen Bellini kam mir unglaublich vor. Und doch war die Nachricht vom Tode des ersteren nur ein Zeitungsirrthum, Paganini befindet sich frisch und gesund zu Genua und Bellini liegt im Grabe zu Paris!

Lieben Sie Paganini? frug Maria.

Dieſer Mann, antwortete Maximilian, iſt eine Zierde ſeines Vaterlandes und verdient gewiß die ausgezeichnetſte Erwähnung, wenn man von den muſikaliſchen Notabilitäten Italiens ſprechen will.

Ich habe ihn nie geſehen, bemerkte Maria, aber dem Rufe nach, ſoll ſein Aeußeres den Schönheitsſinn nicht vollkommen befriedigen. Ich habe Portraite von ihm geſehen . . .

Die alle nicht ähnlich ſind, fiel ihr Maximilian in die Rede; ſie verhäßlichen oder verſchönern ihn, nie geben ſie ſeinen wirklichen Charakter. Ich glaube es iſt nur einem einzigen Menſchen gelungen, die wahre Phyſionomie Paganinis aufs Papier zu bringen; es iſt ein tauber Maler, Namens Lyſer, der, in ſeiner geiſtreichen Tollheit, mit wenigen Kreideſtrichen den Kopf Paganinis ſo gut getroffen hat, daß man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erſchrickt. „Der Teufel hat mir die Hand geführt," ſagte mir der taube Maler, geheimnißvoll kichernd und gutmüthig ironiſch mit dem Kopfe nickend, wie er bei ſeinen genialen Eulenſpiegeleien zu thun pflegte. Dieſer Maler war immer ein wunderlicher Kautz; trotz ſeiner Taubheit, liebte er enthuſiaſtiſch die Muſik und er ſoll es verſtanden haben, wenn er ſich nahe genug am Orcheſter befand, den Muſikern die Muſik auf dem Geſichte zu leſen, und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekuzion zu beurtheilen; auch ſchrieb er die Operukritiken in einem ſchätzbaren Journale zu Hamburg. Was iſt eigentlich da zu verwundern? In der ſichtbaren Signatur des Spieles konnte der taube Maler die Töne ſehen. Giebt es doch Menſchen, denen die Töne ſelber nur unſichtbare Signaturen ſind, worin ſie Farben und Geſtalten hören.

Ein ſolcher Menſch ſind Sie! rief Maria.

Es iſt mir leid, daß ich die kleine Zeichnung von Lyſer nicht mehr beſitze; ſie würde Ihnen vielleicht von Paganinis Aeußerem einen Begriff verleihen. Nur in grell ſchwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Züge erfaßt werden, die mehr dem ſchweflichten Schattenreich, als der ſonnigen Lebenswelt zu gehören ſcheinen. „Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt," betheuerte mir der taube Maler, als wir zu Hamburg vor dem Alſterpavillon ſtanden, an dem Tage wo Paganini dort ſein erſtes Conzert gab. „Ja, mein Freund, fuhr er fort, es iſt wahr, was die ganze Welt behauptet, daß er ſich dem Teufel verſchrieben hat, Leib und Seele, um der beſte Violiniſt zu werden, um Millionen zu erfiedeln, und zunächſt um von der verdammten Galeere loszukommen, wo er ſchon viele Jahre geſchmachtet. Denn ſehen Sie, Freund, als er zu Lukka Kapellenmeiſter war, verliebte er ſich in eine Theaterprinzeſſin, ward eiferſüchtig auf irgend einen kleinen Abbate, ward vielleicht koku, erſtach auf gut italieniſch ſeine ungetreue Amata, kam auf die Galeere zu Genua, und wie geſagt, verſchrieb ſich endlich dem Teufel

um loszukommen, um der beſte Violinſpieler zu werden, und um jedem von uns dieſen Abend eine Brandſchatzung von zwei Thalern auferlegen zu können . . . Aber ſehen Sie! Alle gute Geiſter loben Gott! ſehen Sie, dort in der Allee kommt er ſelber mit ſeinem zweideutigen Famulo!“

In der That, es war Paganini ſelber, den ich alsbald zu Geſicht bekam. Er trug einen dunkelgrauen Oberrock, der ihm bis zu den Füßen reichte, wodurch ſeine Geſtalt ſehr hoch zu ſein ſchien. Das lange ſchwarze Haar fiel in verzerrten Locken auf ſeine Schulter herab und bildete wie einen dunklen Rahmen um das blaſſe, leichenartige Geſicht, worauf Kummer, Genie und Hölle ihre unverwüſtlichen Zeichen eingegraben hatten. Neben ihm tänzelte eine niedrige, behagliche Figur, putzig proſaiſch: roſig verrunzeltes Geſicht, hellgraues Röckchen mit Stahlknöpfen, unausſtehlich freundlich nach allen Seiten hingrüßend, mitunter aber voll beſorglicher Scheu, nach der düſteren Geſtalt hinaufſchielend, die ihm ernſt und nachdenklich zur Seite wandelte. Man glaubte das Bild von Retzſch zu ſehen, wo Fauſt mit Wagner vor den Thoren von Leipzig ſpazieren geht. Der taube Maler kommentirte mir aber die beiden Geſtalten in ſeiner tollen Weiſe, und machte mich beſonders aufmerkſam auf den gemeſſenen breiten Gang des Paganini. „Iſt es nicht, ſagte er, als trüge er noch immer die eiſerne Querſtange zwiſchen den Beinen? Er hat ſich nun einmal dieſen Gang auf immer angewöhnt. Sehen Sie auch wie verächtlich ironiſch er auf ſeinen Begleiter manchmal hinabſchaut, wenn dieſer ihm mit ſeinen proſaiſchen Fragen läſtig wird; er kann ihn aber nicht entbehren, ein blutiger Contrakt bindet ihn an dieſen Diener, der eben kein andrer iſt als Satan. Das unwiſſende Volk meint freilich, dieſer Begleiter ſei der Commödien- und Anekdotenſchreiber Harris aus Hannover, den Paganini auf Reiſen mitgenommen habe, um die Geldgeſchäfte bei ſeinen Conzerten zu verwalten. Das Volk weiß nicht, daß der Teufel dem Herrn Georg Harris bloß ſeine Geſtalt abgeborgt hat und daß die arme Seele dieſes armen Menſchen unterdeſſen, neben anderem Lumpenkram, in einem Kaſten zu Hannover ſolange eingeſperrt ſitzt, bis der Teufel ihr wieder ihre Fleiſch-Envelope zurückgiebt und er vielleicht ſeinen Meiſter Paganini in einer würdigeren Geſtalt, nemlich als ſchwarzer Pudel, durch die Welt begleiten wird.“

War mir aber Paganini, als ich ihn am hellen Mittage, unter den grünen Bäumen des Hamburger Jungfernſtiegs einherwandeln ſah, ſchon hinlänglich fabelhaft und abenteuerlich erſchienen: wie mußte mich erſt des Abends im Conzerte ſeine ſchauerlich bizarre Erſcheinung überraſchen. Das Hamburger Commödienhaus war der Schauplatz dieſes Conzertes, und das kunſtliebende Publikum hatte ſich ſchon frühe und in ſolcher Anzahl eingefunden, daß ich kaum noch ein Plätzchen für mich am Orcheſter erkämpfte. Obgleich

es Posttag war, erblickte ich doch, in den ersten Ränglogen, die ganze gebildete Handelswelt, einen ganzen Olymp von Banquiers und sonstigen Millionären, die Götter des Kaffees und des Zuckers, nebst deren dicken Ehegöttinnen, Junonen vom Wantram und Aphroditen vom Dreckwall. Auch herrschte eine religiöse Stille im ganzen Saal. Jedes Auge war nach der Bühne gerichtet. Jedes Ohr rüstete sich zum Hören. Mein Nachbar, ein alter Pelz-Makler, nahm seine schmutzige Baumwolle aus den Ohren, um bald die kostbaren Töne, die zwei Thaler Entrégeld kosteten, besser einfangen zu können. Endlich aber, auf der Bühne, kam eine dunkle Gestalt zum Vorschein, die der Unterwelt entstiegen zu sein schien. Das war Paganini in seiner schwarzen Galla. Der schwarze Frack und die schwarze Weste von einem entsetzlichen Zuschnitt, wie er vielleicht am Hofe Proserpinens von der höllischen Etikette vorgeschrieben ist. Die schwarzen Hosen ängstlich schlotternd um die dünnen Beine. Die langen Arme schienen noch verlängert, indem er in der einen Hand die Violine und in der anderen den Bogen gesenkt hielt und damit fast die Erde berührte, als er vor dem Publikum seine unerhörten Verbeugungen auskramte. In den eckigen Krümmungen seines Leibes lag eine schauerliche Hölzernheit und zugleich etwas närrisch Thierisches, daß uns bei diesen Verbeugungen eine sonderbare Lachlust anwandeln mußte; aber sein Gesicht, das durch die grelle Orchesterbeleuchtung noch leichenartig weißer erschien, hatte alsdann so etwas Flehendes, so etwas blödsinnig Demüthiges, daß ein grauenhaftes Mitleid unsere Lachlust niederdrückte. Hat er diese Komplimente einem Automaten abgelernt oder einem Hunde? Ist dieser bittende Blick der eines Todtkranken, oder lauert dahinter der Spott eines schlauen Geizhalses? Ist das ein Lebender, der im Verscheiden begriffen ist und der das Publikum in der Kunstarena, wie ein sterbender Fechter, mit seinen Zuckungen ergötzen soll? Oder ist es ein Todter, der aus dem Grabe gestiegen, ein Vampir mit der Violine, der uns, wo nicht das Blut aus dem Herzen, doch auf jeden Fall das Geld aus den Taschen saugt?

Solche Fragen kreuzten sich in unserem Kopfe, während Paganini seine unaufhörlichen Komplimente schnitt; aber alle dergleichen Gedanken mußten straks verstummen, als der wunderbare Meister seine Violine ans Kinn setzte und zu spielen begann. Was mich betrifft, so kennen Sie ja mein mustkalisches zweites Gesicht, meine Begabniß, bei jedem Tone, den ich erklingen höre, auch die adäquate Klangfigur zu sehen; und so kam es, daß mir Paganini mit jedem Striche seines Bogens auch sichtbare Gestalten und Situazionen vor die Augen brachte, daß er mir in tönender Bilderschrift allerlei grelle Geschichten erzählte, daß er vor mir gleichsam ein farbiges Schattenspiel hingaukeln ließ, worin er selber immer mit seinem Violinspiel als die Hauptperson agirte. Schon bei seinem ersten Bogenstrich hatten sich die Koulissen um ihn

her verändert; er ſtand mit ſeinem Muſikpult plötzlich in einem heitern Zimmer, welches luſtig unordentlich dekorirt, mit verſchnörkelten Möbeln in Pompadourgeſchmack: überall kleine Spiegel, vergoldete Amoretten, chineſiſches Porzelan, ein allerliebſtes Chaos von Bändern, Blumenguirlanden, weißen Handſchuhen, zerriſſenen Blonden, falſchen Perlen, Diademen von Goldblech und ſonſtigem Götterflitterkram, wie man dergleichen im Studierzimmer einer Primadonna zu finden pflegt. Paganinis Aeußeres hatte ſich ebenfalls, und zwar aufs allervortheilhafteſte, verändert: er trug kurze Beinkleider von lillafarbigem Atlas, eine ſilbergeſtickte, weiße Weſte, einen Rock von hellblauem Sammet mit goldumſponnenen Knöpfen; und die ſorgſam in kleinen Löckchen friſirten Haare umſpielten ſein Geſicht, das ganz jung und roſig blühete, und von ſüßer Zärtlichkeit erglänzte, wenn er nach dem hübſchen Dämchen hinäugelte, das neben ihm am Notenpult ſtand, während er Violine ſpielte.

In der That, an ſeiner Seite erblickte ich ein hübſches junges Geſchöpf, altmodiſch gekleidet, der weiße Atlas ausgebauſcht unterhalb den Hüften, die Taille um ſo reizender ſchmal, die gepuderten Haare hochauffriſirt, das hübſch runde Geſicht um ſo freier hervorglänzend mit ſeinen blitzenden Augen, mit ſeinen geſchminkten Wänglein, Schönpfläſterchen und impertinent ſüßem Näschen. In der Hand trug ſie eine weiße Papierrolle, und ſowohl nach ihren Lippenbewegungen, als nach dem kokettirenden Hin- und Herwiegen ihres Oberleibchens zu ſchließen, ſchien ſie zu ſingen; aber vernehmlich ward mir kein einziger ihrer Triller, und nur aus dem Violinſpiel, womit der junge Paganini das holde Kind begleitete, errieth ich was ſie ſang und was er ſelber während ihres Singens in der Seele fühlte. O, das waren Melodieen, wie die Nachtigall ſie flötet, in der Abenddämmerung, wenn der Duft der Roſe ihr das ahnende Frühlingsherz mit Sehnſucht berauſcht! O, das war eine ſchmelzende, wollüſtig hinſchmachtende Seligkeit! Das waren Töne die ſich küßten, dann ſchmollend einander flohen, und endlich wieder lachend ſich umſchlangen, und eins wurden, und in trunkener Einheit dahinſtarben. Ja, die Töne trieben ein heiteres Spiel, wie Schmetterlinge, wenn einer dem anderen neckend ausweicht, ſich hinter eine Blume verbirgt, endlich erhaſcht wird, und dann mit dem anderen, leichtſinnig beglückt, im goldnen Sonnenlichte hinaufflattert. Aber eine Spinne, eine Spinne kann ſolchen verliebten Schmetterlingen mal plötzlich ein tragiſches Schickſal bereiten. Ahnte dergleichen das junge Herz? Ein wehmüthig ſeufzender Ton, wie Vorgefühl eines heranſchleichenden Unglücks, glitt leiſe durch die entzückteſten Melodieen, die aus Paganinis Violine hervorſtrahlten ... Seine Augen werden feucht ... Anbetend kniet er nieder vor ſeiner Amata ... Aber ach! indem er ſich beugt, um ihre Füße zu küſſen, erblickt er unter dem Bette einen kleinen Abbate! Ich weiß nicht, was er gegen den armen Menſchen haben mochte, aber

der Genueſer wurde blaß wie der Tod, er erfaßt den Kleinen mit wüthenden Händen, giebt ihm diverſe Ohrfeigen, ſo wie auch eine beträchtliche Anzahl Fußtritte, ſchmeißt ihn gar zur Thür hinaus, zieht alsdann ein langes Stylet aus der Taſche und ſtößt es in die Bruſt der jungen Schönen . . .

In dieſem Augenblick aber erſcholl von allen Seiten: Bravo! Bravo! Hamburgs begeiſterte Männer und Frauen zollten ihren rauſchendſten Beifall dem großen Künſtler, welcher eben die erſte Abtheilung ſeines Conzerts beendigt hätte und ſich mit noch mehr Ecken und Krümmungen als vorher verbeugte. Auf ſeinem Geſichte, wollte mich bedünken, winſelte ebenfalls eine noch flehſamere Demuth als vorher. In ſeinen Augen ſtarrte eine grauenhafte Aengſtlichkeit, wie die eines armen Sünders.

Göttlich! rief mein Nachbar, der Pelzmakler, indem er ſich in den Ohren kratzte, dieſes Stück war allein ſchon zwei Thaler werth.

Als Paganini aufs neue zu ſpielen begann, ward es mir düſter vor den Augen. Die Töne verwandelten ſich nicht in helle Formen und Farben; die Geſtalt des Meiſters umhüllte ſich vielmehr in finſtere Schatten, aus deren Dunkel ſeine Muſik mit den ſchneidendſten Jammertönen hervorklagte. Nur manchmal, wenn eine kleine Lampe, die über ihm hing, ihr kümmerliches Licht auf ihn warf, erblickte ich ſein erbleichtes Antlitz, worauf aber die Jugend noch immer nicht erloſchen war. Sonderbar war ſein Anzug, geſpaltet in zwei Farben, wovon die eine gelb und die andere roth. An den Füßen laſteten ihm ſchwere Ketten. Hinter ihm bewegte ſich ein Geſicht, deſſen Phyſionomie auf eine luſtige Bocksnatur hindeutete, und lange haarigte Hände, die, wie es ſchien, dazu gehörten, ſah ich zuweilen hülfreich in die Saiten der Violine greifen, worauf Paganini ſpielte. Sie führten ihm auch manchmal die Hand womit er den Bogen hielt, und ein meckerndes Beifall-Lachen akkompagnirte dann die Töne, die immer ſchmerzlicher und blutender aus der Violine hervorquollen. Das waren Töne gleich dem Geſang der gefallenen Engel, die mit den Töchtern der Erde gebuhlt hatten, und, aus dem Reiche der Seligen verwieſen, mit ſchamglühenden Geſichtern in die Unterwelt hinabſtiegen. Das waren Töne in deren bodenloſer Untiefe weder Troſt noch Hoffnung glimmte. Wenn die Heiligen im Himmel ſolche Töne hören, erſtirbt das Lob Gottes auf ihren verbleichenden Lippen und ſie verhüllen weinend ihre frommen Häupter! Zuweilen, wenn in die melodiſchen Qualniſſe dieſes Spiels das obligate Bockslachen hineinmeckerte, erblickte ich auch im Hintergrunde eine Menge kleiner Weibsbilder, die boshaft luſtig mit den häßlichen Köpfen nickten und mit den gekreuzten Fingern, in neckender Schadenfreude, ihre Rübchen ſchabten. Aus der Violine drangen alsdann Angſtlaute und ein entſetzliches Seufzen und ein Schluchzen, wie man es noch nie gehört auf Erden, und wie man es vielleicht nie wieder auf Erden hören wird, es ſeie denn im Thale

Josaphat, wenn die kolossalen Posaunen des Gerichts erklingen und die nackten Leichen aus ihren Gräbern hervorkriechen und ihres Schicksals harren . . . Aber der gequälte Violinist that plötzlich einen Strich, einen so wahnsinnig verzweifelten Strich, daß seine Ketten rasselnd entzweisprangen und sein unheimlicher Gehülfe, mitsammt den verhöhnenden Unholden, verschwanden.

In diesem Augenblick sagte mein Nachbar, der Pelzmakler: Schade, Schade, eine Saite ist ihm gesprungen, das kommt von dem beständigen Pizzikati!

War wirklich die Saite auf der Violine gesprungen? Ich weiß nicht. Ich bemerkte nur die Transfigurazion der Töne, und da schien mir Paganini und seine Umgebung plötzlich wieder ganz verändert. Jenen konnte ich kaum wiedererkennen in der braunen Mönchstracht, die ihn mehr versteckte als bekleidete. Das verwilderte Antlitz halb verhüllt von der Kapuze, einen Strick um die Hüfte, baarfüßig, eine einsam trotzige Gestalt, stand Paganini auf einem felsigen Vorsprung am Meere und spielte Violine. Es war, wie mich dünkte, die Zeit der Dämmerung, das Abendroth überfloß die weiten Meeresfluten, die immer röther sich färbten und immer feierlicher rauschten, im geheimnißvollsten Einklang mit den Tönen der Violine. Je röther aber das Meer wurde, desto fahler erbleichte der Himmel, und als endlich die wogenden Wasser wie lauter scharlachgrelles Blut aussahen, da ward droben der Himmel ganz gespenstischhell, ganz leichenweiß, und groß und drohend traten daraus hervor die Sterne . . . und diese Sterne waren schwarz, schwarz wie glänzende Steinkohlen. Aber die Töne der Violine wurden immer stürmischer und kecker, in den Augen des entsetzlichen Spielmanns funkelte eine so spöttische Zerstörungsluſt, und seine dünnen Lippen bewegten sich so grauenhaft hastig, daß es aussah als murmelte er uralt verruchte Zauberſprüche, womit man den Sturm beschwört und jene bösen Geister entfesselt, die in den Abgründen des Meeres gefangen liegen. Manchmal, wenn er, den nackten Arm aus dem weiten Mönchsärmel lang-mager hervorstreckend, mit dem Fidelbogen in den Lüften fegte: dann erschien er erst recht wie ein Herenmeister, der mit dem Zauberstab den Elementen gebietet, und es heulte dann wie wahnsinnig in der Meerestiefe und die entsetzten Blutwellen sprangen dann so gewaltig in die Höhe, daß sie fast die bleiche Himmelsdecke und die schwarzen Sterne dort mit ihrem rothen Schaume bespritzten. Das heulte, das kreischte, das krachte, als ob die Welt in Trümmer zusammenbrechen wollte, und der Mönch strich immer hartnäckiger seine Violine. Er wollte durch die Gewalt seines rasenden Willens die sieben Siegel brechen, womit Salomon die eisernen Töpfe versiegelt, nachdem er darin die überwundenen Dämonen verschlossen. Jene Töpfe hat der weise König ins Meer versenkt, und eben die Stimmen der darin verschlossenen Geister glaubte ich zu vernehmen, während Paganinis Violine ihre zornigsten Baßtöne grollte. Aber endlich glaubte ich gar wie

Jubel der Befreiung zu vernehmen, und aus den rothen Blutwellen sah ich hervortauchen die Häupter der entfesselten Dämonen: Ungethüme von fabelhafter Häßlichkeit, Krokodille mit Fledermausflügeln, Schlangen mit Hirschgeweihen, Affen bemützt mit Trichtermuscheln, Seehunde mit patriarchalisch langen Bärten, Weibergesichter mit Brüsten an der Stelle der Wangen, grüne Kameelsköpfe, Zwittergeschöpfe von unbegreiflicher Zusammensetzung, alle mit kalt klugen Augen hinglotzend und mit langen Floßtatzen hingreifend nach dem siedelnden Mönche . . . Diesem aber, in dem rasenden Beschwörungseifer, fiel die Kapuze zurück, und die lockigen Haare, im Winde dahinflatternd, umringelten sein Haupt wie schwarze Schlangen.

Diese Erscheinung war so sinneverwirrend, daß ich, um nicht wahnsinnig zu werden, die Ohren mir zuhielt und die Augen schloß. Da war nun der Spuk verschwunden, und als ich wieder aufblickte sah ich den armen Genueser in seiner gewöhnlichen Gestalt, seine gewöhnlichen Complimente schneiden, während das Publikum aufs entzückteste applaudirte.

„Das ist also das berühmte Spiel auf der G-Saite, bemerkte mein Nachbar; ich spiele selber die Violine und weiß was es heißt dieses Instrument so zu bemeistern!“ Zum Glück war die Pause nicht groß, sonst hätte mich der musikalische Pelzkenner gewiß in ein langes Kunstgespräch eingemufft. Paganini setzte wieder ruhig seine Violine ans Kinn und mit dem ersten Strich seines Bogens begann auch wieder die wunderbare Transfiguration der Töne. Nur gestaltete sie sich nicht mehr so grellfarbig und leiblich bestimmt. Diese Töne entfalteten sich ruhig, majestätisch wogend und anschwellend, wie die eines Orgelchorals in einem Dome; und alles umher hatte sich immer weiter und höher ausgedehnt zu einem kolossalen Raume, wie nicht das körperliche Auge, sondern nur das Auge des Geistes ihn fassen kann. In der Mitte dieses Raumes schwebte eine leuchtende Kugel, worauf riesengroß und stolzerhaben ein Mann stand, der die Violine spielte. Diese Kugel, war sie die Sonne? Ich weiß nicht. Aber in den Zügen des Mannes erkannte ich Paganini, nur idealisch verschönert, himmlisch verklärt, versöhnungsvoll lächelnd. Sein Leib blühte in kräftigster Männlichkeit, ein hellblaues Gewand umschloß die veredelten Glieder, um seine Schulter wallte, in glänzenden Locken, das schwarze Haar; und wie er da fest und sicher stand, ein erhabenes Götterbild, und die Violine strich: da war es als ob die ganze Schöpfung seinen Tönen gehorchte. Er war der Menſch-Planet um den sich das Weltall bewegte, mit gemessener Feierlichkeit und in seligen Rythmen erklingend. Diese großen Lichter, die, so ruhig glänzend um ihn her schwebten, waren es die Sterne des Himmels, und jene tönende Harmonie, die aus ihren Bewegungen entstand, war es der Sphärengesang, wovon Poeten und Seher so viel Berzückendes berichtet haben? Zuweilen, wenn ich angestrengt weit hinausschaute in die

dämmernde Ferne, da glaubte ich lauter weiße wallende Gewänder zu ſehen, worin koloſſale Pilgrime vermummt einherwandelten, mit weißen Stäben in den Händen, und ſonderbar! die goldnen Knöpfe jener Stäbe waren eben jene großen Lichter, die ich für Sterne gehalten hatte. Dieſe Pilgrime zogen, in weiter Kreisbahn, um den großen Spielmann umher, von den Tönen ſeiner Violine erglänzten immer heller die goldnen Knöpfe ihrer Stäbe, und die Choräle, die von ihren Lippen erſchollen und die ich für Sphärengeſang halten konnte, waren eigentlich nur das verhallende Echo jener Violinentöne. Eine unnennbare heilige Inbrunſt wohnte in dieſen Klängen, die manchmal kaum hörbar erzitterten, wie geheimnißvolles Flüſtern auf dem Waſſer, dann wieder ſüßſchauerlich anſchwollen, wie Waldhorntöne im Mondſchein, und dann endlich mit ungezügeltem Jubel dahinbrauſten, als griffen tauſend Barden in die Saiten ihrer Harfen und erhüben ihre Stimmen zu einem Siegeslied. Das waren Klänge, die nie das Ohr hört, ſondern nur das Herz träumen kann, wenn es des Nachts am Herzen der Geliebten ruht. Vielleicht auch begreift ſie das Herz am hellen lichten Tage, wenn es ſich jauchzend verſenkt in die Schönheitslinien und Ovalen eines griechiſchen Kunſtwerks . . . .

„Oder wenn man eine Bouteille Champagner zuviel getrunken hat!“ ließ ſich plötzlich eine lachende Stimme vernehmen, die unſeren Erzähler wie aus einem Traume weckte. Als er ſich umdrehte, erblickte er den Doktor, der, in Begleitung der ſchwarzen Debora, ganz leiſe ins Zimmer getreten war, um ſich zu erkundigen, wie ſeine Medizin auf die Kranke gewirkt habe.

Dieſer Schlaf gefällt mir nicht, ſprach der Doktor, indem er nach dem Sopha zeigte.

Maximilian, welcher, verſunken in den Phantasmen ſeiner eignen Rede, gar nicht gemerkt hatte, daß Maria ſchon lange eingeſchlafen war, biß ſich verdrießlich in die Lippen.

Dieſer Schlaf, fuhr der Doktor fort, verleiht ihrem Antlitz ſchon ganz den Charakter des Todes. Sieht es nicht ſchon aus wie jene weißen Masken, jene Gipsabgüſſe, worin wir die Züge der Verſtorbenen zu bewahren ſuchen?

Ich möchte wohl, flüſterte ihm Maximilian ins Ohr, von dem Geſichte unſerer Freundin einen ſolchen Abguß aufbewahren. Sie wird auch als Leiche noch ſehr ſchön ſein.

Ich rathe ihnen nicht dazu, entgegnete der Doktor. Solche Masken verleiden uns die Erinnerung an unſere Lieben. Wir glauben in dieſem Gipſe ſei noch etwas von ihrem Leben enthalten, und was wir darin aufbewahrt haben, iſt doch ganz eigentlich der Tod ſelbſt. Regelmäßig ſchöne Züge bekommen hier etwas grauenhaft Starres, Verhöhnendes, Fatales, wodurch ſie uns mehr erſchrecken als erfreuen. Wahre Karrikaturen aber ſind die Gipsabgüſſe von Geſichtern, deren Reiz mehr von geiſtiger Art war, deren Züge weniger regel-

mäßig als intereſſant geweſen; denn ſobald die Grazien des Lebens darin erloſchen ſind, werden die wirklichen Abweichungen von den idealen Schönheitslinien nicht mehr durch geiſtige Reitze ausgeglichen. Gemeinſam iſt aber allen dieſen Gipsgeſichtern ein gewiſſer räthſelhafter Zug, der uns, bei längerer Betrachtung, aufs unleidlichſte die Seele durchfröſtelt; ſie ſehen alle aus wie Menſchen, die im Begriffe ſind einen ſchweren Gang zu gehen.

Wohin? frug Maximilian, als der Doktor ſeinen Arm ergriff und ihn aus dem Zimmer fortführte.

Zweite Nacht.

Und warum wollen Sie mich noch mit dieſer häßlichen Medizin quälen, da ich ja doch ſo bald ſterbe!

Es war Maria, welche eben, als Maximilian ins Zimmer trat, dieſe Worte geſprochen. Vor ihr ſtand der Arzt, in der einen Hand eine Medizinflaſche, in der anderen einen kleinen Becher, worin ein bräunlicher Saft widerwärtig ſchäumte. Theuerſter Freund, rief er, indem er ſich zu dem Eintretenden wandte. Ihre Anweſenheit iſt mir jetzt ſehr lieb. Suchen Sie doch Signora dahin zu bewegen, daß ſie nur dieſe wenigen Tropfen einſchlürft; ich habe Eile.

Ich bitte Sie, Maria! flüſterte Maximilian mit jener weichen Stimme, die man nicht ſehr oft an ihm bemerkt hat, und die aus einem ſo wunden Herzen zu kommen ſchien, daß die Kranke, ſonderbar gerührt, faſt ihres eigenen Leides vergeſſend, den Becher in die Hand nahm; ehe ſie ihn aber zum Munde führte, ſprach ſie lächelnd: Nicht wahr, zur Belohnung erzählen Sie mir dann auch die Geſchichte von der Laurenzia?

Alles was Sie wünſchen, ſoll geſchehen! nickte Maximilian.

Die blaſſe Frau trank alsbald den Inhalt des Bechers, halb lächelnd, halb ſchaudernd.

Ich habe Eile, ſprach der Arzt, indem er ſeine ſchwarzen Handſchuhe anzog. Legen Sie ſich ruhig nieder, Signora, und bewegen Sie ſich ſo wenig als möglich. Ich habe Eile.

Begleitet von der ſchwarzen Debora, die ihm leuchtete, verließ er das Gemach. — Als nun die beiden Freunde allein waren, ſahen ſie ſich lange ſchweigend an. In beider Seele wurden Gedanken laut, die eins dem andern zu

verhehlen ſuchte. Das Weib aber ergriff plötzlich die Hand des Mannes und bedeckte ſie mit glühenden Küſſen.

Um Gotteswillen, ſprach Maximilian, bewegen Sie ſich nicht ſo gewaltſam und legen Sie ſich wieder ruhig aufs Sopha.

Als Maria dieſen Wunſch erfüllte, bedeckte er ihre Füße ſehr ſorgſam mit dem Shawl, den er vorher mit ſeinen Lippen berührt hatte. Sie mochte es wohl bemerkt haben, denn ſie zwinkte vergnügt mit den Augen, wie ein glückliches Kind.

War Mademoiſelle Laurence ſehr ſchön?

Wenn Sie mich nie unterbrechen wollen, theure Freundin, und mir angeloben, ganz ſchweigſam und ruhig zuzuhören, ſo will ich alles, was Sie zu wiſſen begehren, umſtändlich berichten.

Dem bejahenden Blicke Marias mit Freundlichkeit zulächelnd, ſetzte ſich Maximilian auf den Seſſel, der vor dem Sopha ſtand und begann folgendermaßen ſeine Erzählung:

Es ſind nun acht Jahre, daß ich nach London reiſte, um die Sprache und das Volk dort kennen zu lernen. Hol der Teufel das Volk mitſammt ſeiner Sprache! Da nehmen ſie ein Dutzend einſilbiger Worte ins Maul, kauen ſie, knatſchen ſie, ſpucken ſie wieder aus, und das nennen ſie Sprechen. Zum Glück ſind ſie ihrer Natur nach ziemlich ſchweigſam, und obgleich ſie uns immer mit aufgeſperrtem Maule anſehen, ſo verſchonen ſie uns jedoch mit langen Converſazionen. Aber wehe uns, wenn wir einem Sohne Albions in die Hände fallen, der die große Tour gemacht und auf dem Continente Franzöſiſch gelernt hat. Dieſer will dann die Gelegenheit benutzen, die erlangten Sprachkenntniſſe zu üben und überſchüttet uns mit Fragen über alle möglichen Gegenſtände, und kaum hat man die eine Frage beantwortet, ſo kommt er mit einer neuen herangezogen, entweder über Alter oder Heimath oder Dauer unſeres Aufenthalts und mit dieſem unaufhörlichen Inquiriren glaubt er uns aufs allerbeſte zu unterhalten. Einer meiner Freunde in Paris hatte vielleicht Recht, als er behauptete: daß die Engländer ihre franzöſiſche Converſazion auf dem Bureau des passeports erlernen. Am nützlichſten iſt ihre Unterhaltung bei Tiſche, wenn ſie ihre koloſſalen Roſtbeefe tranchiren und mit den ernſthafteſten Mienen uns abfragen: welch ein Stück wir verlangen? ob ſtark oder ſchwach gebraten? ob aus der Mitte oder aus der braunen Rinde? ob fett oder mager? Dieſe Roſtbeefe und ihre Hammelsbraten ſind aber auch alles, was ſie Gutes haben. Der Himmel bewahre jeden Chriſtenmenſch vor ihren Saucen, die aus ½ Mehl und ½ Butter, oder, je nachdem die Miſchung eine Abwechſelung bezweckt, aus ½ Butter und ½ Mehl beſtehen. Der Himmel bewahre auch jeden vor ihren naiven Gemüſen, die ſie, in Waſſer abgekocht, ganz wie Gott ſie erſchaffen hat, auf den Tiſch bringen. Entſetzlicher noch als

die Küche der Engländer sind ihre Toaste und ihre obligaten Standreden, wenn das Tischtuch aufgehoben wird und die Damen sich von der Tafel wegbegeben, und statt ihrer eben so viele Bouteillen Portwein aufgetragen werden . . . denn durch letztere glauben sie die Abwesenheit des schönen Geschlechtes aufs beste zu ersetzen. Ich sage des schönen Geschlechtes, denn die Engländerinnen verdienen diesen Namen. Es sind schöne, weiße, schlanke Leiber. Nur der allzubreite Raum zwischen der Nase und dem Munde, der bei ihnen ebenso häufig wie bei den englischen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die schönsten Gesichter verleidet. Diese Abweichung von dem Typus des Schönen, wirkt auf mich noch fataler, wenn ich die Engländer hier in Italien sehe, wo ihre kärglich gemessenen Nasen und die breite Fleischfläche, die sich darunter bis zum Maule erstreckt, einen desto schrofferen Contrast bildet mit den Gesichtern der Italiener, deren Züge mehr von antiquer Regelmäßigkeit sind, und deren Nasen, entweder römisch gebogen oder griechisch gesenkt, nicht selten ins Allzulängliche ausarten. Sehr richtig ist die Bemerkung eines deutschen Reisenden, daß die Engländer, wenn sie hier unter den Italienern wandeln, alle wie Statuen aussehen, denen man die Nasenspitze abgeschlagen hat.

Ja, wenn man den Engländern in einem fremden Lande begegnet, kann man durch den Contrast, ihre Mängel erst recht hervortreten sehen. Es sind die Götter der Langeweile, die, in blanklakirten Wagen, mit Extrapost durch alle Länder jagen, und überall eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter sich lassen. Dazu kommt ihre Neugier ohne Interesse, ihre geputzte Plumpheit, ihre freche Blödigkeit, ihr eckiger Egoismus, und ihre öde Freude an allen melancholischen Gegenständen. Schon seit drei Wochen sieht man hier auf der Piazza di Gran Duca alle Tage einen Engländer, welcher stundenlang mit offenem Maule jenem Charlatane zuschaut, der dort, zu Pferde sitzend, den Leuten die Zähne ausreißt. Dieses Schauspiel soll den edlen Sohn Albions vielleicht schadlos halten für die Exekuzionen, die er in seinem theueren Vaterlande versäumt . . . Denn nächst Boxen und Hahnenkampf, giebt es für einen Britten keinen köstlicheren Anblick, als die Agonie eines armen Teufels, der ein Schaf gestohlen oder eine Handschrift nachgeahmt hat und vor der Façade von Old-Baylie eine Stunde lang, mit einem Strick um den Hals, ausgestellt wird, ehe man ihn in die Ewigkeit schleudert. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß Schafdiebstahl und Fälschung in jenem häßlich grausamen Lande gleich dem abscheulichsten Verbrechen, gleich Vatermord und Blutschande bestraft werden. Ich selber, den ein trister Zufall vorbeiführte, ich sah in London einen Menschen hängen, weil er ein Schaf gestohlen und seitdem verlor ich alle Freude am Hammelbraten; das Fett erinnert mich immer an die weiße Mütze des armen Sünders. Neben ihm ward ein Irländer gehenkt, der die Handschrift eines reichen Banquiers nachgeahmt; noch immer sehe ich

die naive Todesangſt des armen Paddy, welcher vor den Aſſiſen nicht begreifen konnte, daß man ihn einer nachgeahmten Handſchrift wegen ſo hart beſtrafe, ihn, der doch jedem Menſchenkind erlaube, ſeine eigene Handſchrift nachzuahmen! Und dieſes Volk ſpricht beſtändig von Chriſtenthum, und verſäumt des Sonntags keine Kirche, und überſchwemmt die ganze Welt mit Bibeln.

Ich will es Ihnen geſtehen, Maria, wenn mir in England nichts munden wollte, weder Menſchen noch Küche, ſo lag wohl zum Theil der Grund in mir ſelber. Ich hatte einen guten Vorrath von Mißlaune mit hinübergebracht aus der Heimath, und ich ſuchte Erheiterung bei einem Volke, das ſelber nur im Strudel der politiſchen und merkantiliſchen Thätigkeit ſeine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maſchinen, die hier überall angewendet werden, und ſo viele menſchliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieſes künſtliche Getriebe von Rädern, Stangen, Cylindern und tauſenderlei kleinen Häkchen, Stiftchen und Zähnchen, die ſich faſt leidenſchaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Beſtimmte, das Genaue, das Ausgemeſſene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängſtigte mich nicht minder; denn gleichwie die Maſchinen in England uns wie Menſchen vorkommen, ſo erſcheinen uns dort die Menſchen wie Maſchinen. Ja, Holz, Eiſen und Meſſing ſcheinen dort den Geiſt des Menſchen uſurpirt zu haben und vor Geiſtesfülle faſt wahnſinnig geworden zu ſein, während der entgeiſtete Menſch, als ein hohles Geſpenſt, ganz maſchinenmäßig ſeine Gewohnheitsgeſchäfte verrichtet, zur beſtimmten Minute Beefſteake frißt, Parlamentsreden hält, ſeine Nägel bürſtet, in die Stage-Coach ſteigt oder ſich aufhängt.

Wie mein Mißbehagen in dieſem Lande ſich täglich ſteigerte, können Sie ſich wohl vorſtellen. Nichts aber gleicht der ſchwarzen Stimmung, die mich einſt befiel, als ich, gegen Abendzeit, auf der Waterloo-Brücke ſtand und in die Waſſer der Themſe hineinblickte. Mir war als ſpiegelte ſich darin meine Seele, als ſchaute ſie mir aus dem Waſſer entgegen mit allen ihren Wundenmalen ... Dabei kamen mir die kummervollſten Geſchichten ins Gedächtniß ... Ich dachte an die Roſe, die immer mit Eſſig begoſſen worden und dadurch ihre ſüßeſten Düfte einbüßte und frühzeitig verwelkte ... Ich dachte an den verirrten Schmetterling, den ein Naturforſcher, der den Montblanc beſtieg, dort ganz einſam zwiſchen den Eiswänden umherflattern ſah ... Ich dachte an die zahme Aeffin, die mit den Menſchen ſo vertraut war, mit ihnen ſpielte, mit ihnen ſpeiſte, aber einſt, bei Tiſche, in dem Braten, der in der Schüſſel lag, ihr eignes junges Aeffchen erkannte, es haſtig ergriff, damit in den Wald eilte, und ſich nie mehr unter ihren Freunden, den Menſchen, ſehen ließ ... Ach, mir ward ſo weh zu Muthe, daß mir gewaltſam die heißen Tropfen aus den Augen ſtürzten ... Sie fielen hinab in die Themſe, und

ſchwammen fort ins große Meer, das ſchon ſo manche Menſchenthräne verſchluckt hat, ohne es zu merken!

In dieſem Augenblick geſchah es, daß eine ſonderbare Muſik mich aus meinen dunklen Träumen weckte, und als ich mich umſah, bemerkte ich am Ufer einen Haufen Menſchen, die um irgend ein ergötzliches Schauſpiel einen Kreis gebildet zu haben ſchienen. Ich trat näher und erblickte eine Künſtlerfamilie, welche aus folgenden vier Perſonen beſtand:

Erſtens, eine kleine unterſetzte Frau, die ganz ſchwarz gekleidet war, einen ſehr kleinen Kopf und einen mächtig dick hervortretenden Bauch hatte. Ueber dieſen Bauch hing ihr eine ungeheuer große Trommel, worauf ſie ganz unbarmherzig lostrommelte.

Zweitens, ein Zwerg, der wie ein altfranzöſiſcher Marquis ein brodirtes Kleid trug, einen großen gepuderten Kopf, aber übrigens ſehr dünne, winzige Gliedmaßen hatte und hin und hertänzelnd den Triangel ſchlug.

Drittens, ein etwa fünfzehnjähriges junges Mädchen, welches eine kurze, enganliegende Jacke von blaugeſtreifter Seide, und weite, ebenfalls blaugeſtreifte Pantalons trug. Es war eine luftiggebaute, anmuthige Geſtalt. Das Geſicht griechiſch ſchön. Edel grade Naſe, lieblich geſchürzte Lippen, träumeriſch weich gerundetes Kinn, die Farbe ſonnig gelb, die Haare glänzend ſchwarz um die Schläfen gewunden: ſo ſtand ſie, ſchlank und ernſthaft, ja mißlaunig, und ſchaute auf die vierte Perſon der Geſellſchaft, welche eben ihre Kunſtſtücke produzirte.

Dieſe vierte Perſon war ein gelehrter Hund, ein ſehr hoffnungsvoller Pudel, und er hatte eben, zur höchſten Freude des engliſchen Publikums, aus den Holzbuchſtaben, die man ihm vorgelegt, den Namen des Lord Wellington zuſammengeſetzt und ein ſehr ſchmeichelhaftes Beiwort, nemlich Heros, hinzugefügt. Da der Hund, was man ſchon ſeinem geiſtreichen Aeußern anmerken konnte, kein engliſches Vieh war, ſondern, nebſt den drei andern Perſonen, aus Frankreich hinübergekommen: ſo freuten ſich Albions Söhne, daß ihr großer Feldherr wenigſtens bei franzöſiſchen Hunden jene Anerkennung erlangt habe, die ihm von den übrigen Creaturen Frankreichs ſo ſchmählich verſagt wird.

In der That, dieſe Geſellſchaft beſtand aus Franzoſen, und der Zwerg, welcher ſich hiernächſt als Monſieur Türlütü ankündigte, fing an in franzöſiſcher Sprache und mit ſo leidenſchaftlichen Geſten zu bramarbaſiren, daß die armen Engländer, noch weiter als gewöhnlich, ihre Mäuler und Naſen aufſperrten. Manchmal, nach einer langen Phraſe, krähte er wie ein Hahn, und dieſe Kikerikis, ſo wie auch die Namen von vielen Kaiſern, Königen und Fürſten, die er ſeiner Rede einmiſchte, waren wohl das Einzige was die armen Zuſchauer verſtanden. Jene Kaiſer, Könige und Fürſten rühmte er nemlich

als ſeine Gönner und Freunde. Schon als Knabe von acht Jahren, wie er verſicherte, hatte er eine lange Unterredung mit der höchſtſeligen Majeſtät Ludwig XVI. welcher auch ſpäterhin, bei wichtigen Gelegenheiten, ihn immer um Rath fragte. Den Stürmen der Revoluzion war er, ſo wie viele andre, durch die Flucht entgangen, und erſt unter dem Kaiſerthum war er ins geliebte Vaterland zurückgekehrt, um Theil zu nehmen an dem Ruhm der großen Nazion. Napoleon, ſagte er, habe ihn nie geliebt, dagegen von Sr. Heiligkeit dem Papſte Pius VII. ſei er faſt vergöttert worden. Der Kaiſer Alexander gab ihm Bonbons, und die Prinzeſſin Wilhelm von Kiritz nahm ihn immer auf den Schooß. Ja, von Kindheit auf, ſagte er, habe er unter lauter Souverainen gelebt, die jetzigen Monarchen ſeien gleichſam mit ihm aufgewachſen, und er betrachte ſie wie Seinesgleichen, und er lege auch jedesmal Trauer an, wenn einer von ihnen das Zeitliche ſegne. Nach dieſen gravitätiſchen Worten krähte er wie ein Hahn.

Monſieur Türlütü war in der That einer der kurioſeſten Zwerge, die ich je geſehen; ſein verrunzelt altes Geſicht bildete einen ſo putzigen Contraſt mit ſeinem kindiſch ſchmalen Leibchen und ſeine ganze Perſon kontraſtirte wieder ſo putzig mit den Kunſtſtücken die er produzirte. Er warf ſich nemlich in die keckſten Poſituren, und mit einem unmenſchlich langen Rappiere durchſtach er die Luft die Kreuz und die Quer, während er beſtändig bei ſeiner Ehre ſchwur, daß dieſe Quarte oder jene Terze von niemanden zu pariren ſei, daß hingegen ſeine Parade von keinem ſterblichen Menſchen durchgeſchlagen werden könne, und daß er jeden im Publikum auffordere ſich mit ihm in der edlen Fechtkunſt zu meſſen. Nachdem der Zwerg dieſes Spiel einige Zeit getrieben und niemanden gefunden hatte, der ſich zu einem öffentlichen Zweikampfe mit ihm entſchließen wollte, verbeugte er ſich mit altfranzöſiſcher Grazie, dankte für den Beifall, den man ihm geſpendet, und nahm ſich die Freiheit einem hochzuverehrenden Publiko das außerordentlichſte Schauſpiel anzukündigen, das jemals auf engliſchem Boden bewundert worden. „Sehen Sie, dieſe Perſon" — rief er, nachdem er ſchmutzige Glacehandſchuh angezogen und das junge Mädchen, das zur Geſellſchaft gehörte, mit ehrfurchtsvoller Galanterie bis in die Mitte des Kreiſes geführt — „dieſe Perſon iſt Mademoiſelle Laurence, die einzige Tochter der ehrbaren und chriſtlichen Dame, die ſie dort mit der großen Trommel ſehen und die jetzt noch Trauer trägt wegen des Verluſtes ihres innigſtgeliebten Gatten, des größten Bauchredners Europas! Mademoiſelle Laurence wird jetzt tanzen! Bewundern Sie jetzt den Tanz von Mademoiſelle Laurence!" Nach dieſen Worten krähte er wieder wie ein Hahn.

Das junge Mädchen ſchien weder auf dieſe Reden, noch auf die Blicke der Zuſchauer im mindeſten zu achten; verdrießlich in ſich ſelbſt verſunken harrte ſie bis der Zwerg einen großen Teppich ausgebreitet und wieder,

in Begleitung der großen Trommel, seinen Triangel zu spielen begann. Es war eine sonderbare Musik, eine Mischung von täppischer Brummigkeit und wollüstigem Gekitzel, und ich vernahm eine pathetisch närrische, wehmüthig freche, bizarre Melodie, die dennoch von der sonderbarsten Einfachheit. Dieser Musik aber vergaß ich bald, als das junge Mädchen zu tanzen begann.

Tanz und Tänzerin nahmen fast gewaltsam meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Das war nicht das klassische Tanzen, das wir noch in unseren großen Balleten finden, wo, eben so wie in der klassischen Tragödie, nur gespreizte Einheiten und Künstlichkeiten herrschen; das waren nicht jene getanzten Alexandriner, jene deklamatorischen Sprünge, jene antithetischen Entrechats, jene edle Leidenschaft, die so wirbelnd auf einem Fuße herumpirouettirt, daß man nichts sieht als Himmel und Trikot, nichts als Idealität und Lüge! Es ist mir wahrlich nichts so sehr zuwider, wie das Ballet in der großen Oper zu Paris, wo sich die Tradizion jenes klassischen Tanzens am reinsten erhalten hat, während die Franzosen in den übrigen Künsten, in der Poesie, in der Musik, und in der Malerei, das klassische System umgestürzt haben. Es wird ihnen aber schwer werden eine ähnliche Revoluzion in der Tanzkunst zu vollbringen; es sei denn, daß sie hier wieder, wie in ihrer politischen Revoluzion, zum Terrorismus ihre Zuflucht nehmen und den verstockten Tänzern und Tänzerinnen des alten Regimes die Beine guillotiniren. Mademoiselle Laurence war keine große Tänzerin, ihre Fußspitzen waren nicht sehr biegsam, ihre Beine waren nicht geübt zu allen möglichen Verrenkungen, sie verstand nichts von der Tanzkunst wie sie Bestris lehrt, aber sie tanzte wie die Natur den Menschen zu tanzen gebietet: ihr ganzes Wesen war im Einklang mit ihren Pas, nicht bloß ihre Füße, sondern ihr ganzer Leib tanzte, ihr Gesicht tanzte . . . sie wurde manchmal blaß, fast todtenblaß, ihre Augen öffneten sich gespenstisch weit, um ihre Lippen zuckten Begier und Schmerz, und ihre schwarzen Haare, die in glatten Ovalen ihre Schläfen umschlossen, bewegten sich wie zwei flatternde Rabenflügel. Das war in der That kein klassischer Tanz, aber auch kein romantischer Tanz, in dem Sinne wie ein junger Franzose von der Eugene Rendüel'schen Schule sagen würde. Dieser Tanz hatte weder etwas Mittelalterliches, noch etwas Venezianisches, noch etwas Bucklichtes, noch etwas Makabrisches, es war weder Mondschein darin noch Blutschande . . . Es war ein Tanz, welcher nicht durch äußere Bewegungsformen zu amüsiren strebte, sondern die äußeren Bewegungsformen schienen Worte einer besonderen Sprache, die etwas Besonderes sagen wollte. Was aber sagte dieser Tanz? Ich konnte es nicht verstehen, so leidenschaftlich auch diese Sprache sich gebärdete. Ich ahnte nur manchmal, daß von etwas grauenhaft Schmerzlichem die Rede war. Ich der sonst die Signatur aller Erscheinungen so leicht begreift, ich konnte dennoch dieses getanzte Räthsel

nicht lösen, und daß ich immer vergeblich nach dem Sinn desſelben tappte, daran war auch wohl die Muſik Schuld, die mich gewiß abſichtlich auf falſche Fährten leitete, mich liſtig zu verwirren ſuchte und mich immer ſtörte. Monſieur Türlütüs Triangel kicherte manchmal ſo hämiſch! Madame Mutter aber ſchlug auf ihre große Trommel ſo zornig, daß ihr Geſicht, aus dem Gewölke der ſchwarzen Mütze, wie ein blutrothes Nordlicht hervorglühte.

Als die Truppe ſich wieder entfernt hatte, blieb ich noch lange auf demſelben Platze ſtehen, und dachte drüber nach, was dieſer Tanz bedeuten mochte? War es ein ſüdfranzöſiſcher oder ſpaniſcher Nazionaltanz? An dergleichen mahnte wohl der Ungeſtüm, womit die Tänzerin ihr Leibchen hin und her ſchleuderte, und die Wildheit womit ſie manchmal ihr Haupt rückwärts warf, in der frevelhaft kühnen Weiſe jener Bachantinnen, die wir auf den Reliefs der antiquen Vaſen mit Erſtaunen betrachten. Ihr Tanz hatte dann etwas trunkenes Willenloſes, etwas finſter Unabwendbares, etwas Fataliſtiſches, ſie tanzte dann wie das Schickſal. Oder waren es Fragmente einer uralten verſchollenen Pantomime? Oder war es getanzte Privatgeſchichte? Manchmal beugte ſich das Mädchen zur Erde, wie mit lauerndem Ohre, als hörte ſie eine Stimme, die zu ihr heraufſpräche . . . ſie zitterte dann wie Espenlaub, bog raſch nach einer anderen Seite, entlud ſich dort ihrer tollſten, ausgelaſſenſten Sprünge, beugte dann wieder das Ohr zur Erde, horchte noch ängſtlicher als zuvor, nickte mit dem Kopfe, ward roth, ward blaß, ſchauderte, blieb eine Weile kerzengrade ſtehen, wie erſtarrt, und machte endlich eine Bewegung wie jemand der ſich die Hände wäſcht. War es Blut, was ſie ſo ſorgfältig lange, ſo grauenhaft ſorgfältig von ihren Händen abwuſch? Sie warf dabei ſeitwärts einen Blick, der ſo bittend, ſo flehend, ſo ſeelenſchmelzend . . . und dieſer Blick fiel zufällig auf mich.

Die ganze folgende Nacht dachte ich an dieſen Blick, an dieſen Tanz, an das abenteuerliche Akkompagnement; und als ich des anderen Tages, wie gewöhnlich, durch die Straßen von London ſchlenderte, empfand ich den ſehnlichſten Wunſch der hübſchen Tänzerin wieder zu begegnen, und ich ſpitzte immer die Ohren, ob ich nicht irgend eine Trommel- und Triangelmuſik hörte. Ich hatte endlich in London etwas gefunden, wofür ich mich intereſſirte, und ich wanderte nicht mehr zwecklos einher in ſeinen gähnenden Straßen.

Ich kam eben aus dem Tower und hatte mir dort die Axt, womit Anna Boleyn gelöpft worden, genau betrachtet, ſo wie auch die Diamanten der engliſchen Krone und die Löwen, als ich auf dem Towerplatze, inmitten eines großen Menſchenkreiſes, wieder Madame Mutter mit der großen Trommel erblickte und Monſieur Türlütü wie einen Hahn krähen hörte. Der gelehrte Hund ſcharrte wieder das Heldenthum des Lord Wellington zuſammen, der Zwerg zeigte wieder ſeine unparirbaren Terzen und Quarten, und Made-

moiſelle Laurence begann wieder ihren wunderbaren Tanz. Es waren wieder dieſelben räthſelhaften Bewegungen, dieſelbe Sprache die etwas ſagte was ich nicht verſtand, daſſelbe ungeſtüme Zurückwerfen des ſchönen Kopfes, daſſelbe Lauſchen nach der Erde, die Angſt die ſich durch immer tollere Sprünge beſchwichtigen will, und wieder das Horchen mit nach dem Boden geneigtem Ohr, das Zittern, das Erblaſſen, das Erſtarren, dann auch das furchtbar geheimnißvolle Händewaſchen, und endlich der bittende, flehende Seitenblick, der diesmal noch länger auf mir verweilte.

Ja, die Weiber, die jungen Mädchen eben ſo gut wie die Frauen, merken es gleich, ſobald ſie die Aufmerkſamkeit eines Mannes erregen. Obgleich Mademoiſelle Laurence, wenn ſie nicht tanzte, immer regungslos verdrießlich vor ſich hinſah, und während ſie tanzte manchmal nur einen einzigen Blick auf das Publikum warf: ſo war es von jetzt an doch nie mehr bloßer Zufall, daß dieſer Blick immer auf mich fiel, und je öfter ich ſie tanzen ſah, deſto bedeutungsvoller ſtralte er, aber auch deſto unbegreiflicher. Ich war wie verzaubert von dieſem Blicke, und drei Wochen lang, von Morgen bis Abend, trieb ich mich umher in den Straßen von London, überall verweilend, wo Mademoiſelle Laurence tanzte. Trotz des größten Volksgeräuſches, konnte ich ſchon in der weiteſten Entfernung die Töne der Trommel und des Triangels vernehmen, und Monſieur Türlütü, ſobald er mich heraneilen ſah, erhub ſein freundlichſtes Krähen. Ohne daß ich mit ihm, noch mit Mademoiſelle Laurence, noch mit Madame Mutter, noch mit dem gelehrten Hund, jemals ein Wort ſprach, ſo ſchien ich doch am Ende ganz zu ihrer Geſellſchaft zu gehören. Wenn Monſieur Türlütü Geld einſammelte, betrug er ſich immer mit dem feinſten Takt, ſobald er mir nahete, und er ſchaute immer nach einer entgegengeſetzten Seite, wenn ich in ſein dreieckiges Hütchen ein kleines Geldſtück warf. Er beſaß wirklich einen vornehmen Anſtand, er erinnerte an die guten Manieren der Vergangenheit, man konnte es dem kleinen Manne anmerken, daß er mit Monarchen aufgewachſen, und um ſo befremdlicher war es, wenn er zuweilen, ganz und gar ſeiner Würde vergeſſend, wie ein Hahn krähete.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr ich verdrießlich wurde, als ich einſt, drei Tage lang vergebens die kleine Geſellſchaft in allen Straßen Londons geſucht, und endlich wohl merkte, daß ſie die Stadt verlaſſen habe. Die lange Welle nahm mich wieder in ihre bleiernen Arme und preßte mir wieder das Herz zuſammen. Ich konnte es endlich nicht länger aushalten, ſagte ein Lebewohl dem Mob, den Blackguards, den Gentlemen und den Faſhionables von England, den vier Ständen des Reichs, und reiſte zurück nach dem civiliſirten feſten Lande, wo ich vor der weißen Schürze des erſten Kochs, dem ich dort begegnete, anbetend niederkniete. Hier konnte ich wieder einmal wie ein vernünftiger Menſch zu Mittag eſſen und an der Gemüthlichkeit uneigen-

nützliger Geſichter meine Seele erquicken. Aber Mademoiſelle Laurence konnte ich nimmermehr vergeſſen, ſie tanzte lange Zeit in meinem Gedächtniſſe, in einſamen Stunden mußte ich noch oft nachdenken über die räthſelhaften Pantomimen des ſchönen Kindes, beſonders über das Lauſchen mit nach der Erde gebeugtem Ohre. Es dauerte auch eine gute Weile ehe die abentheuerlichen Triangel- und Trommelmelodien in meiner Erinnerung verhallten.

Und das iſt die ganze Geſchichte? ſchrie auf einmal Maria, indem ſie ſich leidenſchaftlich emporrichtete.

Maximilian aber drückte ſie wieder ſanft nieder, legte bedeutungsvoll den Zeigefinger auf ſeinen Mund und flüſterte: Still! ſtill! nur kein Wort geſprochen, liegen Sie wieder hübſch ruhig, und ich werde Ihnen den Schwanz der Geſchichte erzählen. Nur bei Leibe unterbrechen Sie mich nicht.

Indem er ſich noch etwas gemächlicher in ſeinem Seſſel zurücklehnte, fuhr Maximilian folgendermaßen fort in ſeiner Erzählung:

Fünf Jahre nach dieſem Begebniß kam ich zum erſtenmale nach Paris, und zwar in einer ſehr merkwürdigen Periode. Die Franzoſen hatten ſo eben ihre Juliusrevoluzion aufgeführt, und die ganze Welt applaudirte. Dieſes Stück war nicht ſo gräßlich wie die früheren Tragödien der Republik und des Kaiſerreichs. Nur einige tauſend Leichen blieben auf dem Schauplatz. Auch waren die politiſchen Romantiker nicht ſehr zufrieden und kündigten ein neues Stück an, worin mehr Blut fließen würde und wo der Henker mehr zu thun bekäme.

Paris ergötzte mich ſehr, durch die Heiterkeit, die ſich in allen Erſcheinungen dort kund giebt und auch auf ganz verdüſterte Gemüther ihren Einfluß ausübt. Sonderbar! Paris iſt der Schauplatz, wo die größten Tragödien der Weltgeſchichte aufgeführt werden, Tragödien, bei deren Erinnerung ſogar in den entfernteſten Ländern die Herzen zittern und die Augen naß werden; aber dem Zuſchauer dieſer großen Tragödien ergeht es hier in Paris, wie es mir einſt an der Porte-Saint-Martin erging, als ich die Tour-de-Nesle aufführen ſah. Ich kam nehmlich hinter eine Dame zu ſitzen, die einen Hut von roſarother Gace trug, und dieſer Hut war ſo breit, daß er mir die ganze Ausſicht auf die Bühne verſperrte, daß ich alles, was dort tragirt wurde, nur durch die rothe Gace dieſes Hutes ſah, und daß mir alſo alle Greuel der Tour-de-Nesle im heiterſten Roſenlichte erſchienen. Ja, es giebt in Paris ein ſolches Roſenlicht, welches alle Tragödien für den nahen Zuſchauer erheitert, damit ihm dort der Lebensgenuß nicht verleidet wird. Sogar die Schreckniſſe, die man im eignen Herzen mitgebracht hat nach Paris, verlieren dort ihre beängſtigende Schauer. Die Schmerzen werden ſonderbar geſänftigt. In dieſer Luft von Paris heilen alle Wunden viel ſchneller als irgend anderswo; es iſt in dieſer Luft etwas ſo Großmüthiges, ſo Mildreiches, ſo Liebenswürdiges wie im Volke ſelbſt.

Was mir am besten an diesem pariser Volke gefiel, das war sein höfliches Wesen und sein vornehmes Ansehen. Süßer Ananasduft der Höflichkeit! wie wohlthätig erquickest du meine kranke Seele, die in Deutschland so viel Tabacksqualm, Sauerkrautsgeruch und Grobheit eingeschluckt! Wie Rossinische Melodien erklangen in meinem Ohr die artigen Entschuldigungsreden eines Franzosen, der am Tage meiner Ankunft, mich auf der Straße nur leise gestoßen hatte. Ich erschrack fast vor solcher süßen Höflichkeit, ich, der ich an deutschflegelhafte Rippenstöße ohne Entschuldigung gewöhnt war. Während der ersten Woche meines Aufenthalts in Paris suchte ich vorsätzlich einigemal gestoßen zu werden, blos um mich an dieser Musik der Entschuldigungsreden zu erfreuen. Aber nicht blos wegen dieser Höflichkeit, sondern auch schon seiner Sprache wegen, hatte für mich das französische Volk einen gewissen Anstrich von Vornehmheit. Denn wie Sie wissen, bei uns im Norden, gehört die französische Sprache zu den Attributen des hohen Adels, mit Französisch-Sprechen hatte ich von Kindheit an die Idee der Vornehmheit verbunden. Und so eine pariser Dame-de-la-halle sprach besser Französisch als eine deutsche Stiftsdame von vier und sechzig Ahnen.

Wegen dieser Sprache, die ihm ein vornehmes Ansehen verleiht, hatte das französische Volk in meinen Augen etwas allerliebst Fabelhaftes. Dieses entsprang aus einer anderen Reminiszenz meiner Kindheit. Das erste Buch nämlich, worin ich französisch Lesen lernte, waren die Fabeln von Lafontaine; die naiv vernünftigen Redensarten derselben hatten sich meinem Gedächtnisse am unauslöschlichsten eingeprägt, und als ich nun nach Paris kam und überall Französisch sprechen hörte, erinnerte ich mich beständig der lafontaineschen Fabeln, ich glaubte immer die wohlbekannten Thierstimmen zu hören: jetzt sprach der Löwe, dann wieder sprach der Wolf, dann das Lamm, oder der Storch, oder die Taube, nicht selten vermeinte ich auch den Fuchs zu vernehmen, und in meiner Erinnerung erwachten manchmal die Worte:

He! bon jour, Monsieur le corbeau!
Que vous êtes joli, que vous me semblez beau!

Solche fabelhafte Reminiszenzen erwachten aber in meiner Seele noch viel öfter, wenn ich zu Paris in jene höhere Region gerieth, welche man die Welt nennt. Dieses war ja eben jene Welt, die dem seligen Lafontaine die Typen seiner Thierkaraktere geliefert hatte. Die Wintersaison begann bald nach meiner Ankunft in Paris, und ich nahm Theil an dem Salonleben, worin sich jene Welt mehr oder minder lustig herumtreibt. Als das Interessanteste dieser Welt frappirte mich nicht sowohl die Gleichheit der feinen Sitten, die dort herrscht, sondern vielmehr die Verschiedenheit ihrer Bestandtheile. Manchmal, wenn ich mir in einem großen Salon die Menschen betrachtete, die sich

dort friedlich versammelt, glaubte ich mich in jenen Raritätenboutiquen zu befinden, wo die Reliquien aller Zeiten kunterbunt neben einander ruhen: ein griechischer Apollo neben einer chinesischen Pagode, ein merikanischer Vitziputzli neben einem gothischen Ecce-homo, egyptische Götzen mit Hundsköpfchen, heilige Fratzen von Holz, von Elfenbein, von Metall u. s. w. Da sah ich alte Mousktairs, die einst mit Maria Antoinette getanzt, Republikaner von der gelinden Observanz, die in der Assemblee-Nationale vergöttert wurden, Montagnards ohne Barmherzigkeit und ohne Flecken, ehemalige Direktorialmänner, die im Luxemburg gethront, Großwürdenträger des Empires, vor denen ganz Europa gezittert, herrschende Jesuiten der Restaurazion, kurz lauter abgefärbte, verstümmelte Gottheiten aus allen Zeitaltern, und woran niemand mehr glaubt. Die Namen heulen wenn sie sich berühren, aber die Menschen sieht man friedsam und freundlich neben einander stehen, wie die Antiquitäten in den erwähnten Boutiquen des Quai Voltaire. In germanischen Landen, wo die Leidenschaften weniger disciplinirbar sind, wäre ein gesellschaftliches Zusammenleben so heterogener Personen etwas ganz Unmögliches. Auch ist bei uns, im kalten Norden, das Bedürfniß des Sprechens nicht so stark wie im wärmeren Frankreich, wo die größten Feinde, wenn sie sich in einem Salon begegnen, nicht lange ein finsteres Stillschweigen beobachten können. Auch ist in Frankreich die Gefallsucht so groß, daß man eifrig dahin strebt nicht blos den Freunden, sondern auch den Feinden zu gefallen. Da ist ein beständiges Drappiren und Minaudiren und die Weiber haben hier ihre liebe Mühe die Männer in der Coketterie zu übertreffen; aber es gelingt ihnen dennoch.

Ich will mit dieser Bemerkung nichts Böses gemeint haben, bei Leibe nichts Böses in Betreff der französischen Frauen, und am allerwenigsten in Betreff der Pariserinnen. Bin ich doch der größte Verehrer derselben, und ich verehre sie ihrer Fehler wegen noch weit mehr als wegen ihrer Tugenden. Ich kenne nichts Treffenderes als die Legende, daß die Pariserinnen mit allen möglichen Fehlern zur Welt kommen, daß aber eine holde Fee sich ihrer erbarmt und jedem ihrer Fehler einen Zauber verleiht, wodurch er sogar als ein neuer Liebreiz wirkt. Diese holde Fee ist die Grazie. Sind die Pariserinnen schön? Wer kann das wissen! Wer kann alle Intriguen der Toilette durchschauen, wer kann entziffern ob das ächt ist, was der Tüll verräth, oder ob das falsch ist, was das bauschige Seidenzeug vorprahlt! Und ist es dem Auge gelungen durch die Schale zu dringen und sind wir eben im Begriff den Kern zu erforschen, dann hüllt er sich gleich in eine neue Schale, und nachher wieder in eine neue, und durch diesen unaufhörlichen Modewechsel spotten sie des männlichen Scharfblicks. Sind ihre Gesichter schön? Auch dieses wäre schwierig zu ermitteln. Denn alle ihre Gesichtszüge sind in beständiger Bewegung, jede Pariserin hat tausend Gesichter, eins lachender, geistreicher, holdseliger als das

andere, und setzt denjenigen in Verlegenheit, der darunter das schönste Gesicht auswählen oder gar das wahre Gesicht errathen will. Sind ihre Augen groß? Was weiß ich! Wir untersuchen nicht lange das Caliber der Kanone, wenn ihre Kugel uns den Kopf entführt. Und wen sie nicht treffen, diese Augen, den blenden sie wenigstens durch ihr Feuer, und er ist froh genug sich in sicherer Schußweite zu halten. Ist der Raum zwischen Nase und Mund bei ihnen breit oder schmal? Manchmal ist er breit, wenn sie die Nase rümpfen; manchmal ist er schmal, wenn ihre Oberlippe sich übermüthig bäumt. Ist ihr Mund groß oder klein? Wer kann wissen wo der Mund aufhört und das Lächeln beginnt? Damit ein richtiges Urtheil gefällt werde, muß der Beurtheilende und der Gegenstand der Beurtheilung sich im Zustande der Ruhe befinden. Aber wer kann ruhig bei einer Pariserin sein und welche Pariserin ist jemals ruhig? Es giebt Leute, welche glauben, sie könnten den Schmetterling ganz genau betrachten, wenn sie ihn mit einer Nadel aufs Papier festgestochen haben. Das ist eben so thöricht wie grausam. Der angeheftete, ruhige Schmetterling ist kein Schmetterling mehr. Den Schmetterling muß man betrachten wenn er um die Blumen gaukelt . . . und die Pariserin muß man betrachten, nicht in ihrer Häuslichkeit, wo sie mit der Nadel in der Brust befestigt ist, sondern im Salon, bei Soireen und Bällen, wenn sie mit den gestickten Gaze- und Seidenflügeln dahinflattert, unter den blitzenden Krystallkronen der Freude! Dann offenbart sich bei ihnen eine hastige Lebenssucht, eine Begier nach süßer Betäubung, ein Lechzen nach Trunkenheit, wodurch sie fast grauenhaft verschönert werden und einen Reiz gewinnen, der unsere Seele zugleich entzückt und erschüttert. Dieser Durst das Leben zu genießen, als wenn in der nächsten Stunde der Tod sie schon abriefe von der sprudelnden Quelle des Genusses, oder als wenn diese Quelle in der nächsten Stunde schon versiegt sein würde, diese Hast, diese Wuth, dieser Wahnsinn der Pariserinnen, wie er sich besonders auf Bällen zeigt, mahnt mich immer an die Sage von den todten Tänzerinnen, die man bei uns die Willis nennt. Diese sind nämlich junge Bräute, die vor dem Hochzeittage gestorben sind, aber die unbefriedigte Tanzluft so gewaltig im Herzen bewahrt haben, daß sie nächtlich aus ihren Gräbern hervorsteigen, sich schaarenweis an den Landstraßen versammeln, und sich dort, während der Mitternachtsstunde, den wildesten Tänzen überlassen. Geschmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkränze auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den bleichen Händen, schauerlich lachend, unwiderstehlich schön, tanzen die Willis im Mondschein, und sie tanzen immer um so todsüchtiger und ungestümer, je mehr sie fühlen, daß die vergönnte Tanzstunde zu Ende rinnt, und sie wieder hinabsteigen müssen in die Eiskälte des Grabes.

Es war auf einer Soiree in der Chaussee d'Antin, wo mir diese Betrachtung recht tief die Seele bewegte. Es war eine glänzende Soiree, und

nichts fehlte an den herkömmlichen Ingredienzien des gesellschaftlichen Vergnügens: genug Licht um beleuchtet zu werden, genug Spiegel um sich betrachten zu können, genug Menschen um sich heiß zu drängen, genug Zuckerwasser und Eis um sich abzukühlen. Man begann mit Musik. Franz Liszt hatte sich ans Fortepiano drängen lassen, strich seine Haare aufwärts über die geniale Stirne, und lieferte eine seiner brillantesten Schlachten. Die Tasten schienen zu bluten. Wenn ich nicht irre, spielte er eine Passage aus den Palingenesieen von Ballanche, dessen Ideen er in Musik übersetzte, was sehr nützlich für diejenigen, welche die Werke dieses berühmten Schriftstellers nicht im Originale lesen können. Nachher spielte er den Gang nach der Hinrichtung, la marche au supplice, von Berlioz, das treffliche Stück, welches dieser junge Musiker, wenn ich nicht irre, am Morgen seines Hochzeitstages komponirt hat. Im ganzen Saale erblassende Gesichter, wogende Busen, leises Athmen während den Pausen, endlich tobender Beifall. Die Weiber sind immer wie berauscht, wenn Liszt ihnen etwas vorgespielt hat. Mit tollerer Freude überließen sie sich jetzt dem Tanz, die Willis des Salon, und ich hatte Mühe mich aus dem Getümmel in ein Nebenzimmer zu retten. Hier wurde gespielt und auf großen Sesseln ruheten einige Damen, die den Spielenden zuschauten, oder sich wenigstens das Ansehen gaben, als interessirten sie sich für das Spiel. Als ich einer dieser Damen vorbeistreifte und ihre Robe meinen Arm berührte, fühlte ich von der Hand bis hinauf zur Schulter ein leises Zucken, wie von einem sehr schwachen elektrischen Schlage. Ein solcher Schlag durchfuhr aber mit der größten Stärke mein ganzes Herz, als ich das Antlitz der Dame betrachtete. Ist sie es oder ist sie es nicht? Es war dasselbe Gesicht, das an Form und sonniger Färbung einer Antique glich; nur war es nicht mehr so marmorrein und marmorglatt wie ehemals. Dem geschärften Blicke waren auf Stirn und Wange einige kleine Brüche, vielleicht Pockennarben, bemerkbar, die hier ganz an jene feinen Witterungsflecken mahnten, wie man sie auf dem Gesichte von Statuen, die einige Zeit dem Regen ausgesetzt standen, zu finden pflegt. Es waren auch dieselben schwarzen Haare, die in glatten Ovalen, wie Rabenflügel, die Schläfen bedeckten. Als aber ihr Auge dem meinigen begegnete, und zwar mit jenem wohlbekannten Seitenblick, dessen rascher Blitz mir immer so räthselhaft durch die Seele schoß, da zweifelte ich nicht länger: es war Mademoiselle Laurence.

Vornehm hingestreckt in ihrem Sessel, in der einen Hand einen Blumenstrauß, mit der andern gestützt auf der Armlehne, saß Mademoiselle Laurence unfern eines Spieltisches und schien dort dem Wurf der Karten ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Vornehm und zierlich war ihr Anzug, aber dennoch ganz einfach, von weißem Atlas. Außer Armbändern und Brustnadeln von Perlen trug sie keinen Schmuck. Eine Fülle von Spitzen bedeckte

den jugendlichen Busen, bedeckte ihn fast puritanisch bis am Halse, und in dieser Einfachheit und Zucht der Bekleidung, bildete sie einen rührend lieblichen Contrast mit einigen älteren Damen, die, buntgeputzt und diamantenblitzend, neben ihr saßen und die Ruinen ihrer ehemaligen Herrlichkeit, die Stelle, wo einst Troya stand, melancholisch nackt zur Schau trugen. Sie sah noch immer wunderschön und entzückend verdrießlich aus, und es zog mich unwiderstehbar zu ihr hin, und endlich stand ich hinter ihrem Sessel, brennend vor Begierde mit ihr zu sprechen, jedoch zurückgehalten von zagender Delikatesse.

Ich mochte wohl schon einige Zeit schweigend hinter ihr gestanden haben, als sie plötzlich aus ihrem Bouquet eine Blume zog, und ohne sich nach mir umzusehen, über ihre Schulter hinweg, mir diese Blume hinreichte. Sonderbar war der Duft dieser Blume und er übte auf mich eine eigenthümliche Verzauberung. Ich fühlte mich entrückt aller gesellschaftlichen Förmlichkeit, und mir war wie in einem Traume, wo man allerlei thut und spricht, worüber man sich selber wundert und wo unsere Worte einen gar kindisch traulichen und einfachen Charakter tragen. Ruhig gleichgültig, nachlässig, wie man es bei alten Freunden zu thun pflegt, beugte ich mich über die Lehne des Sessels, und flüsterte der jungen Dame in's Ohr:

Mademoiselle Laurence, wo ist denn die Mutter mit der Trommel?

„Sie ist todt," antwortete sie, in demselben Tone, eben so ruhig, gleichgültig, nachlässig.

Nach einer kurzen Pause beugte ich mich wieder über die Lehne des Sessels und flüsterte der jungen Dame ins Ohr: Mademoiselle Laurence, wo ist denn der gelehrte Hund?

„Er ist fortgelaufen in die weite Welt!" antwortete sie wieder in demselben ruhigen, gleichgültigen, nachlässigen Tone.

Und wieder nach einer kurzen Pause, beugte ich mich über die Lehne des Sessels und flüsterte der jungen Dame ins Ohr: Mademoiselle Laurence, wo ist denn Monsieur Türlütü, der Zwerg?

„Er ist bei den Riesen auf dem Boulevard du Temple" antwortete sie. Sie hatte aber kaum diese Worte gesprochen, und zwar wieder in demselben ruhigen, gleichgültigen, nachlässigen Tone, als ein ernster alter Mann, von hoher militärischer Gestalt, zu ihr hintrat und ihr meldete, daß ihr Wagen vorgefahren sei. Langsam von ihrem Sitze sich erhebend hing sie sich jenem an den Arm, und ohne auch nur einen Blick auf mich zurückzuwerfen, verließ sie mit ihm die Gesellschaft.

Als ich die Dame des Hauses, die den ganzen Abend am Eingange des Hauptsaales stand und den Ankommenden und Fortgehenden ihr Lächeln präsentirte, um den Namen der jungen Person befragte, die so eben mit dem alten Manne fortgegangen, lachte sie mir heiter ins Gesicht und rief: „Mein

Gott! wer kann alle Menschen kennen! ich kenne sie eben so wenig . . .“ Sie stockte, denn sie wollte gewiß sagen, eben so wenig wie mich selber, den sie ebenfalls an jenem Abende zum erstenmale gesehen. Vielleicht, bemerkte ich ihr, kann mir Ihr Herr Gemahl einige Auskunft geben; wo finde ich ihn?

„Auf der Jagd bei Saint-Germain,“ antwortete die Dame mit noch stärkerem Lachen, „er ist heute in der Frühe abgereist und kehrt erst morgen Abend zurück . . . Aber warten Sie, ich kenne jemanden, der mit der Dame wonach Sie sich erkundigen viel gesprochen hat; ich weiß nicht seinen Namen, aber Sie können ihn leicht erfragen, wenn Sie sich nach dem jungen Menschen erkundigen, dem Herr Casimir Perrier einen Fußtritt gegeben hat, ich weiß nicht wo.“

So schwer es auch ist, einen Menschen daran zu erkennen, daß er vom Minister einen Fußtritt erhalten, so hatte ich doch meinen Mann bald ausfindig gemacht, und ich verlangte von ihm nähere Aufklärung über das sonderbare Geschöpf, das mich so sehr interessirte und das ich ihm deutlich genug zu bezeichnen wußte. „Ja, sagte der junge Mensch, ich kenne sie ganz genau, ich habe auf mehren Soireen mit ihr gesprochen“ — und er wiederholte mir eine Menge nichtssagender Dinge, womit er sie unterhalten. Was ihm besonders aufgefallen, war ihr ernsthafter Blick, jedesmal wenn er ihr eine Artigkeit sagte. Auch wunderte er sich nicht wenig, daß sie seine Einladung zu einer Contredance immer abgelehnt, und zwar mit der Versicherung: sie verstünde nicht zu tanzen. Namen und Verhältnisse kannte er nicht. Und niemand, so viel ich mich auch erkundigte, wußte mir hierüber etwas Näheres mitzutheilen. Vergebens rann ich durch alle möglichen Soireen, nirgends konnte ich Mademoiselle Laurence wiederfinden.

Und das ist die ganze Geschichte? — rief Maria, indem sie sich langsam umdrehte und schläfrig gähnte — das ist die ganze merkwürdige Geschichte? Und Sie haben weder Mademoiselle Laurence, noch die Mutter mit der Trommel, noch den Zwerg Türlütü, und auch nicht den gelehrten Hund jemals wiedergesehen?

Bleiben Sie ruhig liegen, versetzte Maximilian. Ich habe sie alle wiedergesehen, sogar den gelehrten Hund. Er befand sich freilich in einer sehr schlimmen Noth, der arme Schelm, als ich ihm zu Paris begegnete. Es war im Quartier Latin. Ich kam eben der Sorbonne vorbei, und aus den Pforten derselben stürzte ein Hund, und hinter ihm drein, mit Stöcken, ein Dutzend Studenten, zu denen sich bald zwei Dutzend alte Weiber gesellen, die alle im Chorus schreien: der Hund ist toll! Fast menschlich sah das unglückliche Thier aus in seiner Todesangst, wie Thränen floß das Wasser aus seinen Augen, und als er keuchend an mir vorbei rann und sein feuchter Blick an mich hinstreifte, erkannte ich meinen alten Freund, den gelehrten Hund, den

Lobredner von Lord Wellington, der einſt das Volk von England mit Bewunderung erfüllt. War er vielleicht wirklich toll? War er vielleicht vor lauter Gelehrſamkeit übergeſchnappt, als er im Quartier Latin ſeine Studien fortſetzte? Oder hatte er vielleicht in der Sorbonne, durch leiſes Scharren und Knurren, ſeine Mißbilligung zu erkennen gegeben, über die pausbäckigen Charlatanerien irgend eines Profeſſors, der ſich ſeines ungünſtigen Zuhörers dadurch zu entledigen ſuchte, daß er ihn für toll erklärte? Und ach! die Jugend unterſucht nicht lange, ob es verletzter Gelehrtendünkel oder gar Brodneid war, welcher zuerſt ausrief: der Hund iſt toll! und ſie ſchlägt zu mit ihren gedankenloſen Stöcken, und auch die alten Weiber ſind dann bereit mit ihrem Geheule und ſie überſchreien die Stimme der Unſchuld und der Vernunft. Mein armer Freund mußte unterliegen, vor meinen Augen wurde er erbärmlich todtgeſchlagen, verhöhnt, und endlich auf einen Miſthaufen geworfen! Armer Märtyrer der Gelehrſamkeit!

Nicht viel heiterer war der Zuſtand des Zwergs, Monſieur Türlütü, als ich ihn auf dem Boulevard du Temple wiederfand. Mademoiſelle Laurence hatte mir zwar geſagt, er habe ſich dorthin begeben, aber ſei es, daß ich nicht daran dachte ihn im Ernſte dort zu ſuchen, oder daß das Menſchengewühl mich dort daran verhinderte, genug, erſt ſpät bemerkte ich die Boutique, wo die Rieſen zu ſehen ſind. Als ich hineintrat fand ich zwei lange Schlingel, die müßig auf der Pritſche lagen und raſch aufſprangen und ſich in Rieſenpoſitur vor mich hinſtellten. Sie waren wahrhaftig nicht ſo groß, wie ſie auf ihrem Aushängezettel prahlten. Es waren zwei lange Schlingel, welche in Roſatrikot gekleidet gingen, ſehr ſchwarze, vielleicht falſche Backenbärte trugen und ausgehöhlte Holzkeulen über ihre Köpfe ſchwangen. Als ich ſie nach dem Zwerg befragte, wovon ihr Aushängezettel ebenfalls Meldung thue, erwiederten ſie, daß er ſeit vier Wochen, wegen ſeiner zunehmenden Unpäßlichkeit, nicht mehr gezeigt werde, daß ich ihn aber dennoch ſehen könne, wenn ich das doppelte Entrée-Geld bezahlen wolle. Wie gern bezahlt man, um einen Freund wieder zu ſehen, das doppelte Entrée-Geld! Und ach! es war ein Freund, den ich auf dem Sterbebette fand. Dieſes Sterbebett war eigentlich eine Kinderwiege, und darin lag der arme Zwerg mit ſeinem gelb verſchrumpften Greiſengeſicht. Ein etwa vierjähriges kleines Mädchen ſaß neben ihm und bewegte mit dem Fuße die Wiege und ſang in lachend ſchäkkerndem Tone:

Schlaf, Türlütüchen, ſchlafe!

Als der Kleine mich erblickte, öffnete er ſo weit als möglich ſeine gläſern blaſſen Augen und ein wehmüthiges Lächeln zuckte um ſeine weißen Lippen; er ſchien mich gleich wieder zu erkennen, reichte mir ſein vertrocknetes Händchen und röchelte leiſe: alter Freund!

Es war in der That ein betrübsamer Zustand worin ich den Mann fand, der schon im achten Jahre mit Ludwig XVI. eine lange Unterredung gehalten, den der Zaar Alexander mit Bonbons gefüttert, den die Prinzessin von Kiritz auf dem Schooße getragen, den der Papst vergöttert und den Napoleon nie geliebt hatte! Dieser letztere Umstand bekümmerte den Unglücklichen noch auf seinem Todtbette, oder wie gesagt in seiner Todeswiege, und er weinte über das tragische Schicksal des großen Kaisers, der ihn nie geliebt, der aber in einem so kläglichen Zustand auf Sankt Helena geendet — „ganz wie ich jetzt endige, setzte er hinzu, einsam, verkannt, verlassen von allen Königen und Fürsten, ein Hohnbild ehemaliger Herrlichkeit!“

Obgleich ich nicht recht begriff, wie ein Zwerg, der unter Riesen stirbt, sich mit dem Riesen, der unter Zwergen gestorben, vergleichen konnte, so rührten mich doch die Worte des armen Türlütü und gar sein verlassener Zustand in der Sterbestunde. Ich konnte nicht umhin meine Verwunderung zu bezeugen, daß Mademoiselle Laurence, die jetzt so vornehm geworden, sich nicht um ihn bekümmere. Kaum hatte ich aber diesen Namen genannt, so bekam der Zwerg in der Wiege die furchtbarsten Krämpfe und mit seinen weißen Lippen wimmerte er: „Undankbares Kind! das ich auferzogen, das ich zu meiner Gattin erheben wollte, dem ich gelehrt, wie man sich unter den Großen dieser Welt bewegen und gebährden muß, wie man lächelt, wie man sich bei Hof verbeugt, wie man repräsentirt . . . du hast meinen Unterricht gut benutzt, und bist jetzt eine große Dame, und hast jetzt eine Kutsche, und Lakaien, und viel Geld, und viel Stolz, und kein Herz. Du läßt mich hier sterben, einsam und elend sterben, wie Napoleon auf Sankt Helena! O Napoleon, du hast mich nie geliebt . . .“ Was er hinzusetzte konnte ich nicht verstehen. Er hob sein Haupt, machte einige Bewegungen mit der Hand, als ob er gegen jemanden fechte, vielleicht gegen den Tod. Aber der Sense dieses Gegners widersteht kein Mensch, weder ein Napoleon noch ein Türlütü. Hier hilft keine Parade. Matt, wie überwunden, ließ der Zwerg sein Haupt wieder sinken, sah mich lange an mit einem unbeschreibbar geisterhaften Blick, krähte plötzlich wie ein Hahn, und verschied.

Dieser Todesfall betrübte mich um so mehr, da mir der Verstorbene keine nähere Auskunft über Mademoiselle Laurence gegeben hatte. Wo sollte ich sie jetzt wiederfinden? Ich war weder verliebt in sie, noch fühlte ich sonstig große Zuneigung zu ihr, und doch stachelte mich eine geheimnißvolle Begier, sie überall zu suchen; wenn ich in irgend einen Salon getreten, und die Gesellschaft gemustert, und das wohlbekannte Gesicht nicht fand, dann verlor ich bald alle Ruhe und es trieb mich wieder von hinnen. Ueber dieses Gefühl nachdenkend stand ich einst, um Mitternacht, an einem entlegenen Eingang der großen Oper, auf einen Wagen wartend, und sehr verdrießlich wartend, da es

eben ſtark regnete. Aber es kam kein Wagen, oder vielleicht es kamen nur Wagen, welche anderen Leuten gehörten, die ſich vergnügt hineinſetzten, und es wurde allmählig ſehr einſam um mich her. „So müſſen Sie denn mit mir fahren," ſprach endlich eine Dame, die, tief verhüllt in ihrer ſchwarzen Mantille, ebenfalls harrend einige Zeit neben mir geſtanden, und jetzt im Begriffe war, in einen Wagen zu ſteigen. Die Stimme zuckte mir durchs Herz, der wohlbekannte Seitenblick übte wieder ſeinen Zauber, und ich war wieder wie im Traume, als ich mich neben Mademoiſelle Laurence in einem weichen warmen Wagen befand. Wir ſprachen kein Wort, hätten auch einander nicht verſtehen können, da der Wagen mit dröhnendem Geräuſche durch die Straßen von Paris dahinraſſelte, ſehr lange, bis er endlich vor einem großen Thorweg ſtille hielt.

Bedienten in brillianter Livree leuchteten uns die Treppe hinauf und durch eine Reihe Gemächer. Eine Kammerfrau, die mit ſchläfrigem Geſichte uns entgegen kam, ſtotterte unter vielen Entſchuldigungen, daß nur im rothen Zimmer eingeheitzt ſei. Indem ſie der Frau einen Wink gab, ſich zu entfernen, ſprach Laurence mit Lachen: „der Zufall führt Sie heute weit, nur in meinem Schlafzimmer iſt eingeheitzt . . ."

In dieſem Schlafzimmer, worin wir uns bald allein befanden, loderte ein ſehr gutes Kaminfeuer, welches um ſo erſprießlicher, da das Zimmer ungeheuer groß und hoch war. Dieſes große Schlafzimmer, dem vielmehr der Name Schlafſaal gebührte, hatte auch etwas ſonderbar Oedes. Möbel und Dekorazion, alles trug dort das Gepräge einer Zeit, deren Glanz uns jetzt ſo beſtäubt und deren Erhabenheit uns jetzt ſo nüchtern erſcheint, daß ihre Reliquien bei uns ein gewiſſes Unbehagen, wo nicht gar ein geheimes Lächeln erregen. Ich ſpreche nämlich von der Zeit der Empires, von der Zeit der goldnen Adler, der hochfliegenden Federbüſche, der griechiſchen Coeffüren, der Gloire, der militäriſchen Meſſen, der offiziellen Unſterblichkeit, die der Moniteur dekretirte, des Kontinentalkaffees, welchen man aus Cigorien verfertigte, und des ſchlechten Zuckers, den man aus Runkelrüben fabrizirte und der Prinzen und Herzöge, die man aus gar nichts machte. Sie hatte aber immer ihren Reiz, dieſe Zeit des pathetiſchen Materialismus . . . Talma deklamirte, Gros malte, die Bigotini tanzte, Maury predigte, Rovigo hatte die Polizei, der Kaiſer las den Oſſian, Pauline Borgeſe ließ ſich moulliren als Venus, und zwar ganz nackt, denn das Zimmer war gut geheitzt, wie das Schlafzimmer worin ich mich mit Mademoiſelle Laurence befand.

Wir ſaßen am Kamin, vertraulich ſchwatzend, und ſeufzend erzählte ſie mir, daß ſie verheirathet ſei, an einen bonapartiſchen Helden, der ſie alle Abende, vor dem Zubettegehn, mit der Schilderung einer ſeiner Schlachten erquicke; er habe ihr vor einigen Tagen, ehe er abgereiſt, die Schlacht bei Jena geliefert;

er ſei ſehr kränklich und werde ſchwerlich den ruſſiſchen Feldzug überleben. Als ich ſie frug, wie lange ihr Vater todt ſei? lachte ſie und geſtand, daß ſie nie einen Vater gekannt habe, und daß ihre ſogenannte Mutter niemals verheirathet geweſen ſei.

Nicht verheirathet, rief ich, ich habe ſie ja ſelber zu London, wegen des Todes ihres Mannes, in tiefſter Trauer geſehen?

„O, erwiederte Laurence, ſie hat während zwölf Jahren ſich immer ſchwarz gekleidet, um bei den Leuten Mitleid zu erregen, als unglückliche Wittwe, nebenbei auch um irgend einen heirathsluſtigen Gimpel anzulocken, und ſie hoffte unter ſchwarzer Flagge deſto ſchneller in den Hafen der Ehe zu gelangen. Aber nur der Tod erbarmte ſich ihrer, und ſie ſtarb an einem Blutſturz. Ich habe ſie nie geliebt, denn ſie hat mir immer viel Schläge und wenig zu eſſen gegeben. Ich wäre verhungert, wenn mir nicht manchmal Monſieur Türlütü ein Stückchen Brod ins Geheim zuſteckte; aber der Zwerg verlangte dafür, daß ich ihn heirathe, und als ſeine Hoffnungen ſcheiterten, verband er ſich mit meiner Mutter, ich ſage Mutter aus Gewohnheit, und beide quälten mich gemeinſchaftlich. Da ſagten ſie immer, ich ſei ein überflüſſiges Geſchöpf, der gelehrte Hund ſei tauſendmal mehr werth als ich mit meinem ſchlechten Tanzen. Und ſie lobten dann den Hund auf meine Koſten, rühmten ihn bis in den Himmel, ſtreichelten ihn, fütterten ihn mit Kuchen, und warfen mir die Krumen zu. Der Hund, ſagten ſie, ſei ihre beſte Stütze, er entzücke das Publikum, das ſich für mich nicht im mindeſten intereſſire, der Hund müſſe mich ernähren mit ſeiner Arbeit, ich fräße das Gnadenbrod des Hundes. Der verdammte Hund!"

O, verwünſchen Sie ihn nicht mehr, unterbrach ich die Zürnende, er iſt jetzt todt, ich habe ihn ſterben ſehen . . .

„Iſt die Beſtie verreckt?" rief Laurence indem ſie aufſprang, erröthende Freude im ganzen Geſichte.

Und auch der Zwerg iſt todt, ſetzte ich hinzu.

„Monſieur Türlütü?" rief Laurence, ebenfalls mit Freude. Aber dieſe Freude ſchwand allmählig aus ihrem Geſichte, und mit einem milderen, faſt wehmüthigen Tone, ſprach ſie endlich: „Armer Türlütü!"

Als ich ihr nicht verhehlte, daß ſich der Zwerg in ſeiner Sterbeſtunde ſehr bitter über ſie beklagt, gerieth ſie in die leidenſchaftlichſte Bewegung, und verſicherte mir unter vielen Betheurungen, daß ſie die Abſicht hatte den Zwerg aufs Beſte zu verſorgen, daß ſie ihm ein Jahrgehalt angeboten, wenn er ſtill und beſcheiden irgendwo in der Provinz leben wolle. „Aber ehrgeizig wie er iſt, fuhr Laurence fort, verlangte er in Paris zu bleiben und ſogar in meinem Hotel zu wohnen; er könne alsdann, meinte er, durch meine Vermittlung, ſeine ehemaligen Verbindungen im Faubourg Saint-Germain wieder an-

knüpfen, und seine frühere glänzende Stellung wieder einnehmen. Als ich ihm dieses rund abschlug, ließ er mir sagen, ich sei ein verfluchtes Gespenst, ein Vampyr, ein Todtenkind . . ."

Laurence hielt plötzlich inne, schauderte heftig zusammen und seufzte endlich aus tiefster Brust: „Ach, ich wollte, sie hätten mich bei meiner Mutter im Grabe gelassen!" Als ich in sie drang, mir diese geheimnißvollen Worte zu erklären, ergoß sich ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und schluchzend gestand sie mir, daß die schwarze Trommelfrau, die sich für ihre Mutter ausgegeben, ihr einst selbst erklärt habe, das Gerücht, womit man sich über ihre Geburt herumtrage, sei kein bloßes Mährchen. „In der Stadt nämlich, wo wir wohnten," fuhr Laurence fort, „hieß man mich immer: das Todtenkind! Die alten Spinnweiber behaupteten, ich sei eigentlich die Tochter eines dortigen Grafen, der seine Frau beständig mißhandelte und als sie starb sehr prachtvoll begraben ließ; sie sei aber hochschwanger und nur scheintodt gewesen, und als einige Kirchhofsdiebe, um die reichgeschmückte Leiche zu bestehlen, ihr Grab öffneten, hätten sie die Gräfin ganz lebendig und in Kindesnöthen gefunden; und als sie nach der Entbindung gleich verschied, hätten die Diebe sie wieder ruhig ins Grab gelegt und das Kind mitgenommen und ihrer Hehlerin, der Geliebten des großen Bauchredners, zur Erziehung übergeben. Dieses arme Kind, das begraben gewesen noch ehe es geboren worden, nannte man nun überall: das Todtenkind . . . Ach! Sie begreifen nicht, wie viel Kummer ich schon als kleines Mädchen empfand, wenn man mich bei diesem Namen nannte. Als der große Bauchredner noch lebte und nicht selten mit mir unzufrieden war, rief er immer: verwünschtes Todtenkind, ich wollt' ich hätte dich nie aus dem Grabe geholt! Ein geschickter Bauchredner wie er war, konnte er seine Stimme so moduliren, daß man glauben mußte, sie käme aus der Erde hervor, und er machte mir dann weiß, das sei die Stimme meiner verstorbenen Mutter, die mir ihre Schicksale erzähle. Er konnte sie wohl kennen, diese furchtbaren Schicksale, denn er war einst Kammerdiener des Grafen. Sein grausames Vergnügen war es, wenn ich armes kleines Mädchen über die Worte, die aus der Erde hervorzusteigen schienen, das furchtbarste Entsetzen empfand. Diese Worte, die aus der Erde hervorzusteigen schienen, meldeten gar schreckliche Geschichten, Geschichten, die ich in ihrem Zusammenhang nie begriff, die ich auch späterhin allmählich vergaß, die mir aber, wenn ich tanzte, recht lebendig wieder in den Sinn kamen. Ja, wenn ich tanzte, ergriff mich immer eine sonderbare Erinnerung, ich vergaß meiner selbst und kam mir vor, als sei ich eine ganz andere Person, und als quälten mich alle Qualen und Geheimnisse dieser Person . . . und sobald ich aufhörte zu tanzen, erlosch wieder alles in meinem Gedächtniß."

Während Laurence dieses sprach, langsam und wie fragend, stand sie vor

mir am Kamine, worin das Feuer immer angenehmer loderte, und ich ſaß in dem Lehnſeſſel, welcher wahrſcheinlich der Sitz ihres Gatten, wenn er des Abends vor Schlafengehn ſeine Schlachten erzählte. Laurence ſah mich an mit ihren großen Augen, als früge ſie mich um Rath; ſie wiegte ihren Kopf ſo wehmüthig ſinnend; ſie flößte mir ein ſo edles, ſüßes Mitleid ein; ſie war ſo ſchlank, ſo jung, ſo ſchön, dieſe Lilie, die aus dem Grabe gewachſen, dieſe Tochter des Todes, dieſes Geſpenſt mit dem Geſichte eines Engels und dem Leib einer Bajadere! Ich weiß nicht wie es kam, es war vielleicht die Influenz des Seſſels, worauf ich ſaß, aber mir ward plötzlich zu Sinne, als ſei ich der alte General, der geſtern auf dieſer Stelle die Schlacht bei Jena geſchildert, als müſſe ich fortfahren in meiner Erzählung, und ich ſprach: Nach der Schlacht bei Jena ergaben ſich binnen wenigen Wochen, faſt ohne Schwertſtreich, alle preußiſchen Feſtungen. Zuerſt ergab ſich Magdeburg; es war die ſtärkſte Feſtung und ſie hatte dreihundert Kanonen. Iſt das nicht ſchmählich?

Mademoiſelle Laurence aber ließ mich nicht weiter reden, alle trübe Stimmung war von ihrem ſchönen Antlitz verflogen, ſie lachte wie ein Kind und rief: „Ja, das iſt ſchmählich, mehr als ſchmählich! Wenn ich eine Feſtung wäre und dreihundert Kanonen hätte, würde ich mich nimmermehr ergeben!“

Da nun Mademoiſelle Laurence keine Feſtung war und keine dreihundert Kanonen hatte . . .

Bei dieſen Worten hielt Maximilian plötzlich ein in ſeiner Erzählung, und nach einer kurzen Pauſe frug er leiſe: Schlafen Sie Maria?

Ich ſchlafe, antwortete Maria.

Deſto beſſer, ſprach Maximilian mit einem feinen Lächeln, ich brauche alſo nicht zu fürchten, daß ich Sie langweile, wenn ich die Möbel des Zimmers, worin ich mich befand, etwas ausführlich beſchreibe.

Vergeſſen Sie nur nicht das Bett, theurer Freund!

Es war in der That, erwiederte Maximilian, ein ſehr prachtvolles Bett. Die Füße, wie bei allen Betten des Empires, beſtanden aus Karyatiden und Sphinxen, es ſtrahlte von reichen Vergoldungen, namentlich von goldenen Adlern, die ſich wie Turteltauben ſchnäbelten, vielleicht ein Sinnbild der Liebe unter dem Empire. Die Vorhänge des Bettes waren von rother Seide, und da die Flammen des Kamines ſehr ſtark hindurchſchienen, ſo befand ich mich mit Laurence in einer ganz feuerrothen Beleuchtung, und ich kam mir vor wie der Gott Pluto, der, von Höllengluthen umlodert, die ſchlafende Proſerpine in ſeinen Armen hält. Sie ſchlief, und ich betrachtete in dieſem Zuſtand ihr holdes Geſicht und ſuchte in ihren Zügen ein Verſtändniß jener Sympathie, die meine Seele für ſie empfand. Was bedeutet dieſes Weib? Welcher Sinn lauert unter der Symbolik dieſer ſchönen Formen?

Aber iſt es nicht Thorheit, den inneren Sinn einer fremden Erſcheinung ergründen zu wollen, während wir nicht einmal das Räthſel unſerer eigenen Seele zu löſen vermögen! Wiſſen wir doch nicht einmal genau, ob die fremden Erſcheinungen wirklich exiſtiren! Können wir doch manchmal die Realität nicht von bloßen Traumgeſichtern unterſcheiden! War es ein Gebilde meiner Phantaſie, oder war es entſetzliche Wirklichkeit, was ich in jener Nacht hörte und ſah? Ich weiß es nicht. Ich erinnnre mich nur, daß, während die wildeſten Gedanken durch mein Herz flutheten, ein ſeltſames Geräuſch mir ans Ohr drang. Es war eine verrückte Melodie, ſonderbar leiſe. Sie kam mir ganz bekannt vor, und endlich unterſchied ich die Töne eines Triangels und einer Trommel. Dieſe Muſik, ſchwirrend und ſummend, ſchien aus weiter Ferne zu erklingen, und dennoch, als ich aufblickte, ſah ich nahe vor mir, mitten im Zimmer, ein wohlbekanntes Schauſpiel: Es war Monſieur Türlütü der Zwerg, welcher den Triangel ſpielte, und Madame Mutter, welche die große Trommel ſchlug, während der gelehrte Hund am Boden herumſcharrte, als ſuchte er wieder ſeine hölzernen Buchſtaben zuſammen. Der Hund ſchien nur mühſam ſich zu bewegen und ſein Fell war von Blut befleckt. Madame Mutter trug noch immer ihre ſchwarze Trauerkleidung, aber ihr Bauch war nicht mehr ſo ſpaßhaft hervortretend, ſondern vielmehr widerwärtig herabhängend; auch ihr Geſicht war nicht mehr roth, ſondern blaß. Der Zwerg, welcher noch immer die brodirte Kleidung eines altfranzöſiſchen Marquis und ein gepudertes Touppée trug, ſchien etwas gewachſen zu ſein, vielleicht weil er ſo gräßlich abgemagert war. Er zeigte wieder ſeine Fechterkünſte und ſchien auch ſeine alten Prahlereien wieder abzuhaspeln; er ſprach jedoch ſo leiſe, daß ich kein Wort verſtand, und nur an ſeiner Lippenbewegung konnte ich manchmal merken, daß er wieder wie ein Hahn krähte.

Während dieſe lächerlich grauenhaften Zerrbilder, wie ein Schattenſpiel, mit unheimlicher Haſt, ſich vor meinen Augen bewegten, fühlte ich, wie Mademoiſelle Laurence immer unruhiger athmete. Ein kalter Schauer überfröſtelte ihren ganzen Leib, und wie von unerträglichen Schmerzen zuckten ihre holden Glieder. Endlich aber, geſchmeidig wie ein Aal, glitt ſie aus meinen Armen, ſtand plötzlich mitten im Zimmer und begann zu tanzen, während die Mutter mit der Trommel und der Zwerg mit dem Triangel ihre gedämpfte leiſe Muſik ertönen ließen. Sie tanzte ganz wie ehemals an der Waterloo-Brücke und auf den Carrefours von London. Es waren dieſelben geheimnißvollen Pantomimen, dieſelben Ausbrüche der leidenſchaftlichen Sprünge, daſſelbe bachantiſche Zurückwerfen des Hauptes, manchmal auch daſſelbe Hinbeugen nach der Erde, als wolle ſie horchen, was man unten ſpräche, dann auch das Zittern, das Erbleichen, das Erſtarren, und wieder aufs Neue das Horchen mit nach dem Boden gebeugtem Ohr. Auch rieb ſie wieder ihre Hände, als ob ſie ſich

wüſche. Endlich ſchien ſie auch wieder ihren tiefen, ſchmerzlichen, bitteren Blick auf mich zu werfen . . . aber nur in den Zügen ihres todtblaſſen Antlitzes erkannte ich dieſen Blick, nicht in ihren Augen, denn dieſe waren geſchloſſen. In immer leiſeren Klängen verhallte die Muſik; die Trommelmutter und der Zwerg, allmählich verbleichend und wie Nebel zerquirlend, verſchwanden endlich ganz; aber Mademoiſelle Laurence ſtand noch immer und tanzte mit verſchloſſenen Augen. Dieſes Tanzen mit verſchloſſenen Augen im nächtlich ſtillen Zimmer gab dieſem holden Weſen ein ſo geſpenſtiſches Ausſehen, daß mir ſehr unheimlich zu Muthe wurde, daß ich manchmal ſchauderte, und ich war herzlich froh, als ſie ihren Tanz beendigt hatte.

Wahrhaftig, der Anblick dieſer Scene hatte für mich nichts Angenehmes. Aber der Menſch gewöhnt ſich an alles. Und es iſt ſogar möglich, daß das Unheimliche dieſem Weibe einen noch beſonderen Reiz verlieh, daß ſich meinen Empfindungen eine ſchauerliche Zärtlichkeit beimiſchte . . . . genug, nach einigen Wochen wunderte ich mich nicht mehr im mindeſten, wenn des Nachts die leiſen Klänge von Trommel und Triangel ertönten, und meine theure Laurence plötzlich aufſtand und mit verſchloſſenen Augen ein Solo tanzte. Ihr Gemahl, der alte Bonapartiſt, kommandirte in der Gegend von Paris und ſeine Dienſtpflicht erlaubte ihm nicht die Tage in der Stadt zuzubringen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, er wurde mein intimſter Freund, und er weinte helle Tropfen, als er ſpäterhin für lange Zeit von mir Abſchied nahm. Er reiſte nämlich mit ſeiner Gemahlin nach Sicilien, und beide habe ich ſeitdem nicht wiedergeſehen.

Als Maximilian dieſe Erzählung vollendet, erfaßte er raſch ſeinen Hut und ſchlüpfte aus dem Zimmer.

Elementargeister.

——— Wie man behauptet, giebt es greise Menschen in Westphalen, die noch immer wissen wo die alten Götterbilder verborgen liegen; auf ihrem Sterbebette sagen sie es dem jüngsten Enkel, und er trägt dann das theure Geheimniß in dem verschwiegenen Sachsenherzen. In Westphalen, dem ehemaligen Sachsen, ist nicht alles todt was begraben ist. Wenn man dort durch die alten Eichenhaine wandelt, hört man noch die Stimmen der Vorzeit, da hört man noch den Nachhall jener tiefsinnigen Zauberspruche, worin mehr Lebensfülle quillt, als in der ganzen Literatur der Mark Brandenburg. Eine geheimnißvolle Ehrfurcht durchschauerte meine Seele, als ich einst, diese Waldungen durchwandernd, bei der uralten Siegburg vorbei kam. „Hier," sagte mein Wegweiser, „hier wohnte einst König Wittekind" und er seufzte tief. Es war ein schlichter Holzhauer und er trug ein großes Beil.

Ich bin überzeugt, dieser Mann, wenn es drauf ankömmt, schlägt sich noch heute für König Wittekind; und wehe dem Schädel, worauf sein Beil fällt!

Das war ein schwarzer Tag für Sachsenland als Wittekind, sein tapferer Herzog, von Kaiser Karl geschlagen wurde, bei Engter. „Als er flüchtend gen Ellerbruch zog, und nun alles, mit Weib und Kind, an den Furth kam und sich drängte, mochte eine alte Frau nicht weiter gehen. Weil sie aber dem Feinde nicht lebendig in die Hände fallen sollte, so wurde sie von den Sachsen lebendig in einen Sandhügel bei Bellmans-Kamp begraben; dabei sprachen sie: krup under, krup under, de Welt is di gram, du kannst dem Gerappel nich mer folgen."

Man sagt, daß die alte Frau noch lebt. Nicht alles ist todt in Westphalen, was begraben ist.

Die Gebrüder Grimm erzählen diese Geschichte in ihren deutschen Sagen; die gewissenhaften fleißigen Nachforschungen dieser wackeren Gelehrten, werde ich in den folgenden Blättern zuweilen benutzen. Unschätzbar ist das Verdienst dieser Männer um germanische Alterthumskunde. Der einzige Jakob Grimm hat für Sprachwissenschaft mehr geleistet, als Eure ganze französische Akademie seit Richelieu. Seine deutsche Grammatik ist ein kolossales Werk, ein gothischer Dom, worin alle germanischen Völker ihre Stimmen erheben, wie Riesenchöre, jedes in seinem Dialekte. Jakob Grimm hat vielleicht dem Teufel seine Seele verschrieben, damit er ihm die Materialien lieferte und ihm als Handlanger diente, bei diesem ungeheuren Sprachbauwerk. In der That, um diese Quadern von Gelehrsamkeit herbeizuschleppen, um aus diesen hun-

derttausend Citaten einen Mörtel zu stampfen, dazu gehört mehr als ein Menschenleben und mehr als Menschengeduld.

Eine Hauptquelle für Erforschung des altgermanischen Volksglaubens ist Parazelsus. Ich habe seiner schon mehrmals erwähnt. Seine Werke sind ins Lateinische übersetzt, nicht schlecht aber lückenhaft. In der deutschen Urschrift ist er schwer zu lesen; abstruser Stil, aber hie und da treten die großen Gedanken hervor mit großem Wort. Er ist ein Naturphilosoph in der heutigsten Bedeutung des Ausdrucks. Man muß seine Terminologie nicht immer in ihrem tradizionellen Sinne verstehen. In seiner Lehre von den Elementargeistern gebraucht er die Namen Nymphen, Undinen, Silvanen, Salamander, aber nur deßhalb weil diese Namen dem Publikum schon geläufig sind, nicht weil sie ganz dasjenige bezeichnen, wovon er reden will. Anstatt neue Worte willkürlich zu schaffen, hat er es vorgezogen für seine Ideen alte Ausdrücke zu suchen, die bisher etwas Aehnliches bezeichneten. Daher ist er vielfach mißverstanden worden, und manche haben ihn der Spötterei, manche sogar des Unglaubens bezüchtigt. Die Einen meinten er beabsichtige alte Kindermährchen aus Scherz in ein System zu bringen, die Anderen tadelten, daß er, abweichend von der christlichen Ansicht, jene Elementargeister nicht für lauter Teufel erklären wollte. Wir haben keine Gründe anzunehmen, sagt er irgendwo, daß diese Wesen dem Teufel gehören; und was der Teufel selbst ist, das wissen wir auch noch nicht. Er behauptet, die Elementargeister wären, eben so gut wie wir, wirkliche Geschöpfe Gottes, die aber nicht wie Unseresgleichen aus Adams Geschlechte seien und denen Gott zum Wohnsitz die vier Elemente angewiesen habe. Ihre Leibesorganisazion sei diesen Elementen gemäß. Nach den vier Elementen ordnet nun Parazelsus die verschiedenen Geister und hier giebt er uns ein bestimmtes System.

Den Volksglauben selbst in ein System bringen, wie Manche beabsichtigen, ist aber eben so unthunlich, als wollte man die vorüberziehenden Wolken in Rahmen fassen. Höchstens kann man unter bestimmten Rubriken das Aehnliche zusammentragen. Dieses wollen wir auch in Betreff der Elementargeister versuchen.

Von den Kobolden haben wir bereits gesprochen. Sie sind Gespenster, ein Gemisch von verstorbenen Menschen und Teufeln; man muß sie von den eigentlichen Erdgeistern genau unterscheiden. Diese wohnen meistens in den Bergen und man nennt sie Wichtelmänner, Gnomen, Metallarii, kleines Volk, Zwerge. Die Sage von diesen Zwergen ist analog mit der Sage von den Riesen, und sie deutet auf die Anwesenheit zweier verschiedener Stämme, die einst mehr oder minder friedlich das Land bewohnt, aber seitdem verschollen sind. Die Riesen sind auf immer verschwunden aus Deutschland. Die Zwerge aber trifft man mitunter noch in den Bergschachten, wo sie, gekleidet

wie kleine Bergleute, die kostbaren Metalle und Edelsteine ausgraben. Von jeher haben die Zwerge immer vollauf Gold, Silber und Diamanten besessen; denn sie konnten überall unsichtbar herumkriechen, und kein Loch war ihnen zu klein, um durchzuschlüpfen, führte es nur endlich zu den Stollen des Reichthums. Die Riesen aber blieben immer arm und wenn man ihnen etwas geborgt hätte, würden sie Riesenschulden hinterlassen haben. Von der Kunstfertigkeit der Zwerge ist in den alten Liedern viel rühmlich die Rede. Sie schmiedeten die besten Schwerter, aber nur die Riesen wußten mit diesen Schwertern dreinzuschlagen. Waren diese Riesen wirklich von so hoher Statur? Die Furcht hat vielleicht ihrem Maaße manche Elle hinzugefügt. Dergleichen hat sich oft schon ereignet. Nicetas, ein Byzantiner, der die Einnahme von Constantinopel durch die Kreuzfahrer berichtet, gesteht ganz ernsthaft, daß einer dieser eisernen Ritter des Nordens, der alles vor sich her zu Paaren trieb, ihnen, in diesem schrecklichen Augenblick, fünfzig Fuß groß zu sein schien.

Die Wohnungen der Zwerge waren, wie schon erwähnt, die Berge. Die kleinen Oeffnungen, die man in den Felsen findet, nennt das Volk noch heut zu Tag Zwerglöcher. Im Harz, namentlich im Bodenthale, habe ich dergleichen viele gesehen. Manche Tropfsteinbildungen, die man in den Gebirgshöhlen trifft, so wie auch manche bizarre Felsenspitzen nennt das Volk die Zwergenhochzeit. Es sind Zwerge, die ein böser Zauberer in Steine verwandelt, als sie eben von einer Trauung aus ihrem kleinen Kirchlein nach Hause trippelten, oder auch beim Hochzeitmahl sich gütlich thaten. Die Sagen von solchen Versteinerungen sind im Norden eben so heimisch wie im Morgenlande, wo der bornirte Moslem die Statuen von Kariatyden, die er in den Ruinen alter Griechentempel findet, für lauter versteinerte Menschen hält. Wie im Harze, so auch in der Bretagne, sah ich allerlei wundersam gruppirte Steine, die von den Bauern Zwergenhochzeiten genannt wurden; die Steine bei Loc Maria Ker sind die Häuser der Torriganen, der Kurilen, wie man dort das kleine Volk benamset.

Die Zwerge tragen kleine Mützchen wodurch sie sich unsichtbar machen können; man nennt sie Tarnkappen oder auch Nebelkäppchen. Ein Bauer hatte einst, beim Dreschen, mit dem Dreschflegel die Tarnkappe eines Zwerges herabgeschlagen; dieser wurde sichtbar und schlüpfte schnell in eine Erdspalte. Die Zwerge zeigten sich auch manchmal freiwillig den Menschen, hatten gern mit uns Umgang, und waren zufrieden genug, wenn wir ihnen nur kein Leids zufügten. Wir aber, boshaft wie wir noch sind, wir spielten ihnen manchen Schabernak. In Wyß Volkssagen lies't man folgende Geschichte:

„Des Sommers kam die Schaar der Zwerge häufig aus den Flühen herab ins Thal, und gesellte sich entweder hülfreich oder doch zuschauend zu den arbeitenden Menschen, namentlich zu den Mähdern in der Heuernte. Da setzten

ſie ſich denn wohl vergnügt auf den langen und dicken Aſt eines Ahorns ins ſchattige Laub. Einmal aber kamen boshafte Leute und ſägten bei Nacht den Aſt durch, ſo daß er bloß noch ſchwach am Stamme hielt, und als die argloſen Geſchöpfe ſich am Morgen darauf niederließen, krachte der Aſt vollends entzwei, die Zwerge ſtürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten ſich heftig und jammerten:

„O wie iſt der Himmel ſo hoch
Und die Untreu ſo groß!
Heut hierher und nimmermehr!“

Sie ſollen ſeit der Zeit das Land verlaſſen haben. Es giebt indeſſen noch zwei andere Tradizionen, die ebenfalls den Abzug der Zwerge unſerer Neckſucht und Bosheit zuſchreiben. Die eine wird in den erwähnten Volksſagen folgendermaßen erzählt:

„Die Zwerge welche in Höhlen und Klüften rings um die Menſchen herumwohnten, waren gegen dieſe immer freundlich und gut geſinnt, und des Nachts, wenn die Menſchen ſchliefen, verrichteten ſie deren ſchwere Arbeit. Wenn dann das Landvolk frühmorgens mit Wagen und Geräthe herbeizog und erſtaunte, daß alles gethan war, ſteckten die Zwerge im Geſträuch und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn ſie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeſchnitten fanden, aber als bald Hagel und Gewitter hereinbrach und ſie wohl ſahen, daß vielleicht kein Hälmchen dem Verderben entronnen ſein würde, da dankten ſie innig dem vorausſichtigen Zwergvolk. Endlich aber verſcherzten die Menſchen durch ihren Frevel die Huld und Gunſt der Zwerge, ſie entflohen, und ſeitdem hat ſie kein Auge wieder erblickt. Die Urſache war dieſe. Ein Hirt hatte oben am Berg einen trefflichen Kirſchbaum ſtehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab es ſich daß dreimal hinter einander Nachts der Baum geleert wurde und alles Obſt auf die Bänke und Hürden getragen war, wo der Hirt ſonſt die Kirſchen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorfe ſprachen: „das thut niemand anders, als die redlichen Zwerge, die kommen bei Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen herangetrippelt, leiſe wie Vögel, und ſchaffen den Menſchen emſig ihr Tagwerk; ſchon einmal hat man ſie heimlich belauſcht, allein man ſtört ſie nicht, ſondern läßt ſie kommen und gehn.“ Durch dieſe Rede wurde der Hirt neugierig und hätte gern gewußt, warum die Zwerge ſo ſorgfältig ihre Füße bärgen und ob dieſe anders geſtaltet wären, als Menſchenfüße. Da nun das nächſte Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, daß die Zwerge heimlich die Kirſchen abbrachen und in den Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Aſche und ſtreute ſie rings um den Berg herum aus. Den anderen Morgen, mit Tagesanbruch, eilte er zur Stelle hin, der Baum war richtig

leer gepflückt, und er ſah unten in der Aſche die Spuren von vielen Gänſefüßen eingedrückt. Da lachte der Hirt und ſpottete, daß der Zwerge Geheimniß verrathen war. Bald aber zerbrachen und verwüſteten dieſe ihre Wohnungen und flohen tiefer in den Berg hinab, grollen dem Menſchengeſchlecht und verſagen ihm ihre Hülfe. Jener Hirt, der ſie verrathen hatte, wurde ſiech und blödſinnig fortan bis an ſein Lebensende."

Die andere Tradizion, die in Otmars Volksſagen mitgetheilt wird, iſt von viel betrübſam härterem Charakter:

„Zwiſchen Walkenried und Neuhof in der Grafſchaft Hohenſtein hatten einſt die Zwerge zwei Königreiche. Ein Bewohner jener Gegend merkte einmal, daß ſeine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne daß er den Thäter entdecken konnte. Endlich ging er auf den Rath einer weiſen Frau bei einbrechender Nacht an ſeinem Erbſenfelde auf und ab, und ſchlug mit einem dünnen Stabe über daſſelbe in die bloße Luft hinein. Es dauerte nicht lange, ſo ſtanden einige Zwerge leibhaftig vor ihm. Er hatte ihnen die unſichtbar machenden Nebelkappen abgeſchlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und bekannten: daß ihr Volk es ſei, welches die Felder der Landesbewohner beraubte, wozu aber die äußerſte Noth ſie zwänge. Die Nachricht von den eingefangenen Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk ſandte endlich Abgeordnete, und bot Löſung für ſich und die gefangenen Brüder, und wollte dann auf immer das Land verlaſſen. Doch die Art des Abzugs erregte neuen Streit. Die Landeseinwohner wollten die Zwerge nicht mit ihren geſammelten und verſteckten Schätzen abziehen laſſen und das Zwergvolk wollte bei ſeinem Abzuge nicht geſehen ſein. Endlich kam man dahin überein, daß die Zwerge über eine ſchmale Brücke bei Neuhof ziehen, und daß jeder von ihnen in ein dorthin geſtelltes Gefäß einen beſtimmten Theil ſeines Vermögens, als Abzugszoll, werfen ſollte, ohne daß einer der Landesbewohner zugegen wäre. Dies geſchah. Doch einige Neugierige hatten ſich unter die Brücke verſteckt, um den Zug der Zwerge wenigſtens zu hören. Und ſo hörten ſie denn viele Stunden lang das Gerappel der kleinen Menſchen; es war ihnen als ob eine ſehr große Heerde Schafe über die Brücke ging."

Nach einer Variante ſollte jeder abziehende Zwerg nur ein einziges Geldſtück in das Faß werfen, welches man vor der Brücke hingeſtellt; und den anderen Morgen fand man das Faß ganz gefüllt mit alten Goldmünzen. Auch ſoll vorher der Zwergenkönig ſelber, in ſeinem rothen Mäntelchen, zu den Landeseinwohnern gekommen ſein um ſie zu bitten ihn und ſein Volk nicht fort zu jagen. Flehendlich erhob er ſeine Aermchen gen Himmel und weinte die rührendſten Thränen, wie einſt Don Iſaak Abarbanel vor Ferdinand von Arragonien.

Von den Zwergen, den Erdgeistern, sind genau zu unterscheiden die Elfen, die Luftgeister, die auch in Frankreich mehr bekannt sind und die besonders in englischen Gedichten so anmuthig gefeiert werden. Wenn die Elfen nicht ihrer Natur nach unsterblich wären, so würden sie es schon allein durch Shakespeare geworden sein. Sie leben ewig im Sommernachtstraum der Poesie.

Der Glaube an Elfen ist nach meinem Bedünken viel mehr celtischen als scandinavischen Ursprungs. Daher mehr Elfensagen im westlichen Norden als im östlichen. In Deutschland weiß man wenig von Elfen und alles ist da nur matter Nachklang von bretanischen Sagen, wie z. B. Wielands Oberon. Was das Volk in Deutschland Elfen oder Elben nennt, sind die unheimlichen Geburten der Hexen, die mit dem Bösen gebuhlt. Die eigentlichen Elfensagen sind heimisch in Irland und Nordfrankreich; indem sie von hier hinabklingen bis zur Provence, vermischen sie sich mit dem Feenglauben des Morgenlands. Aus solcher Vermischung erblühen nun die vortrefflichen Lais vom Grafen Lanval, dem die schöne Fee ihre Gunst schenkt unter dem Beding, daß er sein Glück verschweige. Als aber König Arthus, bei einem Festgelage zu Karduel, seine Königin Genevra für die schönste Frau der Welt erklärte, da konnte Graf Lanval nicht länger schweigen; er sprach, und sein Glück war, wenigstens auf Erden, zu Ende. Nicht viel besser ergeht es dem Ritter Grüeland; auch er kann sein Liebesglück nicht verschweigen, die geliebte Fee verschwindet, und auf seinem Roß Gedefer reitet er lange vergebens, um sie zu suchen. Aber in dem Feenland Avirlun finden die unglücklichen Ritter ihre Geliebten wieder. Hier können Graf Lanval und Herr Grüeland so viel schwatzen, als nur ihr Herz gelüstet. Hier kann auch Ogier der Däne von seinen Heldenfahrten ausruhen in den Armen seiner Morgane. Ihr Franzosen kennt sie alle, diese Geschichten. Ihr kennt Avalun, aber der Perser kennt es auch, und er nennt es Ginnistan. Es ist das Land der Poesie.

Das Aeußere der Elfen und ihr Weben und Treiben ist Euch ebenfalls ziemlich bekannt. Spencers Elfenkönigin ist längst zu Euch herübergeflogen aus England. Wer kennt nicht Titania? Wessen Hirn ist so dick, daß es nicht manchmal das heitere Geklinge ihres Luftzuges vernimmt? Ist es aber wahr, daß es ein Vorzeichen des Todes, wenn man diese Elfenkönigin mit leiblichen Augen erblickt und gar einen freundlichen Gruß von ihr empfängt? Ich möchte dieses gern genau wissen, denn:

In dem Wald, im Mondenscheine,
Sah ich jüngst die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirſchgeweih und flogen
Raſch dahin, wie Schwanenzüge
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder ſoll es Tod bedeuten?

In den däniſchen Volksliedern giebt es zwei Elfenſagen, die den Charakter dieſer Luftgeiſter am treueſten zur Anſchauung bringen. Das eine Lied erzählt vom dem Traumgeſichte eines jungen Fants, der ſich auf Elvershöh niedergelegt hatte und allmählig eingeſchlummert war. Er träumt, er ſtände auf ſeinem Schwerte geſtützt, während die Elfen im Kreiſe um ihn her tanzen und durch Liebkoſen und Verſprechung ihn verlocken wollen, an ihrem Reigen Theil zu nehmen. Eine von den Elfen kömmt an ihn heran und ſtreichelt ihm die Wange und flüſtert: tanze mit uns, ſchöner Knabe, und das Süßeſte was nur immer dein Herz gelüſtet wollen wir dir ſingen. Und da beginnt auch ein Geſang von ſo bezwingender Liebesluſt, daß der reißende Strom, deſſen Waſſer ſonſt wildbrauſend dahin fließt, plötzlich ſtill ſteht und in der ruhigen Fluth die Fiſchlein hervortauchen und vergnügt mit ihren Schwänzlein ſpielen. Eine andere Elfe flüſtert: tanze mit uns, ſchöner Knabe, und wir wollen dir Runenſprüche lehren, womit du den Bär und den wilden Eber beſiegen kannſt, ſo wie auch den Drachen, der das Gold hütet; ſein Gold ſoll dir anheimfallen. Der junge Fant widerſteht jedoch allen dieſen Lockungen, und die erzürnten Jungfrauen drohen endlich ihm den kalten Tod ins Herz zu bohren. Schon zücken ſie ihre ſcharfen Meſſer, da, zum Glücke kräht der Hahn, und der Träumer erwacht mit heiler Haut.

Das andere Gedicht iſt minder luftig gehalten, die Erſcheinung der Elfen findet nicht im Traume, ſondern in der Wirklichkeit ſtatt, und ihr ſchauerlich anmuthiges Weſen tritt uns deſto ſchärfer entgegen. Es iſt das Lied von dem Herrn Oluf, der Abends ſpät ausreitet, um ſeine Hochzeitsgäſte zu entbieten. Der Refrain iſt immer: Aber das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald. Man glaubt unheimlich lüſterne Melodieen zu hören und zwiſchendrein ein Kichern und Wiſpern, wie von muthwilligen Mädchen. Herr Oluf ſieht endlich wie vier, fünf, ja noch mehre Jungfrauen hervortanzen und Erlkönigstochter die Hand nach ihm ausſtreckt. Sie bittet ihn zärtlichſt in den Kreis einzutreten und mit ihr zu tanzen. Der Ritter aber will nicht tanzen und ſagt zu ſeiner Entſchuldigung: morgen iſt mein Hochzeitstag. Da werden ihm nun gar verführeriſche Geſchenke angeboten; jedoch, weder die Widderhauts-

stiefel, die so gut am Beine sitzen würden, noch die güldenen Sporen, die man so hübsch daran schnallen kann, noch das weißseidne Hemd, daß die Elfenkönigin selber mit Mondschein gebleicht hat, nicht mal die silberne Schärpe, die man ihm ebenfalls so kostbar anrühmt, nichts kann ihn bestimmen, in den Elfenreigen einzutreten und mitzutanzen. Seine beständige Entschuldigung ist: morgen ist mein Hochzeitstag. Da, freilich, verlieren die Elfen endlich die Geduld, sie geben ihm einen Schlag aufs Herz, wie er ihn noch nie empfunden, und heben den zu Boden gesunkenen Ritter wieder auf sein Roß, und sagen spöttisch: so reite denn heim zu deiner Braut. Ach! als er auf seine Burg zurückkehrte, da waren seine Wangen sehr blaß und sein Leib sehr krank, und als am Morgen früh die Braut ankam mit der Hochzeitschaar, mit Sang und Klang, da war Herr Oluf ein stiller Mann; denn er lag todt unter dem rothen Bahrtuch.

„Aber das Tanzen geht hin so schnell durch den Wald."

Der Tanz ist charakteristisch bei den Luftgeistern: sie sind zu ätherischer Natur, als daß sie prosaisch gewöhnlichen Ganges, wie wir, über diese Erde wandeln sollten. Indessen, so zart sie auch sind, so lassen doch ihre Füßchen einige Spuren zurück auf den Rasenplätzen, wo sie ihre nächtlichen Reigen gehalten. Es sind eingedrückte Kreise, denen das Volk den Namen Elfenringe gegeben.

In einem Theile Oestreichs giebt es eine Sage, die mit der vorhergehenden eine gewisse Aehnlichkeit bietet, obgleich sie ursprünglich slavisch ist. Es ist die Sage von den gespenstischen Tänzerinnen, die dort unter dem Namen „die Willis" bekannt sind. Die Willis sind Bräute, die vor der Hochzeit gestorben sind. Die armen jungen Geschöpfe können nicht im Grabe ruhig liegen, in ihren todten Herzen, in ihren todten Füßen, blieb noch jene Tanzlust, die sie im Leben nicht befriedigen konnten, und um Mitternacht steigen sie hervor, versammeln sich truppenweis an den Heerstraßen, und Wehe dem jungen Menschen, der ihnen da begegnet! Er muß mit ihnen tanzen, sie umschlingen ihn mit ungezügelter Tobsucht, und er tanzt mit ihnen ohne Ruh und Rast, bis er todt niederfällt. Geschmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkronen und flatternde Bänder auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den Fingern, tanzen die Willis im Mondglanz eben so wie die Elfen. Ihr Antlitz, obgleich schneeweiß, ist jugendlich schön, sie lachen so schauerlich heiter, so frevelhaft liebenswürdig, sie nicken so geheimnißvoll lüstern, so verheißend; diese todten Bachantinnen sind unwiderstehlich.

Das Volk, wenn es blühende Bräute sterben sah, konnte sich nicht überreden, daß Jugend und Schönheit so jählings gänzlich der schwarzen Vernichtung an-

heimfallen, und leicht entstand der Glaube, daß die Braut noch nach dem Tode die entbehrten Freuden sucht.

Dies erinnert uns an eins der schönsten Gedichte Goethes, die Braut von Korinth, womit das französische Publikum, durch Frau von Stael, schon längst Bekanntschaft gemacht hat. Das Thema dieses Gedichtes ist uralt und verliert sich hoch hinauf in die Schauernisse der thessalischen Mährchen. Aelian erzählt davon und Aehnliches berichtet Philostrates im Leben des Apollonius von Thiane. Es ist die fatale Hochzeitgeschichte, wo die Braut eine Lamia ist.

Es ist den Volkssagen eigenthümlich, daß ihre furchtbarsten Katastrophen gewöhnlich bei Hochzeitfesten ausbrechen. Das plötzlich eintretende Schreckniß kontrastirt dann desto grausig schroffer mit der heiteren Umgebung, mit der Vorbereitung zur Freude, mit der lustigen Musik. So lange der Rand des Bechers noch nicht die Lippen berührt, kann der kostbare Trank noch immer verschüttet werden. Ein düsterer Hochzeitgast kann eintreten, den niemand gebeten hat, und den doch keiner den Muth hat fortzuweisen. Er sagt der Braut ein Wort ins Ohr und sie erbleicht. Er giebt dem Bräutigam einen leisen Wink, und dieser folgt ihm aus dem Saale, wandelt mit ihm weit hinaus in die wehende Nacht, und kehrt nimmermehr heim. Gewöhnlich ist es ein früheres Liebesversprechen, weshalb plötzlich eine kalte Geisterhand die Braut und den Bräutigam trennt. Als Herr Peter von Staufenberg beim Hochzeitmahle saß, und zufällig aufwärts schaute, erblickte er einen kleinen weißen Fuß, der durch die Saalesdecke hervortrat. Er erkannte den Fuß jener Nixe, womit er früher im zärtlichsten Liebesbündnisse gestanden, und an diesem Wahrzeichen merkte er wohl, daß er durch seine Treulosigkeit das Leben verwirkt. Er schickt zum Beichtiger, läßt sich das Abendmahl reichen und bereitet sich zum Tode. Von dieser Geschichte wird in deutschen Landen noch viel gesagt und gesungen. Es heißt auch, die beleidigte Nixe habe den ungetreuen Ritter unsichtbar umarmt und in dieser Umarmung gewürgt. Tief gerührt werden die Frauen bei dieser tragischen Erzählung. Aber unsere jungen Freigeister lächeln darüber spöttisch und wollen nimmermehr glauben, daß die Nixen so gefährlich sind. Sie werden späterhin ihre Ungläubigkeit bitter bereuen.

Die Nixen haben die größte Aehnlichkeit mit den Elfen. Sie sind beide verlockend, anreitzend und lieben den Tanz. Die Elfen tanzen auf Moorgründen, grünen Wiesen, freien Waldplätzen und am liebsten unter alten Eichen. Die Nixen tanzen bei Teichen und Flüssen; man sah sie auch wohl auf dem Wasser tanzen, den Vorabend wenn jemand dort ertrank. Auch kommen sie oft zu den Tanzplätzen der Menschen und tanzen mit ihnen ganz wie unser eins. Die weiblichen Nixen erkennt man an dem Saum ihrer weißen Kleider, der immer feucht ist. Auch wohl an dem feinen Gespinnste

ihrer Schleier und an der vornehmen Zierlichkeit ihres geheimnißvollen Wesens. Den männlichen Nix erkennt man daran, daß er grüne Zähne hat, die faſt wie Fiſchgräten gebildet ſind. Auch empfindet man einen inneren Schauer, wenn man ſeine außerordentlich weiche, eiskalte Hand berührt. Gewöhnlich trägt er einen grünen Hut. Wehe dem Mädchen, das, ohne ihn zu kennen, gar zu ſorglos mit ihm tanzt. Er zieht ſie hinab in ſein feuchtes Reich. Marſk Stig, der Königsmörder, hatte zwei ſchöne Töchter, wovon die jüngſte in des Waſſermanns Gewalt gerieth, ſogar während ſie in der Kirche war.

Der Nix erſchien als ein ſtattlicher Ritter; ſeine Mutter hatte ihm ein Roß von klarem Waſſer und Sattel und Zaum von dem weißeſten Sande gemacht, und die argloſe Schöne reichte ihm freudig ihre Hand. Wird ſie ihm da unten im Meere die verſprochene Treue halten? Ich weiß nicht; aber ich kenne eine Sage von einem anderen Waſſermann, der ſich ebenfalls eine Frau vom feſten Lande geholt hat und aufs liſtigſte von ihr betrogen ward. Es iſt die Sage von Roßmer, dem Waſſermann, der, ohne es zu wiſſen, ſeine eigene Frau in einer Kiſte auf den Rücken nahm und ſie ihrer Mutter zurückbrachte. Er vergoß darüber nachher die bitterſten Thränen.

Die Nixen haben ebenfalls oft dafür zu büßen, daß ſie an dem Umgang der Menſchen Gefallen fanden. Auch hierüber weiß ich eine Geſchichte, die von deutſchen Dichtern vielfach beſungen worden. Aber am rührendſten klingt ſie in folgenden ſchlichten Worten, wie ſie die Gebrüder Grimm, in ihren Sagen, mittheilen:

„Zu Epfenbach bei Sinzheim traten ſeit der Leute Gedenken jeden Abend drei wunderſchöne, weißgekleidete Jungfrauen in die Spinnſtube des Dorfs. Sie brachten immer neue Lieder und Weiſen mit, wußten hübſche Mährchen und Spiele, auch ihre Rocken und Spindeln hatten etwas Eigenes und keine Spinnerin konnte ſo fein und behend den Faden drehen. Aber mit dem Schlag elf ſtanden ſie auf, packten ihre Rocken zuſammen und ließen ſich durch keine Bitte einen Augenblick länger halten. Man wußte nicht woher ſie kamen, noch wohin ſie gingen; man nannte ſie nur: die Jungfern aus dem See, oder die Schweſtern aus dem See. Die Burſchen ſahen ſie gern und verliebten ſich in ſie, zu allermeiſt des Schulmeiſters Sohn. Der konnte nicht ſatt werden ſie zu hören und mit ihnen zu ſprechen, und nichts that ihm leider, als daß ſie jeden Abend ſchon ſo früh aufbrachen. Da verfiel er einmal auf den Gedanken und ſtellte die Dorfuhr eine Stunde zurück, und Abends im freien Geſpräch und Scherz merkte kein Menſch den Verzug der Stunde. Und als die Glocke elf ſchlug, es aber ſchon eigentlich zwölf war, ſtanden die drei Jungfrauen auf, legten ihre Rocken zuſammen und gingen fort. Den folgenden Morgen kamen etliche Leute am See vorbei; da hörten ſie wimmern und ſahen drei blutige Stellen oben auf der Fläche. Seit der Zeit kamen die

Schwestern nimmermehr zur Stube. Des Schulmeisters Sohn zehrte ab und starb kurz darnach.“

Es liegt etwas so Geheimnißvolles in dem Treiben der Nixen. Der Mensch kann sich unter dieser Wasserdecke so viel Süßes und zugleich so viel Entsetzliches denken. Die Fische, die allein etwas davon wissen können, sind stumm. Oder schweigen sie etwa aus Klugheit? Fürchten sie grausame Ahndung, wenn sie die Heimlichkeiten des stillen Wasserreichs verriethen? So ein Wasserreich mit seinen wollüstigen Heimlichkeiten und verborgenen Schrecknissen mahnt an Venedig. Oder war Venedig selbst ein solches Reich, das zufällig, aus der Tiefe des adriatischen Meers, zur Oberwelt heraufgetaucht mit seinen Marmorpalästen, mit seinen delphinäugigen Curtisanen, mit seinen Glasperlen- und Corallenfabriken, mit seinen Staatsinquisitoren, mit seinen geheimen Ersäufungsanstalten, mit seinem bunten Maskengelächter? Wenn einst Venedig wieder in die Lagunen hinabgesunken sein mag, dann wird seine Geschichte wie ein Nixenmährchen klingen, und die Amme wird den Kindern von dem großen Wasservolk erzählen, das, durch Beharrlichkeit und List, sogar über das feste Land geherrscht, aber endlich von einem zweiköpfigen Adler todtgebissen worden.

Das Geheimnißvolle ist der Charakter der Nixen, wie das träumerisch Luftige der Charakter der Elfen. Beide sind vielleicht in der ursprünglichen Sage selbst nicht sehr unterschieden, und erst spätere Zeiten haben hier eine Sonderung vorgenommen. Die Namen selbst geben keine sichere Auskunft. In Scandinavien heißen alle Geister Elfen, Alf, und man unterscheidet sie in weiße und schwarze Alfen; letztere sind eigentliche Kobolde. Den Namen Nix gab man in Dänemark ebenfalls den Hauskobolden, die man dort, wie ich schon früher gemeldet, Nissen nennt.

Dann giebt es auch Abnormitäten, Nixen, welche nur bis zur Hüfte menschliche Bildung tragen, unten aber in einem Fischschweif endigen, oder mit der Oberhälfte ihres Leibes als eine wunderschöne Frau und mit der Unterhälfte als eine schuppige Schlange erscheinen, wie Eure Melusine, die Geliebte des Grafen Raimund von Poitiers.

Glücklicher Raimund, dessen Geliebte nur zur Hälfte eine Schlange war!

Auch kommt es oft vor, daß die Nixen, wenn sie sich mit Menschen in ein Liebesbündniß einlassen, nicht bloß Verschwiegenheit verlangen, sondern auch bitten, man möge sie nie befragen nach ihrer Herkunft, nach Heimath und Sippschaft. Auch sagen sie nicht ihren rechten Namen, sondern sie geben sich unter den Menschen so zu sagen einen nom de guerre. Der Gatte der klevschen Prinzessin nannte sich Helias. War er ein Nix oder Elfe? Wie oft, wenn ich den Rhein hinabfuhr, und dem Schwanenthurm von Kleve vorüberkam, dachte ich an den geheimnißvollen Ritter, der so wehmüthig streng sein

Inkognito bewahrte, und den die bloße Frage nach seiner Herkunft aus den Armen der Liebe vertreiben konnte. Als die Prinzessin ihre Neugier nicht bemeistern konnte, und einst in der Nacht zu ihrem Gemahle die Worte sprach: Herr, solltet Ihr nicht unserer Kinder wegen sagen, wer Ihr seid? da stieg er seufzend aus dem Bette, setzte sich wieder auf sein Schwanenschiff, fuhr den Rhein hinab, und kam nimmermehr zurück. Aber es ist auch wirklich verdrießlich, wenn die Weiber zu viel fragen. Braucht Eure Lippen zum Küssen, nicht zum Fragen, Ihr Schönen. Schweigen ist die wesentlichste Bedingung des Glückes. Wenn der Mann die Gunstbezeugungen seines Glückes ausplaudert, oder wenn das Weib nach den Geheimnissen ihres Glückes neugierig forscht, dann gehen sie beide ihres Glückes verlustig.

Elfen und Niren können zaubern, können sich in jede beliebige Gestalt verwandeln; indessen manchmal sind auch sie selber von mächtigeren Geistern und Nekromanten in allerlei häßliche Mißgebilde verwünscht worden. Sie werden aber erlöst durch Liebe, wie im Mährchen Zemire und Azor; das krötige Ungeheuer muß dreimal geküßt werden und es verwandelt sich in einen schönen Prinzen. Sobald du deinen Widerwillen gegen das Häßliche überwindest und das Häßliche sogar lieb gewinnst, so verwandelt es sich in etwas Schönes. Keine Verwünschung widersteht der Liebe. Liebe ist ja selber der stärkste Zauber, jede andere Verzauberung muß ihr weichen. Nur gegen eine Gewalt ist sie ohnmächtig. Welche ist das? Es ist nicht das Feuer, nicht das Wasser, nicht die Luft, nicht die Erde mit allen ihren Metallen; es ist die Zeit.

Die seltsamsten Sagen in Betreff der Elementargeister findet man bei dem alten guten Johannes Prätorius, dessen "Anthropodemus plutonicus, oder neue Weltbeschreibung von allerlei wunderbaren Menschen," im Jahr 1666 zu Magdeburg erschienen ist. Schon die Jahrzahl ist merkwürdig; es ist das Jahr dem der jüngste Tag prophezeit worden. Der Inhalt des Buches ist ein Wust von Unsinn, aufgegabeltem Aberglauben, maulhängkolischen und affentheuerlichen Historien und gelehrten Citaten, Kraut und Rüben. Die zu behandelnden Gegenstände sind geordnet nach den Anfangsbuchstaben ihres Namens, die ebenfalls höchst willkürlich gewählt sind. Auch die Eintheilungen sind ergötzlich, z. B. wenn der Verfasser von Gespenstern handeln will, so handelt er 1° von wirklichen Gespenstern, 2° von erdichteten Gespenstern, d. h. von Betrügern, die sich als Gespenster vermummen. Aber er ist voll Belehrung, und in diesem Buche, so wie auch in seinen andern Werken, haben sich Tradizionen erhalten, die theils sehr wichtig für das Studium der germanischen Religionsalterthümer, theils auch als bloße Curiositäten sehr interessant sind. Ich bin überzeugt, Ihr alle wißt nicht, daß es Meerbischöfe giebt? Ich zweifle sogar, ob die Gazette de France es weiß. Und doch wäre es wichtig für manche Leute zu wissen, daß das Christenthum sogar im Ocean

seine Anhänger hat und gewiß in großer Anzahl. Vielleicht die Majorität der Meergeschöpfe sind Christen, wenigstens eben so gute Christen wie die Majorität der Franzosen. Ich möchte dieses gerne verschweigen, um der katholischen Parthei in Frankreich durch diese Mittheilung keine Freude zu machen, aber da ich hier von Nixen, von Wassermenschen, zu sprechen habe, verlangt es die deutsch-gewissenhafte Gründlichkeit, daß ich der Seebischöfe erwähne. Prätorius erzählt nemlich folgendes:

„In den holländischen Chroniken lies't man, Cornelius von Amsterdam habe an einen Medikus Namens Gelbert nach Rom geschrieben: daß im Jahr 1531 in dem nordischen Meere, nahe bei Elpach, ein Meermann sei gefangen worden, der wie ein Bischof von der römischen Kirche ausgesehen habe. Den habe man dem König von Polen zugeschickt. Weil er aber ganz im geringsten nichts essen wollte von allem was ihm dargereicht, sei er am dritten Tage gestorben, habe nichts geredet, sondern nur große Seufzer geholet."

Eine Seite weiter hat Prätorius ein anderes Beispiel mitgetheilt:

„Im Jahr 1433 hat man in dem baltischen Meere, gegen Polen, einen Meermann gefunden, welcher einem Bischof ganz ähnlich gewesen. Er hatte einen Bischofshut auf dem Haupte, seinen Bischofstab in der Hand, und ein Meßgewand an. Er ließ sich berühren, sonderlich von den Bischöfen des Ortes, und erwies ihnen Ehre, jedoch ohne Rede. Der König wollte ihn in einem Thurm verwahren lassen, darwidersetzte er sich mit Gebährden, und bat die Bischöfe, daß man ihn wieder in sein Element lassen wolle, welches auch geschehen, und wurde er von zweien Bischöfen dahin begleitet und erwieß sich freudig. Sobald er in das Wasser kam machte er ein Kreuz, und tauchte sich hinunter, wurde auch künftig nicht mehr gesehen. Dieses ist zu lesen in Flandr. Chronic. in Hist. Ecclesiast. Spondani, wie auch in den Memorabilibus Wolfii."

Ich habe beide Geschichten wörtlich mitgetheilt und meine Quelle genau angegeben, damit man nicht etwa glaube, ich hätte die Meerbischöfe erfunden. Ich werde mich wohl hüten noch mehr Bischöfe zu erfinden.

Einigen Engländern, mit denen ich mich gestern über die Reform der anglikanisch episkopalen Kirche unterhielt, habe ich den Rath gegeben, aus ihren Landbischöfen lauter Meerbischöfe zu machen.

Zur Ergänzung der Sagen von Nixen und Elfen habe ich noch der Schwanenjungfrauen zu erwähnen. Die Sage ist hier sehr unbestimmt und mit einem allzugeheimnißvollen Dunkel umwoben. Sind sie Wassergeister? Sind sie Luftgeister? Sind sie Zauberinnen? Manchmal kommen sie aus den Lüften als Schwäne herabgeflogen, legen ihre weiße Federhülle von sich, wie ein Gewand, sind dann schöne Jungfrauen, und baden sich in stillen Gewässern. Ueberrascht sie dort irgend ein neugieriger Bursche, dann springen sie rasch aus

dem Waſſer, hüllen ſich geſchwind in ihre Federhaut, und ſchwingen ſich dann als Schwäne wieder empor in die Lüfte. Der vortreffliche Muſäus erzählt in ſeinen Volksmährchen die ſchöne Geſchichte von einem jungen Ritter, dem es gelang eins von jenen Federgewänden zu ſtehlen; als die Jungfrauen aus dem Bade ſtiegen, ſich ſchnell in ihre Federkleider hüllten und davon flogen, blieb eine zurück, die vergebens ihr Federkleid ſuchte. Sie kann nicht fortfliegen, weint beträchtlich, iſt wunderſchön, und der ſchlaue Ritter heirathet ſie. Sieben Jahre leben ſie glücklich; aber einſt, in der Abweſenheit des Gemahls, kramt die Frau in verborgenen Schränken und Truhen, und findet dort ihr altes Federgewand; geſchwind ſchlüpft ſie hinein und fliegt davon.

In den altdäniſchen Liedern iſt von einem ſolchen Federgewand ſehr oft die Rede; aber dunkel und höchſt befremdlicher Art. Hier finden wir Spuren von dem älteſten Zauberweſen. Hier ſind Töne von nordiſchem Heidenthum, die, wie halbvergeſſene Träume, in unſerem Gedächtniſſe einen wunderbaren Anklang finden. Ich kann nicht umhin ein altes Lied mitzutheilen, worin nicht blos von der Federhaut geſprochen wird, ſondern auch von den Nachtraben, die ein Seitenſtück zu den Schwanenjungfrauen bilden. Dieſes Lied iſt ſo ſchauerlich, ſo grauenhaft, ſo düſter, wie eine ſcandinaviſche Nacht, und doch glüht darin eine Liebe, die an wilder Süße und brennender Innigkeit nicht ihres Gleichen hat, eine Liebe, die, immer gewaltiger emlodernd, endlich wie ein Nordlicht emporſchießt und mit ihren leidenſchaftlichen Strahlen den ganzen Himmel überflammt. Indem ich hier dieſes ungeheure Liebesgedicht mittheile, muß ich vorausbemerken, daß ich mir dabei nur metriſche Veränderungen erlaubte, daß ich nur am Aeußerlichen, an dem Gewande, hie und da ein Bischen geſchneidert. Der Refrain nach jeder Strophe iſt immer: „So fliegt er über das Meer!“

Sie ſchifften wohl über das ſalzige Meer,
Der König und die Königin beide;
Daß die Königin nicht geblieben daheim,
Das war zu großem Leide.

Das Schiff das ſtand auf einmal ſtill,
Sie konnten's nicht weiter lenken;
Ein wilder Nachtrabe geflogen kam,
Er wollt's in den Grund verſenken.

„Iſt jemand unter den Wellen verſteckt,
Und hält das Schiff befeſtigt?
Ich gebe ihm beides Silber und Gold,
Er laſſe uns unbeläſtigt.

„So du es bist, Nachtrabe wild,
So senk' uns nicht zu Grunde,
Ich gebe dir beides Silber und Gold,
Wohl fünfzehn gewogene Pfunde."

„„Dein Gold und Silber verlang ich nicht,
Ich verlange bessere Gaben,
Was du trägst unter dem Leibgurt dein,
Das will ich von dir haben.""

„Was ich trage unter dem Leibgurt mein,
Das will ich dir gerne geben;
Das sind ja meine Schlüssel klein,
Nimm hin, und lass' mir mein Leben."

Sie zog heraus die Schlüssel klein,
Sie warf sie ihm über Bordte.
Der wilde Rabe von dannen flog,
Er hielt sie freudig beim Worte.

Und als die Kön'gin nach Hause kam,
Sie ging am Strande spazieren,
Da merkt' sie wie German, der fröhliche Held,
Sich unter dem Leibgurt thät rühren.

Und als fünf Monde verflossen dahin,
Die Königin eilt in die Kammer,
Eines schönen Sohnes sie genas,
Das ward zu großem Jammer.

Er ward geboren in der Nacht,
Und getauft sogleich den Morgen,
Sie nannten ihn German, den fröhlichen Held,
Sie glaubten ihn schon geborgen.

Der Knabe wuchs, er wußte sich gut
Im Reiten und Fechten zu üben,
So oft seine liebe Mutter ihn sah
Thät sich ihr Herz betrüben.

O Mutter, liebe Mutter mein,
Wenn ich Euch vorübergehe
Warum so traurig werdet Ihr,
Daß ich Euch weinen sehe?"

„So wiſſe, German, du fröhlicher Held,
Dein Leben iſt bald geendet,
Denn als ich dich unter dem Leibgurt trug,
Hab' ich dich dem Raben verpfändet."

„O Mutter, liebe Mutter mein
O laßt Eur Leid nur fahren,
Was mir mein Schickſal beſcheeren will,
Davor kann mich niemand bewahren."

Das war eines Donnerstags, im Herbſt,
Als kaum der Morgen graute,
Die Frauenſtube offen ſtand,
Da kamen krächzende Laute.

Der häßliche Rabe kam herein,
Setzt ſich zu der Königin dorten:
„Frau Königin, gebt mir Eur Kind,
Ihr habt's mir verſprochen mit Worten."

Sie aber hat beim höchſten Gott,
Bei allen Heil'gen geſchworen,
Sie wüßte weder von Tochter noch Sohn,
Die ſie auf Erden geboren.

Der häßliche Rabe flog zornig davon,
Und zornig ſchrie er im Fluge:
„Wo find' ich German, den fröhlichen Held,
Er gehört mir mit gutem Fuge."

Und German war alt ſchon fünfzehn Jahr,
Und ein Mädchen zu freien gedacht' er;
Er ſchickte Boten nach Engeland,
Er warb um des Königs Tochter.

Des Königs Tochter ward ihm verlobt
Und nach England zu reiſen beſchloß er:
Wie komm' ich ſchnell zu meiner Braut,
Rings um die Inſel iſt Waſſer?

Und das war German, der fröhliche Held,
In Scharlach ſich kleiden that er,
In ſeinem ſcharlachrothen Kleid
Vor ſeine Mutter trat er.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Erfüllet mein Begehre,
Und leiht mir Euer Federgewand,
Daß ich fliegen kann über dem Meere.“

„„Mein Federgewand in dem Winkel dort hängt,
Die Federn die fallen zur Erde;
Ich denke daß ich zur Frühjahrzeit
Das Gefieder ausbessern werde.

Auch sind die Fittige viel zu breit,
Die Wolken drücken sie nieder —
Und ziehst du fort in ein fremdes Land
Ich schaue dich niemals wieder.““

Er setzte sich in das Federgewand,
Flog fort wohl über das Wasser;
Da traf er den wilden Nachtraben an,
Auf der Klippe im Meere saß er.

Wohl über das Wasser flog er fort,
Inmitten des Sundes kam er;
Da hört' er einen erschrecklichen Laut,
Eine häßliche Stimme vernahm er:

„Willkommen, German, du fröhlicher Held,
So lange erwarte ich deiner;
Als deine Mutter dich mir versprach,
Da warst du viel zarter und kleiner.“

„„O laß' mich fliegen zu meiner Braut,
Ich treffe (bei meinem Worte!),
Sobald ich sie gesprochen hab',
Dich hier auf demselben Orte.““

„So will ich dich zeichnen, daß immerdar
Ich dich wiedererkenne im Leben,
Und dieses Zeichen erinnere dich
An das Wort, das du mir gegeben.“

Er hackte ihm aus sein rechtes Aug',
Trank halb ihm das Blut aus dem Herzen.
Der Ritter kam zu seiner Braut,
Mit großen Liebesschmerzen.

Er ſetzte ſich in der Jungfraun Saal,
Er war ſo blutig, ſo bleiche;
Die koſenden Jungfrau'n in dem Saal,
Sie verſtummten alle ſogleiche.

Die Jungfraun ließen Freud' und Scherz,
Sie ſaßen ſtill ſo ſehre;
Aber die ſtolze Jungfrau Adelutz,
Warf von ſich Nadel und Scheere.

Die Jungfraun ſaßen ſtill ſo ſehr,
Sie ließen Scherz und Freude;
Aber die ſtolze Jungfrau Adelutz
Schlug zuſammen die Hände beide.

„Willkommen, German, der fröhliche Held,
Wo habt Ihr geſpielet ſo muthig?
Warum ſind Eure Wangen ſo bleich
Und Eure Kleider ſo blutig?"

„Ade, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Muß wieder zurück zu dem Raben,
Der mein Aug' ausriß und mein Herzblut trank,
Auch meinen Leib will er haben."

Einen goldnen Kamm zieht ſie heraus,
Selbſt kämmt ſie ihm ſeine Haare;
Bei jedem Haare das ſie kämmt,
Vergießt ſie Thränen viel klare.

Bei jeder Locke, die ſie ihm ſchlingt,
Vergießt ſie Thränen viel klare;
Sie verwünſcht ſeine Mutter, durch deren Schuld,
Er ſo viel Unglück erfahre.

Die ſtolze Jungfrau Adelutz
Zog ihn in ihre Arme beide;
„Deine böſe Mutter ſei verwünſcht,
Sie bracht' uns zu ſolchem Leide."

„„Hört, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Meine Mutter verwünſchet nimmer,
Sie konnte nicht wie ſie gewollt,
Seinem Schickſal erliegt man immer.""

Er ſetzte ſich in ſein Federgewand,
Flog wieder fort ſo ſchnelle.
Sie ſetzt ſich in ein andres Federgewand
Und folgt ihm auf der Stelle.

Er flog wohl auf, er flog wohl ab,
In der weiten Wolkenhöhe;
Sie flog beſtändig hinter ihm drein,
Blieb immer in ſeiner Nähe.

„Kehrt um, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Müßt wieder nach Hauſe fliegen;
Eure Saalthür ließet Ihr offen ſtehn,
Eure Schlüſſel zur Erde liegen.“

„„Laſſ' meine Saalthür offen ſtehn,
Meine Schlüſſel liegen zur Erde;
Wo Ihr empfangen habt Eur Leid,
Dahin ich Euch folgen werde.““

Er flog wohl ab, er flog wohl auf,
Die Wolken hingen ſo dichte,
Es brach herein die Dämmerung,
Sie verlor ihn aus dem Geſichte.

Alle die Vögel die ſie im Fluge traf,
Die ſchnitt ſie da in Stücken;
Nur dem wilden häßlichen Raben zu nahn,
Das wollt' ihr nicht gelücken.

Die ſtolze Jungfrau Adelutz,
Herunter flog zum Strand ſie;
Sie fand nicht German, den fröhlichen Held
Seine rechte Hand nur fand ſie.

Da ſchwang ſie ſich wieder erzürnt empor,
Zu treffen den wilden Raben,
Sie flog gen Weſten, gen Oſten ſie flog,
Von ihr ſelbſt den Tod ſollt' er haben.

Alle die Vögel, die kamen vor ihre Scheer',
Hat ſie in Stücken zerſchnitten;
Und als ſie den wilden Nachtraben traf,
Sie ſchnitt ihn entzwei in der Mitten.

Sie ſchnitt ihn und zerrt ihn, ſo lang bis ſie ſelbſt
Des müden Todes geſtorben.
Sie hat um German, den fröhlichen Held,
So viel Kummer und Noth erworben.

Höchſt bedeutungsvoll iſt in dieſem Liede nicht bloß die Erwähnung des Federgewandes, ſondern das Fliegen ſelbſt. Zur Zeit des Heidenthums waren es Königinnen und edle Frauen, von welchen man ſagte, daß ſie in den Lüften zu fliegen verſtünden, und dieſe Zauberkunſt, die damals für etwas Ehrenwerthes galt, wurde ſpäter, in chriſtlicher Zeit, als eine Abſcheulichkeit des Hexenweſens dargeſtellt. Der Volksglaube von den Luftfahrten der Hexen iſt eine Traveſtie alter germaniſcher Tradizionen und verdankt ſeine Entſtehung keineswegs dem Chriſtenthum, wie man aus einer Bibelſtelle, wo Satan unſeren Heiland durch die Lüfte führt, irrthümlich vermuthet hat. Jene Bibelſtelle könnte allenfalls zur Juſtifikazion des Volksglaubens dienen, indem dadurch bewieſen ward, daß der Teufel wirklich im Stande ſei die Menſchen durch die Luft zu tragen.

Die Schwanenjungfraun, von welchen ich geredet, halten Manche für die Valkyren der Skandinavier. Auch von dieſen haben ſich bedeutſame Spuren im Volksglauben erhalten. Die Hexen, die Shakeſpeare in ſeinem Makbeth auftreten läßt, werden in der alten Sage, die der Dichter faſt umſtändlich benutzt hat, weit edler geſchildert. Nach dieſer Sage ſind dem Helden im Walde, kurz vor der Schlacht, drei räthſelhafte Jungfrauen begegnet, die ihm ſein Schickſal vorausſagten und ſpurlos verſchwanden. Es waren Valkyren, oder gar die Nornen, die Parzen des Nordens. An dieſe mahnen auch die drei wunderlichen Spinnerinnen, die uns aus alten Ammenmährchen bekannt ſind; die eine hat einen Plattfuß, die andre einen breiten Daumen und die dritte eine Hängelippe. Hieran erkennt man ſie immer, ſie mögen ſich verjüngt oder verältert präſentiren.

Ich kann nicht umhin, hier eines Mährchens zu erwähnen, als deſſen Schauplatz mir die rheiniſche Heimath wieder recht blühend und lachend in's Gedächtniß tritt. Auch hier erſcheinen drei Frauen, von welchen ich nicht beſtimmen kann, ob ſie Elementargeiſter ſind oder Zauberinnen, nämlich Zauberinnen von der altheidniſchen Obſervanz, die ſich von der ſpäteren Hexenſchweſterſchaft, durch poetiſchen Anſtand, ſo ſehr unterſcheiden. Ganz genau habe ich die Geſchichte nicht im Kopfe; wenn ich nicht irre, wird ſie in Schreibers rheiniſchen Sagen aufs umſtändlichſte erzählt. Es iſt die Sage vom Wisperthale, welches unweit Lorch am Rheine gelegen iſt. Dieſes Thal führt ſeinen Namen von den wiſpernden Stimmen, die einem dort ans Ohr vorbeipfeifen und an ein gewiſſes heimliches Piſt! Piſt! erinnern, das man zur Abendzeit

in gewiſſen Seitengäßchen einer Hauptſtadt zu vernehmen pflegt. Durch dieſes Wisperthal wanderten eines Tages drei junge Geſellen, ſehr frohgelaunt und höchſt neugierig, was doch das beſtändige Piſt! Piſt! bedeuten möge. Der ältere und geſcheuteſte von ihnen, ein Schwertfeger ſeines Handwerks, rief endlich ganz laut: Das ſind Stimmen von Weibern, die gewiß ſo häßlich ſind, daß ſie ſich nicht zeigen dürfen! Er hatte kaum die herausfordernd ſchlauen Worte geſprochen, da ſtanden plötzlich drei wunderſchöne Jungfrauen vor ihm, die ihn und ſeine zwei Gefährten mit anmuthiger Gebärde einluden, ſich in ihrem Schloſſe von den Mühſeligkeiten der Reiſe zu erholen und ſonſtig zu erluſtigen. Dieſes Schloß, welches ſich ganz in ihrer Nähe befand, hatten die jungen Geſellen vorher gar nicht bemerkt, vielleicht weil es nicht frei aufgebaut, ſondern in einem Felſen ausgehauen war, ſo daß nur die kleinen Spitzbögenfenſter und ein großer Thorweg von außen ſichtbar. Als ſie hineintraten in das Schloß, wunderten ſie ſich nicht wenig über die Pracht, die ihnen von allen Seiten entgegenglänzte. Die drei Jungfrauen, welche es ganz allein zu bewohnen ſchienen, gaben ihnen dort ein köſtliches Gaſtmahl, wobei ſie ihnen ſelber den Weinbecher kredenzten. Die jungen Geſellen, denen das Herz in der Bruſt immer freudiger lachte, hatten nie ſo ſchöne blühende und liebreitzende Weibsbilder geſehen und ſie verlobten ſich denſelben mit vielen brennenden Küſſen. Am dritten Tage ſprachen die Jungfrauen: wenn Ihr immer mit uns leben wollt, Ihr holden Bräutigame, ſo müßt Ihr vorher noch einmal in den Wald gehen und Euch erkundigen, was die Vögel dort ſingen und ſagen; ſobald Ihr dem Sperling, der Elſter und der Eule ihre Sprüche abgelauſcht und ſie wohlverſtanden habt, dann kommt wieder zurück in unſere Arme.

Die drei Geſellen begaben ſich hierauf in den Wald, und nachdem ſie ſich durch Geſtripp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorn ſich geritzt, auch über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu dem Baume, worauf ein Sperling ſaß, welcher folgenden Spruch zwitſcherte:

Es ſind mal drei dumme Hänſe
In's Schlaraffenland gezogen;
Da kamen die gebratenen Gänſe
Ihnen juſt vors Maul geflogen.
Sie aber ſprachen: die armen Schlaraffen,
Sie wiſſen doch nichts Geſcheutes zu ſchaffen,
Die Gänſe müßten viel kleiner ſein,
Sie gehn uns ja nicht ins Maul hinein.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, das iſt eine ganz richtige Bemerkung! Ja, ja, wenn der lieben Dummheit die gebratenen Gänſe ſogar vor's Maul ge-

flogen kommen, so fruchtet es ihr doch nichts! Ihr Maul ist zu klein und die Gänse sind zu groß, und sie weiß sich nicht zu helfen!

Nachdem die drei Gesellen weiter gewandert, sich durch Gestripp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorn sich geritzt, über manche Wurzel gestolpert, kamen sie zu einem Baume, auf dessen Zweigen eine Elster hin und her sprang und folgenden Spruch plapperte: Meine Mutter war eine Elster, meine Großmutter war ebenfalls eine Elster, meine Urgroßmutter war wieder eine Elster, auch meine Ur-Urgroßmutter war eine Elster, und wenn meine Ur-Urgroßmutter nicht gestorben wär', so lebte sie noch.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, das verstehe ich! das ist ja die allgemeine Weltgeschichte. Das ist am Ende der Inbegriff aller unserer Forschungen und viel mehr werden die Menschen auf dieser Welt nimmermehr erfahren.

Nachdem die drei Gesellen wieder weiter gewandert, durch Gestripp und Krüppelholz sich den Weg gebahnt, an manchem Dorn sich geritzt, über manche Wurzel gestolpert, kamen sie zu einem Baume, in dessen Höhlung eine Eule saß, die folgenden Spruch vor sich hinmurrte: Wer mit einem Weibe spricht, der wird von einem Weibe betrogen, wer mit zwei Weibern spricht, der wird von zwei betrogen, und wer mit drei Weibern spricht, der wird von drei betrogen.

Holla! rief zornig der Schwertfeger, du häßlicher, armseliger Vogel mit deiner häßlichen armseligen Weisheit, die man von jedem bucklichten Bettler für einen Pfennig kaufen könnte! Das ist alter, abgestandener Leumund. Du würdest die Weiber weit besser beurtheilen, wenn du hübsch und lustig wärest wie wir, oder wenn du gar unsere Bräute kenntest, die so schön sind wie die Sonne und so treu wie Gold!

Hierauf machten sich die drei Gesellen auf den Rückweg, und nachdem sie, lustig pfeifend und trillernd, einige Zeit lang gewandert, befanden sie sich wieder Angesichts des Felsenschlosses, und mit ausgelassener Fröhlichkeit sangen sie das Schelmenlied:

Riegel auf, Riegel zu,
Feins Liebchen, was machst du?
Schläfst du oder wachst du?
Weinst du oder lachst du?

Während nun die jungen Gesellen solchermaßen jubilirend vor dem Schloßthore standen, öffneten sich über demselben drei Fensterchen, und aus jedem guckte ein altes Mütterchen heraus, alle drei langnasig und tiefäugig, wackelten sie vergnügt mit ihren greisen Köpfen, und sie öffneten ihre zahnlosen Mäuler und sie kreischten: Da unten sind ja unsere holden Bräutigame! Wartet nur, Ihr holden Bräutigame, wir werden Euch gleich das Thor öffnen

und Euch mit Küssen bewillkommen, und Ihr sollt jetzt das Lebensglück genießen in den Armen der Liebe!

Die jungen Gesellen, zu Tode bestürzt, warteten nicht so lange bis die Pforten des Schlosses und die Arme ihrer Bräutchen, und das Lebensglück, das sie darin genießen sollten, sich ihnen öffneten; sie nahmen auf der Stelle Reißaus, liefen über Hals und über Kopf, und machten so lange Beine, daß sie noch desselben Tags in der Stadt Lorch anlangten. Als sie hier des Abends in der Schenke beim Weine saßen, mußten sie manchen Schoppen leeren, ehe sie sich von ihrem Schrecken ganz erholt. Der Schwertfeger aber fluchte hoch und theuer, daß die Eule der klügste Vogel der Welt sei und mit Recht für ein Sinnbild der Weisheit gelte.

Ich habe in diesen Blättern immer nur flüchtig ein Thema berührt, welches zu den interessantesten Betrachtungen einen bändereichen Stoff bieten könnte: nämlich die Art und Weise wie das Christenthum die altgermanische Religion entweder zu vertilgen oder in sich aufzunehmen suchte und wie sich die Spuren derselben im Volksglauben erhalten haben. Wie jener Vertilgungskrieg geführt wurde ist bekannt. — — — — Wenn das Volk, gewohnt an den ehemaligen Naturdienst, auch nach der Bekehrung für gewisse Orte eine verjährte Ehrfurcht bewahrte, so suchte man solche Sympathie entweder für den neuen Glauben zu benutzen, oder als Antriebe des bösen Feindes zu verschreien. Bei jenen Quellen, die das Heidenthum als göttlich verehrte, baute der christliche Priester sein kluges Kirchlein, und er selber segnete jetzt das Wasser und exploitirte dessen Wunderkraft. Es sind noch immer die alten lieben Brünnlein der Vorzeit, wohin das Volk wallfahrtet, und wo es gläubig seine Gesundheit schöpft, bis auf heutigen Tag. Die heiligen Eichen, die den frommen Aexten widerstanden, wurden verläumdet; unter diesen Bäumen, hieß es jetzt, trieben die Teufel ihren nächtlichen Spuk und die Heren ihre höllische Unzucht. Aber die Eiche blieb dennoch der Lieblingsbaum des deutschen Volkes, die Eiche ist noch heut zu Tage das Symbol der deutschen Nazionalität selber: es ist der größte und stärkste Baum des Waldes; seine Wurzel dringt bis in die Grundtiefe der Erde; sein Wipfel, wie ein grünes Banner flattert stolz in den Lüften; die Elfen der Poesie wohnen in seinem Stamme; die Mistel der heiligsten Weisheit rankt an seinen Aesten; nur seine Früchte sind kleinlich und ungenießbar für Menschen.

In den altdeutschen Gesetzen giebts jedoch noch viele Verbote: daß man bei den Flüssen, den Bäumen und Steinen nicht seine Andacht verrichten solle, in ketzerischem Irrwahn, daß eine Gottheit darin wohne. Karl der Große mußte, in seinen Capitularien, ausdrücklich befehlen: man solle nicht opfern bei Steinen, Bäumen, Flüssen; auch solle man dort keine geweihte Kerzen anzünden.

Dieſe drei, Steine, Bäume und Flüſſe, erſcheinen als Hauptmomente des germaniſchen Cultus, und damit korreſpondirt der Glaube an Weſen die in den Steinen wohnen, nämlich Zwerge, an Weſen die in den Bäumen wohnen, nämlich Elfen, und Weſen die im Waſſer wohnen, nämlich Nixen. Will man einmal ſyſtematiſiren, ſo iſt dieſe Art weit zweckmäßiger, als das Syſtematiſiren nach den verſchiedenen Elementen, wo man noch für das Feuer eine vierte Klaſſe Elementargeiſter, nämlich die Salamander annimmt. Das Volk aber, welches immer ſyſtemlos, hat nie etwas von dergleichen gewußt. Es giebt unter dem Volke eigentlich nur die Sage von einem Thiere, welches im Feuer leben könne und Salamander heiße. Alle Knaben ſind eifrige Naturforſcher, und als kleiner Junge habe ich es mir mal ſehr angelegen ſein laſſen, zu unterſuchen, ob die Salamander wirklich im Feuer leben können. Als es einſt meinen Schulkameraden gelungen, ein ſolches Thier zu fangen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als daſſelbe in den Ofen zu werfen, wo es erſt einen weißen Schleim in die Flammen ſpritzte, immer leiſer ziſchte und endlich den Geiſt aufgab. Dieſes Thier ſieht aus wie eine Eidechſe, iſt aber ſafrangelb, etwas ſchwarz geſprenkelt, und der weiße Saft, den es im Feuer von ſich giebt und womit es vielleicht manchmal die Flamme löſcht, mag den Glauben veranlaßt haben, daß es in den Flammen leben könne.

Die feurigen Männer, die des Nachts umherwandeln, ſind keine Elementargeiſter, ſondern Geſpenſter von verſtorbenen Menſchen, todten Wucherern, unbarmherzigen Amtmännern und Böſewichtern, die einen Grenzſtein verrückt haben. Die Irrwiſche ſind auch keine Geiſter. Man weiß nicht genau was ſie ſind; ſie verlocken den Wandrer in Moorgrund und Sümpfe. Wie geſagt, eine ganze Claſſe Feuergeiſter, wie Paracelſus ſie beſchreibt, kennt das Volk nicht. Es ſpricht höchſtens nur von einem einzigen Feuergeiſt und das iſt kein anderer als Lucifer, Satan, der Teufel. In alten Balladen erſcheint er unter dem Namen der Feuerkönig, und im Theater, wenn er auftritt oder abgeht, fehlen nie die obligaten Flammen. Da er alſo der einzige Feuergeiſt iſt und uns für eine ganze Claſſe ſolcher Geiſter ſchadlos halten muß, wollen wir ihn näher beſprechen.

In der That, wenn der Teufel kein Feuergeiſt wäre, wie könnte er es denn in der Hölle aushalten? Er iſt ein Weſen von ſo kalter Natur, daß er ſogar nirgends anders als im Feuer ſich behaglich fühlen kann. Ueber dieſe kalte Natur des Teufels haben ſich alle die armen Frauen beklagt, die mit ihm in nähere Berührung gekommen. Merkwürdig übereinſtimmend ſind in dieſer Hinſicht die Ausſagen der Hexen, wie wir ſie in den Hexenprozeſſen aller Lande finden können. Dieſe Damen, die ihre fleiſchlichen Verbindungen mit dem Teufel eingeſtanden, ſogar auf der Folter, erzählen immer von der Kälte ſeiner

Umarmungen; eiskalt, klagten sie, waren die Ergüsse dieser teuflischen Zärtlichkeit.

Der Teufel ist kalt, selbst als Liebhaber. Aber häßlich ist er nicht; denn er kann ja jede Gestalt annehmen. Nicht selten hat er sich ja auch mit weiblichem Liebreitz bekleidet, um irgend einen frommen Klosterbruder von seinen Bußübungen abzuhalten oder gar zur sinnlichen Freude zu verlocken. Bei anderen, die er nur schrecken wollte, erschien er in Thiergestalt, er und seine hölliſchen Gesellen. Besonders wenn er vergnügt ist und viel geschlemmt und gebechert hat, zeigt er sich gern als ein Vieh. Da war ein Edelmann in Sachsen, der hatte seine Freunde eingeladen zu einem Gastmahl. Als nun der Tisch gedeckt und die Stunde der Mahlzeit gekommen und alles zugerichtet war, fehlten ihm seine Gäste, die sich einer nach dem anderen entschuldigen ließen. Darob zornig, entfuhren ihm die Worte: „wenn kein Mensch kommen will, so mag der Teufel bei mir essen mit der ganzen Hölle!“ und er verließ das Haus um seinen Unmuth zu verschmerzen. Mittlerweile kommen in den Hof hereingeritten große und schwarze Reiter, und hießen des Edelmanns Knecht seinen Herrn suchen, um ihm anzuzeigen, daß die zuletzt geladenen Gäste angelangt seien. Der Knecht, nach langem Suchen, findet endlich seinen Herrn, kehrt mit diesem zurück, haben aber beide nicht den Muth ins Haus hineinzugehen. Denn sie hören wie drinnen das Schlemmen, Schreien und Singen immer toller wird, und endlich sehen sie wie die besoffenen Teufel, in der Gestalt von Bären, Katzen, Böcken, Wölfen und Füchsen, aus offene Fenster traten, in den Pfoten die vollen Becher oder die dampfenden Teller, und mit glänzenden Schnauzen und lachenden Zähnen heruntergrüßend.

Daß der Teufel in Gestalt eines schwarzen Bockes dem Convente der Hexen präsidirt, ist allgemein bekannt. Welche Rolle er in dieser Gestalt zu spielen pflegte, werde ich später berichten, wenn ich von Hexen und Zauberei zu reden habe. In dem merkwürdigen Buche, worin der hochgelehrte Georgius Godelmanus über dieses letztere Thema einen wahrhaften und folgebegründeten Bericht abstattet, finde ich auch, daß der Teufel nicht selten in der Gestalt eines Mönchs erscheint. Er erzählt folgendes Beispiel:

„Als ich in der berühmten hohen Schule zu Wittenberg die Rechte studirte, gedenkt mir noch wohl, etlichemal von meinen Lehrmeistern daselbst gehört zu haben, daß vor Luthers Thür gekommen sei ein Münch, welcher heftig an der Thüre geklopft, und wie ihm der Diener aufthat und fragte was er wollte, da fraget der Münch: ob der Luther daheim wäre? Als Lutherus die Sache erfuhr, ließ er ihn herein gehen, weil er nun eine gute Weile keinen Münch gesehen hatte. Da dieser hereinkam sprach er, er habe etliche Papistische Irrthümer, derwegen er sich gern mit ihm besprechen wollte, und er legte ihm einige Syllogismos und Schulreden für, und da sie Luther ohne Mühe auf-

löſte, brachte er andere, die nicht ſo leicht aufzulöſen waren, daher Lutherus, etwas bewegt, dieſe Worte entfahren ließ: du machſt mir viel zu ſchaffen, da ich doch anderes zu thun hätte! und ſtund ſobald auf und zeigte ihm in der Bibel die Erklärung der Frage ſo der Münch vorbrachte. Und als er in demſelbigen Geſpräche vermerkte, daß des Münchs Hände nicht ungleich wären Vogelsklauen, ſprach er: Biſt du nicht Der? Halt, höre zu, dieſes Urtheil iſt wider dich gefällt! und zeigte ihm ſobald den Spruch in Geneſi, dem erſten Buche Moſis: des Weibes Saamen wird der Schlange den Kopf zertreten. Da der Teufel mit dieſem Spruch überwunden, ward er zornig und ging murrend davon, warf das Schreibzeug hinter den Ofen, und verbreitete einen Duft, deſſen die Stube noch etliche Tage übel roch."

In der vorſtehenden Erzählung bemerkt man eine Eigenthümlichkeit des Teufels, die ſich ſchon frühe kund gab und bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es iſt nemlich ſeine Disputirſucht, ſeine Sophiſtik, ſeine „Syllogismen." Der Teufel verſteht ſich auf Logik, und ſchon vor achthundert Jahren hat der Papſt Silveſter, der berühmte Gerbert, ſolches zu ſeinem Schaden erfahren. Dieſer hatte nemlich, als er zu Cordova ſtudirte, mit Satan einen Bund geſchloſſen und durch ſeine hölliſche Hülfe lernte er Geometrie, Algebra, Aſtronomie, Pflanzenkunde, allerlei nützliche Kunſtſtücke, unter anderen die Kunſt Papſt zu werden. In Jeruſalem ſollte vertragsmäßig ſein Leben enden. Er hütete ſich wohl hinzugehen. Als er aber einſt in einer Kapelle zu Rom Meſſe las, kam der Teufel um ihn abzuholen, und indem der Papſt ſich dagegen ſträubt, beweiſt ihm jener, daß die Kapelle worin ſie ſich befänden, den Namen Jeruſalem führe, daß die Bedingungen des alten Bündniſſes erfüllt ſeien, und daß er ihm nun zur Hölle folgen müſſe. Und der Teufel holte den Papſt, indem er ihm lachend ins Ohr flüſterte:

Tu non pensavi qu'io loico fossi!

(Dante Inferno c. 28.)

„Du dachteſt nicht daran, daß ich ein Logiker bin!"

Der Teufel verſteht Logik, er iſt Meiſter in der Metaphyſik, und mit ſeinen Spitzfindigkeiten und Ausdeuteleien überliſtet er alle ſeine Verbündeten. Wenn ſie nicht genau aufpaßten und den Contrakt ſpäter nachlaſen, fanden ſie zu ihrem Erſchrecken, daß der Teufel anſtatt Jahre nur Monate, oder Wochen, oder gar Tage geſchrieben, und er kommt ihnen plötzlich über den Hals und beweiſt ihnen, daß die Friſt abgelaufen. In einem der älteren Puppenſpiele, welche das Satansbündniß, Schandleben und erbärmliche Ende des Doktor Fauſtus vorſtellen, findet ſich ein ähnlicher Zug. Fauſt, welcher vom Teufel die Befriedigung aller irdiſchen Genüſſe begehrte, hat ihm dafür ſeine Seele verſchrieben und ſich anheiſchig gemacht, zur Hölle zu fahren, ſobald er die

dritte Mordthat begangen habe. Er hat schon zwei Menschen getödtet und glaubt ehe er zum dritten Male jemanden umbringe, sei er dem Teufel noch nicht verfallen. Dieser aber beweist ihm, daß eben sein Teufelsbündniß, sein Seelentodtschlag, als dritte Mordthat zähle, und mit dieser verdammten Logik führt er ihn zur Hölle. Wie weit Goethe in seinem Mephisto jenen Charakterzug der Sophistik exploitirt hat, kann jeder selbst beurtheilen. Nichts ist ergötzlicher als die Lektüre von Teufelskontrakten, die sich aus der Zeit der Hexenprozesse erhalten haben, und worin der Contrahent sich vorsichtig gegen alle Chikanen verklausulirt und alle Stipulazionen aufs ängstlichste paraphrasirt.

Der Teufel ist ein Logiker. Er ist nicht bloß der Repräsentant der weltlichen Herrlichkeit, der Sinnenfreude, des Fleisches, er ist auch Repräsentant der menschlichen Vernunft, eben weil diese alle Rechte der Materie vindizirt; und er bildet somit den Gegensatz zu Christus, der nicht bloß den Geist, die ascetische Entsinnlichung, das himmlische Heil, sondern auch den Glauben repräsentirt. Der Teufel glaubt nicht, er stützt sich nicht blindlings auf fremde Autoritäten, er will vielmehr dem eigenen Denken vertrauen, er macht Gebrauch von der Vernunft! Dieses ist nun freilich etwas Entsetzliches, und mit Recht hat die römisch-katholisch-apostolische Kirche das Selbstdenken als Teufelei verdammt und den Teufel, den Repräsentanten der Vernunft, für den Vater der Lüge erklärt.

Ueber die Gestalt des Teufels läßt sich in der That nichts genaues angeben. Die Einen behaupten, wie ich schon erwähnt, er habe gar keine bestimmte Gestalt und könne sich in jeder beliebigen Form produziren. Dieses ist wahrscheinlich. Finde ich doch in der Dämonomagie von Horst, daß der Teufel sich sogar zu Salat machen könne. Eine sonst ehrbare Nonne, die aber ihre Ordensregeln nicht genau befolgte und sich nicht oft genug mit dem heiligen Kreuze bezeichnete, aß einmal Salat. Kaum hatte sie ihn gegessen als sie Regungen empfand, die ihr sonst fremd waren und sich keineswegs mit ihrem Stande vertrugen. Es wurde ihr jetzt gar sonderbar zu Muthe des Abends, im Mondschein, wenn die Blumen so stark dufteten und die Nachtigallen so schmelzend und schluchzend sangen. Bald darauf machte ein angenehmer Junggeselle mit ihr Bekanntschaft. Nachdem beide mit einander vertrauter geworden, fragte sie der schöne Jüngling einmal: „weißt du denn auch wer ich bin?“ Nein, sagte die Nonne mit einiger Bestürzung. „Ich bin der Teufel, erwiederte jener. Erinnerst du dich nicht jenes Salates? Der Salat das war ich!“

Manche behaupten, der Teufel sehe immer wie ein Thier aus, und es sei nur eitel Täuschung, wenn wir ihn in einer anderen Gestalt erblicken. Etwas Cynisches hat der Teufel freilich, und diesen Charakterzug hat niemand besser

beleuchtet wie unſer Dichter Wolfgang Goethe. Ein anderer deutſcher Schriftſteller, der in ſeinen Mängeln eben ſo großartig iſt wie in ſeinen Vorzügen, jedenfalls aber zu den Dichtern erſten Ranges gezählt werden muß, Herr Grabbe, hat den Teufel in jener Beziehung ebenfalls vortrefflich gezeichnet. Auch die Kälte in der Natur des Teufels hat er ganz richtig begriffen. In einem Drama dieſes genialen Schriftſtellers erſcheint der Teufel auf Erden, weil ſeine Mutter in der Hölle ſchruppt; letzteres iſt eine bei uns gebräuchliche Art die Zimmer zu reinigen, wobei das Eſtricht mit heißem Waſſer übergoſſen und mit einem groben Tuche gerieben wird, ſo daß ein quikender Mißton und lauwarmer Dampf entſteht, der es einem vernünftigen Weſen unmöglich macht unterdeſſen zu Hauſe zu bleiben. Der Teufel muß deshalb aus der wohlgeheizten Hölle ſich in die kalte Oberwelt hinaufflüchten, und hier, obgleich es ein heißer Juliustag iſt, empfindet der arme Teufel dennoch einen ſo großen Froſt, daß er faſt erfriert und nur mit ärztlicher Hülfe aus dieſer Erſtarrung gerettet wird.

Wir ſahen eben, daß der Teufel eine Mutter hat; viele behaupten, er habe eigentlich nur eine Großmutter. Auch dieſe kommt zuweilen zur Oberwelt, und auf ſie bezieht ſich vielleicht das Sprüchwort: wo der Teufel ſelbſt nichts ausrichten kann, da ſchickt er ein altes Weib. Gewöhnlich aber iſt ſie in der Hölle mit der Küche beſchäftigt, oder ſitzt in ihrem rothen Lehnſeſſel, und wenn der Teufel des Abends, müde von den Tagesgeſchäften, nach Hauſe kommt, frißt er in ſchlingender Haſt was ihm die Mutter gekocht hat, und dann legt er ſeinen Kopf in ihren Schooß und läßt ſich von ihr lauſen und ſchläft ein. Die Alte pflegt ihm auch wohl dabei ein Lied vorzuſchnurren, welches mit folgenden Worten beginnt:

Im Thume, im Thume,
Da ſteht eine Roſenblume,
Roſe roth wie Blut.

Es iſt eine eigne Sache um die Schriftſtellerei. Der Eine hat Glück in der Ausübung derſelben, der Andre hat Unglück. Das ſchlimmſte Mißgeſchick trifft vielleicht meinen armen Freund Heinrich Kitzler, Magiſter Artium zu Göttingen. Keiner dort iſt ſo gelehrt, keiner ſo ideenreich, keiner ſo fleißig wie dieſer Freund, und dennoch iſt bis auf dieſe Stunde noch kein Buch von ihm auf der Leipziger Meſſe zum Vorſchein gekommen. Der alte Stiefel auf der Bibliothek lächelte immer, wenn Heinrich Kitzler ihn um ein Buch bat, deſſen er ſehr bedürftig ſei für ein Werk, welches er eben unter der Feder habe. Es wird noch lange unter der Feder bleiben! murmelte dann der alte Stiefel während er die Bücherleiter hinaufſtieg. Sogar die Köchinnen lächelten, wenn ſie auf der Bibliothek die Bücher abholten: „für den Kitzler.“ Der Mann galt allgemein für einen Eſel, und im Grunde war er nur ein ehrlicher Mann. Keiner kannte die wahre Urſache warum nie ein Buch von ihm herauskam, und nur durch Zufall entdeckte ich ſie, als ich ihn einſt um Mitternacht beſuchte, um mein Licht bei ihm anzuzünden; denn er war mein Stubennachbar. Er hatte eben ſein großes Werk über die Vortrefflichkeit des Chriſtenthums vollendet; aber er ſchien ſich darob keineswegs zu freuen und betrachtete mit Wehmuth ſein Manuſcript. Nun wird dein Name doch endlich, ſprach ich zu ihm, im Leipziger Meßkatalog unter den fertig gewordenen Büchern prangen! Ach nein, ſeufzte er aus tiefſter Bruſt, auch dieſes Werk werde ich ins Feuer werfen müſſen, wie die vorigen ... Und nun vertraute er mir ſein ſchreckliches Geheimniß. Den armen Magiſter traf wirklich das ſchlimmſte Mißgeſchick, jedesmal wenn er ein Buch ſchrieb. Nachdem er nemlich für das Thema, das er beweiſen wollte, alle ſeine Gründe entwickelt, glaubte er ſich verpflichtet die Einwürfe, die etwa ein Gegner anführen könnte, ebenfalls mitzutheilen: er ergrübelte alsdann vom entgegengeſetzten Standpunkte aus die ſcharfſinnigſten Argumente, und indem dieſe unbewußt in ſeinem Gemüthe Wurzel faßten, geſchah es immer, daß, wenn das Buch fertig war, die Meinungen des armen Verfaſſers ſich allmälig umgewandelt hatten, und eine dem Buche ganz entgegengeſetzte Ueberzeugung in ſeinem Geiſte erwachte. Er war alsdann auch ehrlich genug (wie ein franzöſiſcher Schriftſteller ebenfalls handeln würde) den Lorbeer des literariſchen Ruhmes auf dem Altare der Wahrheit zu opfern, d. h. ſein Manuſcript ins Feuer zu werfen. Darum ſeufzte er aus ſo tiefſter Bruſt, als er die Vortrefflichkeit des Chriſtenthums bewieſen hatte. Da habe ich nun, ſprach er traurig, zwanzig Körbe Kirchen-

väter erzerpirt; da habe ich nun ganze Nächte am Studiertiſche gehockt und Akta Sanktorum geleſen, während auf deiner Stube Punſch getrunken und der Landesvater geſungen wurde; da habe ich nun für theologiſche Novitäten, deren ich zu meinem Werke bedurfte, 38 ſauer erworbene Thaler an Vandenhoeck et Ruprecht bezahlt, ſtatt mir für das Geld einen Pfeifenkopf zu kaufen; da habe ich nun gearbeitet wie ein Hund ſeit zwei Jahren, zwei koſtbaren Lebensjahren . . . und alles um mich lächerlich zu machen, um wie ein ertappter Prahler die Augen niederzuſchlagen, wenn die Frau Kirchenräthin Plank mich fragt: wann wird Ihre Vortrefflichkeit des Chriſtenthums herauskommen? Ach! das Buch iſt fertig, fuhr der arme Mann fort, und würde auch dem Publikum gefallen; denn ich habe den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum darin verherrlicht und ich habe bewieſen, daß dadurch auch die Wahrheit und die Vernunft über Heuchelei und Wahnſinn geſiegt. Aber, ich Unglückſeligſter, in tiefſter Bruſt fühle ich daß — — —

Sprich nicht weiter! rief ich mit gerechter Entrüſtung, wage nicht, Verblendeter, das Erhabene zu ſchwärzen und das Glänzende in den Staub zu ziehn! Wenn du auch die Wunder des Evangeliums läugnen möchteſt, ſo kannſt du doch nicht läugnen, daß der Sieg des Evangeliums ſelber ein Wunder war. Eine kleine Schaar wehrloſer Menſchen drang in die große Römerwelt, trotzte ihren Schergen und Weiſen, und triumphirte durch das bloße Wort. Aber welch ein Wort! Das morſche Heidenthum erbebte und krachte bei dem Worte dieſer fremden Männer und Frauen, die ein neues Himmelreich ankündigten und nichts fürchteten auf der alten Erde, nicht die Tatzen der wilden Thiere, nicht den Grimm der noch wilderen Menſchen, nicht das Schwert, nicht die Flamme . . . denn ſie ſelber waren Schwert und Flamme, Flamme und Schwert Gottes! Dieſes Schwert hat das welke Laub und dürre Reiſig abgeſchlagen von dem Baume des Lebens und dadurch geheilt von der einfreſſenden Fäulniß; dieſe Flamme hat den erſtarrten Stamm wieder von innen erwärmt, daß friſches Laub und duftige Blüthen hervorſproßten . . . es iſt die ſchauerlich erhabenſte Erſcheinung der Weltgeſchichte dieſes erſte Auftreten des Chriſtenthums, ſein Kampf und ſein vollkommener Sieg.

Ich ſprach dieſe Worte mit deſto würdigerem Ausdruck, da ich an jenem Abend ſehr viel Eimbecker Bier zu mir genommen hatte, und meine Stimme deſto volltönender erſcholl.

Heinrich Kitzler ließ ſich aber dadurch keineswegs verblüffen, und mit einem ironiſch ſchmerzlichen Lächeln ſprach er: Bruderherz! gieb dir keine überflüſſige Mühe. Alles was du jetzt ſagſt, habe ich ſelber, in dieſem Manuſcripte, weit beſſer und weit gründlicher auseinandergeſetzt. Hier habe ich den verworfenen Weltzuſtand zur Zeit des Heidenthums aufs grellſte ausgemalt, und ich darf mir ſchmeicheln, daß meine kühnen Pinſelſtriche an die Werke der beſten Kir-

chenväter erinnern. Ich habe gezeigt, wie laſterhaft die Griechen und Römer geworden, durch das böſe Beiſpiel jener Götter, welche, nach den Schandthaten die man ihnen nachſagte, kaum würdig geweſen wären für Menſchen zu gelten. Ich habe unumwunden ausgeſprochen, daß ſogar Jupiter, der oberſte der Götter, nach dem königl. hannövriſchen Criminalrechte, hundertmal das Zuchthaus, wo nicht gar den Galgen, verdient hätte. Dagegen habe ich die Moralſprüche, die im Evangelium vorkommen, gehörig paraphraſirt und gezeigt, wie, nach dem Muſter ihres göttlichen Vorbilds, die erſten Chriſten, trotz der Verachtung und Verfolgung, welche ſie dafür erduldeten, nur die ſchönſte Sittenreinheit gelehrt und ausgeübt haben. Das iſt die ſchönſte Parthie meines Werks, wo ich begeiſterungsvoll ſchildere, wie das junge Chriſtenthum, der kleine David, mit dem alten Heidenthum in die Schranken tritt und dieſen großen Goliath tödtet. Aber ach! dieſer Zweikampf erſcheint mir ſeitdem in einem ſonderbaren Lichte — — — Ach! alle Luſt und Liebe für meine Apologie verſiegte mir in der Bruſt, als ich mir lebhaft ausdachte, wie etwa ein Gegner den Triumph des Evangeliums ſchildern könnte. Zu meinem Unglück fielen mir einige neuere Schriftſteller, z. B. Edward Gibbon, in die Hände, die ſich eben nicht beſonders günſtig über jenen Sieg ausſprachen und nicht ſehr davon erbaut ſchienen, daß die Chriſten, wo das geiſtige Schwert und die geiſtige Flamme nicht hinreichten, zu dem weltlichen Schwert und der weltlichen Flamme ihre Zuflucht nahmen. Ich muß geſtehen, daß mich endlich für die Reſte des Heidenthums, jene ſchönen Tempel und Statuen, ein ſchauerliches Mitleid anwandelte; denn ſie gehörten nicht mehr der Religion, die ſchon lange, lange vor Chriſti Geburt, todt war, ſondern ſie gehörten der Kunſt, die da ewig lebt. Es trat mir einſt feucht in die Augen, als ich zufällig auf der Bibliothek „die Schutzrede für die Tempel" las, worin der alte Grieche Libanius die frommen Barbaren aufs Schmerzlichſte beſchwor, jene theuren Meiſterwerke zu ſchonen, womit der bildende Geiſt der Helenen die Welt verziert hatte. Aber vergebens! Jene Denkmäler einer Frühlingsperiode der Menſchheit, die nie wiederkehren wird und die nur einmal hervorblühen konnte, gingen unwiderbringlich zu Grunde, durch den ſchwarzen Zerſtörungseifer der Chriſten — — —

Nein, fuhr der Magiſter fort in ſeiner Rede, ich will nicht nachträglich, durch Herausgabe dieſes Buches, Theil nehmen an ſolchem Frevel, nein, das will ich nimmermehr . . . Und Euch, Ihr zerſchlagenen Statuen der Schönheit, Euch Ihr Manen der todten Götter, Euch die Ihr nur noch liebliche Traumbilder ſeid im Schattenreiche der Poeſie, Euch opfere ich dieſes Buch!

Bei dieſen Worten warf Heinrich Kitzler ſein Manuſcript in die Flammen des Kamines, und von der Vortrefflichkeit des Chriſtenthums blieb nichts übrig als graue Aſche. —

Dieſes geſchah zu Göttingen im Winter 1820, einige Tage vor jener verhängnißvollen Neujahrsnacht, wo der Pedell Doris die fürchterlichſten Prügel bekommen und zwiſchen der Burſchenſchaft und den Landsmannſchaften fünf und achtzig Duelle kontrahirt wurden. Es waren fürchterliche Prügel, die damals, wie ein hölzerner Platzregen, auf den breiten Rücken des armen Pedells herabfielen. Aber als guter Chriſt tröſtete er ſich mit der Ueberzeugung, daß wir dort oben im Himmel einſt entſchädigt werden für die Schmerzen, die wir unverdienterweiſe hienieden erduldet haben. Das iſt nun lange her. Der alte Doris hat längſt ausgeduldet und ſchlummert in ſeiner friedlichen Ruheſtätte vor dem Weender Thore. Die zwei großen Partheien, die einſt die Wahlplätze von Bovden, Ritſchenkrug und Raſenmühle mit dem Schwertergeklirr ihrer Polemik erfüllten, haben längſt, im Gefühl ihrer gemeinſchaftlichen Nichtigkeit, aufs zärtlichſte Brüderſchaft getrunken; und auf den Schreiber dieſer Blätter hat ebenfalls das Geſetz der Zeit ſeinen mächtigen Einfluß geübt. In meinem Hirne gaukeln minder heitere Farben als damals, und mein Herz iſt ſchwerer geworden: wo ich einſt lachte, weine ich jetzt, und ich verbrenne mit Unmuth die Altarbilder meiner ehemaligen Andacht.

Es gab eine Zeit, wo ich jedem Kapuziner, dem ich auf der Straße begegnete, gläubig die Hand küßte. Ich war ein Kind, und mein Vater ließ mich ruhig gewähren, wohl wiſſend, daß meine Lippen ſich nicht immer mit Kapuzinerfleiſch begnügen würden. Und in der That, ich wurde größer und küßte ſchöne Frauen . . . Aber ſie ſahen mich manchmal an mit ſo bleichem Schmerze, und ich erſchrak in den Armen der Freude . . . Hier war ein Unglück verborgen, das niemand ſah und woran jeder litt; und ich dachte darüber nach. Ich habe auch darüber nachgedacht: ob Entbehrung und Entſagung wirklich allen Genüſſen dieſer Erde vorzuziehen ſei, und ob diejenigen, die hienieden ſich mit Diſteln begnügt haben, dort oben deſto reichlicher mit Ananaſſen geſpeiſt werden? Nein, wer Diſteln gegeſſen, war ein Eſel; und wer die Prügel bekommen hat, der behält ſie. Armer Doris!

Doch es iſt mir nicht erlaubt mit beſtimmten Worten hier von allen den Dingen zu reden, worüber ich nachgedacht, und noch weniger iſt es mir erlaubt die Reſultate meines Nachdenkens mitzutheilen. Werde ich mit verſchloſſenen Lippen ins Grab hinabſteigen müſſen, wie ſo manche andere?

Nur einige banale Thatſachen ſind mir vielleicht vergönnt hier anzuführen, um den Fabeleien, die ich kompilire, einige Vernünftigkeit oder wenigſtens den Schein derſelben einzuweben. Jene Thatſachen beziehen ſich nemlich auf den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum. Ich bin gar nicht der Meinung meines Freundes Kitzler, daß die Bilderſtürmerei der erſten Chriſten ſo bitter zu tadeln ſei; ſie konnten und durften die alten Tempel und Statuen nicht ſchonen, denn in dieſen lebte noch jene alte griechiſche Heiterkeit, jene

Lebensluſt, die dem Chriſten als Teufelthum erſchien. In dieſen Statuen und Tempeln ſah der Chriſt nicht blos die Gegenſtände eines fremden Cultus, eines nichtigen Irrglaubens, dem alle Realität fehle: ſondern dieſe Tempel hielt er für die Burgen wirklicher Dämonen, und den Göttern, die dieſe Statuen darſtellten, verlieh er eine unbeſtrittene Exiſtenz; ſie waren nemlich lauter Teufel. Wenn die erſten Chriſten ſich weigerten vor den Bildſäulen der Götter zu knien und zu opfern, und deßhalb angeklagt und vor Gericht geſchleppt wurden, antworteten ſie immer: ſie dürften keine Dämonen anbeten! Sie erduldeten lieber das Martyrthum, als daß ſie vor dem Teufel Jupiter, oder vor der Teufelin Diana, oder gar vor der Erzteufelin Venus irgend einen Akt der Verehrung vollzogen.

Arme, griechiſche Philoſophen! Sie konnten dieſen Widerſpruch niemals begreifen, wie ſie auch ſpäterhin niemals begriffen, daß ſie in ihrer Polemik mit den Chriſten keineswegs die alte erſtorbene Glaubenslehre, ſondern weit lebendigere Dinge zu vertheidigen hatten. Es galt nemlich nicht die tiefere Bedeutung der Mythologie durch neuplatoniſche Spitzfindigkeiten zu beweiſen, den erſtorbenen Göttern ein neues ſymboliſches Lebensblut zu infuſiren und ſich mit den plumpen, materiellen Einwürfen der erſten Kirchenväter, die beſonders über den moraliſchen Charakter der Götter faſt voltairiſch ſpotteten, tagtäglich abzuquälen: es galt vielmehr den Helenismus ſelbſt, griechiſche Gefühls- und Denkweiſe, zu vertheidigen und der Ausbreitung des Judäismus, der judäiſchen Gefühls- und Denkweiſe, entgegenzuwirken. Die Frage war: ob der trübſinnige, magere, ſinnenfeindliche, übergeiſtige Judäismus der Nazarener, oder ob heleniſche Heiterkeit, Schönheitsliebe und blühende Lebensluſt in der Welt herrſchen ſolle? Jene ſchönen Götter waren nicht die Hauptſache; niemand glaubte mehr an die ambroſiaduftenden Bewohner des Olymps, aber man amüſirte ſich göttlich in ihren Tempeln, bei ihren Feſtſpielen, Myſterien; da ſchmückte man das Haupt mit Blumen, da gab es feierlich holde Tänze, da lagerte man ſich zu freudigen Mahlen . . . wo nicht gar zu noch ſüßeren Genüſſen.

All dieſe Luſt, all dieſes frohe Gelächter iſt längſt verſchollen, und in den Ruinen der alten Tempel wohnen, nach der Meinung des Volkes noch immer die altgriechiſchen Gottheiten, aber ſie haben durch den Sieg Chriſti all ihre Macht verloren, ſie ſind arge Teufel, die ſich am Tage, unter Eulen und Kröten, in den dunkeln Trümmern ihrer ehemaligen Herrlichkeit verſteckt halten, des Nachts aber in liebreizender Geſtalt emporſteigen, um irgend einen argloſen Wandrer oder verwegenen Geſellen zu bethören und zu verlocken.

Auf dieſen Volksglauben beziehen ſich nun die wunderbarſten Sagen, und neuere Poeten ſchöpften hier die Motive ihrer ſchönſten Dichtungen. Der Schauplatz iſt gewöhnlich Italien und der Held derſelben irgend ein deutſcher

Ritter, der wegen ſeiner jungen Unerfahrenheit, oder auch ſeiner ſchlanken Geſtalt wegen, von den ſchönen Unholden mit beſonders lieblichen Liſten umgarnt wird. Da geht er nun, an ſchönen Herbſttagen, mit ſeinen einſamen Träumen ſpazieren, denkt vielleicht an die heimiſchen Eichenwälder und an das blonde Mädchen, das er dort gelaſſen, der leichte Fant! Aber plötzlich ſteht er vor einer marmornen Bildſäule, bei deren Anblick er faſt betroffen ſtehen bleibt. Es iſt vielleicht die Göttin der Schönheit, und er ſteht ihr Angeſicht zu Angeſicht gegenüber, und das Herz des jungen Barbaren wird heimlich ergriffen von dem alten Zauber. Was iſt das? So ſchlanke Glieder hat er noch nie geſehen, und in dieſem Marmor ahndet er ein lebendigeres Leben, als er jemals in den rothen Wangen und Lippen, in der ganzen Fleiſchlichkeit ſeiner Landsmänninnen gefunden hat. Die weißen Augen ſehen ihn ſo wollüſtig an, und doch zugleich ſo ſchauerlich ſchmerzvoll, daß ſeine Bruſt erfüllt wird von Liebe und Mitleid, Mitleid und Liebe. Er geht nun öfter ſpazieren unter den alten Ruinen, und die Landsmannſchaft iſt verwundert, daß man ihn faſt gar nicht mehr ſieht bei Trinkgelagen und Waffenſpielen. Es gehen kurioſe Gerüchte über ſein Treiben unter den Trümmern des Heidenthums. Aber eines Morgens ſtürzt er, mit bleichem verzerrten Antlitz, in die Herberge, berichtet die Zehrung, ſchnürt ſeinen Ranzen, und eilt zurück über die Alpen. Was iſt ihm begegnet?

Es heißt, daß er eines Tages ſpäter als gewöhnlich, als ſchon die Sonne unterging, nach ſeinen geliebten Ruinen wanderte, aber, ob der einbrechenden Finſterniß, jenen Ort nicht finden konnte, wo er die Bildſäule der ſchönen Göttin ſtundenlang zu betrachten pflegte. Nach langem Umherirren, als es ſchon Mitternacht ſein mochte, befand er ſich plötzlich vor einer Villa, die er in dortiger Gegend früherhin nie geſehen hatte, und er war nicht wenig verwundert, als Bediente mit Fackeln heraustraten, und ihn im Namen ihrer Gebieterin einluden, dort zu übernachten. Wie groß aber war ſein Erſtaunen, als er in einen weiten, erleuchteten Saal tretend, eine Dame erblickte, die dort ganz allein auf und nieder wandelte und an Geſtalt und Geſichtszügen mit der ſchönen Statue ſeiner Liebe die auffallendſte Aehnlichkeit hatte. Ja, ſie glich jenem Marmorbild um ſo mehr, da ſie ganz in blendend weißem Muſſlin gekleidet ging und ihr Antlitz außerordentlich bleich war. Als der Ritter, mit ſittigem Verneigen, ihr entgegentrat, betrachtete ſie ihn lange ernſt und ſchweigend, und fragte ihn endlich lächelnd: ob er hungrig ſei? Obgleich nun dem Ritter das Herz in der Bruſt bebte, ſo hatte er doch einen deutſchen Magen, in Folge des ſtundenlangen Umherirrens ſehnte er ſich wirklich nach einer Atzung und er ließ ſich gern von der ſchönen Dame nach dem Speiſeſaal führen. Sie nahm ihn freundlich bei der Hand und er folgte ihr durch hohe, hallende Gemächer, die, trotz aller Pracht, eine unheimliche Oede verriethen. Die Giran-

dolen warfen ein ſo geſpenſtiſch fahles Licht auf die Wände, deren bunte Fresken allerlei heidniſche Liebesgeſchichten, z. B. Paris und Helena, Diana und Endymion, Calypſo und Ulyſſes, darſtellten. Die großen, abenteuerlichen Blumen, die in Marmorvaſen längs den Fenſtergeländern ſtanden, waren von ſo beängſtigend üppigen Bildungen, und dufteten ſo leichenhaft, ſo betäubend. Dabei ſeufzte der Wind in den Kaminen wie ein leidender Menſch. Im Speiſeſaale ſetzte ſich endlich die ſchöne Dame dem Ritter gegenüber, kredenzte ihm den Wein und reichte ihm lächelnd die beſten Biſſen. Mancherlei, bei dieſem Abendmahle, mochte dem Ritter wohl befremdlich dünken. Als er um Salz bat, deſſen auf dem Tiſch fehlte, zuckte ein faſt häßlicher Unmuth über das weiße Angeſicht der ſchönen Frau, und erſt nach wiederholtem Verlangen, ließ ſie endlich mit ſichtbarer Verdrießlichkeit, von den Dienern das Salzfaß herbeiholen. Dieſe ſtellten es mit zitternden Händen auf den Tiſch und verſchütteten ſchier die Hälfte des Inhalts. Doch der gute Wein, der wie Feuer in die Kehle des Ritters hinabglühte, beſchwichtigte das geheime Grauen, das ihn manchmal anwandelte; ja, er wurde allmählich zutraulich und lüſternen Muths, und als ihn die ſchöne Dame frug, ob er wiſſe, was Liebe ſei? da antwortete er ihr mit flammenden Küſſen. Trunken von Liebe, vielleicht auch von ſüßem Wein, entſchlief er bald an der Bruſt ſeiner zärtlichen Wirthin. Doch wüſte Träume ſchwirrten ihm durch den Sinn; grelle Nachtgeſichte, wie ſie uns im wahnwitzigen Halbſchlafe eines Nervenfiebers zu beſchleichen pflegen. Manchmal glaubte er ſeine alte Großmutter zu ſehen, die daheim auf dem rothen Lehnſeſſel ſaß und mit haſtigbewegten Lippen betete. Manchmal hörte er ein höhniſches Kichern, und das kam von den großen Fledermäuſen, die, mit Fackeln in den Krallen, um ihn her flatterten; als er ſie genauer betrachtete, wollte ihm jedoch dünken, es ſeien die Bedienten, die ihm bei Tiſche aufgewartet hatten. Zuletzt träumte ihm, ſeine ſchöne Wirthin habe ſich plötzlich in ein häßliches Ungethüm verwandelt, und er ſelber, in raſcher Todesangſt, habe zu ſeinem Schwerte gegriffen und ihr damit das Haupt vom Rumpfe abgeſchlagen. — Erſt ſpät morgens, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand, erwachte der Ritter aus ſeinem Schlafe. Aber ſtatt in der prächtigen Villa, worin er übernachtet zu haben vermeinte, befand er ſich inmitten der wohlbekannten Ruinen, und mit Entſetzen ſah er, daß die ſchöne Bildſäule, die er ſo ſehr liebte, von ihrem Poſtamente heruntergefallen war, und ihr abgebrochenes Haupt zu ſeinen Füßen lag.

Einen ähnlichen Charakter trägt die Sage von dem jungen Ritter, der, als er einſt, in einer Villa bei Rom, mit einigen Freunden Ball ſchlug, ſeinen Ring, der ihm bei dieſem Spiele hinderlich wurde, von ſeiner Hand abzog, und damit er nicht verloren gehe, an den Finger eines Marmorbildes ſteckte. Als aber der Ritter, nachdem das Spiel beendigt war, zu der Statue, die eine

heidnische Göttin vorstellte, zurückkehrte, sah er mit Schrecken, daß das marmorne Weib den Finger, woran er seinen Ring gesteckt hatte, nicht mehr grade wie vorher, sondern ganz eingebogen hielt, so daß ihm unmöglich war, den Ring wieder von ihrem Finger abzuziehen, ohne ihr die Hand zu zerbrechen; welches ihm doch ein seltsames Mitgefühl nicht erlaubte. Er ging zu seinen Spielgenossen, um ihnen dieses Wunder zu berichten, und lud sie ein, sich mit eignen Augen davon zu überzeugen. Doch als er mit seinen Freunden zurückkehrte, hielt das Marmorbild den Finger wieder grade ausgestreckt wie gewöhnlich, und der Ring war verschwunden. Einige Zeit nach jenem Ereigniß beschloß der Ritter in den heiligen Ehestand zu treten und er feierte seine Hochzeit. Doch in der Brautnacht, als er eben zu Bette gehen wollte, trat zu ihm ein Weibsbild, welches der oberwähnten Statue ganz ähnlich war an Gestalt und Antlitz, und sie behauptete: dadurch daß er seinen Ring an ihren Finger gesteckt, habe er sich ihr angelobt und er gehöre ihr als rechtmäßiger Gemahl. Vergebens sträubte sich der Ritter gegen diesen Einspruch; jedesmal wenn er sich seiner Anvermählten nahen wollte, trat das heidnische Weibsbild zwischen ihn und sie, so daß er in jener Nacht auf alle Bräutigamsfreuden verzichten mußte. Dasselbe geschah in der zweiten Nacht, so wie auch in der dritten, und der Ritter ward sehr trübsinnig gesinnt. Keiner wußte ihm zu helfen und selbst die frömmsten Leute zuckten die Achsel. Endlich aber hörte er von einem Priester Namens Palumnus, der sich gegen heidnischen Satansspuk schon öfter sehr hülfsam erwiesen. Dieser ließ sich lange erbitten, ehe er dem Ritter seinen Beistand versprach; er müsse dadurch, behauptete er, sich selber den größten Gefahren aussetzen. Der Priester Palumnus schrieb alsdann einige sonderbare Charaktere auf ein kleines Stück Pergament und gab dem Ritter folgende Weisung: er solle sich um Mitternacht in der Gegend von Rom an einen gewissen Kreuzweg stellen; dort würden ihm allerlei wunderbare Erscheinungen vorüberziehen; doch möge er sich von allem was er höre und sähe nicht im mindesten verschüchtern lassen, er müsse ruhig verharren; nur wenn er das Weibsbild erblicke, an deren Finger er seinen Ring gesteckt, solle er hinzutreten und ihr das beschriebene Stück Pergament überreichen. Dieser Vorschrift unterzog sich der Ritter; aber nicht ohne Herzklopfen stand er um Mitternacht am bezeichneten Kreuzwege, wo er den seltsamen Zug vorüberziehen sah. Es waren blasse Männer und Frauen, prächtig gekleidet in Festgewanden aus der Heidenzeit; einige trugen goldene Kronen, andere trugen Lorbeerkränze auf den Häuptern, die sie aber kummervoll senkten; auch allerlei silberne Gefäße, Trinkgeschirre und Geräthschaften, die zum alten Tempeldienste gehörten, wurden vorübergetragen, mit ängstlicher Eile; im Gewühle zeigten sich auch große Stiere mit vergoldeten Hörnern und behängt mit Blumenguirlanden; endlich, auf einem erhabenen Triumphwagen, strahlend in

Purpur, und mit Rosen bekränzt, erschien ein hohes, wunderschönes Götterweib. Zu dieser trat nun der Ritter heran und überreichte ihr das Pergamentblatt des Priesters Palumnus; denn in ihr erkannte er das Marmorbild, das seinen Ring besaß. Als die Schöne die Zeichen erblickte, womit jenes Pergament beschrieben war, hub sie jammernd die Hände gen Himmel, Thränen stürzten aus ihren Augen, und mit verzweiflungsvoller Gebährde rief sie: „grausamer Priester Palumnus! du bist noch immer nicht zufrieden mit dem Leid das du uns zugefügt hast! Doch deinen Verfolgungen wird bald ein Ziel gesetzt, grausamer Priester Palumnus!“ Nach diesen Worten reichte sie dem Ritter seinen Ring und dieser fand in der folgenden Nacht kein Hinderniß mehr seine Ehe zu vollziehen. Der Priester Palumnus aber starb den dritten Tag nach jenem Ereigniß.

Diese Geschichte las ich zuerst in dem Mons Veneris von Kornmann. Unlängst fand ich sie auch angeführt in dem absurden Buche über Zauberei von Del-Rio, welcher sie aus dem Werke eines Spaniers mittheilt; sie ist wahrscheinlich spanischen Ursprungs. Der Freiherr von Eichendorf, ein neuerer deutscher Schriftsteller, hat sie zu einer schönen Erzählung aufs anmuthigste benutzt. Die vorletzte Geschichte hat ebenfalls ein deutscher Schriftsteller, Herr Willibald Alexis, zu einer Novelle bearbeitet, die zu seinen poetisch geistreichsten Produkten gehört.

Das oben erwähnte Werk von Kornmann, Mons Veneris, oder der Venus-Berg, ist die wichtigste Quelle für das ganze Thema, welches ich hier behandle. Es ist schon lange her, daß es mir mal zu Augen gekommen, und nur aus früherer Erinnerung kann ich darüber berichten. Aber es schwebt mir noch immer im Gedächtniß, das kleine etwa dritthalbhundert Seiten enthaltende Büchlein, mit seinen lieblichen alten Lettern; es mag wohl um die Mitte des 17. Jahrhunderts gedruckt sein. Die Lehre von den Elementargeistern ist darin aufs bündigste abgehandelt, und daran schließt der Verfasser seine wunderbaren Mittheilungen über den Venus-Berg. Eben nach dem Beispiele Kornmanns, habe auch ich bei Gelegenheit der Elementargeister von der Transformazion der altheidnischen Götter sprechen müssen. Diese sind keine Gespenster, denn, wie ich mehrmals angeführt, sie sind nicht todt; sie sind unerschaffene, unsterbliche Wesen, die nach dem Siege Christi, sich zurückziehen mußten in die unterirdische Verborgenheit, wo sie mit den übrigen Elementargeistern zusammenhausend, ihre dämonische Wirthschaft treiben. Am eigenthümlichsten, romantisch wunderbar, klingt im deutschen Volke die Sage von der Göttin Venus, die, als ihre Tempel gebrochen wurden, sich in einen geheimen Berg flüchtete, wo sie mit dem heitersten Luftgesindel, mit schönen Wald- und Wassernymphen, auch manchen berühmten Helden, die plötzlich aus der Welt verschwunden, das abentheuerlichste Freudenleben führt. Schon

von weitem, wenn du dem Berge nahest, hörst du das vergnügte Lachen und die süßen Cytherklänge, die sich wie eine unsichtbare Kette um dein Herz schlingen, und dich hineinziehen in den Berg. Zum Glück, unfern des Eingangs, hält Wache ein alter Ritter, geheißen der treue Eckhart; er steht gestützt auf seinem großen Schlachtschwert, wie eine Bildsäule, aber sein ehrliches eisgraues Haupt wackelt beständig und er warnt dich betrübsam vor den zärtlichen Gefahren die deiner im Berge harren. Mancher ließ sich noch bei Zeiten zurückschrecken, Mancher hingegen überhörte die meckernde Stimme des alten Warners, und stürzte blindlings in den Abgrund der verdammten Lust. Eine Weile lang gehts gut. Aber der Mensch ist nicht immer aufgelegt zum Lachen, er wird manchmal still und ernst, und denkt zurück in die Vergangenheit; denn die Vergangenheit ist die eigentliche Heimath seiner Seele, und es erfaßt ihn ein Heimweh nach den Gefühlen die er einst empfunden hat, und seien es auch Gefühle des Schmerzes. So erging es namentlich dem Tannhäuser, nach dem Berichte eines Liedes, das zu den merkwürdigsten Sprachdenkmalen gehört, die sich im Munde des deutschen Volkes erhalten. Ich las das Lied zuerst in dem erwähnten Werke von Kornmann. Diesem hat es Prätorius fast wörtlich entlehnt, aus dem „Blocksberg" von Prätorius haben es die Sammler des „Wunderhorns" abgedruckt, und erst nach einer vielleicht fehlerhaften Abschrift aus letzterem Buche muß ich das Lied hier mittheilen:

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuser wollen wir singen,
Und was er Wunders hat gethan,
Mit Frau Venussinnen.

Der Tannhäuser war ein Ritter gut,
Er wollt' groß Wunder schauen;
Da zog er in Frau Venus Berg,
Zu andern schönen Frauen.

„Herr Tannhäuser, Ihr seid mir lieb,
Daran sollt Ihr gedenken,
Ihr habt mir einen Eid geschworen,
Ihr wollt nicht von mir wanken."

„„Frau Venus, ich hab' es nicht gethan,
Ich will dem widersprechen,
Denn niemand spricht das mehr als Ihr,
Gott helf mir zu den Rechten.""

„Herr Tannhäuſer, wie ſaget Ihr mir!
Ihr ſollet bei uns bleiben,
Ich geb Euch meiner Geſpielen ein,
Zu einem ehelichen Weibe.“

„„Nehme ich dann ein ander Weib,
Als ich hab' in meinem Sinne,
So muß ich in der Höllengluth,
Da ewiglich verbrennen.““

„Du ſagſt mir viel von der Höllengluth,
Du haſt es doch nicht befunden;
Gedenk' an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.“

„„Was hilft mir Euer rother Mund,
Er iſt mir gar unmehre,
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch aller Frauen Ehre.““

„Herr Tannhäuſer wollt Ihr Urlaub han,
Ich will Euch keinen geben;
Nun bleibet edler Tannhäuſer zart,
Und friſchet Euer Leben.“

„„Mein Leben iſt ſchon worden krank,
Ich kann nicht länger bleiben,
Gebt mir Urlaub, Fraue zart,
Von Eurem ſtolzen Leibe.““

„Herr Tannhäuſer nicht ſprecht alſo,
Ihr ſeid nicht wohl bei Sinnen,
Nun laßt uns in die Kammer gehn,
Und ſpielen der heimlichen Minnen.“

„„Eure Minne iſt mir worden leid;
Ich hab' in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr ſeid eine Teufelinne.““

„Tannhäuſer, ach, wie ſprecht Ihr ſo,
Beſtehet Ihr mich zu ſchelten?
Sollt' Ihr noch länger bei uns ſein,
Des Worts müßt Ihr entgelten.“

„Tannhäuſer wollt Ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von den Greiſen,
Und wo Ihr in dem Land umfahren,
Mein Lob das ſollt Ihr preiſen.“

Der Tannhäuſer zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen:
Ich will gen Rom in die fromme Stadt,
All auf den Papſt vertrauen.

Nun fahr' ich fröhlich auf die Bahn,
Gott muß es immer walten,
Zu einem Papſt, der heißt Urban,
Ob er mich wolle behalten.

„Herr Papſt, Ihr geiſtlicher Vater mein,
Ich klag' Euch meine Sünde,
Die ich mein Tag begangen hab',
Als ich Euch will verkünden;

Ich bin geweſen ein ganzes Jahr,
Bei Venus einer Frauen,
Nun will ich die Beicht' und Buß empfahn,
Ob ich möcht' Gott anſchauen.“

Der Papſt hat einen Stecken weiß,
Der war von dürrem Zweige:
„„Wann dieſer Stecken Blätter trägt,
Sind dir deine Sünden verziehen.““

„Sollt ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
Ein Jahr auf dieſer Erden,
So wollt' ich Reu' und Buß empfahn,
Und Gottes Gnad' erwerben.“

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden:
Maria Mutter, reine Magd,
Muß ich mich von dir ſcheiden,

So zieh' ich wieder in den Berg,
Ewiglich und ohne Ende,
Zu Venus meiner Frauen zart,
Wohin mich Gott will ſenden.

„Seid willkommen, Tannhäuſer gut,
Ich hab' Euch lang entbehret,
Willkommen ſeid, mein liebſter Herr,
Du Held mir treu bekehret."

Darnach wohl auf den dritten Tag,
Der Stecken hub an zu grünen,
Da ſandt' man Boten in alle Land,
Wohin der Tannhäuſer kommen.

Da war er wieder in dem Berg,
Darinnen ſollt er nun bleiben,
So lang bis an den jüngſten Tag,
Wo ihn Gott will hinweiſen.

Das ſoll nimmer kein Prieſter thun,
Dem Menſchen Mißtroſt geben,
Will er denn Buß' und Reu' empfahn,
Die Sünde ſei ihm vergeben.

Ich erinnere mich, als ich zuerſt dieſes Lied las, in dem erwähnten Buche von Kornmann, überraſchte mich zunächſt der Contraſt ſeiner Sprache mit der pedantiſch verlateiniſirten, unerquicklichen Schreibart des 17ten Jahrhunderts, worin das Buch abgefaßt. Es war mir als hätte ich in einem dumpfen Bergſchacht plötzlich eine große Goldader entdeckt, und die ſtolzeinfachen, urkräftigen Worte ſtrahlten mir ſo blank entgegen, daß mein Herz faſt geblendet wurde von dem unerwarteten Glanz. Ich ahnte gleich, aus dieſem Liede ſprach zu mir eine wohlbekannte Freudenſtimme: ich vernahm darin die Töne jener verketzerten Nachtigallen, die, während der Paſſionszeit des Mittelalters, mit gar ſchweigſamen Schnäblein ſich verſteckt halten mußten, und nur zuweilen, wo man ſie am wenigſten vermuthete, etwa gar hinter einem Kloſtergitter, einige jauchzende Laute hervorflattern ließen. Kennſt du die Briefe von Heloiſe an Abelard? Nächſt dem hohen Liede des großen Königs (ich ſpreche von König Salomo) kenne ich keinen flammenderen Geſang der Zärtlichkeit, als das Zweigeſpräch zwiſchen Frau Venus und dem Tannhäuſer. Dieſes Lied iſt wie eine Schlacht der Liebe und es fließt darin das rotheſte Herzblut.

Das eigentliche Alter des Tannhäuſerliedes wäre ſchwer zu beſtimmen. Es exiſtirt ſchon in fliegenden Blättern vom älteſten Druck. Ein junger deutſcher Dichter, Herr Bechſtein, welcher ſich freundlichſt in Deutſchland daran erinnerte, daß, als ich ihn in Paris bei meinem Freunde Wolf ſah, jene alten fliegenden Blätter das Thema unſerer Unterhaltung bildeten, hat mir

dieſer Tage eins derſelben, betitelt „das Lied von dem Danheüſer“ zugeſchickt. Nur die größere Alterthümlichkeit der Sprache hielt mich davon ab, an der Stelle der obigen jüngeren Verſion, dieſe ältere mitzutheilen. Die ältere enthält viele Abweichungen und trägt, nach meinem Bedünken, einen weit poetiſcheren Charakter.

Durch Zufall erhielt ich ebenfalls unlängſt eine Bearbeitung deſſelben Liedes, wo kaum der äußere Rahmen der älteren Verſionen beibehalten worden, die inneren Motive jedoch aufs ſonderbarſte verändert ſind. In ſeiner älteren Geſtalt iſt das Gedicht unſtreitig viel ſchöner, einfacher und großartiger. Nur eine gewiſſe Wahrheit des Gefühls hat die erwähnte jüngere Verſion mit demſelben gemein und da ich gewiß das einzige Exemplar beſitze, das davon exiſtirt, ſo will ich auch dieſe hier mittheilen:

(Das Heine'ſche Tannhäuſerlied iſt bereits im II. Bande p. 125—131 enthalten.)

Der Rabbi von Bacherach.

(Ein Fragment.)

Erſtes Kapitel.

Unterhalb des Rheingaus, wo die Ufer des Stromes ihre lachende Miene verlieren, Berg und Felſen, mit ihren abentheuerlichen Burgruinen, ſich trotziger gebährden, und eine wildere, ernſtere Herrlichkeit emporſteigt, dort liegt, wie eine ſchaurige Sage der Vorzeit, die finſtre, uralte Stadt Bacherach. Nicht immer waren ſo morſch und verfallen dieſe Mauern mit ihren zahnloſen Zinnen und blinden Warththürmchen, in deren Lucken der Wind pfeift und die Spatzen niſten; in dieſen armſelig häßlichen Lehmgaſſen, die man durch das zerriſſene Thor erblickt, herrſchte nicht immer jene öde Stille, die nur dann und wann unterbrochen wird von ſchreienden Kindern, keifenden Weibern und brüllenden Kühen. Dieſe Mauern waren einſt ſtolz und ſtark, und in dieſen Gaſſen bewegte ſich friſches Leben, Macht und Pracht, Luſt und Leid, viel Liebe und viel Haß. Bacherach gehörte einſt zu jenen Munizipien, welche von den Römern während ihrer Herrſchaft am Rheim gegründet worden, und die Einwohner, obgleich die folgenden Zeiten ſehr ſtürmiſch und obgleich ſie ſpäterhin unter hohenſtaufiſche, und zuletzt unter wittelsbacher Oberherrſchaft geriethen, wußten dennoch, nach dem Beiſpiel andrer rheiniſchen Städte, ein ziemlich freies Gemeinweſen zu erhalten. Dieſes beſtand aus einer Verbindung einzelner Körperſchaften, wovon die der patriziſchen Altbürger und die der Zünfte, welche ſich wieder nach ihren verſchiedenen Gewerken unterabtheilten, beiderſeitig nach der Alleinmacht rangen: ſo daß ſie ſämmtlich nach außen, zu Schutz und Trutz gegen den nachbarlichen Raubadel, feſt verbunden ſtanden, nach innen aber, wegen ſtreitender Intereſſen, in beſtändiger Spaltung verharrten; und daher unter ihnen wenig Zuſammenleben, viel Mißtrauen, oft ſogar thätliche Ausbrüche der Leidenſchaft. Der herrſchaftliche Vogt ſaß auf der hohen Burg Sareck, und wie ſein Falke ſchoß er herab, wenn man ihn rief und auch manchmal ungerufen. Die Geiſtlichkeit herrſchte im Dunkeln durch die Verdunkelung des Geiſtes. Eine am meiſten vereinzelte, ohnmächtige und vom Bürgerrechte allmählich verdrängte Körperſchaft war die kleine Judengemeinde, die ſchon zur Römerzeit in Bacherach ſich niedergelaſſen und ſpäterhin, während der großen Judenverfolgung, ganze Schaaren flüchtiger Glaubensbrüder in ſich aufgenommen hatte.

Die große Judenverfolgung begann mit den Kreuzzügen und wüthete am grimmigſten um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, am Ende der großen

Pest, die, wie jedes andre öffentliche Unglück, durch die Juden entstanden sein sollte, indem man behauptete, sie hätten den Zorn Gottes herabgeflucht und mit Hülfe der Aussätzigen die Brunnen vergiftet. Der gereizte Pöbel, besonders die Horden der Flagellanten, halbnackte Männer und Weiber, die zur Buße sich selbst geißelnd und ein tolles Marienlied singend, die Rheingegend und das übrige Süddeutschland durchzogen, ermordeten damals viele tausend Juden, oder marterten sie, oder tauften sie gewaltsam. Eine andere Beschuldigung, die ihnen schon in früherer Zeit, das ganze Mittelalter hindurch bis Anfang des vorigen Jahrhunderts, viel Blut und Angst kostete, das war das läppische, in Chroniken und Legenden bis zum Ekel oft wiederholte Mährchen: daß die Juden geweihte Hostien stählen, die sie mit Messern durchstächen, bis das Blut herausfließe, und daß sie an ihrem Paschafeste Christenkinder schlachteten, um das Blut derselben bei ihrem nächtlichen Gottesdienste zu gebrauchen. Die Juden, hinlänglich verhaßt wegen ihres Glaubens, ihres Reichthums, und ihrer Schuldbücher, waren an jenem Festtage ganz in den Händen ihrer Feinde, die ihr Verderben nur gar zu leicht bewirken konnten, wenn sie das Gerücht eines solchen Kindermords verbreiteten, vielleicht gar einen blutigen Kinderleichnam in das verfehmte Haus eines Juden heimlich hineinschwärzten, und dort nächtlich die betende Judenfamilie überfielen; wo alsdann gemordet, geplündert und getauft wurde, und große Wunder geschahen durch das vorgefundene todte Kind, welches die Kirche am Ende gar kanonisirte. Sankt-Werner ist ein solcher Heiliger, und ihm zu Ehren ward zu Oberwesel jene prächtige Abtei gestiftet, die jetzt am Rhein eine der schönsten Ruinen bildet, und mit der gothischen Herrlichkeit ihrer langen spitzbögigen Fenster, stolz emporschießender Pfeiler und Steinschnitzeleien uns so sehr entzückt, wenn wir an einem heitergrünen Sommertage vorbeifahren und ihren Ursprung nicht kennen. Zu Ehren dieses Heiligen wurden am Rhein noch drei andre große Kirchen errichtet, und unzählige Juden getödtet oder mißhandelt. Dies geschah im Jahre 1287, und auch zu Bacherach, wo eine von diesen Sankt-Wernerskirchen gebaut wurde, erging damals über die Juden viel Drangsal und Elend. Doch zwei Jahrhunderte seitdem blieben sie verschont von solchen Anfällen der Volkswuth, obgleich sie noch immer hinlänglich angefeindet und bedroht wurden.

Je mehr aber der Haß sie von außen bedrängte, desto inniger und traulicher wurde das häusliche Zusammenleben, desto tiefer wurzelte die Frömmigkeit und Gottesfurcht der Juden von Bacherach. Ein Muster gottgefälligen Wandels war der dortige Rabiner, genannt Rabbi Abraham, ein noch jugendlicher Mann, der aber weit und breit wegen seiner Gelahrtheit berühmt war. Er war geboren in dieser Stadt, und sein Vater, der dort ebenfalls Rabiner gewesen, hatte ihm in seinem letzten Willen befohlen, sich demselben Amt zu wid-

men und Bacherach nie zu verlaſſen, es ſei denn wegen Lebensgefahr. Dieſer Befehl und ein Schrank mit ſeltenen Büchern war alles, was ſein Vater, der blos in Armuth und Schriftgelahrtheit lebte, ihm hinterließ. Dennoch war Rabbi Abraham ein ſehr reicher Mann; verheurathet mit der einzigen Tochter ſeines verſtorbenen Vaterbruders, welcher den Juvelenhandel getrieben, erbte er deſſen große Reichthümer. Einige Fuchsbärte in der Gemeinde deuteten darauf hin, als wenn der Rabbi eben des Geldes wegen ſeine Frau geheurathet habe. Aber ſämmtliche Weiber widerſprachen und wußten alte Geſchichten zu erzählen: wie der Rabbi, ſchon vor ſeiner Reiſe nach Spanien, verliebt geweſen in Sara — man hieß ſie eigentlich die ſchöne Sara — und wie Sara ſieben Jahre warten mußte, bis der Rabbi aus Spanien zurückkehrte, indem er ſie gegen den Willen ihres Vaters und ſelbſt gegen ihre eigene Zuſtimmung durch den Trau-Ring geheurathet hatte. Jedweder Jude nämlich kann ein jüdiſches Mädchen zu ſeinem rechtmäßigen Eheweibe machen, wenn es ihm gelang, ihr einen Ring an den Finger zu ſtecken und dabei die Worte zu ſprechen: „ich nehme dich zu meinem Weibe nach den Sitten von Moſes und Iſrael!“ Bei der Erwähnung Spaniens pflegten die Fuchsbärte auf eine ganz eigene Weiſe zu lächeln; und das geſchah wohl wegen eines dunkeln Gerüchts, daß Rabbi Abraham auf der hohen Schule zu Toledo zwar emſig genug das Studium des göttlichen Geſetzes getrieben, aber auch chriſtliche Gebräuche nachgeahmt und freigeiſtige Denkungsart eingeſogen habe, gleich jenen ſpaniſchen Juden, die damals auf einer außerordentlichen Höhe der Bildung ſtanden. Im Innern ihrer Seele aber glaubten jene Fuchsbärte ſehr wenig an die Wahrheit des angedeuteten Gerüchts. Denn überaus rein, fromm und ernſt war ſeit ſeiner Rückkehr aus Spanien die Lebensweiſe des Rabbi, die kleinlichſten Glaubensgebräuche übte er mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, alle Montag und Donnerſtag pflegte er zu faſten, nur am Sabath oder anderen Feiertagen genoß er Fleiſch und Wein, ſein Tag verfloß in Gebet und Studium, des Tages erklärte er das göttliche Geſetz im Kreiſe der Schüler, die der Ruhm ſeines Namens nach Bacherach gezogen, und des Nachts betrachtete er die Sterne des Himmels oder die Augen der ſchönen Sara. Kinderlos war die Ehe des Rabbi; dennoch fehlte es nicht um ihn her an Leben und Bewegung. Der große Saal ſeines Hauſes, welches neben der Synagoge lag, ſtand offen zum Gebrauche der ganzen Gemeinde: hier ging man aus und ein ohne Umſtände, verrichtete ſchleunige Gebete, oder holte Neuigkeiten, oder hielt Berathung in allgemeiner Noth; hier ſpielten die Kinder am Sabathmorgen während in der Synagoge der wöchentliche Abſchnitt verleſen wurde; hier verſammelte man ſich bei Hochzeit- und Leichenzügen, und zankte ſich und verſöhnte ſich; hier fand der Frierende einen warmen Ofen und der Hungrige einen gedeckten Tiſch. Außerdem bewegten ſich um den Rabbi noch eine Menge Verwandte,

Brüder und Schweſtern, mit ihren Weibern und Kindern, ſo wie auch ſeine und ſeiner Frau gemeinſchaftliche Öhme und Muhmen, eine weitläufige Sippſchaft, die alle den Rabbi als Familienhaupt betrachteten, im Hauſe deſſelben früh und ſpät verkehrten, und an hohen Feſttagen ſämmtlich dort zu ſpeiſen pflegten. Solche gemeinſchaftliche Familienmahle im Rabinerhauſe fanden ganz beſonders ſtatt bei der jährlichen Feier des Paſcha, eines uralten wunderbaren Feſtes, das noch jetzt die Juden in der ganzen Welt, am Vorabend des vierzehnten Tages im Monat Niſſen, zum ewigen Gedächtniſſe ihrer Befreiung aus egyptiſcher Knechtſchaft, folgendermaßen begehen:

Sobald es Nacht iſt, zündet die Hausfrau die Lichter an, ſpreitet das Tafeltuch über den Tiſch, legt in die Mitte deſſelben drei von den platten ungeſäuerten Bröden, verdeckt ſie mit einer Serviette und ſtellt auf dieſen erhöhten Platz ſechs kleine Schüſſeln, worin ſymboliſche Speiſen enthalten, nemlich ein Ei, Lattig, Mairettigwurzel, ein Lammknochen, und eine braune Miſchung von Roſinen, Zimmet und Nüſſen. An dieſen Tiſch ſetzt ſich der Hausvater mit allen Verwandten und Genoſſen und lieſt ihnen vor aus einem abentheuerlichen Buche, das die Agade heißt, und deſſen Inhalt eine ſeltſame Miſchung iſt von Sagen der Vorfahren, Wundergeſchichten aus Egypten, kurioſen Erzählungen, Streitfragen, Gebeten und Feſtliedern. Eine große Abendmahlzeit wird in die Mitte dieſer Feier eingeſchoben, und ſogar während des Vorleſens wird zu beſtimmten Zeiten etwas von den ſymboliſchen Gerichten gekoſtet, ſo wie alsdann auch Stückchen von dem ungeſäuerten Brode gegeſſen und vier Becher rothen Weines getrunken werden. Wehmüthig heiter, ernſthaft ſpielend und mährchenhaft geheimnißvoll iſt der Charakter dieſer Abendfeier, und der herkömmlich ſingende Ton, womit die Agade von dem Hausvater vorgeleſen und zuweilen chorartig von den Zuhörern nachgeſprochen wird, klingt ſo ſchauervoll innig, ſo mütterlich einlullend, und zugleich ſo haſtig aufweckend, daß ſelbſt diejenigen Juden, die längſt von dem Glauben ihrer Väter abgefallen und fremden Freuden und Ehren nachgejagt ſind, im tiefſten Herzen erſchüttert werden, wenn ihnen die alten, wohlbekannten Paſchaklänge zufällig ins Ohr dringen.

Im großen Saale ſeines Hauſes ſaß einſt Rabbi Abraham, und mit ſeinen Anverwandten, Schülern und übrigen Gäſten beging er die Abendfeier des Paſchafeſtes. Im Saale war alles mehr als gewöhnlich blank; über den Tiſch zog ſich die buntgeſtickte Seidendecke, deren Goldfranzen bis auf die Erde hingen; traulich ſchimmerten die Tellerchen mit den ſymboliſchen Speiſen, ſo wie auch die hohen weingefüllten Becher, woran als Zierrath lauter heilige Geſchichten von getriebener Arbeit; die Männer ſaßen in ihren Schwarzmänteln und ſchwarzen Platthüten und weißen Halsbergen; die Frauen, in

ihren wunderlich glitzernden Kleidern von lombardischen Stoffen, trugen um Haupt und Hals ihr Gold- und Perlengeschmeide; und die silberne Sabathlampe goß ihr festlichstes Licht über die andächtig vergnügten Gesichter der Alten und Jungen. Auf den purpurnen Sammetkissen eines mehr als die übrigen erhabenen Sessels und angelehnt, wie es der Gebrauch heischt, saß Rabbi Abraham und las und sang die Agade, und der bunte Chor stimmte ein oder antwortete bei den vorgeschriebenen Stellen. Der Rabbi trug ebenfalls sein schwarzes Festkleid, seine edelgeformten, etwas strengen Züge waren milder denn gewöhnlich, die Lippen lächelten hervor aus dem braunen Barte, als wenn sie viel Holdes erzählen wollten, und in seinen Augen schwamm es wie selige Erinnerung und Ahnung. Die schöne Sara, die auf einem ebenfalls erhabenen Sammetsessel an seiner Seite saß, trug als Wirthin nichts von ihrem Geschmeide, nur weißes Linnen umschloß ihren schlanken Leib und ihr frommes Antlitz. Dieses Antlitz war rührend schön, wie denn überhaupt die Schönheit der Jüdinnen von eigenthümlich rührender Art ist; das Bewußtsein des tiefen Elends, der bittern Schmach und der schlimmen Fahrnisse, worinnen ihre Verwandte und Freunde leben, verbreitet über ihre holden Gesichtszüge eine gewisse leidende Innigkeit und beobachtende Liebesangst, die unsere Herzen sonderbar bezaubern. So saß heute die schöne Sara und sah beständig nach den Augen ihres Mannes; dann und wann schaute sie auch nach der vor ihr liegenden Agade, dem hübschen, in Gold und Sammt gebundenen Pergamentbuche, einem alten Erbstück mit verjährten Weinflecken aus den Zeiten ihres Großvaters, und worin so viele keck und bunt gemalte Bilder, die sie schon als kleines Mädchen, am Pascha-Abend, so gerne betrachtete, und die allerlei biblische Geschichten darstellten, als da sind: Wie Abraham die steinernen Götzen seines Vaters mit dem Hammer entzwei klopft, wie die Engel zu ihm kommen, wie Moses den Mitzri todtschlägt, wie Pharao prächtig auf dem Throne sitzt, wie ihm die Frösche sogar bei Tische keine Ruhe lassen, wie er Gott sei Dank versäuft, wie die Kinder Israel vorsichtig durch das rothe Meer gehen, wie sie offnen Maules, mit ihren Schafen, Kühen und Ochsen vor dem Berge Sinai stehen, dann auch wie der fromme König David die Harfe spielt, und endlich wie Jerusalem mit den Thürmen und Zinnen seines Tempels bestrahlt wird vom Glanze der Sonne!

Der zweite Becher war schon eingeschenkt, die Gesichter und Stimmen wurden immer heller, und der Rabbi, indem er eins der ungesäuerten Osterbrode ergriff und heiter grüßend empor hielt, las er folgende Worte aus der Agade: „Siehe! das ist die Kost, die unsere Väter in Egypten genossen! Jeglicher, den es hungert, der komme und genieße! Jeglicher, der da traurig, er komme und theile unsere Paschafreude! Gegenwärtigen Jahres feiern wir hier das Fest, aber zum kommenden Jahre im Lande Israels! Gegenwärtigen Jah-

res feiern wir es noch als Knechte, aber zum kommenden Jahre als Söhne der Freiheit!“

Da öffnete sich die Saalthüre, und hereintraten zwei große blasse Männer, in sehr weite Mäntel gehüllt, und der Eine sprach: „Friede sei mit Euch, wir sind reisende Glaubensgenossen und wünschen das Paschafest mit Euch zu feiern.“ Und der Rabbi antwortete rasch und freundlich: „Mit Euch sei Frieden, setzt Euch nieder in meiner Nähe.“ Die beiden Fremdlinge setzten sich alsbald zu Tische und der Rabbi fuhr fort im Vorlesen. Manchmal, während die übrigen noch im Zuge des Nachsprechens waren, warf er kosende Worte nach seinem Weibe, und anspielend auf den alten Scherz, daß ein jüdischer Hausvater sich an diesem Abend für einen König hält, sagte er zu ihr: „Freue dich, meine Königin!“ Sie aber antwortete, wehmüthig lächelnd „es fehlt uns ja der Prinz!“ und damit meinte sie den Sohn des Hauses, der, wie eine Stelle in der Agade es verlangt, mit vorgeschriebenen Worten seinen Vater um die Bedeutung des Festes befragen soll. Der Rabbi erwiderte nichts und zeigte blos mit dem Finger nach einem eben aufgeschlagenen Bilde in der Agade, wo überaus anmuthig zu schauen war: wie drei Engel zu Abraham kommen, um ihm zu verkünden, daß ihm ein Sohn geboren werde von seiner Gattin Sara, welche unterdessen, weiblich pfiffig hinter der Zeltthüre steht um die Unterredung zu belauschen. Dieser leise Wink goß dreifaches Roth über die Wangen der schönen Frau, sie schlug die Augen nieder, und sah dann wieder freundlich empor nach ihrem Manne, der singend fortfuhr im Vorlesen der wunderbaren Geschichte: wie Rabbi Jesua, Rabbi Elieser, Rabbi Asaria, Rabbi Akiba, und Rabbi Tarphen in Bona-Brak angelehnt saßen und sich die ganze Nacht vom Auszuge der Kinder Israel aus Egypten unterhielten, bis ihre Schüler kamen und ihnen zuriefen, es sei Tag und in der Synagoge verlese man schon das große Morgengebet.

Derweilen nun die schöne Sara andächtig zuhörte, und ihren Mann beständig ansah, bemerkte sie, wie plötzlich sein Antlitz in grausiger Verzerrung erstarrte, das Blut aus seinen Wangen und Lippen verschwand, und seine Augen wie Eiszapfen hervorglotzten; — aber fast im selben Augenblicke sah sie, wie seine Züge wieder die vorige Ruhe und Heiterkeit annahmen, wie seine Lippen und Wangen sich wieder rötheten, seine Augen munter umher kreisten, ja, wie sagar eine ihm sonst ganz fremde tolle Laune sein ganzes Wesen ergriff. Die schöne Sara erschrak wie sie noch nie in ihrem ganzen Leben erschrocken war, und ein inneres Grauen stieg kältend in ihr auf, weniger wegen der Zeichen von starrem Entsetzen, die sie einen Momentlang im Gesichte ihres Mannes erblickt hatte, als wegen seiner jetzigen Fröhlichkeit, die allmählig in jauchzende Ausgelassenheit überging. Der Rabbi schob sein Barett spielend von einem Ohr nach dem andern, zupfte und kräuselte possirlich seine Bart-

locken, ſang den Agadetext nach der Weiſe eines Gaſſenhauers, und bei der Aufzählung der egyptiſchen Plagen, wo man mehrmals den Zeigefinger in den vollen Becher eintunkt und den anhängenden Weintropfen zur Erde wirft, beſpritzte der Rabbi die jungen Mädchen mit Rothwein, und es gab großes Klagen über verdorbene Halskrauſen, und ſchallendes Gelächter. Immer unheimlicher ward es der ſchönen Sara bei dieſer krampfhaft ſprudelnden Luſtigkeit ihres Mannes, und beklommen von namenloſer Bangigkeit, ſchaute ſie in das ſummende Gewimmel der buntbeleuchteten Menſchen, die ſich behaglich breit hin und her ſchaukelten, an den dünnen Paſchabröden knoperten, oder Wein ſchlürften, oder mit einander ſchwatzten, oder laut ſangen, überaus vergnügt.

Da kam die Zeit wo die Abendmahlzeit gehalten wird, alle ſtanden auf um ſich zu waſchen, und die ſchöne Sara holte das große, ſilberne, mit getriebenen Goldfiguren reichverzierte Waſchbecken, das ſie jedem der Gäſte vorhielt, während ihm Waſſer über die Hände gegoßen wurde. Als ſie auch dem Rabbi dieſen Dienſt erwies, blinzelte ihr dieſer bedeutſam mit den Augen, und ſchlich ſich zur Thüre hinaus. Die ſchöne Sara folgte ihm auf dem Fuße; haſtig ergriff der Rabbi die Hand ſeines Weibes, eilig zog er ſie fort, durch die dunkelen Gaſſen Bacherachs, eilig zum Thor hinaus, auf die Landſtraße, die den Rhein entlang, nach Bingen führt.

Es war eine jener Frühlingsnächte, die zwar lau genug und hellgeſtirnt ſind, aber doch die Seele mit ſeltſamen Schauern erfüllen. Leichenhaft dufteten die Blumen; ſchadenfroh und zugleich ſelbſtbeängſtigt zwitſcherten die Vögel; der Mond warf heimtückiſch gelbe Streiflichter über den dunkel hinmurmelnden Strom; die hohen Felſenmaſſen des Ufers ſchienen bedrohlich wackelnde Rieſenhäupter; der Thurmwächter auf Burg-Strahleck blies eine melancholiſche Weiſe; und dazwiſchen läutete, eifrig gellend, das Sterbeglöckchen der Sankt-Wernerskirche. Die ſchöne Sara trug in der rechten Hand das ſilberne Waſchbecken, ihre linke hielt der Rabbi noch immer gefaßt, und ſie fühlte wie ſeine Finger eiskalt waren und wie ſein Arm zitterte; aber ſie folgte ſchweigend, vielleicht weil ſie von jeher gewohnt, ihrem Manne blindlings und fragenlos zu gehorchen, vielleicht auch weil ihre Lippen vor innerer Angſt verſchloſſen waren.

Unterhalb der Burg Sonneck, Lorch gegenüber, ungefähr wo jetzt das Dörfchen Niederheinbach liegt, erhebt ſich eine Felſenplatte, die bogenartig über das Rheinufer hinaushängt. Dieſe erſtieg Rabbi Abraham mit ſeinem Weibe, ſchaute ſich um nach allen Seiten, und ſtarrte hinauf nach den Sternen. Zitternd, und von Todesängſten durchfröſtelt ſtand neben ihm die ſchöne Sara, und betrachtete ſein blaſſes Geſicht, das der Mond geſpenſtiſch beleuchtete, und worauf es hin und her zuckte, wie Schmerz, Furcht, Andacht und Wuth.

Als aber der Rabbi plötzlich das silberne Waschbecken ihr aus der Hand riß und es scholternd hinabwarf in den Rhein: da konnte sie das grausenhafte Angstgefühl nicht länger ertragen, und mit dem Ausrufe „Schadai voller Genade!“ stürzte sie zu den Füßen des Mannes und beschwor ihn das dunkle Räthsel endlich zu enthüllen.

Der Rabbi, des Sprechens ohnmächtig, bewegte mehrmals lautlos die Lippen, und endlich rief er: „Siehst du den Engel des Todes? Dort unten schwebt er über Bacherach! Wir aber sind seinem Schwerte entronnen. Gelobt sei der Herr!“ Und mit einer Stimme, die noch vor innerem Entsetzen bebte, erzählte er: wie er wohlgemuth die Agade hinsingend und angelehnt saß, und zufällig unter den Tisch schaute, habe er dort, zu seinen Füßen, den blutigen Leichnam eines Kindes erblickt. „Da merkte ich“ — setzte der Rabbi hinzu — „daß unsre zwei späte Gäste nicht von der Gemeinde Israels waren, sondern von der Versammlung der Gottlosen, die sich berathen hatten jenen Leichnam heimlich in unser Haus zu schaffen, um uns des Kindermords zu beschuldigen und das Volk aufzureizen uns zu plündern und zu ermorden. Ich durfte nicht merken lassen, daß ich das Werk der Finsterniß durchschaut; ich hätte dadurch nur mein Verderben beschleunigt, und nur die List hat uns beide gerettet. Gelobt sei der Herr! Aengstige dich nicht, schöne Sara; auch unsre Freunde und Verwandte werden gerettet sein. Nur nach meinem Blute lechzten die Ruchlosen; ich bin ihnen entronnen und sie begnügen sich mit meinem Silber und Golde. Komm mit mir, schöne Sara, nach einem anderen Lande, wir wollen das Unglück hinter uns lassen, und damit uns das Unglück nicht verfolge, habe ich ihm das Letzte meiner Habe, das silberne Becken, zur Versöhnung hingeworfen. Der Gott unserer Väter wird uns nicht verlassen. — Komm herab, du bist müde; dort unten steht bei seinem Kahne der stille Wilhelm; er fährt uns den Rhein hinauf.

Lautlos und wie mit gebrochenen Gliedern war die schöne Sara in die Arme des Rabbi hingesunken, und langsam trug er sie hinab nach dem Ufer. Hier stand der stille Wilhelm, ein taubstummer aber bildschöner Knabe, der zum Unterhalt seiner alten Pflegemutter, einer Nachbarin des Rabbi, den Fischfang trieb und hier seinen Kahn angelegt hatte. Es war aber als errieth er schon gleich die Absicht des Rabbi, ja es schien als habe er eben auf ihn gewartet, um seine geschlossenen Lippen zog sich das lieblichste Mitleid, bedeutungstief ruhten seine großen blauen Augen auf der schönen Sara, und sorgsam trug er sie in den Kahn.

Der Blick des stummen Knaben weckte die schöne Sara aus ihrer Betäubung, sie fühlte auf einmal, daß Alles was ihr Mann ihr erzählt, kein bloßer Traum sei, und die Ströme bitterer Thränen ergossen sich über ihre Wangen,

die jetzt so weiß wie ihr Gewand. Da saß sie nun in der Mitte des Kahns, ein weinendes Marmorbild; neben ihr saßen ihr Mann und der stille Wilhelm, welche emsig ruderten.

Sei es nun durch den einförmigen Ruderschlag, oder durch das Schaukeln des Fahrzeugs, oder durch den Duft jener Bergesufer, worauf die Freude wächst, immer geschieht es, daß auch der Betrübteste seltsam beruhigt wird, wenn er in der Frühlingsnacht, in einem leichten Kahne, leicht dahin fährt auf dem lieben, klaren Rheinstrom. Wahrlich, der alte, gutherzige Vater Rhein kann's nicht leiden, wenn seine Kinder weinen; thränenstillend wiegt er sie auf seinen treuen Armen, und erzählt ihnen seine schönsten Mährchen und verspricht ihnen seine goldigsten Schätze, vielleicht gar den uralt versunkenen Niblungshort. Auch die Thränen der schönen Sara flossen immer milder und milder, ihre gewaltigsten Schmerzen wurden fortgespielt von den flüsternden Wellen, die Nacht verlor ihr finstres Grauen, und die heimathlichen Berge grüßten wie zum zärtlichsten Lebewohl. Vor allen aber grüßte traulich ihr Lieblingsberg, der Kedrich, und in seiner seltsamen Mondbeleuchtung schien es, als stände wieder oben ein Fräulein mit ängstlich ausgestreckten Armen, als kröchen die flinken Zwerglein wimmelnd aus ihren Felsenspalten, und als käme ein Reiter den Berg hinaufgesprengt in vollem Galopp; und der schönen Sara war zu Muthe, als sei sie wieder ein kleines Mädchen und säße wieder auf dem Schooße ihrer Muhme aus Lorch, und diese erzählte ihr die hübsche Geschichte von dem kecken Reiter, der das arme, von den Zwergen geraubte Fräulein befreite, und noch andre wahre Geschichten, vom wunderlichen Wisperthale drüben, wo die Vögel ganz vernünftig sprechen, und vom Pfefferkuchenland, wohin die folgsamen Kinder kommen, und von verwünschten Prinzessinen, singenden Bäumen, gläsernen Schlössern, goldenen Brücken, lachenden Nixen . . . Aber zwischen all diesen hübschen Mährchen, die klingend und leuchtend zu leben begannen, hörte die schöne Sara die Stimme ihres Vaters, der ärgerlich die arme Muhme ausschalt, daß sie dem Kinde so viel Thorheiten in den Kopf schwatze! Alsbald kams ihr vor, als setzte man sie auf das kleine Bänkchen, vor dem Sammetsessel ihres Vaters, der mit weicher Hand ihr langes Haar streichelte, gar vergnügt mit den Augen lachte, und sich behaglich hin und her wiegte in seinem weiten, blauseidenen Sabbathschlafrock. . . . Es mußte wohl Sabbath sein, denn die geblümte Decke war über den Tisch gespreitet, alle Geräthe im Zimmer leuchteten, spiegelblank gescheuert, der weißbärtige Gemeindediener saß an der Seite des Vaters und kaute Rosinen und sprach Hebräisch, auch der kleine Abraham kam herein mit einem allmächtig großen Buche, und bat bescheidentlich seinen Oheim um die Erlaubniß einen Abschnitt der heiligen Schrift erklären zu dürfen, damit der Oheim sich selber überzeuge, daß er in der verflossenen Woche viel gelernt habe und

viel Lob und Kuchen verdiene . . . Nun legte der kleine Burſche das Buch auf die breite Armlehne des Seſſels, und erklärte die Geſchichte von Jakob und Rahel, wie Jakob ſeine Stimme erhoben und laut geweint, als er ſein Mühmchen Rahel zuerſt erblickte, wie er ſo traulich am Brunnen mit ihr geſprochen, wie er ſieben Jahr um Rahel dienen mußte, und wie ſie ihm ſo ſchnell verfloſſen, und wie er die Rahel geheirathet und immer und immer geliebt hat . . . Auf einmal erinnerte ſich auch die ſchöne Sara, daß ihr Vater damals mit luſtigem Tone ausrief: „willſt du nicht eben ſo dein Mühmchen Sara heirathen?“ worauf der kleine Abraham ernſthaft antwortete: „das will ich, und ſie ſoll ſieben Jahr warten.“ Dämmernd zogen dieſe Bilder durch die Seele der ſchönen Frau, ſie ſah, wie ſie und ihr kleiner Vetter, der jetzt ſo groß und ihr Mann geworden, kindiſch mit einander in der Lauberhütte ſpielten, wie ſie ſich dort ergötzten an den bunten Tapeten, Blumen, Spiegeln und vergoldeten Aepfeln, wie der kleine Abraham immer zärtlicher mit ihr koſte, bis er allmählig größer und mürriſch wurde, und endlich ganz groß und ganz mürriſch . . . Und endlich ſitzt ſie zu Hauſe allein in ihrer Kammer eines Samſtags Abend, der Mond ſcheint hell durch's Fenſter, und die Thür fliegt auf, und haſtig ſtürmt herein ihr Vetter Abraham, in Reiſekleidern und blaß wie der Tod, und er greift ihre Hand, ſteckt einen goldenen Ring an ihren Finger und ſpricht feierlich: „ich nehme dich hiermit zu meinem Weibe, nach den Geſetzen von Moſes und Iſrael!“ „Jetzt aber“ — ſetzt er bebend hinzu — „jetzt muß ich fort nach Spanien. Lebewohl, ſieben Jahre ſollſt Du auf mich warten!“ Und er ſtürzt fort, und weinend erzählt die ſchöne Sara das alles ihrem Vater . . . Der tobt und wüthet „ſchneid ab dein Haar, denn du biſt ein verheirathetes Weib!“ — und er will dem Abraham nachreiten um einen Scheidebrief von ihm zu erzwingen; — aber der iſt ſchon über alle Berge, der Vater kehrt ſchweigend nach Haus zurück, und wie die ſchöne Sara ihm die Reitſtiefel ausziehen hilft und beſänftigend äußert, daß der Abraham nach ſieben Jahren zurückkehre, da flucht der Vater: „ſieben Jahr ſollt ihr betteln gehn!“ und bald ſtirbt er.

So zogen der ſchönen Sara die alten Geſchichten durch den Sinn, wie ein haſtiges Schattenſpiel; die Bilder vermiſchten ſich auch wunderlich, und zwiſchendurch ſchauten halb bekannte, halb fremde bärtige Geſichter und große Blumen mit fabelhaft breitem Blattwerk. Es war auch als murmelte der Rhein die Melodien der Agade, und die Bilder derſelben ſtiegen daraus hervor, lebensgroß und verzerrt, tolle Bilder: der Erzvater Abraham zerſchlägt ängſtlich die Götzengeſtalten, die ſich immer haſtig wieder von ſelbſt zuſammenſetzen; der Mitzri wehrt ſich furchtbar gegen den ergrimmten Moſes; der Berg Sinai blitzt und flammt; der König Pharao ſchwimmt im rothen Meere, mit den Zähnen im Maule die zackige Goldkrone feſthaltend; Fröſche

mit Menſchenantlitz ſchwimmen hinterdrein, und die Wellen ſchäumen und brauſen, und eine dunkle Rieſenhand taucht drohend daraus hervor.

Das war Hattos Mäuſethurm und der Kahn ſchoß eben durch den Binger Strudel. Die ſchöne Sara ward dadurch etwas aus ihren Träumereien gerüttelt, und ſchaute nach den Bergen des Ufers, auf deren Spitzen die Schloßlichter flimmerten, und an deren Fuß die mondbeleuchteten Nachtnebel ſich hinzogen. Plötzlich aber glaubte ſie dort ihre Freunde und Verwandte zu ſehen, wie ſie mit Leichengeſichtern und in weißwallenden Todtenhemden ſchreckenhaftig vorüberliefen, den Rhein entlang . . . es ward ihr ſchwarz vor den Augen, ein Eisſtrom ergoß ſich in ihre Seele, und wie im Schlafe hörte ſie nur noch, daß ihr der Rabbi das Nachtgebet vorbetete, langſam ängſtlich, wie es bei todtkranken Leuten geſchieht, und träumeriſch ſtammelte ſie noch die Worte: „Zehntauſend zur Rechten, zehntauſend zur Linken; den König zu ſchützen vor nächtlichem Grauen . . .“

Da verzog ſich plötzlich all das eindringende Dunkel und Grauſen, der düſtre Vorhang ward vom Himmel fortgeriſſen, es zeigte ſich oben die heilige Stadt Jeruſalem, mit ihren Thürmen und Thoren; in goldner Pracht leuchtete der Tempel; auf dem Vorhofe deſſelben erblickte die ſchöne Sara ihren Vater, in ſeinem gelben Sabbathſchlafrock und vergnügt mit den Augen lachend; aus den runden Tempelfenſtern grüßten fröhlich alle ihre Freunde und Verwandte; im Allerheiligſten kniete der fromme König David, mit Purpurmantel und funkelnder Krone, und lieblich ertönte ſein Geſang und Saitenſpiel, — und ſelig lächelnd entſchlief die ſchöne Sara.

Zweites Kapitel.

Als die ſchöne Sara die Augen aufſchlug, ward ſie faſt geblendet von den Strahlen der Sonne. Die hohen Thürme einer großen Stadt erhoben ſich, und der ſtumme Wilhelm ſtand mit der Hakenſtange aufrecht im Kahne und leitete denſelben durch das luſtige Gewühl vieler buntbewimpelten Schiffe, deren Mannſchaft entweder müßig hinabſchaute auf die Vorbeifahrenden, oder vielhändig beſchäftigt war mit dem Ausladen von Kiſten, Ballen und Fäſſern, die auf kleineren Fahrzeugen ans Land gebracht wurden; wobei ein betäubender Lärm, das beſtändige Hallorufen der Barkenführer, das Geſchrei der Kaufleute vom Ufer her, und das Keifen der Zöllner, die, in ihren rothen Röcken, mit weißen Stäbchen und weißen Geſichtern, von Schiff zu Schiff hüpften.

„Ja, ſchöne Sara“ — ſagte der Rabbi zu ſeiner Frau, heiter lächelnd — „das iſt hier die weltberühmte freie Reichs- und Handelsſtadt Frankfurt am

Main, und das ist eben der Mainfluß worauf wir jetzt fahren. Da drüben die lachenden Häuser, umgeben von grünen Hügeln, das ist das Sachsenhausen, woher uns der lahme Gumpertz, zur Zeit des Laubenhüttenfestes, die schönen Myrrhen holt. Hier siehst du auch die starke Mainbrücke mit ihren dreizehn Bögen, und gar viel Volk, Wagen und Pferde, geht sicher darüberhin, und in der Mitte steht das Häuschen, wovon die Mühmele Täubchen erzählt hat, daß ein getaufter Jude darin wohnt, der jedem, der ihm eine todte Ratte bringt, sechs Heller auszahlt für Rechnung der jüdischen Gemeinde, die dem Stadtrathe jährlich fünftausend Rattenschwänze abliefern soll!"

Ueber diesen Krieg, den die frankfurter Juden mit den Ratten zu führen haben, mußte die schöne Sara laut lachen; das klare Sonnenlicht und die neue bunte Welt, die vor ihr auftauchte, hatte alles Grauen und Entsetzen der vorigen Nacht aus ihrer Seele verscheucht, und als sie, aus dem landenden Kahne, von ihrem Manne und dem stummen Wilhelm aufs Ufer gehoben worden, fühlte sie sich wie durchdrungen von freudiger Sicherheit. Der stumme Wilhelm aber, mit seinen schönen, tiefblauen Augen, sah ihr lange ins Gesicht, halb schmerzlich, halb heiter, dann warf er noch einen bedeutenden Blick nach dem Rabbi, sprang zurück in seinen Kahn, und bald war er damit verschwunden.

„Der stumme Wilhelm hat doch viele Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Bruder" — bemerkte die schöne Sara. „Die Engel sehen sich alle ähnlich" — erwiederte leichthin der Rabbi, und sein Weib bei der Hand ergreifend, führte er sie durch das Menschengewimmel des Ufers, wo jetzt, weil es die Zeit der Ostermesse, eine Menge hölzerner Krambuden aufgebaut standen. Als sie, durch das dunkle Mainthor, in die Stadt gelangten, fanden sie nicht minder lärmigen Verkehr. Hier, in einer engen Straße, erhob sich ein Kaufmannsladen neben dem andern, und die Häuser, wie überall in Frankfurt waren ganz besonders zum Handel eingerichtet: im Erdgeschosse keine Fenster, sondern lauter offne Bogenthüren, so daß man tief hineinschauen und jeder Vorübergehende die ausgestellten Waaren deutlich betrachten konnte. Wie staunte die schöne Sara ob der Masse kostbarer Sachen und ihrer niegesehenen Pracht! Da standen Venezianer, die allen Luxus des Morgenlands und Italiens feil boten, und die schöne Sara war wie festgebannt beim Anblick der aufgeschichteten Putzsachen und Kleinodien, der bunten Mützen und Mieder, der güldnen Armspangen und Halsbänder, des ganzen Flitterkrams, das die Frauen sehr gern bewundern und womit sie sich noch lieber schmücken. Die reichgestickten Sammt- und Seidenstoffe schienen mit der schönen Sara sprechen und ihr allerlei Wunderliches ins Gedächtniß zurückfunkeln zu wollen, und es war ihr wirklich zu Muthe, als wäre sie wieder ein kleines Mädchen und Mühmele Täubchen habe ihr Versprechen erfüllt, und sie nach der frankfurter

Messe geführt, und jetzt eben stehe sie vor den hübschen Kleidern, wovon ihr so viel erzählt worden. Mit heimlicher Freude überlegte sie schon was sie nach Bacherach mitbringen wolle, welchem von ihren beiden Bäschen, dem kleinen Blümchen oder dem kleinen Vögelchen, der blauseidne Gürtel am besten gefallen würde, ob auch die grünen Höschen dem kleinen Gottschalk passen mögen,— doch plötzlich sagte sie zu sich selber: ach Gott! die sind ja unterdessen großgewachsen und gestern umgebracht worden! Sie schrak heftig zusammen und die Bilder der Nacht wollten schon mit all ihrem Entsetzen wieder in ihr aufsteigen; doch die goldgestickten Kleider blinzelten nach ihr wie mit tausend Schelmenaugen, und redeten ihr alles dunkle aus dem Sinn, und wie sie hinaufsah nach dem Antlitz ihres Mannes, so war dieses umwölkt, und trug seine gewöhnliche ernste Milde. „Mach die Augen zu, schöne Sara" — sagte der Rabbi, und führte seine Frau weiter durch das Menschengedränge.

Welch ein buntes Treiben! Zumeist waren es Handelsleute, die laut mit einander feilschten, oder auch mit sich selber sprechend an den Fingern rechneten, oder auch von einigen hochbepackten Markthelfern, die im kurzen Hundetrapp hinter ihnen herliefen, ihre Einkäufe nach der Herberge schleppen ließen. Andere Gesichter ließen merken, daß blos die Neugier sie herbeigezogen. Am rothen Mantel und der goldenen Halskette erkannte man den breiten Rathsherrn. Das schwarze, wohlhabend bauschichte Wams verrieth den ehrsamen stolzen Altbürger. Die eiserne Pickelhaube, das gelblederne Wams und die klirrenden Pfundsporen verkündigten den schweren Reutersknecht. Unterm schwarzen Sammethäubchen, das in einer Spitze auf der Stirne zusammenlief, barg sich ein rosiges Mädchengesicht, und die jungen Gesellen, die gleich witternden Jagdhunden hinterdrein sprangen, zeigten sich als vollkommene Stutzer durch ihre keckbefiederten Barette, ihre klingelnden Schnabelschuhe und ihre seidnen Kleider von getheilter Farbe, wo die rechte Seite grün, die linke Seite roth, oder die eine regenbogenartig gestreift, die andere buntscheckig gewürfelt war, so daß die närrischen Burschen aussahen, als wären sie in der Mitte gespalten. Von der Menschenströmung fortgezogen, gelangte der Rabbi mit seinem Weibe nach dem Römer. Dieses ist der große mit hohen Giebelhäusern umgebene Marktplatz der Stadt, seinen Namen führend von einem ungeheuren Hause das Zum-Römer hieß und vom Magistrate angekauft und zu einem Rathhause geweiht wurde. In diesem Gebäude wählte man Deutschlands Kaiser und vor demselben wurden oft edle Ritterspiele gehalten. Der König Maximilian, der dergleichen leidenschaftlich liebte, war damals in Frankfurt anwesend, und Tags zuvor hatte man ihm zu Ehren, vor dem Römer, ein großes Stechen veranstaltet. An den hölzernen Schranken, die jetzt von den Zimmerleuten abgebrochen wurden, standen noch viele Müßiggänger und erzählten sich, wie gestern der Herzog von Braunschweig und der

Markgraf von Brandenburg unter Pauken- und Trompetenschall gegen einander gerannt, wie Herr Walter der Lump den Bärenritter so gewaltig aus dem Sattel gestoßen, daß die Lanzensplitter in die Luft flogen, und wie der lange blonde König Max, im Kreise seines Hofgesindes, auf dem Balkone stand und sich vor Freude die Hände rieb. Die Decken von goldenen Stoffen lagen noch auf der Lehne des Balkons und der spitzbögigen Rathhausfenster. Auch die übrigen Häuser des Marktplatzes wären noch festlich geschmückt und mit Wappenschildern verziert, besonders das Haus Limburg, auf dessen Banner eine Jungfrau gemalt war, die einen Sperber auf der Hand trägt, während ihr ein Affe einen Spiegel vorhält. Auf dem Balkone dieses Hauses standen viele Ritter und Damen, in lächelnder Unterhaltung hinabblickend auf das Volk, das unten in tollen Gruppen und Aufzügen hin- und herwogte. Welche Menge Müßiggänger von jedem Stande und Alter drängte sich hier, um ihre Schauluſt zu befriedigen! Hier wurde gelacht, gegreint, gestohlen, in die Lenden gekniffen, gejubelt, und zwischendrein schmetterte gellend die Trompete des Arztes, der im rothen Mantel, mit seinem Hanswurst und Affen, auf einem hohen Gerüste stand, seine eigne Kunstfertigkeit recht eigentlich ausposaunte, seine Tinkturen und Wunderſalben anpries, oder ernsthaft das Uringlas betrachtete, das ihm irgend ein altes Weib vorhielt, oder sich anschickte einem armen Bauer den Backzahn auszureißen. Zwei Fechtmeister, in bunten Bändern einherflatternd, ihre Rappiere schwingend, begegneten sich hier wie zufällig und stießen mit Scheinzorn auf einander; nach langem Gefechte erklärten sie sich wechselseitig für unüberwindlich und sammelten einige Pfennige. Mit Trommler und Pfeifer marschierte jetzt vorbei die neu errichtete Schützengilde. Hierauf folgte, angeführt von dem Stöcker, der eine rothe Fahne trug, ein Rudel fahrender Fräulein, die aus dem Frauenhause „zum Esel" von Würzburg herkamen und nach dem Rosenthale hinzogen, wo die hochlöbliche Obrigkeit ihnen für die Meßzeit ihr Quartier angewiesen. „Mach die Augen zu, schöne Sara!" — sagte der Rabbi. Denn jene phantastisch und allzu knapp bekleideten Weibsbilder, worunter einige sehr hübsche, gebehrdeten sich auf die unzüchtigste Weise, entblößten ihren weißen, frechen Busen, neckten die Vorübergehenden mit schamlosen Worten, schwangen ihre langen Wanderstöcke, und indem sie auf letzteren, wie auf Steckenpferden, die Sankt-Katharinen-Pforte hinabritten, sangen sie mit gellender Stimme das Hexenlied:

„Wo ist der Bock, das Höllenthier?
Wo ist der Bock? Und fehlt der Bock,
So reiten wir, so reiten wir,
So reiten wir auf dem Stock!"

Dieſer Singſang, den man noch in der Ferne hören konnte, verlor ſich am Ende in den kirchlich langgezogenen Tönen einer herannahenden Prozeſſion. Das war ein trauriger Zug von kahlköpfigen und baarfüßigen Mönchen, welche brennende Wachslichter oder Fahnen mit Heilgenbildern, oder auch große ſilberne Kruzifixe trugen. An ihrer Spitze gingen roth- und weißgeröckte Knaben mit dampfenden Weihrauchkeſſeln. In der Mitte des Zuges unter einem prächtigen Baldachin, ſah man Geiſtliche in weißen Chorhemden von koſtbaren Spitzen oder in buntſeidenen Stolen, und einer derſelben trug in der Hand ein ſonnenartig goldnes Gefäß, das er, bei einer Heiligenniſche der Marktecke anlangend, hoch empor hob, während er lateiniſche Worte halb rief, halb ſang . . . Zugleich erklingelte ein kleines Glöckchen und alles Volk ringsum verſtummte, fiel auf die Knie und bekreuzte ſich. Der Rabbi aber ſprach zu ſeinem Weibe: „mach die Augen zu, ſchöne Sara!" — und haſtig zog er ſie von hinnen, nach einem ſchmalen Nebengäßchen, durch ein Labyrinth von engen und krummen Straßen, und endlich über den unbewohnten, wüſten Platz, der das neue Judenquartier von der übrigen Stadt trennte.

Vor jener Zeit wohnten die Juden zwiſchen dem Dom und dem Mainufer, nemlich von der Brücke bis zum Lumpenbrunnen und von der Mehlwage bis zu Sankt Bartholomäi. Aber die katholiſchen Prieſter erlangten eine päpſtliche Bulle, die den Juden verwehrte in ſolcher Nähe der Hauptkirche zu wohnen, und der Magiſtrat gab ihnen einen Platz auf dem Wollgraben, wo ſie das heutige Judenquartier erbauten. Dieſes war mit ſtarken Mauern verſehen, auch mit eiſernen Ketten vor den Thoren, um ſie gegen Pöbelandrang zu ſperren. Denn hier lebten die Juden ebenfalls in Druck und Angſt, und mehr als heut zu Tage in der Erinnerung früherer Nöthen. Im Jahr 1240 hatte das entzügelte Volk ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet, welches man die erſte Judenſchlacht nannte, und im Jahr 1349, als die Geißler bei ihrem Durchzuge die Stadt anzündeten und die Juden des Brandſtiftens anklagten, wurden dieſe von dem aufgereizten Volke zum größten Theil ermordet oder ſie fanden den Tod in den Flammen ihrer eignen Häuſer, welches man die zweite Judenſchlacht nannte. Später bedrohte man die Juden noch oft mit dergleichen Schlachten, und bei innern Unruhen Frankfurt's, beſonders bei einem Streite des Rathes mit den Zünften, ſtand der Chriſtenpöbel oft im Begriff das Judenquartier zu ſtürmen. Letzteres hatte zwei Thore, die an katholiſchen Feiertagen von innen geſchloſſen wurden, und vor jedem Thor befand ſich ein Wachthaus mit Stadtſoldaten.

Als der Rabbi mit ſeinem Weibe an das Thor des Judenquartiers gelangte, lagen die Landsknechte, wie man durch die offenen Fenſter ſehen konnte, auf der Pritſche ihrer Wachtſtube, und draußen, vor der Thüre, im vollen Sonnenſchein, ſaß der Trommelſchläger und phantaſirte auf ſeiner großen Trom-

mel. Das war eine ſchwere dicke Geſtalt; Wams und Hoſen von feuergelbem Tuch, an Armen und Lenden weit aufgepufft, und als wenn unzählige Menſchenzungen daraus hervorleckten, von oben bis unten beſät mit kleinen eingenähten rothen Wülſtchen; Bruſt und Rücken gepanzert mit ſchwarzen Tuchpolſtern, woran die Trommel hing; auf dem Kopfe eine platte runde ſchwarze Kappe; das Geſicht eben ſo platt und rund, auch orangengelb und mit rothen Schwärchen geſpickt, und verzogen zu einem gähnenden Lächeln. So ſaß der Kerl und trommelte die Melodie des Liedes, das einſt die Geißler bei der Judenſchlacht geſungen, und mit ſeinem rauhen Biertone gurgelte er die Worte:

„Unſre liebe Fraue,
Die ging im Morgenthaue,
Kyrie Eleiſon!“

„Hans, das iſt eine ſchlechte Melodie“ — rief eine Stimme hinter dem verſchloſſenen Thore des Judenquartiers — „Hans, auch ein ſchlecht Lied, paßt nicht für die Trommel, paßt gar nicht, und bei Leibe nicht in der Meſſe und am Oſtermorgen, ſchlecht Lied, gefährlich Lied, Hans, Hänschen, klein Trommel-Hänschen, ich bin ein einzelner Menſch, und wenn du mich lieb haſt, wenn du den Stern lieb haſt, den langen Stern, den langen Naſenſtern, ſo hör auf!“

Dieſe Worte wurden von dem ungeſehenen Sprecher, theils angſtvoll haſtig, theils aufſeufzend langſam hervorgeſtoßen, in einem Tone, worin das ziehend Weiche und das heiſer Harte ſchroff abwechſelte, wie man ihn bei Schwindſüchtigen findet. Der Trommelſchläger blieb unbewegt, und in der vorigen Melodie forttrommelnd, ſang er weiter:

„Da kam ein kleiner Junge,
Sein Bart war ihm entſprungen,
Haleluja!“

„Hans“ — rief wieder die Stimme des obenerwähnten Sprechers — „Hans, ich bin ein einzelener Menſch, und es iſt ein gefährlich Lied, und ich hör' es nicht gern, und ich hab meine Gründe, und wenn du mich lieb haſt, ſingſt du was anders, und morgen trinken wir . . .“

Bei dem Wort „Trinken“ hielt der Hans inne mit ſeinem Trommeln und Singen, und biedern Tones ſprach er: „Der Teufel hole die Juden, aber du, lieber Naſenſtern, biſt mein Freund, ich beſchütze dich, und wenn wir noch oft zuſammen trinken, werde ich dich auch bekehren. Ich will dein Pathe ſein; wenn du getauft wirſt, wirſt du ſelig, und wenn du Genie haſt und fleißig bei mir lernſt, kannſt du ſogar noch Trommelſchläger werden. Ja, Naſenſtern, du kannſt es noch weit bringen, ich will dir den ganzen Katechismus vortrommeln, wenn wir morgen zuſammen trinken — aber jetzt mach' mal das Thor auf, da ſtehen zwei Fremde und begehren Einlaß.“

„Das Thor auf?“ — schrie der Naſenſtern und die Stimme verſagte ihm faſt. „Das geht nicht ſo ſchnell, lieber Hans, man kann nicht wiſſen, man kann gar nicht wiſſen, und ich bin ein einzelner Menſch. Der Veitel Rindskopf hat den Schlüſſel und ſteht jetzt ſtill in der Ecke und brümmelt ſein Achtzehn-Gebet; da darf man ſich nicht unterbrechen laſſen. Jäkel der Narr iſt auch hier, aber er ſchlägt jetzt ſein Waſſer ab. Ich bin ein einzelner Menſch!“

„Der Teufel hole die Juden!“ — rief der Trommelhans, und über dieſen eignen Witz laut lachend, trollte er ſich nach der Wachtſtube und legte ſich ebenfalls auf die Pritſche.

Während nun der Rabbi mit ſeinem Weibe jetzt ganz allein vor dem großen verſchloſſenen Thore ſtand, erhub ſich hinter demſelben eine ſchnarrende, näſelnde, etwas ſpöttiſch gezogene Stimme: „Sternchen, dröhnle nicht ſo lange nimm die Schlüſſel aus Rindsköpfchen's Rocktaſche, oder nimm deine Naſe, und ſchließe damit das Thor auf. Die Leute ſtehen ſchon lange und warten.“

„Die Leute?“ — ſchrie ängſtlich die Stimme des Mannes, den man den Naſenſtern nannte — „ich glaubte, es wäre nur Einer, und ich bitte dich, Narr, lieber Jäkel Narr, guck mal heraus, wer da iſt?“

Da öffnete ſich im Thore ein kleines, wohlvergittertes Fenſterlein, und zum Vorſchein kam eine gelbe, zweihörnige Mütze und darunter das drollig verſchnörkelte Luſtigmachergeſicht Jäkels, des Narren. In demſelben Augenblicke ſchloß ſich wieder die Fenſterlucke und ärgerlich ſchnarrte es: „Mach auf, mach auf, draußen iſt nur ein Mann und ein Weib.“

„Ein Mann und ein Weib!“ — ächzte der Naſenſtern. — „Und wenn das Thor aufgemacht wird, wirft das Weib den Rock ab und es iſt auch ein Mann, und es ſind dann zwei Männer, und wir ſind nur unſerer Drei!“

„Sei kein Haſe“ — erwiederte Jäkel der Narr — „und ſei herzhaft und zeige Courage!“

„Courage!“ — rief der Naſenſtern und lachte mit verdrießlicher Bitterkeit — „Haſe! Haſe iſt ein ſchlechter Vergleich, Haſe iſt ein unreines Thier. Courage! Man hat mich nicht der Courage wegen hierhergeſtellt, ſondern der Vorſicht halber. Wenn zu viele kommen, ſoll ich ſchreien. Aber ich ſelbſt kann ſie nicht zurückhalten. Mein Arm iſt ſchwach, ich trage eine Fontenelle und ich bin ein einzelner Menſch. Wenn man auf mich ſchießt, bin ich todt. Dann ſitzt der reiche Mendel Reiß am Sabbath bei Tiſche, und wiſcht ſich vom Maul die Roſinenſauce, und ſtreichelt ſich den Bauch, und ſagt vielleicht: das lange Naſenſternchen war doch ein braves Kerlchen, wäre Es nicht geweſen, ſo hätten ſie das Thor geſprengt, Es hat ſich doch für uns todtſchießen laſſen, Es war ein braves Kerlchen, Schade, daß es todt iſt —“

Die Stimme wurde hier allmählich weich und weinerlich, aber plötzlich ſchlug ſie über in einen haſtigen, faſt erbitterten Ton: „Courage! Und damit

der reiche Mendel Reiß ſich die Roſinenſauce vom Maul abwiſchen, und ſich den Bauch ſtreicheln, und mich braves Kerlchen nennen möge, ſoll ich mich todtſchießen laſſen? Courage! Herzhaft! Der kleine Strauß war herzhaftig, und hat geſtern auf dem Römer dem Stechen zugeſehen, und hat geglaubt, man kenne ihn nicht, weil er einen violetten Rock trug, von Sammt, drei Gulden die Elle, mit Fuchsſchwänzchen, ganz goldgeſtickt, ganz prächtig — und ſie haben ihm den violetten Rock ſo lange geklopft, bis er abfärbte und auch ſein Rücken violett geworden iſt und nicht mehr menſchenähnlich ſieht. Courage! Der krumme Leſer war herzhaftig, nannte unſeren lumpigen Schultheiß einen Lump, und ſie haben ihn an den Füßen aufgehängt, zwiſchen zwei Hunden, und der Trommelhans trommelte. Courage! Sei kein Haſe! Unter den vielen Hunden iſt der Haſe verloren, ich bin ein einzelner Menſch, und ich habe wirklich Furcht!"

„Schwör' mal!" — rief Jäkel der Narr.

„Ich habe wirklich Furcht!" — wiederholte ſeufzend der Naſenſtern — „ich weiß, die Furcht liegt im Geblüt und ich habe es von meiner ſeligen Mutter —"

„Ja, ja!" — unterbrach ihn Jäkel der Narr — „und deine Mutter hatte es von ihrem Vater, und der hatte es wieder von dem ſeinigen, und ſo hatten es deine Vorältern einer vom andern, bis auf deinen Stammvater, welcher unter König Saul gegen die Philiſter zu Felde zog und der erſte war, welcher Reißaus nahm. — Aber ſieh mal, Rindsköpfchen iſt gleich fertig, er hat ſich bereits zum viertenmal gebückt, ſchon hüpft er wie ein Floh bei dem dreimaligen Worte Heilig, und jetzt greift er vorſichtig in die Taſche . . ."

In der That, die Schlüſſel raſſelten, knarrend öffnete ſich ein Flügel des Thores, und der Rabbi und ſein Weib traten in die ganz menſchenleere Judengaſſe. Der Aufſchließer aber, ein kleiner Mann mit gutmüthig ſauerm Geſicht, nickte träumeriſch wie einer, der in ſeinen Gedanken nicht gerne geſtört ſein möchte, und nachdem er das Thor wieder ſorgſam verſchloſſen, ſchlappte er, ohne ein Wort zu reden, nach einem Winkel hinter dem Thore, beſtändig Gebete vor ſich hinmurmelnd. Minder ſchweigſam war Jäkel der Narr, ein unterſetzter, etwas krummbeiniger Geſelle, mit einem lachend vollrothen Antlitz und einer unmenſchlich großen Fleiſchhand, die er, aus den weiten Aermeln ſeiner buntſchäckigen Jacke, zum Willkomm hervorſtreckte. Hinter ihm zeigte oder vielmehr barg ſich eine lange, magere Geſtalt, der ſchmale Hals weiß befiedert von einer feinen batiſtnen Krauſe, und das dünne, blaſſe Geſicht gar wunderſam geziert mit einer faſt unglaublich langen Naſe, die ſich neugierig angſtvoll hin und her bewegte.

„Gott willkommen! zum guten Feſttag!" — rief Jäkel der Narr — „wundert Euch nicht, daß jetzt die Gaſſe ſo leer und ſtill iſt. Alle unſere Leute ſind

jetzt in der Synagoge und ihr kommt eben zur rechten Zeit, um dort die Geschichte von der Opferung Isaaks vorlesen zu hören. Ich kenne sie, es ist eine interessante Geschichte, und wenn ich sie nicht schon drei und dreißig mal angehört hätte, so würde ich sie gern dies Jahr noch einmal hören. Und es ist eine wichtige Geschichte, denn wenn Abraham den Isaak wirklich geschlachtet hätte, und nicht den Ziegenbock, so wären jetzt mehr Ziegenböcke und weniger Juden auf der Welt." — Und mit wahnsinnig lustiger Grimasse fing der Jäkel an folgendes Lied aus der Agade zu singen:

„Ein Böcklein, ein Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Kätzlein und aß das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Hündlein und biß das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Stöcklein und schlug das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Feuerlein und verbrannte das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Wässerlein und löschte das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Ochslein und soff das Wässerlein, das gelöscht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Schlächterlein und schlachtete das Ochslein, das gesoffen das Wässerlein, das gelöscht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Todesenglein und schlachtete das Schlächterlein, das geschlachtet das Ochslein, das gesoffen das Wässerlein, das gelöscht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Ja, schöne Frau" — fügte der Sänger hinzu — „einst kommt der Tag, wo der Engel des Todes den Schlächter schlachten wird, und all unser Blut kommt über Edom; denn Gott ist ein rächender Gott — — —"

Aber plötzlich den Ernſt, der ihn unwillkührlich beſchlichen, gewaltſam abſtreifend, ſtürzte ſich Jäkel der Narr wieder in ſeine Poſſenreißereien und fuhr fort mit ſchnarrendem Luſtigmachertone: „Fürchtet Euch nicht, ſchöne Frau, der Naſenſtern thut Euch nichts zu Leid. Nur für die alte Schnapper-Elle iſt er gefährlich. Sie hat ſich in ſeine Naſe verliebt, aber die verdient es auch. Sie iſt ſchön wie der Thurm, der gen Damaskus ſchaut und erhaben wie die Ceder des Libanons. Auswendig glänzt ſie wie Gimmgold und Syrob, und inwendig iſt lauter Muſik und Lieblichkeit. Im Sommer blüht ſie, im Winter iſt ſie zugefroren, und Sommer und Winter wird ſie gehätſchelt von Schnapper-Elles weißen Händen. Ja, die Schnapper-Elle iſt verliebt in ihn, ganz vernarrt. Sie pflegt ihn, ſie füttert ihn, und ſobald er fett genug iſt, wird ſie ihn heirathen, und für ihr Alter iſt ſie noch jung genug, und wer mal nach dreihundert Jahren hierher nach Frankfurt kömmt, wird den Himmel nicht ſehen können vor lauter Naſenſternen!“

„Ihr ſeid Jäkel der Narr“ — rief lachend der Rabbi — „ich merk' es an Euren Worten. Ich habe oft von Euch ſprechen gehört.“

„Ja, ja“ — erwiederte jener mit drolliger Beſcheidenheit — „ja, ja, das macht der Ruhm. Man iſt oft weit und breit für einen größern Narren bekannt als man ſelbſt weiß. Doch ich gebe mir viele Mühe ein Narr zu ſein, und ſpringe und ſchüttle mich, damit die Schellen klingeln. Andre habens leichter . . . Aber ſagt mir, Rabbi, warum reiſet Ihr am Feiertage?“

„Meine Rechtfertigung“ — verſetzte der Befragte — „ſteht im Talmud, und es heißt: Gefahr vertreibt den Sabbath.“

„Gefahr!“ — ſchrie plötzlich der lange Naſenſtern und gebährdete ſich wie in Todesangſt — „Gefahr! Gefahr! Trommelhans trommel', trommle, Gefahr! Gefahr! Trommelhans . . .“

Draußen aber rief der Trommelhans mit ſeiner dicken Bierſtimme: „Tauſend Donner Sakrament! Der Teufel hole die Juden! Das iſt ſchon das dritte Mal, daß du mich heute aus dem Schlafe weckſt, Naſenſtern! Mach mich nicht raſend! Wenn ich raſe, werde ich wie der leibhaftige Satanas, und dann, ſo wahr ich ein Chriſt bin, dann ſchieße ich mit der Büchſe durch die Gitterluke des Thores, und dann hüte jeder ſeine Naſe!“

„Schieß nicht! ſchieß nicht! ich bin ein einzelner Menſch“ — wimmerte angſtvoll der Naſenſtern und drückte ſein Geſicht feſt an die nächſte Mauer, und in dieſer Stellung verharrte er zitternd und leiſe betend.

„Sagt, ſagt, was iſt paſſirt?“ — rief jetzt auch Jäkel der Narr, mit all jener haſtigen Neugier, die ſchon damals den Frankfurter Juden eigenthümlich war.

Der Rabbi aber riß ſich von ihm los und ging mit ſeinem Weibe weiter die Judengaſſe hinauf. „Sieh, ſchöne Sara“ — ſprach er ſeufzend — „wie

ſchlecht geſchützt iſt Iſrael! Falſche Freunde hüten ſeine Thore von außen, und drinnen ſind ſeine Hüter Narrheit und Furcht!“

Langſam wanderten die Beiden durch die lange, leere Straße, wo nur hie und da ein blühender Mädchenkopf zum Fenſter hinausguckte, während ſich die Sonne in den blanken Scheiben feſtlich heiter beſpiegelte. Damals nemlich waren die Häuſer des Judenviertels noch neu und nett, auch niedriger wie jetzt, indem erſt ſpäterhin die Juden, als ſie in Frankfurt ſich ſehr vermehrten und doch ihr Quartier nicht erweitern durften, dort immer ein Stockwerk über das andere bauten, ſardellenartig zuſammenrückten und dadurch an Leib und Seele verkrüppelten. Der Theil des Judenquartiers, der nach dem großen Brande ſtehen geblieben und den man die alte Gaſſe nennt, jene hohen ſchwarzen Häuſer, wo ein grinſendes, feuchtes Volk umherſchachert, iſt ein ſchauderhaftes Denkmal des Mittelalters. Die ältere Synagoge exiſtirt nicht mehr; ſie war minder geräumig als die jetzige, die ſpäter erbaut wurde, nachdem die Nüremberger Vertriebenen in die Gemeinde aufgenommen worden. Sie lag nördlicher. Der Rabbi brauchte ihre Lage nicht erſt zu erfragen. Schon aus der Ferne vernahm er die vielen, verworrenen und überaus lauten Stimmen. Im Hofe des Gotteshauſes trennte er ſich von ſeinem Weibe. Nachdem er an dem Brunnen, der dort ſteht, ſeine Hände gewaſchen, trat er in jenen untern Theil der Synagoge, wo die Männer beten; die ſchöne Sara hingegen erſtieg eine Treppe und gelangte oben nach der Abtheilung der Weiber.

Dieſe obere Abtheilung war eine Art Gallerie mit drei Reihen hölzerner, braunroth angeſtrichener Sitze, deren Lehne oben mit einem hängenden Brette verſehen war, das, um das Gebetbuch darauf zu legen, ſehr bequem aufgeklappt werden konnte. Die Frauen ſaßen hier ſchwatzend neben einander, oder ſtanden aufrecht, inbrünſtig betend; manchmal auch traten ſie neugierig an das große Gitter, das ſich längs der Morgenſeite hinzog und durch deſſen dünne grüne Latten man hinabſchauen konnte in die untere Abtheilung der Synagoge. Dort, hinter hohen Betpulten, ſtanden die Männer in ihren ſchwarzen Mänteln, die ſpitzen Bärte herabſchießend über die weißen Halskrauſen, und die plattbedeckten Köpfe mehr oder minder verhüllt von einem viereckigen, mit den geſetzlichen Schaufäden verſehenen Tuche, das aus weißer Wolle oder Seide beſtand, mitunter auch mit goldnen Treſſen geſchmückt war. Die Wände der Synagoge waren ganz einförmig geweißt, und man ſah dort keine andere Zierrath als etwa das vergüldete Eiſengitter um die viereckige Bühne, wo die Geſetzabſchnitte verleſen werden, und die heilige Lade, ein koſtbar gearbeiteter Kaſten, ſcheinbar getragen von marmornen Säulen mit üppigen Capitälern, deren Blumen- und Laubwerk gar lieblich emporrankte, und bedeckt mit einem Vorhang von kornblauem Sammet, worauf mit Goldflittern, Perlen und bunten Steinen eine fromme Inſchrift geſtickt war. Hier hing die ſilberne

Gedächtniß-Ampel und erhob ſich ebenfalls eine vergitterte Bühne, auf deren Geländer ſich allerlei heilige Geräthe befanden, unter andern der ſiebenarmige Tempel-Leuchter, und vor demſelben, das Antlitz gegen die Lade, ſtand der Vorſänger, deſſen Geſang inſtrumentenartig begleitet wurde von den Stimmen ſeiner beiden Gehülfen, des Baſſiſten und des Diskantſingers. Die Juden haben nämlich alle wirkliche Inſtrumentalmuſik aus ihrer Kirche verbannt, wähnend, daß der Lobgeſang Gottes erbaulicher aufſteige aus der warmen Menſchenbruſt als aus kalten Orgelpfeifen. Recht kindlich freute ſich die ſchöne Sara, als jetzt der Vorſänger, ein trefflicher Tenor, ſeine Stimme erhob und die uralten, ernſten Melodien, die ſie ſo gut kannte, in noch nie geahneter junger Lieblichkeit aufblüheten, während der Baſſiſt, zum Gegenſatze, die tiefen, dunkeln Töne hineinbrummte, und in den Zwiſchenpauſen der Diskantſänger fein und ſüß trillerte. Solchen Geſang hatte die ſchöne Sara in der Synagoge von Bacherach niemals gehört, denn der Gemeindevorſteher, David Levi, machte dort den Vorſänger, und wenn dieſer ſchon bejahrte zitternde Mann, mit ſeiner zerbröckelten, meckernden Stimme wie ein junges Mädchen trillern wollte, und in ſolch gewaltſamer Anſtrengung ſeinen ſchlaff herabhängenden Arm fieberhaft ſchüttelte, ſo reitzte dergleichen wohl mehr zum Lachen als zur Andacht.

Ein frommes Behagen, gemiſcht mit weiblicher Neugier, zog die ſchöne Sara ans Gitter, wo ſie hinabſchauen konnte in die untere Abtheilung, die ſogenannte Männerſchule. Sie hatte noch nie eine ſo große Anzahl Glaubensgenoſſen geſehen, wie ſie da unten erblickte, und es ward ihr noch heimlich wohler ums Herz in der Mitte ſo vieler Menſchen, die ihr ſo nahe verwandt durch gemeinſchaftliche Abſtammung, Denkweiſe und Leiden. Aber noch viel bewegter wurde die Seele des Weibes, als drei alte Männer ehrfurchtsvoll vor die heilige Lade traten, den glänzenden Vorhang an die Seite ſchoben, den Kaſten aufſchloſſen und ſorgſam jenes Buch herausnahmen, das Gott mit heilig eigner Hand geſchrieben und für deſſen Erhaltung die Juden ſo viel erduldet, ſo viel Elend und Haß, Schmach und Tod, ein tauſendjähriges Martyrthum. Dieſes Buch, eine große Pergamentrolle, war wie ein fürſtliches Kind in einem buntgeſtickten Mäntelchen von rothem Sammet gehüllt; oben, auf den beiden Rollhölzern ſteckten zwei ſilberne Gehäuschen, worin allerlei Granaten und Glöckchen ſich zierlich bewegten und klingelten, und vorn, an ſilbernen Kettchen, hingen goldne Schilde mit bunten Edelſteinen. Der Vorſänger nahm das Buch, und als ſei es ein wirkliches Kind, ein Kind um deſſentwillen man große Schmerzen erlitten und das man nur deſto mehr liebt, wiegte er es in ſeinen Armen, tänzelte damit hin und her, drückte es an ſeine Bruſt, und durchſchauert von ſolcher Berührung, erhub er ſeine Stimme zu einem ſo jauchzend frommen Dankliede, daß es der ſchönen Sara bedünkte, als

ob die Säulen der heiligen Lade zu blühen begönnen, und die wunderbaren Blumen und Blätter der Kapitäler immer höher hinaufwüchsen, und die Töne des Diskanten sich in lauter Nachtigallen verwandelten, und die Wölbung der Synagoge gesprengt würde von den gewaltigen Tönen des Bassisten, und die Freudigkeit Gottes herabströmte aus dem blauen Himmel. Das war ein schöner Psalm.. Die Gemeinde wiederholte chorartig die Schlußverse und nach der erhöhten Bühne in der Mitte der Synagoge schritt langsam der Vorsänger mit dem heiligen Buche, während Männer und Knaben sich hastig hinzudrängten um die Sammethülle desselben zu küssen oder auch nur zu berühren. Auf der erwähnten Bühne zog man von dem heiligen Buche das sammtne Mäntelchen, so wie auch die mit bunten Buchstaben beschriebenen Windeln, womit es umwickelt war, und aus der geöffneten Pergamentrolle, in jenem singenden Tone, der am Paschafest noch gar besonders modulirt wird, las der Vorsänger die erbauliche Geschichte von der Versuchung Abrahams.

Die schöne Sara war bescheiden vom Gitter zurückgewichen, und eine breite, putzbeladene Frau von mittlerem Alter und gar gespreizt wohlwollendem Wesen, hatte ihr, mit stummem Nicken, die Miteinsicht in ihrem Gebetbuche vergönnt. Diese Frau mochte wohl keine große Schriftgelehrtin sein; denn als sie die Gebete murmelnd vor sich hinlas, wie die Weiber, da sie nicht laut mitsingen dürfen, zu thun pflegen, so bemerkte die schöne Sara, daß sie viele Worte allzusehr nach Gutdünken aussprach, und manche gute Zeile ganz überschlupperte. Nach einer Weile aber hoben sich schmachtend langsam die wasserklaren Augen der guten Frau, ein flaches Lächeln glitt über das porzellanhaft roth und weiße Gesicht, und mit einem Tone, der so vornehm als möglich hinschmelzen wollte, sprach sie zur schönen Sara: „Er singt sehr gut. Aber ich habe doch in Holland noch viel besser singen hören. Sie sind fremd und wissen vielleicht nicht, daß es der Vorsänger aus Worms ist, und daß man ihn hier behalten will wenn er mit jährlichen vierhundert Gulden zufrieden. Es ist ein lieber Mann und seine Hände sind wie Alabaster. Ich halte viel von einer schönen Hand. Eine schöne Hand ziert den ganzen Menschen!" — Dabei legte die gute Frau selbstgefällig ihre Hand, die wirklich noch schön war, auf die Lehne des Betpultes, und mit einer graziösen Beugung des Hauptes andeutend, daß sie sich im Sprechen nicht gern unterbrechen lasse, setzte sie hinzu: „Das Singerchen ist noch ein Kind und sieht sehr abgezehrt aus. Der Baß ist gar zu häßlich und unser Stern hat mal sehr witzig gesagt: der Baß ist ein größerer Narr als man von einem Baß zu verlangen braucht! Alle drei speisen in meiner Garküche, und Sie wissen vielleicht nicht, daß ich Elle Schnapper bin."

Die schöne Sara dankte für diese Mittheilung, wogegen wieder die Schnapper-Elle ihr ausführlich erzählte, wie sie einst in Amsterdam gewesen, dort

wegen ihrer Schönheit gar vielen Nachstellungen unterworfen war, und wie sie drei Tage vor Pfingsten nach Frankfurt gekommen und den Schnapper geheirathet, wie dieser am Ende gestorben, wie er auf dem Todtenbette die rührendsten Dinge gesprochen, und wie es schwer sei als Vorsteherin einer Garküche die Hände zu konserviren. Manchmal sah sie nach der Seite, mit wegwerfendem Blicke, der wahrscheinlich einigen spöttischen jungen Weibern galt, die ihren Anzug musterten. Merkwürdig genug war diese Kleidung: ein weit ausgebauschter Rock von weißem Atlas, worin alle Thierarten der Arche Noä grellfarbig gestickt, ein Wams von Goldstoff wie ein Küraß, die Aermel von rothem Sammt, gelb geschlitzt, auf dem Haupte eine unmenschlich hohe Mütze, um den Hals eine allmächtige Krause von weißem Steifleinen, so wie auch eine silberne Kette, woran allerlei Schaupfennige, Camäen und Raritäten, unter andern ein großes Bild der Stadt Amsterdam, bis über den Busen herabhingen. Aber die Kleidung der übrigen Frauen war nicht minder merkwürdig und bestand wohl aus einem Gemische von Moden verschiedener Zeiten, und manches Weiblein, bedeckt mit Gold und Diamanten, glich einem wandelnden Juvelierladen. Es war freilich den Frankfurter Juden damals eine bestimmte Kleidung gesetzlich vorgeschrieben, und zur Unterscheidung von den Christen, sollten die Männer an ihren Mänteln gelbe Ringe und die Weiber an ihren Mützen hochaufstehende blaugestreifte Schleier tragen. Jedoch im Judenquartier wurde diese obrigkeitliche Verordnung wenig beachtet, und dort, besonders an Festtagen, und zumal in der Synagoge, suchten die Weiber so viel Kleiderpracht als möglich gegen einander auszukramen, theils um sich beneiden zu lassen, theils auch um den Wohlstand und die Creditfähigkeit ihrer Eheherrn darzuthun.

Während nun unten in der Synagoge die Gesetzabschnitte aus den Büchern Mosis vorgelesen werden, pflegt dort die Andacht etwas nachzulassen. Mancher macht es sich bequem und setzt sich nieder, flüstert auch wohl mit einem Nachbar über weltliche Angelegenheiten, oder geht hinaus auf den Hof, um frische Luft zu schöpfen. Kleine Knaben nehmen sich unterdessen die Freiheit ihre Mütter in der Weiberabtheilung zu besuchen, und hier hat alsdann die Andacht wohl noch größere Rückschritte gemacht: hier wird geplaudert, gerudelt, gelacht, und, wie es überall geschieht, die jüngeren Frauen scherzen über die alten, und diese klagen wieder über die Leichtfertigkeit der Jugend und Verschlechterung der Zeiten. Gleichwie es aber unten in der Synagoge zu Frankfurt einen Vorsänger gab, so gab es in der obern Abtheilung eine Vorklatscherin. Das war Hündchen Reiß, eine platte grünliche Frau, die jedes Unglück witterte und immer eine scandalose Geschichte auf der Zunge trug. Die gewöhnliche Zielscheibe ihrer Spitzreden war die arme Schnapper-Elle, sie wußte gar drollig die erzwungen vornehmen Gebehrden derselben nachzu-

äffen, ſo wie auch den ſchmachtenden Anſtand, womit ſie die ſchalkhaften Huldigungen der Jugend entgegen nimmt.

„Wißt Ihr wohl," — rief jetzt Hündchen Reiß — „die Schnapper-Elle hat geſtern geſagt: wenn ich nicht ſchön und klug und geliebt wäre, ſo möchte ich nicht auf der Welt ſein!"

Da wurde etwas laut gekichert, und die nachſtehende Schnapper-Elle, merkend daß es auf ihre Koſten geſchah, hob verachtungsvoll ihr Auge empor, und wie ein ſtolzes Prachtſchiff ſegelte ſie nach einem entfernteren Platze. Die Vögele Ochs, eine runde, etwas täppiſche Frau, bemerkte mitleidig: die Schnapper-Elle ſei zwar eitel und beſchränkt, aber ſehr bravmüthig, und ſie thue ſehr viel Gutes an Leute, die es nöthig hätten.

„Beſonders an den Naſenſtern" — ziſchte Hündchen Reiß. Und alle die das zarte Verhältniß kannten, lachten um ſo lauter.

„Wißt Ihr wohl" — ſetzte Hündchen hämiſch hinzu — „der Naſenſtern ſchläft jetzt auch im Hauſe der Schnapper-Elle . . . Aber ſeht mal dort unten die Süschen Flörsheim trägt die Halskette, die Daniel Fläſch bei ihrem Manne verſetzt hat. Die Fläſch ärgert ſich . . . Jetzt ſpricht ſie mit der Flörsheim . . . Wie ſie ſich ſo freundlich die Hand drücken! Und haſſen ſich doch wie Midian und Moab! Wie ſie ſich ſo liebevoll anlächeln! Freßt Euch nur nicht vor lauter Zärtlichkeit! Ich will mir das Geſpräch anhören!"

Und nun, gleich einem lauernden Thiere, ſchlich Hündchen Reiß hinzu und hörte, daß die beiden Frauen theilnehmend einander klagten, wie ſehr ſie ſich verfloſſene Woche abgearbeitet, um in ihren Häuſern aufzuräumen und das Küchengeſchirr zu ſchäuern, was vor dem Paſchafeſte geſchehen muß, damit kein einziges Broſämchen der geſäuerten Bröde daran kleben bleibe. Auch von der Mühſeligkeit beim Backen der ungeſäuerten Bröde ſprachen die beiden Frauen. Die Fläſch hatte noch beſondere Beklagniſſe: im Backhauſe der Gemeinde mußte ſie viel Aerger erleiden, nach der Entſcheidung des Looſes konnte ſie dort erſt in den letzten Tagen, am Vorabend des Feſtes, und erſt ſpät Nachmittags zum Backen gelangen, die alte Hanne hatte den Teig ſchlecht geknetet, die Mägde rollten mit ihren Wergelhölzern den Teig viel zu dünn, die Hälfte der Bröde verbrannte im Ofen, und außerdem regnete es ſo ſtark, daß es durch das bretterne Dach des Backhauſes beſtändig tröpfelte, und ſie mußten ſich dort, naß und müde, bis tief in die Nacht abarbeiten.

„Und daran, liebe Flörsheim" — ſetzte die Fläſch hinzu mit einer ſchonenden Freundlichkeit, die keineswegs ächt war — „daran waren Sie auch ein bischen Schuld, weil Sie mir nicht Ihre Leute zur Hülfleiſtung beim Backen geſchickt haben."

„Ach Verzeihung" — erwiederte die Andre — „meine Leute waren zu sehr beschäftigt, die Meßwaaren müssen verpackt werden, wir haben jetzt so viel zu thun, mein Mann . . ."

„Ich weiß" — fiel ihr die Fläsch mit schneidend hastigem Tone in die Rede — „ich weiß, Ihr habt viel zu thun, viel Pfänder und gute Geschäfte, und Halsketten . . ."

Eben wollte ein giftiges Wort den Lippen der Sprecherin entgleiten und die Flörsheim ward schon roth wie ein Krebs, als plötzlich Hündchen Reiß laut aufkreischte: „Um Gottes Willen, die fremde Frau liegt und stirbt . . . Wasser! Wasser!"

Die schöne Sara lag in Ohnmacht, blaß wie der Tod, und um sie herum drängte sich ein Schwarm von Weibern, geschäftig und jammernd. Die Eine hielt ihr den Kopf, eine zweite hielt ihr den Arm; einige alte Frauen bespritzten sie mit dem Wassergläschen, die hinter ihren Betpulten hängen, zum Behufe des Händewaschens, im Fall sie zufällig ihren eignen Leib berührten; andre hielten unter die Nase der Ohnmächtigen eine alte Zitrone, die mit Gewürznägelchen durchstochen, noch vom letzten Fasttage herrührte, wo sie zum nervenstärkenden Anriechen diente. Ermattet und tief seufzend schlug endlich die schöne Sara die Augen auf, und mit stummen Blicken dankte sie für die gütige Sorgfalt. Doch jetzt ward unten das Achtzehn-Gebet, welches niemand versäumen darf, feierlich angestimmt, und die geschäftigen Weiber eilten zurück nach ihren Plätzen, und verrichteten jenes Gebet, wie es geschehen muß, stehend und das Gesicht gewendet gegen Morgen, welches die Himmelsgegend wo Jerusalem liegt. Vögele Ochs, Schnapper-Elle und Hündchen Reiß verweilten am längsten bei der schönen Sara; die beiden ersteren indem sie ihr eifrigst ihre Dienste anboten, die letztere, nachdem sie sich nochmals bei ihr erkundigte: weshalb sie so plötzlich ohnmächtig geworden?

Die Ohnmacht der schönen Sara hatte aber eine ganz besondere Ursache. Es ist nemlich Gebrauch in der Synagoge, daß jemand, welcher einer großen Gefahr entronnen, nach der Verlesung der Gesetzabschnitte, öffentlich hervortritt und der göttlichen Vorsicht für seine Rettung dankt. Als nun Rabbi Abraham zu solcher Danksagung unten in der Synagoge sich erhob, und die schöne Sara die Stimme ihres Mannes erkannte, merkte sie wie der Ton derselben allmählig in das trübe Gemurmel des Todtengebetes überging, sie hörte die Namen ihrer Lieben und Verwandten, und zwar begleitet von jenem segnenden Beiwort, das man den Verstorbenen ertheilt: und die letzte Hoffnung schwand aus der Seele der schönen Sara, und ihre Seele ward zerrissen von der Gewißheit, daß ihre Lieben und Verwandte wirklich ermordet worden, daß ihre kleine Nichte todt sei, daß auch ihre Bäschen, Blümchen und Vögelchen,

todt seien, auch der kleine Gottschalk todt sei, alle ermordet und todt! Von dem Schmerze dieses Bewußtseins wäre sie schier selber gestorben, hätte sich nicht eine wohlthätige Ohnmacht über ihre Sinne ergossen.

Drittes Kapitel.

Als die schöne Sara, nach beendigtem Gottesdienste, in den Hof der Synagoge hinabstieg, stand dort der Rabbi harrend seines Weibes. Er nickte ihr mit heiterm Antlitz und geleitete sie hinaus auf die Straße, wo die frühere Stille ganz verschwunden und ein lermiges Menschengewimmel zu schauen war. Bärtige Schwarzröcke, wie Ameisenhaufen; Weiber, glanzreich hinflatternd, wie Goldkäfer; neugekleidete Knaben, die den Alten die Gebetbücher nachtrugen; junge Mädchen, die, weil sie nicht in die Synagoge gehen dürfen, jetzt aus den Häusern ihren Eltern entgegen hüpfen, vor ihnen die Lockenköpfchen beugen, um den Segen zu empfangen: Alle heiter und freudig, und die Gasse auf und ab spazierend, im seligen Vorgefühl eines guten Mittagmahls, dessen lieblicher Duft schon mundwässernd hervorstieg, aus den schwarzen, mit Kreide bezeichneten Töpfen, die eben von den lachenden Mägden aus dem großen Gemeinde-Ofen geholt worden.

In diesem Gewirre war besonders bemerkbar die Gestalt eines spanischen Ritters, auf dessen jugendlichen Gesichtszügen jene reizende Blässe lag, welche die Frauen gewöhnlich einer unglücklichen Liebe, die Männer hingegen einer glücklichen zuschreiben. Sein Gang, obschon gleichgültig hinschlendernd, hatte dennoch eine etwas gesuchte Zierlichkeit; die Federn seines Barettes bewegten sich mehr durch das vornehme Wiegen des Hauptes, als durch das Wehen des Windes; mehr als eben nothwendig klirrten seine goldenen Sporen und das Wehrgehänge seines Schwertes, welches er im Arme zu tragen schien, und dessen Griff kostbar hervor blitzte aus dem weißen Reutermantel, der seine schlanken Glieder scheinbar nachlässig umhüllte und dennoch den sorgfältigsten Faltenwurf verieth. Hin und wieder, theils mit Neugier, theils mit Kennermienen nahte er sich den vorüberwandelnden Frauenzimmern, sah ihnen seelenruhig fest ins Antlitz, verweilte bei solchem Anschaun, wenn die Gesichter der Mühe lohnten, sagte auch manchem liebenswürdigen Kinde einige rasche Schmeichelworte, und schritt sorglos weiter ohne die Wirkung zu erwarten. Die schöne Sara hatte er schon mehrmals umkreist, jedesmal wieder zurückgescheucht von dem gebietenden Blick derselben oder auch von der räthselhaft lächelnden Miene ihres Mannes, aber endlich, in stolzem Abstreifen aller scheuen Befangenheit, trat er Beiden keck in den Weg, und mit stutzerhafter Sicherheit und süßlich galantem Tone hielt er folgende Anrede:

„Sennora, ich ſchwöre! Hört, Sennora, ich ſchwöre! Bei den Roſen beider Caſtillien, bei den arragoneſiſchen Hiazynthen und andaluſiſchen Granatblüthen! Bei der Sonne, die ganz Spanien mit all ſeinen Blumen, Zwiebeln, Erbſenſuppen, Wäldern, Bergen, Mauleſeln, Ziegenböcken und Alt-Chriſten beleuchtet! Bei der Himmelsdecke, woran dieſe Sonne nur ein goldner Quaſt iſt! Und bei dem Gott, der auf der Himmelsdecke ſitzt, und Tag und Nacht über neue Bildung holdſeliger Frauengeſtalten nachſinnt . . . Ich ſchwöre, Sennora, Ihr ſeid das ſchönſte Weib, das ich im deutſchen Lande geſehen habe, und ſo Ihr gewillet ſeid meine Dienſte anzunehmen, ſo bitte ich Euch um die Gunſt, Huld und Erlaubniß mich Euren Ritter nennen zu dürfen, und in Schimpf und Ernſt Eure Farben zu tragen!“

Ein erröthender Schmerz glitt über das Antlitz der ſchönen Sara, und mit einem Blicke, der um ſo ſchneidender wirkt, je ſanfter die Augen ſind, die ihn verſenden, und mit einem Tone, der um ſo vernichtender je bebend weicher die Stimme, antwortete die tief gekränkte Frau:

„Edler Herr! Wenn Ihr mein Ritter ſein wollt, ſo müßt Ihr gegen ganze Völker kämpfen, und in dieſem Kampfe giebt es wenig Dank und noch weniger Ehre zu gewinnen! Und wenn Ihr gar meine Farben tragen wollt, ſo müßt Ihr gelbe Ringe auf Euren Mantel nähen oder eine blaugeſtreifte Schärpe umbinden: denn dieſes ſind meine Farben, die Farben meines Hauſes, des Hauſes, welches Iſrael heißt, und ſehr elend iſt, und auf den Gaſſen verſpottet wird von den Söhnen des Glücks!“

Plötzliche Purpurröthe bedeckte die Wangen des Spaniers, eine unendliche Verlegenheit arbeitete in allen ſeinen Zügen und faſt ſtotternd ſprach er:

„Sennora . . . Ihr habt mich mißverſtanden . . . unſchuldiger Scherz . . . aber, bei Gott, kein Spott, kein Spott über Iſrael . . . ich ſtamme ſelber aus dem Hauſe Iſrael . . . mein Großvater war ein Jude, vielleicht ſogar mein Vater . . .“

„Und ganz ſicher, Sennor, iſt Eur Oheim ein Jude“ — fiel ihm der Rabbi, der dieſer Scene ruhig zugeſehen, plötzlich in die Rede, und mit einem fröhlich neckenden Blicke ſetzte er hinzu: — „und ich will mich ſelbſt dafür verbürgen, daß Don Iſaak Abarbanel, Neffe des großen Rabbi, dem beſten Blute Iſraels entſproſſen iſt, wo nicht gar dem königlichen Geſchlechte Davids!“

Da klirrte das Schwertgehänge unter dem Mantel des Spaniers, ſeine Wangen erblichen wieder bis zur fahlſten Bläſſe, auf ſeiner Oberlippe zuckte es wie Hohn, der mit dem Schmerze ringt, aus ſeinen Augen grinſte der zornigſte Tod, und in einem ganz verwandelten, eiskalten, ſcharfgehackten Tone, ſprach er:

„Sennor Rabbi! Ihr kennt mich. Nun wohlan, ſo wißt Ihr auch, wer ich bin. Und weiß der Fuchs, daß ich der Brut des Löwen angehöre, ſo wird

er ſich hüten, und ſeinen Fuchsbart nicht in Lebensgefahr bringen und meinen Zorn nicht reizen! Wie will der Fuchs den Löwen richten? Nur wer wie der Löwe fühlt, kann ſeine Schwächen begreifen . . .“

„O, ich begreife es wohl“ — antwortete der Rabbi und wehmüthiger Ernſt zog über ſeine Stirne — „ich begreife es wohl, wie der ſtolze Leu aus Stolz ſeinen fürſtlichen Pelz abwirft und ſich in den bunten Schuppenpanzer des Krokodils verkappt, weil es Mode iſt ein greinendes, ſchlaues, gefräßiges Krokodil zu ſein! Was ſollen erſt die geringeren Thiere beginnen, wenn ſich der Löwe verläugnet? Aber hüte dich, Don Iſaak, du biſt nicht geſchaffen für das Element des Krokodils. Das Waſſer — (du weißt wohl wovon ich rede)— iſt dein Unglück, und du wirſt untergehen. Nicht im Waſſer iſt dein Reich; die ſchwächſte Forelle kann beſſer darin gedeihen als der König des Waldes. Weißt du noch, wie dich die Strudel des Tago verſchlingen wollten . . .“

In ein lautes Gelächter ausbrechend, fiel Don Iſaak plötzlich dem Rabbi um den Hals, verſchloß ſeinen Mund mit Küſſen, ſprang ſporenklirrend vor Freude in die Höhe, daß die vorbeigehenden Juden zurückſchraken, und in ſeinem natürlich herzlich heiteren Tone rief er:

„Wahrhaftig, du biſt Abraham von Bacherach! Und es war ein guter Witz und obendrein ein Freundſchaftsſtück, als du zu Toledo von der Alkantara-Brücke ins Waſſer ſprangeſt und deinen Freund, der beſſer trinken als ſchwimmen konnte, beim Schopf faßteſt und aufs Trockene zogeſt! Ich war nahe dran, recht gründliche Unterſuchungen anzuſtellen: ob auf dem Grunde des Tago wirklich Goldkörner zu finden, und ob ihn mit Recht die Römer den goldnen Fluß genannt haben? Ich ſage dir, ich erkälte mich noch heute durch die bloße Erinnerung an jene Waſſerpartie.“

Bei dieſen Worten gebährdete ſich der Spanier, als wollte er anhängende Waſſertropfen von ſich abſchütteln. Das Antlitz des Rabbi aber war gänzlich aufgeheitert. Er drückte ſeinem Freunde wiederholentlich die Hand und jedesmal ſagte er: „Ich freue mich!“

„Und ich freue mich ebenfalls“ — ſprach der Andere — „wir haben uns ſeit ſieben Jahren nicht geſehen; bei unſerem Abſchied war ich noch ein ganz junger Gelbſchnabel, und du, du warſt ſchon ſo geſetzt und ernſthaft . . . Was ward aber aus der ſchönen Donna, die dir damals ſo viele Seufzer koſtete, wohlgereimte Seufzer, die du mit Lautenklang begleitet haſt . . .“

„Still, ſtill! die Donna hört uns, ſie iſt mein Weib, und du ſelbſt haſt ihr heute eine Probe deines Geſchmackes und Dichtertalents dargebracht.“

Nicht ohne Nachwirkung der früheren Verlegenheit, begrüßte der Spanier die ſchöne Frau, welche mit anmuthiger Güte jetzt bedauerte, daß ſie durch Aeußerungen des Unmuths einen Freund ihres Mannes betrübt habe.

„Ach, Sennora" — antwortete Don Isaak — „wer mit täppischer Hand nach einer Rose griff, darf sich nicht beklagen, daß ihn die Dornen verletzten! Wenn der Abendstern sich im blauen Strome goldfunkelnd abspiegelt . . ."

„Ich bitte dich um Gotteswillen" — unterbrach ihn der Rabbi — „hör auf . . . Wenn wir so lange warten sollen bis der Abendstern sich im blauen Strome goldfunkelnd abspiegelt, so verhungert meine Frau; sie hat seit gestern nichts gegessen und seitdem viel Ungemach und Mühsal erlitten."

„Nun so will ich Euch nach der besten Garküche Israels führen" — rief Don Isaak — „nach dem Hause meiner Freundin Schnapper-Elle, das hier in der Nähe. Schon rieche ich ihren holden Duft, nemlich der Garküche. O wüßtest du, Abraham, wie dieser Duft mich anspricht! Er ist es, der mich, seit ich in dieser Stadt verweile, so oft hinlockt nach den Zelten Jakobs. Der Verkehr mit dem Volke Gottes ist sonst nicht meine Liebhaberei, und wahrlich nicht um hier zu beten, sondern um zu essen besuche ich die Judengasse . . ."

„Du hast uns nie geliebt, Don Isaak . . ."

„Ja" — fuhr der Spanier fort — „ich liebe Eure Küche weit mehr als Euren Glauben; es fehlt ihm die rechte Sauce. Euch selber habe ich nie ordentlich verdauen können. Selbst in Euren besten Zeiten, selbst unter der Regierung meines Ahnherrn Davids, welcher König war über Juda und Israel, hätte ich es nicht unter Euch aushalten können, und ich wäre gewiß eines frühen Morgens aus der Burg Sion entsprungen und nach Phönizien emigrirt, oder nach Babilon, wo die Lebenslust schäumte im Tempel der Götter . . ."

„Du lästerst, Isaak, den einzigen Gott" — murmelte finster der Rabbi — „du bist weit schlimmer als ein Christ, du bist ein Heide, ein Götzendiener . . ."

„Ja, ich bin ein Heide, und eben so zuwider wie die dürren, freudlosen Hebräer sind mir die trüben, qualsüchtigen Nazarener. Unsre liebe Frau von Sidon, die heilige Astarte, mag es mir verzeihen, daß ich vor der schmerzenreichen Mutter des Gekreuzigten niederknie und bete . . . Nur mein Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben! . . ."

„Aber schau nicht so sauer" — fuhr der Spanier fort in seiner Rede, als er sah, wie wenig dieselbe den Rabbi zu erbauen schien — „schau mich nicht an mit Abscheu. Meine Nase ist nicht abtrünnig geworden. Als mich einst der Zufall, um Mittagszeit in diese Straße führte, und aus den Küchen der Juden mir die wohlbekannten Düfte in die Nase stiegen: da erfaßte mich jene Sehnsucht, die unsere Väter empfanden, als sie zurückdachten an die Fleischtöpfe Egyptens; wohlschmeckende Jugenderinnerungen stiegen in mir auf; ich sah wieder im Geiste die Karpfen mit brauner Rosinensauce, die meine Tante für den Freitagabend so erbaulich zu bereiten wußte; ich sah wieder das gedämpfte Hammelfleisch mit Knoblauch und Mairettig, womit man die Todten

erwecken kann, und die Suppe mit ſchwärmeriſch ſchwimmenden Klöschen . . . und meine Seele ſchmolz, wie die Töne einer verliebten Nachtigall, und ſeitdem eſſe ich in der Garküche meiner Freundin Donna Schnapper-Elle!"

Dieſe Garküche hatte man unterdeſſen erreicht; Schnapper-Elle ſelbſt ſtand an der Thüre ihres Hauſes, die Meßfremden, die ſich hungrig hineindrängten, freundlich begrüßend. Hinter ihr, den Kopf über ihre Schulter hinauslehnend, ſtand der lange Naſenſtern und muſterte neugierig ängſtlich die Ankömmlinge. Mit übertriebener Grandezza nahte ſich Don Iſaak unſerer Gaſtwirthin, die ſeine ſchalkhaft tiefen Verbeugungen mit unendlichen Knixen erwiederte; drauf zog er den Handſchuh ab von ſeiner rechten Hand, umwickelte ſie mit dem Zipfel ſeines Mantels, ergriff damit die Hand der Schnapper-Elle, ſtrich ſie langſam über die Haare ſeines Stutzbartes und ſprach:

„Sennora! Eure Augen wetteifern mit den Gluthen der Sonne! Aber obgleich die Eier, je länger ſie gekocht werden, ſich deſto mehr verhärten, ſo wird dennoch mein Herz nur um ſo weicher, je länger es von den Flammenſtrahlen Eurer Augen gekocht wird! Aus der Dotter meines Herzens flattert hervor der geflügelte Gott Amur und ſucht ein trauliches Neſtchen in Eurem Buſen . . . Dieſen Buſen, Sennora, womit ſoll ich ihn vergleichen? Es giebt in der weiten Schöpfung keine Blume, keine Frucht, die ihm ähnlich wäre! Dieſes Gewächs iſt einzig in ſeiner Art. Obgleich der Sturm die zarteſten Röslein entblättert, ſo iſt doch Eur Buſen eine Winterroſe, die allen Winden trotzt! Obgleich die ſaure Zitrone, je mehr ſie altert, nur deſto gelber und runzlichter wird, ſo wetteifert dennoch Eur Buſen mit der Farbe und Zartheit der ſüßeſten Ananas! — O Sennora, iſt auch die Stadt Amſterdam ſo ſchön, wie Ihr mir geſtern und vorgeſtern und alle Tage erzählt habt, ſo iſt doch der Boden, worauf ſie ruht, noch tauſendmal ſchöner . . ."

Der Ritter ſprach dieſe letztern Worte mit erheuchelter Befangenheit und ſchielte ſchmachtend nach dem großen Bilde, das an Schnapper-Elles Halſe hing; der Naſenſtern ſchaute von oben herab mit ſuchenden Augen, und der belobte Buſen ſetzte ſich in eine ſo wogende Bewegung, daß die Stadt Amſterdam hin und her wackelte.

„Ach!" — ſeufzte die Schnapper-Elle — „Tugend iſt mehr werth als Schönheit. Was nützt mir die Schönheit? Meine Jugend geht vorüber, und ſeit Schnapper todt iſt — er hat wenigſtens ſchöne Hände gehabt — was hilft mir da die Schönheit?"

Und dabei ſeufzte ſie wieder, und wie ein Echo, faſt unhörbar, ſeufzte hinter ihr der Naſenſtern.

„Was Euch die Schönheit nützt" — rief Don Iſaak — „O, Donna Schnapper-Elle, verſündigt Euch nicht an der Güte der ſchaffenden Natur! Schmäht nicht ihre holdeſten Gaben! Sie würde ſich furchtbar rächen. Dieſe

beſeligenden Augen würden blöde verglaſen, dieſe anmuthigen Lippen würden ſich bis ins Abgeſchmackte verplatten, dieſer keuſche, liebeſuchende Leib würde ſich in eine ſchwerfällige Talgtonne verwandeln, die Stadt Amſterdam würde auf einen muffigen Moraſt zu ruhen kommen —"

Und ſo ſchilderte er Stück vor Stück das jetzige Ausſehn der Schnapper-Elle, ſo daß der armen Frau ſonderbar beängſtigend zu Muthe ward, und ſie den unheimlichen Reden des Ritters zu entrinnen ſuchte. In dieſem Augenblicke war ſie doppelt froh, als ſie der ſchönen Sara anſichtig ward und ſich angelegentlichſt erkundigen konnte, ob ſie ganz von ihrer Ohnmacht geneſen. Sie ſtürzte ſich dabei in ein lebhaftes Geſpräch, worin ſie alle ihre falſche Vornehmthuerei und ächte Herzensgüte entwickelte, und mit mehr Weitläufigkeit als Klugheit die fatale Geſchichte erzählte, wie ſie ſelbſt vor Schrecken faſt in Ohnmacht gefallen wäre, als ſie wildfremd mit der Trekſchuite zu Amſterdam ankam, und der ſpitzbübiſche Träger ihres Koffers ſie nicht in ein ehrbares Wirthshaus, ſondern in ein freches Frauenhaus brachte, was ſie bald gemerkt an dem vielen Branntweingeſöffe und den unſittlichen Zumuthungen . . . und ſie wäre, wie geſagt, wirklich in Ohnmacht gefallen, wenn ſie es, während den ſechs Wochen, die ſie in jenem verfänglichen Hauſe zubrachte, nur einen Augenblick wagen durfte, die Augen zu ſchließen . . ."

„Meiner Tugend wegen" — ſetzte ſie hinzu — „durfte ich es nicht wagen. Und das alles paſſirte mir wegen meiner Schönheit! Aber Schönheit vergeht und Tugend beſteht."

Don Iſaak war ſchon im Begriff, die Einzelheiten dieſer Geſchichte kritiſch zu beleuchten, als glücklicherweiſe der ſcheele Aaron Hirſchkuh, von Homburg an der Lahn, mit der weißen Serviette im Maule, aus dem Hauſe hervorkam, und ärgerlich klagte, daß ſchon längſt die Suppe aufgetragen ſei und die Gäſte zu Tiſche ſäßen und die Wirthin fehle. — — —

(Der Schluß und die folgenden Kapitel ſind, ohne Verſchulden des Autors, verloren gegangen.)

Ueber die franzöſiſche Bühne.

Vertraute Briefe an Auguſt Lewald.

(Geſchrieben im Mai 1837, auf einem Dorfe bei Paris.)

Erſter Brief.

Endlich, endlich erlaubte es die Witterung, Paris und den warmen Kamin zu verlaſſen, und die erſten Stunden, die ich auf dem Lande zubringe, ſollen wieder dem geliebten Freunde gewidmet ſein. Wie hübſch ſcheint mir die Sonne aufs Papier und vergoldet die Buchſtaben, die Ihnen meine heiterſten Grüße überbringen! Ja, der Winter flüchtet ſich über die Berge, und hinter ihm drein flattern die neckiſchen Frühlingslüfte, gleich einer Schaar leichtfertiger Griſetten, die einen verliebten Greis mit Spottgelächter, oder wohl gar mit Birkenreiſern, verfolgen. Wie er keucht und ächzt, der weißhaarige Geck! Wie ihn die jungen Mädchen unerbittlich vor ſich hintreiben! Wie die bunten Buſenbänder kniſtern und glänzen! Hie und da fällt eine Schleife ins Gras! Die Veilchen ſchauen neugierig hervor, und mit ängſtlicher Wonne betrachten ſie die heitere Hetzjagd. Der Alte iſt endlich ganz in die Flucht geſchlagen und die Nachtigallen ſingen ein Triumphlied. Sie ſingen ſo ſchön und ſo friſch! Endlich können wir die große Oper mitſammt Meyerbeer und Düprés entbehren. Nourrit entbehren wir ſchon längſt. Jeder in dieſer Welt iſt am Ende entbehrlich, ausgenommen etwa die Sonne und ich. Denn ohne dieſe beiden kann ich mir keinen Frühling denken, und auch keine Frühlingslüfte und keine Griſetten, und keine deutſche Literatur! . . . Die ganze Welt wäre ein gähnendes Nichts, der Schatten einer Null, der Traum eines Flohs, ein Gedicht von Carl Streckfuß!

Ja, es iſt Frühling und ich kann endlich die Unterjacke ausziehn. Die kleinen Jungen haben ſogar ihre Röckchen ausgezogen und ſpringen in Hemdärmeln um den großen Baum, der neben der kleinen Dorfkirche ſteht und als Glockenthurm dient. Jetzt iſt der Baum ganz mit Blüthen bedeckt, und ſieht aus wie ein alter gepuderter Großvater, der, ruhig und lächelnd, in der Mitte der blonden Enkel ſteht, die luſtig um ihn herumtanzen. Manchmal überſchüttet er ſie neckend mit ſeinen weißen Flocken. Aber dann jauchzen die Knaben um ſo brauſender. Streng iſt es unterſagt, bei Prügelſtrafe unterſagt, an dem Glockenſtrang zu ziehen. Doch der große Junge, der den übrigen ein gutes Beiſpiel geben ſollte, kann dem Gelüſte nicht widerſtehen, er zieht heimlich an dem verbotenen Strang, und dann ertönt die Glocke wie großväterliches Mahnen.

Späterhin, im Sommer, wenn der Baum in ganzer Grüne prangt und das Laubwerk die Glocke dicht umhüllt, hat ihr Ton etwas geheimnißvolles,

es ſind wunderbar gedämpfte Laute, und ſobald ſie erklingen, verſtummen plötzlich die geſchwätzigen Vögel, die ſich auf den Zweigen wiegten, und fliegen erſchrocken davon.

Im Herbſte iſt der Ton der Glocke noch viel ernſter, noch viel ſchauerlicher, und man glaubt eine Geiſterſtimme zu vernehmen. Beſonders wenn Jemand begraben wird, hat das Glockengeläute einen unausſprechlich wehmüthigen Nachhall; bei jedem Glockenſchlag fallen dann einige gelbe kranke Blätter vom Baume herab, und dieſer tönende Blätterfall, dieſes klingende Sinnbild des Sterbens, erfüllte mich einſt mit ſo übermächtiger Trauer, daß ich wie ein Kind weinte. Das geſchah vorig Jahr als die Margot ihren Mann begrub . . .

Aber jetzt iſt ein ſchönes Frühlingswetter, die Sonne lacht, die Kinder jauchzen, ſogar lauter als eben nöthig wäre, und hier, in dem kleinen Dorfhäuschen, wo ich ſchon vorig Jahr die ſchönſten Monate zubrachte, will ich Ihnen über das franzöſiſche Theater eine Reihe Briefe ſchreiben, und dabei, Ihrem Wunſche gemäß, auch die Bezüge auf die heimiſche Bühne nicht außer Augen laſſen. Letzteres hat ſeine Schwierigkeit, da die Erinnerungen der deutſchen Bretterwelt täglich mehr und mehr in meinem Gedächtniſſe erbleichen. Von Theaterſtücken, die in der letzten Zeit geſchrieben worden, iſt mir nichts zu Geſicht gekommen, als zwei Tragödien von Immermann, Merlin und Peter der Große, welche gewiß beide, der Merlin wegen der Poeſie, der Peter wegen der Politik, nicht aufgeführt werden konnten . . . Und denken Sie ſich meine Miene: in dem Paquete, welches dieſe Schöpfungen eines lieben großen Dichters enthielt, fand ich einige Bände beigepackt, welche „dramatiſche Werke von Ernſt Raupach" betitelt waren!

Von Angeſicht kannte ich ihn zwar, aber geleſen hatte ich noch nie etwas von dieſem Schooßkinde der deutſchen Theaterdirektionen. Einige ſeiner Stücke hatte ich nur durch die Bühne kennen gelernt, und da weiß man nicht genau, ob der Autor von dem Schauſpieler, oder dieſer von jenem hingerichtet wird. Die Gunſt des Schickſals wollte es nun, daß ich in fremdem Lande einige Luſtſpiele des Doktors Ernſt Raupach mit Muße leſen konnte. Nicht ohne Anſtrengung konnte ich mich bis zu den letzten Akten durcharbeiten. Die ſchlechten Witze möchte ich ihm alle hingehen laſſen, und am Ende will er damit nur dem Publikum ſchmeicheln; denn der arme Hecht im Parterre wird zu ſich ſelber ſagen: ſolche Witze kann ich auch machen! und für dieſes befriedigte Selbſtgefühl wird er dem Autor Dank wiſſen. Unerträglich war mir aber der Styl. Ich bin ſo ſehr verwöhnt, der gute Ton der Unterhaltung, die wahre, leichte Geſellſchaftsſprache iſt mir durch meinen langen Aufenthalt in Frankreich ſo ſehr zum Bedürfniß geworden, daß ich bei der Lektüre der Raupachſchen Luſtſpiele ein ſonderbares Uebelbefinden verſpürte.

Dieſer Styl hat auch ſo etwas Einſames, Abgeſondertes, Ungeſelliges, das die Bruſt beklemmt. Die Converſation in dieſen Luſtſpielen iſt erlogen, ſie iſt immer nur bauchredneriſch vielſtimmiger Monolog, ein ödes Ablagern von lauter hageſtolzen Gedanken, Gedanken die allein ſchlafen, ſich ſelbſt des Morgens ihren Caffee kochen, ſich ſelbſt raſiren, allein ſpazieren gehn vor's Brandenburger Thor, und für ſich ſelbſt Blumen pflücken. Wo er Frauenzimmer ſprechen läßt, tragen die Redensarten unter der weißen Mouſſelinrobe eine ſchmierige Hoſe von Geſundheitsflanell und riechen nach Tabak und Juchten.

Aber unter den Blinden iſt der Einäugige König, und unter unſeren ſchlechten Luſtſpieldichtern iſt Raupach der Beſte. Wenn ich ſchlechte Luſtſpieldichter ſage, ſo will ich nur von jenen armen Teufeln reden, die ihre Machwerke unter dem Titel Luſtſpiele aufführen laſſen, oder, da ſie meiſtens Comödianten ſind, ſelber aufführen. Aber dieſe ſogenannten Luſtſpiele ſind eigentlich nur proſaiſche Pantomimen mit traditionellen Masken: Väter, Böſewichter, Hofräthe, Chevaliers, der Liebhaber, die Liebende, die Soubrette, Mütter, oder wie ſie ſonſt benannt werden in den Contracten unſerer Schauſpieler, die nur zu dergleichen feſtſtehenden Rollen, nach herkömmlichen Typen, abgerichtet ſind. Gleich der italieniſchen Maskenkomödie iſt unſer deutſches Luſtſpiel eigentlich nur ein einziges, aber unendlich variirtes Stück. Die Charaktere und Verhältniſſe ſind gegeben, und wer ein Talent zu Combinationsſpielen beſitzt, unternimmt die Zuſammenſetzung dieſer gegebenen Charaktere und Verhältniſſe, und bildet daraus ein ſcheinbar neues Stück, ungefähr nach demſelben Verfahren, wie man im chineſiſchen Puzzelſpiel mit einer beſtimmten Anzahl verſchiedenartig ausgeſchnittener Holzblättchen allerlei Figuren combinirt. Mit dieſem Talente ſind oft die unbedeutendſten Menſchen begabt, und vergebens ſtrebt danach der wahre Dichter, der ſeinen Genius nur frei zu bewegen und nur lebende Geſtalten, keine conſtruirten Holzfiguren, zu ſchaffen weiß. Einige wahre Dichter, welche ſich die undankbare Mühe gaben, deutſche Luſtſpiele zu ſchreiben, ſchufen einige neue komiſche Masken; aber da geriethen ſie in Colliſion mit den Schauſpielern, welche, nur zu den ſchon vorhandenen Masken dreſſirt, um ihre Ungelehrigkeit oder Lernfaulheit zu beſchönigen, gegen die neuen Stücke ſo wirkſam kabalirten, daß ſie nicht wirkſam aufgeführt werden konnten.

Vielleicht liegt dem Urtheil, das mir eben über die Werke des Dr. Raupach entfallen iſt, ein geheimer Unmuth gegen die Perſon des Verfaſſers zu Grunde. Der Anblick dieſes Mannes hat mich einſt zittern gemacht und, wie Sie wiſſen, das verzeiht kein Fürſt. Sie ſehen mich mit Befremden an, Sie finden den Dr. Raupach gar nicht ſo furchtbar, und ſind auch nicht gewohnt mich vor einem lebenden Menſchen zittern zu ſehen? Aber es iſt dennoch der Fall, ich habe vor dem Dr. Raupach einſt eine ſolche Angſt empfunden, daß

meine Knie zu ſchlottern und meine Zähne zu klappern begonnen. Ich kann, neben dem Titelblatt der dramatiſchen Werke von Ernſt Raupach, das geſtochene Geſicht des Verfaſſers nicht betrachten, ohne daß mir noch jetzt das Herz in der Bruſt bebt . . . Sie ſehen mich mit großem Erſtaunen an, theurer Freund, und ich höre auch neben Ihnen eine weibliche Stimme, welche neugierig fleht: ich bitte, erzählen Sie . . .

Doch das iſt eine lange Geſchichte, und dergleichen heute zu erzählen, dazu fehlt mir die Zeit. Auch werde ich an zu viele Dinge, die ich gerne vergäße, bei dieſer Gelegenheit erinnert, z. B. an die trüben Tage, die ich in Potsdam zubrachte und an den großen Schmerz, der mich damals in die Einſamkeit bannte. Ich ſpazierte dort mutterſeel allein, in dem verſchollenen Sansſouçi, unter den Orangenbäumen der großen Rampe . . . Mein Gott, wie unerquicklich, poeſielos ſind dieſe Orangenbäume! Sie ſehen aus wie verkleidete Eichbüſche, und dabei hat jeder Baum ſeine Nummer, wie ein Mitarbeiter am Brockhauſiſchen Converſationsblatte, und dieſe numerirte Natur hat etwas ſo pfiffig Langweiliges, ſo korporalſtöckig Gezwungenes! Es wollte mich immer bedünken, als ſchnupften ſie Tabak, dieſe Orangenbäume, wie ihr ſeliger Herr, der alte Fritz, welcher, wie Sie wiſſen, ein großer Heros geweſen, zur Zeit als Rammler ein großer Dichter war. Glauben Sie bei Leibe nicht, daß ich den Ruhm Friedrichs des Großen zu ſchmälern ſuche! Ich erkenne ſogar ſeine Verdienſte um die deutſche Poeſie. Hat er nicht dem Gellert einen Schimmel und der Madame Karſchin fünf Thaler geſchenkt? Hat er nicht, um die deutſche Literatur zu fördern, ſeine eignen ſchlechten Gedichte in franzöſiſcher Sprache geſchrieben? Hätte er ſie in deutſcher Sprache herausgegeben, ſo konnte ſein hohes Beiſpiel einen unberechenbaren Schaden ſtiften! Die deutſche Muſe wird ihm dieſen Dienſt nie vergeſſen.

Ich befand mich, wie geſagt, zu Potsdam nicht ſonderlich heiter geſtimmt, und dazu kam noch, daß der Leib mit der Seele eine Wette einging, wer von beiden mich am meiſten quälen könne. Ach! der pſychiſche Schmerz iſt leichter zu ertragen als der phyſiſche, und gewährt man mir z. B. die Wahl zwiſchen einem böſen Gewiſſen und einem böſen Zahn, ſo wähle ich erſteres. Ach, es iſt nichts gräßlicheres als Zahnſchmerz! Das fühlte ich in Potsdam, ich vergaß alle meine Seelenleiden und beſchloß nach Berlin zu reiſen, um mir dort den kranken Zahn ausziehen zu laſſen. Welche ſchauerliche, grauenhafte Operation! Sie hat ſo etwas vom Geköpftwerden. Man muß ſich auch dabei auf einen Stuhl ſetzen, und ganz ſtill halten, und ruhig den ſchrecklichen Ruck erwarten! Mein Haar ſträubt ſich, wenn ich nur daran denke. Aber die Vorſehung, in ihrer Weisheit, hat alles zu unſerem Beſten eingerichtet und ſogar die Schmerzen des Menſchen dienen am Ende nur zu ſeinem Heile. Freilich, Zahnſchmerzen ſind fürchterlich, unerträglich; doch die wohlthätig

berechnende Vorsehung hat unseren Zahnschmerzen eben diesen fürchterlich unerträglichen Charakter verliehen, damit wir aus Verzweiflung endlich zum Zahnarzt laufen und uns den Zahn ausreißen lassen. Wahrlich, niemand würde sich zu dieser Operation, oder vielmehr Exekution entschließen, wenn der Zahnschmerz nur im mindesten erträglich wäre!

Sie können sich nicht vorstellen, wie zagen und bangen Sinnes ich während der dreistündigen Fahrt im Postwagen saß. Als ich zu Berlin anlangte, war ich wie gebrochen, und da man in solchen Momenten gar keinen Sinn für Geld hat, gab ich dem Postillion zwölf gute Groschen Trinkgeld. Der Kerl sah mich mit sonderbar unschlüssigem Gesichte an; denn nach dem neuen Naglerschen Postreglement war es den Postillionen streng untersagt, Trinkgelder anzunehmen. Er hielt lange das Zwölfgroschenstück, als wenn er es wöge, in der Hand, und ehe er es einsteckte, sprach er mit wehmüthiger Stimme: „Seit zwanzig Jahren bin ich Postillion und bin ganz an Trinkgelder gewöhnt, und jetzt auf einmal wird uns von dem Herrn Oberpostdirektor bei harter Strafe verboten, etwas von den Passagieren anzunehmen; aber das ist ein unmenschliches Gesetz, kein Mensch kann ein Trinkgeld abweisen, das ist gegen die Natur!" Ich drückte dem ehrlichen Mann die Hand und seufzte. Seufzend gelangte ich endlich in den Gasthof, und als ich mich dort gleich nach einem guten Zahnarzt erkundigte, sprach der Wirth mit großer Freude: „das ist ja ganz vortrefflich, so eben ist ein berühmter Zahnarzt von St. Petersburg bei mir eingekehrt, und wenn Sie an der Tabled'hôte speisen, werden Sie ihn sehen." Ja, dachte ich, ich will erst meine Henkersmahlzeit halten, ehe ich mich aufs Armesünder-Stühlchen setze. Aber bei Tische fehlte mir doch alle Lust zum Essen. Ich hatte Hunger aber keinen Appetit. Trotz meines Leichtsinns konnte ich mir doch die Schrecknisse, die in der nächsten Stunde meiner harrten, nicht aus dem Sinne schlagen. Sogar mein Lieblingsgericht, Hammelfleisch mit Teltower Rübchen, widerstand mir. Unwillkürlich suchten meine Augen den schrecklichen Mann, den Zahnhenker aus St. Petersburg, und mit dem Instinkte der Angst hatte ich ihn bald unter den übrigen Gästen herausgefunden. Er saß fern von mir, am Ende der Tafel, hatte ein verzwicktes und verkniffenes Gesicht, eine Gesicht wie eine Zange womit man Zähne auszieht. Es war ein fataler Kautz, in einem aschgrauen Rock mit blitzenden Stahlknöpfen. Ich wagte kaum ihm ins Gesicht zu sehen, und als er eine Gabel in die Hand nahm, erschrak ich, als nahe er schon meinen Kinnbacken mit dem Brecheisen. Mit bebender Angst wandte ich mich weg von seinem Anblick, und hätte mir auch gern die Ohren verstopft, um nur nicht den Ton seiner Stimme zu vernehmen. An diesem Tone merkte ich, daß er einer jener Leute war, die inwendig, im Leibe, grau angestrichen sind und hölzerne Gedärme haben. Er sprach von Rußland, wo er lange

Zeit verweilt, wo aber ſeine Kunſt keinen hinreichenden Spielraum gefunden. Er ſprach mit jener ſtillen impertinenten Zurückhaltung, die noch unerträglicher iſt als die vollauteſte Aufſchneiderei. Jedesmal wenn er ſprach, ward mir flau zu Muthe und zitterte meine Seele. Aus Verzweiflung warf ich mich in ein Geſpräch mit meinem Tiſchnachbar, und indem ich dem Schrecklichen recht ängſtlich den Rücken zukehrte, ſprach ich auch ſo ſelbſtbetäubend laut, daß ich die Stimme deſſelben endlich nicht mehr hörte. Mein Nachbar war ein liebenswürdiger Mann, von dem vornehmſten Anſtand, von den feinſten Manieren, und ſeine wohlwollende Unterhaltung linderte die peinliche Stimmung, worin ich mich befand. Er war die Beſcheidenheit ſelbſt. Die Rede floß milde von ſeinen ſanftgewölbten Lippen, ſeine Augen waren klar und freundlich, und als er hörte, daß ich an einem kranken Zahn litt, erröthete er und bot mir ſeine Dienſte an. Um Gotteswillen, rief ich, wer ſind Sie denn? Ich bin der Zahnarzt Meyer aus St. Petersburg, antwortete er. Ich rückte faſt unartig ſchnell mit meinem Stuhle von ihm weg, und ſtotterte in großer Verlegenheit: wer iſt denn dort oben an der Tafel der Mann im aſchgrauen Rock mit blitzenden Spiegelknöpfen? Ich weiß nicht, erwiederte mein Nachbar, indem er mich befremdet anſah. Doch der Kellner, welcher meine Frage vernommen, flüſterte mir mit großer Wichtigkeit ins Ohr: es iſt der Herr Theaterdichter Raupach.

Zweiter Brief.

. . . . Oder iſt es wahr, daß wir Deutſchen wirklich kein gutes Luſtſpiel produciren können, und auf ewig verdammt ſind dergleichen Dichtungen von den Franzoſen zu borgen?

Ich höre, daß Ihr Euch in Stuttgart mit dieſer Frage ſo lange herumgequält, bis Ihr aus Verzweiflung auf den Kopf des beſten Luſtſpieldichters einen Preis geſetzt habt. Wie ich vernehme, gehörten Sie ſelber, lieber Lewald, zu den Männern der Jury, und die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung hat Euch ſo lange ohne Bier und Tabak eingeſperrt gehalten, bis Ihr Euer dramaturgiſches Verdict ausgeſprochen. Wenigſtens habt Ihr dadurch den Stoff zu einem guten Luſtſpiel gewonnen.

Nichts iſt haltloſer als die Gründe, womit man die Bejahung der oben aufgeworfenen Frage zu unterſtützen pflegt. Man behauptet z. B. die Deutſchen beſäßen kein gutes Luſtſpiel, weil ſie ein ernſtes Volk ſeien, die Franzoſen hingegen wären ein heiteres Volk und deßhalb begabter für das Luſtſpiel. Dieſer Satz iſt grundfalſch. Die Franzoſen ſind keineswegs ein heiteres Volk. Im

Gegentheil, ich fange an zu glauben, daß Lorenz Sterne Recht hatte, wenn er behauptete: sie seien viel zu ernsthaft. Und damals, als Yorik seine sentimentale Reise nach Frankreich schrieb, blühte dort noch die ganze Leichtfüßigkeit und parfümirte Fadaise des alten Regimes, und die Franzosen hatten im Nachdenken noch nicht durch die Guillotine und Napoleon die gehörigen Lektionen bekommen. Und gar jetzt, seit der Juliusrevoluzion, wie haben sie in der Ernsthaftigkeit, oder wenigstens in der Spaßlosigkeit, die langweiligsten Fortschritte gemacht! Ihre Gesichter sind länger geworden, ihre Mundwinkel sind tiefsinniger herabgezogen; sie lernten von uns Philosophie und Tabakrauchen. Eine große Umwandlung hat sich seitdem mit den Franzosen begeben, sie sehen sich selber nicht mehr ähnlich. Nichts ist kläglicher als das Geschwätze unserer Teutomanen, die, wenn sie gegen die Franzosen losziehen, doch noch immer die Franzosen des Empires, die sie in Deutschland gesehen, vor Augen haben. Sie denken nicht dran, daß dieses veränderungslustige Volk, ob dessen Unbeständigkeit sie selber immer eifern, seit zwanzig Jahren nicht in Denkungsart und Gefühlsweise stabil bleiben konnte!

Nein, sie sind nicht heiterer als wir; wir Deutsche haben für das Komische vielleicht mehr Sinn und Empfänglichkeit als die Franzosen, wir, das Volk des Humors. Dabei findet man in Deutschland für die Lachlust ergiebigere Stoffe, mehr wahrhaft lächerliche Charaktere, als in Frankreich, wo die Persiflage der Gesellschaft jede außerordentliche Lächerlichkeit im Keime erstickt, wo kein Originalnarr sich ungehindert entwickeln und ausbilden kann. Mit Stolz darf ein Deutscher behaupten, daß nur auf deutschem Boden die Narren zu jener titanenhaften Höhe emporblühen können, wovon ein verflachter, frühunterdrückter französischer Narr keine Ahnung hat. Nur Deutschland erzeugt jene kolossalen Thoren, deren Schellenkappe bis in den Himmel reicht und mit ihrem Geklingel die Sterne ergötzt! Laßt uns nicht die Verdienste der Landsleute verkennen und ausländischer Narrheit huldigen; laßt uns nicht ungerecht sein gegen das eigne Vaterland!

Es ist ebenfalls ein Irrthum, wenn man die Unfruchtbarkeit der deutschen Thalia dem Mangel an freier Luft, oder, erlauben Sie mir das leichtsinnige Wort, dem Mangel an politischer Freiheit zuschreibt. Das, was man politische Freiheit zu nennen pflegt, ist für das Gedeihen des Lustspiels durchaus nicht nöthig. Man denke nur an Venedig, wo, trotz der Bleikammern und geheimen Ersäufungsanstalten, dennoch Goldoni und Gozzi ihre Meisterwerke schufen, an Spanien, wo trotz dem absoluten Beil und dem orthodoxen Feuer, die köstlichen Mantel- und Degenstücke gedichtet wurden, man denke an Molière, welcher unter Ludwig XIV. schrieb; sogar China besitzt vortreffliche Lustspiele . . . Nein, nicht der politische Zustand bedingt die Entwicklung des Lustspiels bei einem Volke, und ich würde dieses ausführlich beweisen, geriethe

ich nicht dadurch in ein Gebiet, von welchem ich mich gern entfernt halte. Ja, liebſter Freund, ich hege eine wahre Scheu vor der Politik, und jedem politiſchen Gedanken gehe ich auf zehn Schritte aus dem Wege wie einem tollen Hunde. Wenn mir in meinem Ideengange unverſehens ein politiſcher Gedanke begegnet, bete ich ſchnell den Spruch . . .

Kennen Sie, liebſter Freund, den Spruch, den man ſchnell vor ſich hin ſpricht, wenn man einem tollen Hund begegnet? Ich erinnere mich deſſelben noch aus meinen Knabenjahren, und ich lernte ihn damals von dem alten Kaplan Aſthöver. Wenn wir ſpazieren gingen und eines Hundes anſichtig wurden, der den Schwanz ein bischen zweideutig eingekniffen trug, beteten wir geſchwind: „O Hund, Du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In Ewigkeit — Vor Deinem Biß — Behüte mich mein Herr und Heiland Jeſu Chriſt, Amen!“

Wie vor der Politik, hege ich jetzt auch eine grenzenloſe Furcht vor der Theologie, die mir ebenfalls nichts als Verdruß eingetränkt hat. Ich laſſe mich vom Satan nicht mehr verführen, ich enthalte mich ſelbſt alles Nachdenkens über das Chriſtenthum, und bin kein Narr mehr, daß ich Hengſtenberg und Conſorten zum Lebensgenuß bekehren wollte; mögen dieſe Unglücklichen bis an ihr Lebensende nur Diſteln ſtatt Ananas freſſen und ihr Fleiſch kaſteien; tant mieux, ich ſelber möchte ihnen die Ruthen dazu liefern. Die Theologie hat mich ins Unglück gebracht; Sie wiſſen, durch welches Mißverſtändniß. Sie wiſſen, wie ich vom Bundestag, ohne daß ich darum nachgeſucht hätte, beim jungen Deutſchland angeſtellt wurde, und wie ich bis auf heutigen Tag vergebens um meine Entlaſſung gebeten habe. Vergebens ſchreibe ich die demüthigſten Bittſchriften, vergebens behaupte ich, daß ich an alle meine religiöſen Irrthümer gar nicht mehr glaube . . . nichts will fruchten! Ich verlange wahrhaftig keinen Groſchen Penſion, aber ich möchte gern in Ruheſtand geſetzt werden. Liebſter Freund, Sie thun mir wirklich einen Gefallen, wenn Sie mich in Ihrem Journale gelegentlich des Obſcurantismus und Serviliſmus beſchuldigen wollten; das kann mir nützen. Von meinen Feinden brauche ich einen ſolchen Liebesdienſt nicht beſonders zu erbitten, ſie verläumden mich mit der größten Zuvorkommenheit.

. . . Ich bemerkte zuletzt, daß die Franzoſen, bei denen das Luſtſpiel mehr als bei uns gedeiht, nicht eben ihrer politiſchen Freiheit dieſen Vortheil beizumeſſen haben; es iſt mir vielleicht erlaubt, etwas ausführlicher zu zeigen, wie vielmehr der ſociale Zuſtand iſt, dem die Luſtſpiel-Dichter in Frankreich ihre Supremacie verdanken.

Selten behandelt der franzöſiſche Luſtſpieldichter das öffentliche Treiben des Volkes als Hauptſtoff, er pflegt nur einzelne Momente deſſelben zu benutzen;

auf dieſem Boden pflückt er nur hie und da einige närriſche Blumen, womit er den Spiegel umkränzt, aus deſſen ironiſch geſchliffenen Facetten uns das häusliche Treiben der Franzoſen entgegenlacht. Eine größere Ausbeute findet der Luſtſpieldichter in den Contraſten, die manche alte Inſtitution mit den heutigen Sitten, und manche heutige Sitten mit der geheimen Denkweiſe des Volkes bildet, und endlich gar beſonders ergiebig ſind für ihn die Gegenſätze, die ſo ergötzlich zum Vorſchein kommen, wenn der edle Enthuſiasmus, der bei den Franzoſen ſo leicht auflodert und ebenfalls leicht erliſcht, mit den poſitiven, induſtriellen Tendenzen des Tages in Colliſion geräth. Wir ſtehen hier auf einem Boden, wo die große Despotin, die Revoluzion, ſeit fünfzig Jahren ihre Willkürherrſchaft ausgeübt, hier niederreißend, dort ſchonend, aber überall rüttelnd an den Fundamenten des geſellſchaftlichen Lebens: — und dieſe Gleichheitswuth, die nicht das Niedrige erheben, ſondern nur die Erhabenheiten abflachen konnte; dieſer Zwiſt der Gegenwart mit der Vergangenheit, die ſich wechſelſeitig verhöhnen, der Zank eines Wahnſinnigen mit einem Geſpenſte; dieſer Umſturz aller Autoritäten, der geiſtigen ſowohl als der materiellen; dieſes Stolpern über die letzten Trümmer derſelben; und dieſer Blödſinn in ungeheuren Schickſalſtunden, wo die Nothwendigkeit einer Autorität fühlbar wird, und wo der Zerſtörer vor ſeinem eignen Werke erſchrickt, aus Angſt zu ſingen beginnt und endlich laut auflacht . . . Sehen Sie, das iſt ſchrecklich, gewiſſermaßen ſogar entſetzlich, aber für das Luſtſpiel iſt das ganz vortrefflich!

Nur wird doch einem Deutſchen etwas unheimlich hier zu Muthe. Bei den ewigen Göttern! wir ſollten unſerem Herrn und Heiland täglich dafür danken, daß wir kein Luſtſpiel haben wie die Franzoſen, daß bei uns keine Blumen wachſen, die nur einem Scherbenberg, einem Trümmerhaufen, wie es die franzöſiſche Geſellſchaft iſt, entblühen können! Der franzöſiſche Luſtſpieldichter kommt mir zuweilen vor wie ein Affe, der auf den Ruinen einer zerſtörten Stadt ſitzt, und Grimaſſen ſchneidet, und ſein grinſendes Gelache erhebt, wenn aus den gebrochenen Ogiven der Kathedrale der Kopf eines wirklichen Fuchſes herausſchaut, wenn im ehemaligen Boudoir der königlichen Mätreſſe eine wirkliche Sau ihr Wochenbett hält, oder wenn die Raben auf den Zinnen des Gildehauſes gravitätiſch Rath halten, oder gar die Hyäne in der Fürſtengruft die alten Knochen aufwühlt . . .

Ich habe ſchon erwähnt, daß die Hauptmotive des franzöſiſchen Luſtſpiels nicht dem öffentlichen, ſondern dem häuslichen Zuſtande des Volkes entlehnt ſind; und hier iſt das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau das ergiebigſte Thema. Wie in allen Lebensbezügen, ſo ſind auch in der Familie der Franzoſen alle Bande gelockert und alle Autoritäten niedergebrochen. Daß das väterliche Anſehen bei Sohn und Tochter vernichtet iſt, iſt leicht begreiflich, bedenkt man die korroſive Macht jenes Criticismus, der aus der materialiſti-

ſchen Philoſophie hervorging. Dieſer Mangel an Pietät gebährdet ſich noch weit greller in dem Verhältniß zwiſchen Mann und Weib, ſowohl in den ehelichen als außerehelichen Bündniſſen, die hier einen Charakter gewinnen, der ſie ganz beſonders zum Luſtſpiele eignet. Hier iſt der Originalſchauplatz aller jener Geſchlechtskriege, die uns in Deutſchland nur aus ſchlechten Ueberſetzungen oder Bearbeitungen bekannt ſind, und die ein Deutſcher kaum als ein Polibius, aber nimmermehr als ein Cäſar beſchreiben kann. Krieg, freilich, führen die beiden Gatten, wie überhaupt Mann und Weib, in allen Landen, aber dem ſchönen Geſchlechte fehlt anderswo als in Frankreich die Freiheit der Bewegung, der Krieg muß verſteckter geführt werden; er kann nicht äußerlich, dramatiſch, zur Erſcheinung kommen. Anderswo bringt es die Frau kaum zu einer kleinen Emeute, höchſtens zu einer Inſurrexion. Hier aber ſtehen ſich beide Ehemächte mit gleichen Streitkräften gegenüber, und liefern ihre entſetzlichſten Hausſchlachten. Bei der Einförmigkeit des deutſchen Lebens amüſirt Ihr Euch ſehr im deutſchen Schauſpielhaus, beim Anblick jener Feldzüge der beiden Geſchlechter, wo eins das andere durch ſtrategiſche Künſte, geheimen Hinterhalt, nächtlichen Ueberfall, zweideutigen Waffenſtillſtand, oder gar durch ewige Friedensſchlüſſe, zu überliſten ſucht. Iſt man aber hier in Frankreich auf den Wahlplätzen ſelbſt, wo dergleichen nicht blos zum Scheine, ſondern auch in der Wirklichkeit aufgeführt wird, und trägt man ein deutſches Gemüth in der Bruſt, ſo ſchmilzt einem das Vergnügen bei dem beſten franzöſiſchen Luſtſpiel. Und ach! ſeit langer Zeit lache ich nicht mehr über Arnal, wenn er mit ſeiner köſtlichſten Niaiſerie den Hahnrei ſpielt. Und ich lache auch nicht mehr über Jenny Vertprés, wenn ſie als große Dame, alle mögliche Grazie entfaltend, mit den Blumen des Ehebruchs tändelt. Und ich lache auch nicht mehr über Mademoiſelle Dejazet, die, wie Sie wiſſen, die Rolle einer Griſette ſo vortrefflich, mit einer klaſſiſchen Liederlichkeit, zu ſpielen weiß. Wie viel Niederlagen in der Tugend gehörten dazu, ehe dieſes Weib zu ſolchen Triumphen in der Kunſt gelangen konnte! Sie iſt vielleicht die beſte Schauſpielerin Frankreichs. Wie meiſterhaft ſpielt ſie eine arme Modiſtin, die, durch die Liberalität eines reichen Liebhabers, ſich plötzlich mit allem Luxus einer großen Dame umgeben ſieht, oder eine kleine Wäſcherin, die zum erſten Male die Zärtlichkeiten eines Carabins (auf deutſch: Studiosus Medicinae) anhört und ſich von ihm nach dem bal champêtre der Grande Chaumière geleiten läßt ... Ach! das iſt Alles ſehr hübſch und ſpaßhaft und die Leute lachen dabei; aber ich, wenn ich heimlich bedenke wo dergleichen Luſtſpiel in der Wirklichkeit endet, nemlich in den Goſſen der Proſtituzion, in den Hoſpitälern von St. Lazarre, auf den Tiſchen der Anatomie, wo der Carabin nicht ſelten ſeine ehemalige Liebesgefährtin belehrſam zerſchneiden ſieht ... Dann erſtickt mir das Lachen in der Kehle, und fürchte

ich nicht vor dem gebildetſten Publikum der Welt als Narr zu erſcheinen, ſo würde ich meine Thränen nicht zurückhalten.

Sehen Sie, theurer Freund, das iſt eben der geheime Fluch des Exils, daß uns nie ganz wöhnlich zu Muthe wird in der Atmoſphäre der Fremde, daß wir mit unſerer mitgebrachten, heimiſchen Denk- und Gefühlsweiſe immer iſolirt ſtehen unter einem Volke, das ganz anders fühlt und denkt als wir, daß wir beſtändig verletzt werden von ſittlichen, oder vielmehr unſittlichen Erſcheinungen, womit der Einheimiſche ſich längſt ausgeſöhnt, ja wofür er durch die Gewohnheit allen Sinn verloren hat, wie für die Naturerſcheinungen ſeines Landes . . . Ach! das geiſtige Klima iſt uns in der Fremde eben ſo unwirthlich wie das phyſiſche: ja, mit dieſem kann man ſich leichter abfinden, und höchſtens erkrankt dadurch der Leib, nicht die Seele!

Ein revoluzionärer Froſch, welcher ſich gern aus dem dicken Heimathgewäſſer erhübe und die Exiſtenz des Vogels in der Luft für das Ideal der Freiheit anſieht, wird es dennoch im Trocknen, in der ſogenannten freien Luft, nicht lange aushalten können, und ſehnt ſich gewiß bald zurück nach dem ſchweren, ſoliden Geburtsſumpf. Anfangs bläht er ſich ſehr ſtark auf, und begrüßt freudig die Sonne, die im Monat Juli ſo herrlich ſtrahlt, und er ſpricht zu ſich ſelber: „ich bin mehr als meine Landsleute die Fiſche, die Stockfiſche, die ſtummen Waſſerthiere, mir gab Jupiter die Gabe der Rede, ja ich bin ſogar Sänger, ſchon dadurch fühl ich mich den Vögeln verwandt, und es fehlen mir nur die Flügel . . .“ Der arme Froſch! und bekäme er auch Flügel, ſo würde er ſich doch nicht über Alles erheben können, in den Lüften würde ihm der leichte Vogelſinn fehlen, er würde immer unwillkührlich zur Erde hinabſchauen, von dieſer Höhe würden ihm die ſchmerzlichen Erſcheinungen des irdiſchen Jammerthals erſt recht ſichtbar werden, und der gefiederte Froſch wird alsdann größere Beengniſſe empfinden als früher in dem deutſcheſten Sumpf!

Dritter Brief.

Das Gehirn iſt mir ſchwer und wüſt. Ich habe dieſe Nacht faſt gar nicht ſchlafen können. Beſtändig rollte ich mich im Bette umher, und beſtändig rollte mir ſelber im Kopfe der Gedanke: Wer war der verlarvte Scharfrichter, welcher zu Whitehall Carl I. köpfte? Erſt gegen Morgen ſchlummerte ich ein, und da träumte mir: es ſei Nacht, und ich ſtände einſam auf dem Pont-neuf zu Paris, und ſchaute hinab in die dunkle Seine. Unten aber, zwiſchen den Pfeilern der Brücke, kamen nackte Menſchen zum Vorſchein, die bis an die Hüften aus dem Waſſer hervortauchten, in den Händen brennende Lampen

hielten und Etwas zu ſuchen ſchienen. Sie ſchauten mit bedeutſamen Blicken zu mir hinauf, und ich ſelber nickte ihnen hinab, wie im geheimnißvollſten Einverſtändniß .... Endlich ſchlug die ſchwere Notredame-Glocke, und ich erwachte. Und nun grüble ich ſchon eine Stunde darüber nach: was eigentlich die nackten Leute unter dem Pont-neuf ſuchten? Ich glaube, im Traume wußt' ich es und habe es ſeitdem vergeſſen.

Die glänzenden Morgennebel verſprechen einen ſchönen Frühlingstag. Der Hahn kräht. Der alte Invalide, welcher neben uns wohnt, ſitzt ſchon vor ſeiner Hausthüre und ſingt ſeine napoleoniſchen Lieder. Sein Enkel, das blondgelockte Kind, iſt ebenfalls ſchon auf ſeinen nackten Beinchen, und ſteht jetzt vor meinem Fenſter, ein Stück Zucker in den Händchen, und will damit die Roſen füttern. Ein Sperling trippelt heran mit den kleinen Füßchen, und betrachtet das liebe Kind wie neugierig, wie verwundert. Mit haſtigem Schritt kommt aber die Mutter, das ſchöne Bauerweib, nimmt das Kind auf den Arm und trägt es wieder ins Haus, damit es ſich nicht in der Morgenluft erkälte.

Ich aber greife wieder zur Feder, um über das franzöſiſche Theater meine verworrenen Gedanken in einem noch verworreneren Style niederzukritzeln. Schwerlich wird in dieſer geſchriebenen Wildniß Etwas zum Vorſchein kommen, was für Sie, theurer Freund, belehrſam wäre. Ihnen, dem Dramaturgen, der das Theater in allen ſeinen Beziehungen kennt und den Comödianten in die Nieren ſieht, wie uns Menſchen der liebe Gott; Ihnen, der Sie auf den Brettern, die die Welt bedeuten, einſt gelebt, geliebt und gelitten haben, wie in der Welt ſelbſt der liebe Gott: Ihnen werde ich wohl weder über deutſches noch franzöſiſches Theater viel Neues ſagen können! Nur flüchtige Bemerkungen wage ich hier hinzuwerfen, die ein geneigtes Kopfnicken von Ihnen erſchmeicheln ſollen.

So hoffe ich, findet Ihre Beiſtimmung, was ich im vorigen Briefe über das franzöſiſche Luſtſpiel angedeutet habe. Das ſittliche Verhältniß oder vielmehr Mißverhältniß zwiſchen Mann und Weib iſt hier in Frankreich der Dünger, welcher den Boden des Luſtſpiels ſo koſtbar befruchtet. Die Ehe, oder vielmehr der Ehebruch, iſt der Mittelpunkt aller jener Luſtſpielraketen, die ſo brillant in die Höhe ſchießen, aber eine melancholiſche Dunkelheit, wo nicht gar einen üblen Duft, zurücklaſſen. Die alte Religion, das katholiſche Chriſtenthum, welche die Ehe ſanktionirte und den ungetreuen Gatten mit der Hölle bedrohte, iſt hier mit ſammt dieſer Hölle erloſchen. Die Moral, die nichts anders iſt als die in die Sitten eingewachſene Religion, hat dadurch alle ihre Lebenswurzeln verloren, und rankt jetzt mißmuthig welk an den dürren Stäben der Vernunft, die man an die Stelle der Religion aufgepflanzt hat. Aber nicht einmal dieſe armſelig wurzelloſe, nur auf Vernunft geſtützte Moral wird

hier gehörig reſpektirt, und die Geſellſchaft huldigt nur der Convenienz, welche nichts Anderes iſt als der Schein der Moral, die Verpflichtung einer ſorgfältigen Vermeidung alles Deſſen, was einen öffentlichen Skandal hervorbringen kann; ich ſage, einen öffentlichen, nicht einen heimlichen Skandal, denn alles Skandalöſe, was nicht zur Erſcheinung kommt, exiſtirt nicht für die Geſellſchaft; ſie beſtraft die Sünde nur in Fällen, wo die Zungen allzulaut murmeln. Und ſelbſt dann gibt es gnädige Milderungen. Die Sünderin wird nicht früher ganz verdammt, als bis der Ehegatte ſelbſt ſein Schuldig ausſpricht. Der verrufenſten Meſſaline öffnen ſich die Flügelthore des franzöſiſchen Salons, ſo lange das eheliche Hornvieh geduldig an ihrer Seite hineintrabt. Dagegen das Mädchen, das ſich wahnſinnig großmüthig, weiblich aufopferungsvoll in die Arme des Geliebten wirft, iſt auf immer aus der Geſellſchaft verbannt. Aber dieſes geſchieht ſelten, erſtens weil Mädchen hier zu Lande nie lieben, und zweitens weil ſie im Liebesfalle ſich ſo bald als möglich zu verheirathen ſuchen, um jener Freiheit theilhaft zu werden, die von der Sitte nur den verheiratheten Frauen bewilligt iſt.

Das iſt es. Bei uns in Deutſchland, wie auch in England und anderen germaniſchen Ländern, geſtattet man den Mädchen die größtmöglichſte Freiheit, verehelichte Frauen hingegen treten in die ſtrengſte Abhängigkeit und unter die ängſtlichſte Obhut ihres Gemahls. Hier in Frankreich iſt, wie geſagt, das Gegentheil der Fall, junge Mädchen verharren hier ſo lange in klöſterlicher Eingezogenheit, bis ſie entweder heirathen oder unter ſtrengſter Aufſicht einer Verwandten in die Welt eingeführt werden. In der Welt, d. h. im franzöſiſchen Salon, ſitzen ſie immer ſchweigend und wenig beachtet; denn es iſt hier weder guter Ton noch klug, einem unverheiratheten Mädchen den Hof zu machen.

Das iſt es. Wir Deutſche, wie unſere germaniſchen Nachbarn, wir huldigen mit unſerer Liebe immer nur unverheiratheten Mädchen, und nur dieſe beſingen unſere Poeten; bei den Franzoſen hingegen iſt nur die verheirathete Frau der Gegenſtand der Liebe, im Leben wie in der Kunſt.

Ich habe ſo eben auf eine Thatſache hingewieſen, welche einer weſentlichen Verſchiedenheit der deutſchen Tragödie und der franzöſiſchen zum Grunde liegt. Die Heldinnen der deutſchen Tragödien ſind faſt immer Jungfrauen, in der franzöſiſchen Tragödie ſind es verheirathete Weiber, und die complizirteren Verhältniſſe, die hier eintreten, eröffnen vielleicht einen freieren Spielraum für Handlung und Paſſion.

Es wird mir nie in den Sinn kommen, die franzöſiſche Tragödie auf Koſten der deutſchen, oder umgekehrt, zu preiſen. Die Literatur und die Kunſt jedes Landes ſind bedingt von lokalen Bedürfniſſen, die man bei ihrer Würdigung nicht unberückſichtigt laſſen darf. Der Werth deutſcher Tragödien, wie die

von Goethe, Schiller, Kleist, Immermann, Grabbe, Oehlenschläger, Uhland, Grillparzer, Werner und dergleichen Großdichtern besteht mehr in der Poesie als in der Handlung und Passion. Aber wie köstlich auch die Poesie ist, so wirkt sie doch mehr auf den einsamen Leser als auf eine große Versammlung. Was im Theater auf die Masse des Publikums am hinreißendsten wirkt, ist eben Handlung und Passion, und in diesen beiden excelliren die französischen Trauerspieldichter. Die Franzosen sind schon von Natur aktiver und passionirter als wir, und es ist schwer zu bestimmen: ob es die angeborene Aktivität ist, wodurch die Passion bei ihnen mehr als bei uns zur äußeren Erscheinung kommt, oder ob die angeborene Passion ihren Handlungen einen leidenschaftlicheren Charakter ertheilt und ihr ganzes Leben dadurch dramatischer gestaltet als das unsrige, dessen stille Gewässer im Zwangsbette des Herkommens ruhig dahinfließen und mehr Tiefe als Wellenschlag verrathen. Genug, das Leben ist hier in Frankreich dramatischer, und der Spiegel des Lebens, das Theater, zeigt hier im höchsten Grade Handlung und Passion.

Die Passion, wie sie sich in der französischen Tragödie geberdet, jener unaufhörliche Sturm der Gefühle, jener beständige Donner und Blitz, jene ewige Gemüthsbewegung, ist den Bedürfnissen des französischen Publikums eben so sehr angemessen, wie es den Bedürfnissen eines deutschen Publikums angemessen ist, daß der Autor die tollen Ausbrüche der Leidenschaft erst langsam motivirt, daß er nachher stille Partieen eintreten läßt, damit sich das deutsche Gemüth wieder sanft erhole, daß er unserer Besinnung und der Ahnung kleine Ruhestellen gewährt, daß wir bequem und ohne Uebereilung gerührt werden. Im deutschen Parterre sitzen friedliebende Staatsbürger und Regierungsbeamte, die dort ruhig ihr Sauerkraut verdauen möchten, und oben in den Logen sitzen blauäugige Töchter gebildeter Stände, schöne blonde Seelen, die ihren Strickstrumpf oder sonst eine Handarbeit ins Theater mitgebracht haben und gelinde schwärmen wollen, ohne daß ihnen eine Masche fällt. Und alle Zuschauer besitzen jene deutsche Tugend, die uns angeboren oder wenigstens anerzogen wird, Geduld. Auch geht man bei uns ins Schauspiel, um das Spiel der Comödianten, oder, wie wir uns ausdrücken, die Leistungen der Künstler zu beurtheilen, und Letztere liefern allen Stoff der Unterhaltung in unseren Salons und Journalen. Ein Franzose hingegen geht ins Theater, um das Stück zu sehen, um Emozionen zu empfangen; über das Dargestellte werden die Darsteller ganz vergessen, und wenig ist überhaupt von ihnen die Rede. Die Unruhe treibt den Franzosen ins Theater, und hier sucht er am allerwenigsten Ruhe. Ließe ihm der Autor nur einen Moment Ruhe, er wäre kapabel, Azor zu rufen, was auf deutsch pfeifen heißt. Die Hauptaufgabe für den französischen Bühnendichter ist also, daß sein Publikum gar nicht zu sich selber, gar nicht zur Besinnung komme, daß Schlag auf Schlag die Emozio-

nen herbeigeführt werden, daß Liebe, Haß, Eifersucht, Ehrgeiz, Stolz, Point d'honneur, kurz alle jene leidenschaftlichen Gefühle, die im wirklichen Leben der Franzosen sich schon todsüchtig genug geberden, auf den Brettern in noch wilderen Raserein ausbrechen.

Aber um zu beurtheilen, ob in einem französischen Stück die Uebertreibung der Leidenschaft zu groß ist, ob hier nicht alle Grenzen überschritten sind, dazu gehört die innigste Bekanntschaft mit dem französischen Leben selbst, das dem Dichter als Vorbild diente. Um französische Stücke einer gerechten Kritik zu unterwerfen, muß man sie mit französischem, nicht mit deutschem Maßstabe messen. Die Leidenschaften, die uns, wenn wir in einem umfriedeten Winkel des geruhsamen Deutschlands ein französisches Stück sehen oder lesen, ganz übertrieben erscheinen, sind vielleicht dem wirklichen Leben hier treu nachgesprochen, und was uns im theatralischen Gewande so greuelhaft unnatürlich vorkommt, ereignet sich täglich und stündlich in Paris in der bürgerlichsten Wirklichkeit. Nein, in Deutschland ist es unmöglich, sich von dieser französischen Leidenschaft eine Vorstellung zu machen. Wir sehen ihre Handlungen, wir hören ihre Worte, aber diese Handlungen und Worte setzen uns zwar in Verwunderung, erregen in uns vielleicht eine ferne Ahnung, aber nimmermehr geben sie uns eine bestimmte Kenntniß der Gefühle, denen sie entsprossen. Wer wissen will, was Brennen ist, muß die Hand ins Feuer halten; der Anblick eines Gebrannten ist nicht hinreichend, und am ungenügendsten ist es, wenn wir über die Natur der Flamme nur durch Hörensagen oder Bücher unterrichtet werden. Leute, die am Nordpol der Gesellschaft leben, haben keinen Begriff davon, wie leicht in dem heißen Clima der französischen Societät die Herzen sich entzünden oder gar, während den Juliustagen, die Köpfe von den tollsten Sonnenstichen erhitzt sind. Hören wir, wie sie dort schreien, und sehen wir, wie sie Gesichter schneiden, wenn dergleichen Gluthen ihnen Hirn und Herz versengen, so sind wir Deutschen schier verwundert, und schütteln die Köpfe, und erklären Alles für Unnatur oder gar Wahnsinn.

Wie wir Deutsche in den Werken französischer Dichter den unaufhörlichen Sturm und Drang der Passion nicht begreifen können, so unbegreiflich ist den Franzosen die stille Heimlichkeit, das ahnung- und erinnerungssüchtige Traumleben, das selbst in den leidenschaftlich bewegtesten Dichtungen der Deutschen beständig hervortritt. Menschen, die nur an den Tag denken, nur dem Tage die höchste Geltung zuerkennen und ihn daher auch mit der erstaunlichsten Sicherheit handhaben, die begreifen nicht die Gefühlsweise eines Volkes, das nur ein Gestern und ein Morgen, aber kein Heute hat, das sich der Vergangenheit beständig erinnert und die Zukunft beständig ahnet, aber die Gegenwart nimmermehr zu fassen weiß, in der Liebe, wie in der Politik. Mit Verwunderung betrachten sie uns Deutsche, die wir oft sieben Jahre lang die

blauen Augen der Geliebten anſehen, ehe wir es wagen, mit entſchloſſenem Arm ihre Hüften zu umſchlingen. Sie ſehen uns an mit Verwunderung, wenn wir erſt die ganze Geſchichte der franzöſiſchen Revolution ſammt allen Commentarien gründlich durchſtudiren und die letzten Supplementbände abwarten, ehe wir dieſe Arbeit ins Deutſche übertragen, ehe wir eine Prachtausgabe der Menſchenrechte, mit einer Dedicazion an den König von Bayern . . .

„O Hund, du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In Ewigkeit — Vor deinem Biß behüte mich, mein Herr und Heiland, Jeſu Chriſt, Amen!“

Vierter Brief.

Ich bin dieſen Morgen, liebſter Freund, in einer wunderlich weichen Stimmung. Der Frühling wirkt auf mich recht ſonderbar. Den Tag über bin ich betäubt und es ſchlummert meine Seele. Aber des Nachts bin ich ſo aufgeregt, daß ich erſt gegen Morgen einſchlafe, und dann umſchlingen mich die qualvoll entzückendſten Träume. O ſchmerzliches Glück, wie beängſtigend drücktest du mich an dein Herz vor einigen Stunden! Mir träumte von ihr, die ich nicht lieben will und nicht lieben darf, deren Leidenſchaft mich aber dennoch heimlich beſeligt. Es war in ihrem Landhauſe, in dem kleinen, dämmerigen Gemache, wo die wilden Oleanderbäume das Balkonfenſter überragen. Das Fenſter war offen, und der helle Mond ſchien zu uns ins Zimmer herein und warf ſeine ſilbernen Streiflichter über ihre weißen Arme, die mich ſo liebevoll umſchloſſen hielten. Wir ſchwiegen und dachten nur an unſer ſüßes Elend. An den Wänden bewegten ſich die Schatten der Bäume, deren Blüthen immer ſtärker dufteten. Draußen im Garten, erſt ferne, dann wieder nahe, ertönte eine Geige, lange, langſam gezogene Töne, jetzt traurig, dann wieder gutmüthig heiter, manchmal wie wehmüthiges Schluchzen, mitunter auch grollend, aber immer lieblich, ſchön und wahr . . . „Wer iſt das?“ flüſterte ich leiſe. Und ſie antwortete: „Es iſt mein Bruder, welcher die Geige ſpielt.“ Aber bald ſchwieg draußen die Geige, und ſtatt ihrer vernahmen wir einer Flöte ſchmelzend verhallende Töne, und die klangen ſo bittend, ſo flehend, ſo verblutend, und es waren ſo geheimnißvolle Klagelaute, daß ſie einem die Seele mit wahnſinnigem Grauen erfüllten, daß man an die ſchauerlichſten Dinge denken mußte, an Leben ohne Liebe, an Tod ohne Auferſtehung, an Thränen, die man nicht weinen kann . . . „Wer iſt das?“ flüſterte ich leiſe. Und ſie antwortete: „Es iſt mein Mann, welcher die Flöte bläst.“

Theurer Freund, ſchlimmer noch als das Träumen iſt das Erwachen.

Wie glücklich ſind doch die Franzoſen! Sie träumen gar nicht. Ich habe mich genau darnach erkundigt, und dieſer Umſtand erklärt auch, warum ſie mit ſo wacher Sicherheit ihr Tagesgeſchäft verrichten und ſich nicht auf unklare, dämmernde Gedanken und Gefühle einlaſſen, in der Kunſt wie im Leben. In den Tragödien unſrer großen deutſchen Dichter ſpielt der Traum eine große Rolle, wovon franzöſiſche Trauerſpieldichter nicht die geringſte Ahnung haben. Ahnungen haben ſie überhaupt nicht. Was der Art in neueren franzöſiſchen Dichtungen zum Vorſchein kommt, iſt weder dem Naturell des Dichters noch des Publikums angemeſſen, iſt nur den Deutſchen nachempfunden, ja am Ende vielleicht nur armſelig abgeſtohlen. Denn die Franzoſen begehen nicht bloß Gedankenplagiate, ſie entwenden uns nicht bloß poetiſche Figuren und Bilder, Ideen und Anſichten, ſondern ſie ſtehlen uns auch Empfindungen, Stimmungen, Seelenzuſtände, ſie begehen Gefühlsplagiate. Dieſes gewahrt man namentlich, wenn Einige von ihnen die Gemüthsfaſeleien der katholiſch-romantiſchen Schule aus der Schlegelzeit jetzt nachheucheln.

Mit wenigen Ausnahmen, können alle Franzoſen ihre Erziehung nicht verläugnen; ſie ſind mehr oder weniger Materialiſten, je nachdem ſie mehr oder weniger jene franzöſiſche Erziehung genoſſen, die ein Produkt der materialiſtiſchen Philoſophie iſt. Daher iſt ihren Dichtern die Naivetät, das Gemüth, die Erkenntniß durch Anſchauungen und das Aufgehen im angeſchauten Gegenſtande verſagt. Sie haben nur Reflexion, Paſſion und Sentimentalität.

Ja, ich möchte hier zu gleicher Zeit eine Andeutung ausſprechen, die zur Beurtheilung mancher deutſchen Autoren nützlich wäre: Die Sentimentalität iſt ein Produkt des Materialismus. Der Materialiſt trägt nämlich in der Seele das dämmernde Bewußtſein, daß dennoch in der Welt nicht Alles Materie iſt; wenn ihm ſein kurzer Verſtand die Materialität aller Dinge noch ſo bündig demonſtrirt, ſo ſträubt ſich doch dagegen ſein Gefühl; es beſchleicht ihn zuweilen das geheime Bedürfniß, in den Dingen auch etwas Urgeiſtiges anzuerkennen; und dieſes unklare Sehnen und Bedürfen erzeugt jene unklare Empfindſamkeit, welche wir Sentimentalität nennen. Sentimentalität iſt die Verzweiflung der Materie, die ſich ſelber nicht genügt und nach etwas Beſſerem, ins unbeſtimmte Gefühl hinausſchwärmt. — Und in der That, ich habe gefunden, daß es eben die ſentimentalen Autoren waren, die zu Hauſe, oder wenn ihnen der Wein die Zunge gelöst hatte, in den derbſten Zoten ihren Materialismus auskramten. Der ſentimentale Ton, beſonders wenn er mit patriotiſchen, ſittlich religiöſen Bettelgedanken verbrämt iſt, gilt aber bei dem großen Publikum als das Kennzeichen einer ſchönen Seele!

Frankreich iſt das Land des Materialismus; er bekundet ſich in allen Erſcheinungen des hieſigen Lebens. Manche begabte Geiſter verſuchen zwar ſeine

Wurzel auszugraben, aber dieſe Verſuche bringen noch größere Mißlichkeiten hervor. In den aufgelockerten Boden fallen die Samenkörner jener ſpiritualiſtiſchen Irrlehren, deren Gift den ſocialen Zuſtand Frankreichs auf's Unheilſamſte verſchlimmert.

Täglich ſteigert ſich meine Angſt über die Kriſen, die dieſer ſociale Zuſtand Frankreichs hervorbringen kann; wenn die Franzoſen nur im Mindeſten an die Zukunft dächten, könnten ſie auch keinen Augenblick mit Ruhe ihres Daſeins froh werden. Und wirklich freuen ſie ſich deſſen nie mit Ruhe. Sie ſitzen nicht gemächlich am Banquette des Lebens, ſondern ſie verſchlucken dort eilig die holden Gerichte, ſtürzen den ſüßen Trank haſtig in den Schlund und können ſich dem Genuſſe nie mit Wohlbehagen hingeben. Sie mahnen mich an den alten Holzſchnitt in unſerer Hausbibel, wo die Kinder Israel vor dem Auszug aus Egypten das Paſchafeſt begehen, und ſtehend, reiſegerüſtet und den Wanderſtab in den Händen, ihren Lämmerbraten verzehren. Werden uns in Deutſchland die Lebenswonnen auch viel ſpärlicher zugetheilt, ſo iſt es uns doch vergönnt, ſie mit behaglichſter Ruhe zu genießen. Unſere Tage gleiten ſanft dahin, wie ein Haar, welches man durch die Milch zieht.

Liebſter Lewald, der letztere Vergleich iſt nicht von mir, ſondern von einem Rabbinen; ich las ihn unlängſt in einer Blumenleſe rabbiniſcher Poeſie, wo der Dichter das Leben des Gerechten mit einem Haare vergleicht, welches man durch die Milch zieht. Anfangs kotzte ich ein Bischen über dieſes Bild, denn nichts wirkt erbrechlicher auf meinen Magen, als wenn ich des Morgens meinen Kaffee trinke und ein Haar in der Milch finde. Nun gar ein langes Haar, welches ſich ſanft hindurchziehen läßt, wie das Leben des Gerechten! Aber das iſt eine Idioſynkraſie von mir; ich will mich durchaus an das Bild gewöhnen, und werde es bei jeder Gelegenheit anwenden. Ein Schriftſteller darf ſich nicht ſeiner Subjektivität ganz überlaſſen, er muß Alles ſchreiben können, und ſollte es ihm noch ſo übel dabei werden.

Das Leben eines Deutſchen gleicht einem Haar, welches durch die Milch gezogen wird. Ja, man könnte der Vergleichung noch größere Vollkommenheit verleihen, wenn man ſagte: Das deutſche Volk gleicht einem Zopf von dreißig Millionen zuſammengeflochtenen Haaren, welcher in einem großen Milchtopfe ſeelenruhig herum ſchwimmt. Die Hälfte des Bildes könnte ich beibehalten und das franzöſiſche Leben mit einem Milchtopfe vergleichen, worin tauſend und abertauſend Fliegen hineingeſtürzt ſind, und die einen ſich auf den Rücken der andern emporzuſchwingen ſuchen, am Ende aber doch alle zu Grunde gehen, mit Ausnahme einiger wenigen, die ſich durch Zufall oder Klugheit bis an den Rand des Topfes zu rudern gewußt, und dort, im Trockenen, aber mit naſſen Flügeln, herumkriechen.

Ich habe Ihnen über den socialen Zustand der Franzosen, aus besonderen Gründen, nur wenige Andeutungen geben wollen; wie sich aber die Verwickelung lösen wird, das vermag kein Mensch zu errathen. Vielleicht naht Frankreich einer schrecklichen Catastrophe. Diejenigen, welche eine Revoluzion anfangen, sind gewöhnlich ihre Opfer, und solches Schicksal trifft vielleicht Völker eben so gut, wie Individuen. Das französische Volk, welches die große Revoluzion Europa's begonnen, geht vielleicht zu Grunde, während nachfolgende Völker die Früchte seines Beginnens ernten.

Aber hoffentlich irre ich mich. Das französische Volk ist die Katze, welche, sie falle auch von der gefährlichsten Höhe herab, dennoch nie den Hals bricht, sondern unten gleich wieder auf den Beinen steht.

Eigentlich, liebster Lewald, weiß ich nicht, ob es naturhistorisch richtig ist, daß die Katzen immer auf vier Pfoten fallen und sich daher nie beschädigen, wie ich als kleiner Junge einst gehört hatte. Ich wollte damals gleich das Experiment anstellen, stieg mit unserer Katze auf's Dach und warf sie von dieser Höhe in die Straße hinab. Zufällig aber ritt eben ein Kosak an unserem Hause vorbei, die arme Katze fiel just auf die Spitze seiner Lanze, und er ritt lustig mit dem gespießten Thiere von dannen. — Wenn es nun wirklich wahr ist, daß Katzen immer unbeschädigt auf die Beine fallen, so müssen sie sich doch in solchem Falle vor den Lanzen der Kosaken in Acht nehmen . . .

Fünfter Brief

Mein Nachbar, der alte Grenadier, sitzt heute nachsinnend vor seiner Hausthür; manchmal beginnt er eins seiner alten bonapartistischen Lieder, doch die Stimme versagt ihm vor innerer Bewegung; seine Augen sind roth, und allem Anschein nach hat der alte Kauz geweint.

Aber er war gestern Abend bei Frankoni und hat dort die Schlacht bei Austerlitz gesehen. Um Mitternacht verließ er Paris, und die Erinnerungen beschäftigten seine Seele so übermächtig, daß er wie somnambul die ganze Nacht durchmarschirte und zu seiner eigenen Verwunderung diesen Morgen im Dorfe anlangte. Er hat mir die Fehler des Stücks auseinandergesetzt, denn er war selber bei Austerlitz, wo das Wetter so kalt gewesen, daß ihm die Flinte an den Fingern festfror; bei Frankoni hingegen konnte man es vor Hitze nicht aushalten. Mit dem Pulverdampf war er sehr zufrieden, auch mit dem Geruche der Pferde; nur behauptete er, daß die Cavallerie bei Austerlitz keine so gut dressirten Schimmel besessen. Ob das Manöver der Infanterie ganz richtig dargestellt worden, wußte er nicht genau zu beurtheilen;

denn bei Austerlitz, wie bei jeder Schlacht, sei der Pulverdampf so stark gewesen, daß man kaum sah, was ganz in der Nähe vorging. Der Pulverdampf bei Frankoni war aber, wie der Alte sagte, ganz vortrefflich, und schlug ihm so angenehm auf die Brust, daß er dadurch von seinem Husten geheilt ward. „Und der Kaiser?" fragte ich ihn. „Der Kaiser," antwortete der Alte, „war ganz unverändert, wie er leibt und lebte, in seiner grauen Kapote mit dem dreieckigen Hütchen, und das Herz pochte mir in der Brust. Ach, der Kaiser," setzte der Alte hinzu, „Gott weiß, wie ich ihn liebe, ich bin oft genug in diesem Leben für ihn ins Feuer gegangen, und sogar nach dem Tode muß ich für ihn ins Feuer gehen!"

Den letzten Zusatz sprach Ricou, so heißt der Alte, mit einem geheimnißvoll düsteren Tone, und schon mehrmals hatte ich von ihm die Aeußerung vernommen, daß er einst für den Kaiser in die Hölle käme. Als ich heute ernsthaft in ihn drang, mir diese räthselhaften Worte zu erklären, erzählte er mir folgende entsetzliche Geschichte:

„Als Napoleon den Papst Pius VII. von Rom wegführen und nach dem hohen Bergschlosse von Savona bringen ließ, gehörte Ricou zu einer Compagnie Grenadiere, die ihn dort bewachten. Anfangs gewährte man dem Papste manche Freiheiten; ungehindert konnte er zu beliebigen Stunden seine Gemächer verlassen und sich nach der Schloßkapelle begeben, wo er täglich selber Messe las. Wenn er dann durch den großen Saal schritt, wo die kaiserlichen Grenadiere Wache hielten, streckte er die Hand nach ihnen aus und gab ihnen den Segen. Aber eines Morgens erhielten die Grenadiere bestimmten Befehl, den Ausgang der päpstlichen Gemächer strenger als vorher zu bewachen und dem Papst den Durchgang im großen Saale zu versagen. Unglücklicherweise traf just Ricou das Loos, diesen Befehl auszuführen, ihn, welcher Bretagner von Geburt, also erzkatholisch war und in dem gefangenen Papste den Statthalter Christi verehrte. Der arme Ricou stand Schildwache vor den Gemächern des Papstes, als dieser, wie gewöhnlich, um in der Schloßkapelle Messe zu lesen, durch den großen Saal wandern wollte. Aber Ricou trat vor ihn hin und erklärte, daß er die Consigne erhalten, den heiligen Vater nicht durch zu lassen. Vergebens suchten einige Priester, die sich im Gefolge des Papstes befanden, ihm ins Gemüth zu reden und ihm zu bedeuten, welch einen Frevel, welche Sünde, welche Verdammniß er auf sich lade, wenn er Seine Heiligkeit, das Oberhaupt der Kirche, verhindere, Messe zu lesen . . . Aber Ricou blieb unerschütterlich, er berief sich immer auf die Unmöglichkeit, seine Consigne zu brechen, und als der Papst dennoch weiter schreiten wollte, rief er entschlossen: "Au nom de l'Empereur!" und trieb ihn mit vorgehaltenem Bajonnette zurück. Nach einigen Tagen wurde der strenge Befehl wieder aufgehoben, und der Papst durfte, wie früherhin, um Messe zu lesen, den

großen Saal durchwandern. Allen Anwesenden gab er dann wieder den Segen, nur nicht dem armen Ricou, den er seitdem immer mit strengem Strafblicke ansah und dem er den Rücken kehrte, während er gegen die Uebrigen die segnende Hand ausstreckte. „Und doch konnte ich nicht anders handeln" — setzte der alte Invalide hinzu, als er mir diese entsetzliche Geschichte erzählte — „ich konnte nicht anders handeln, ich hatte meine Consigne, ich mußte dem Kaiser gehorchen; und auf seinen Befehl — Gott verzeih mir's! — hätte ich dem lieben Gott selber das Bajonnett durch den Leib gerannt."

Ich habe dem armen Schelm versichert, daß der Kaiser für alle Sünden der großen Armee verantwortlich sei, was ihm aber wenig schaden könne, da kein Teufel in der Hölle sich unterstehen würde, den Napoleon anzutasten. Der Alte gab mir gern Beifall und erzählte, wie gewöhnlich, mit geschwätziger Begeisterung, von der Herrlichkeit des Kaiserreichs, der imperialen Zeit, wo Alles so goldströmend und blühend, statt daß heut zu Tage die ganze Welt so welk und abgefärbt aussieht.

War wirklich die Zeit des Kaiserreichs in Frankreich so schön und beglückend, wie diese Bonapartisten, klein und groß, vom Invaliden Ricou bis zur Herzogin von Abrantes, uns vorzuprahlen pflegen? Ich glaube nicht. Die Aecker lagen brach und die Menschen wurden zur Schlachtbank geführt. Ueberall Mutterthränen und häusliche Verödung. Aber es geht diesen Bonapartisten wie dem versoffenen Bettler, der die scharfsinnige Bemerkung gemacht hatte, daß, so lange er nüchtern blieb, seine Wohnung nur eine erbärmliche Hütte, sein Weib in Lumpen gehüllt und sein Kind krank und hungrig war, daß aber, sobald er einige Gläser Branntwein getrunken, dieses ganze Elend sich plötzlich änderte, seine Hütte sich in einen Palast verwandelte, sein Weib wie eine geputzte Prinzessin aussah, und sein Kind wie die wohlgenährteste Gesundheit ihn anlachte. Wenn man ihn nun ob seiner schlechten Wirthschaft manchmal ausschalt, so versicherte er immer, man möge ihm nur genug Branntwein zu trinken geben, und sein ganzer Haushalt würde bald ein glänzenderes Ansehen gewinnen. Statt Branntwein war es Ruhm, Ehrgier und Eroberungslust, was jene Bonapartisten so sehr berauschte, daß sie die wirkliche Gestalt der Dinge während der Kaiserzeit nicht sahen; und jetzt, bei jeder Gelegenheit, wo eine Klage über schlechte Zeiten laut wird, rufen sie immer: Das würde sich gleich ändern, Frankreich würde blühen und glänzen, wenn man uns wieder wie sonst zu trinken gäbe: Ehrenkreuze, Epaulette, contributions volontaires, spanische Gemälde, Herzogthümer in vollen Zügen.

Wie dem aber auch sei, nicht blos die alten Bonapartisten, sondern auch die große Masse des Volks wiegt sich gern in diesen Illusionen, und die Tage des Kaiserreichs sind die Poesie dieser Leute, eine Poesie, die noch dazu Opposition bildet gegen die Geistesnüchternheit des siegenden Bürgerstandes. Der Heroïs-

mus der imperialen Herrſchaft iſt der einzige, wofür die Franzoſen noch empfänglich ſind, und Napoleon iſt der einzige Heros, an den ſie noch glauben.

Wenn Sie Dieſes erwägen, theurer Freund, ſo begreifen Sie auch ſeine Geltung für das franzöſiſche Theater und den Erfolg, womit die hieſigen Bühnendichter dieſe einzige, in der Sandwüſte des Indifferentismus einzige Quelle der Begeiſterung ſo oft ausbeuten. Wenn in den kleinen Vaudevillen der Boulevards-Theater eine Scene aus der Kaiſerzeit dargeſtellt wird, oder gar der Kaiſer in Perſon auftritt, dann mag das Stück auch noch ſo ſchlecht ſein, es fehlt doch nicht an Beifallsbezeugungen; denn die Seele der Zuſchauer ſpielt mit, und ſie applaudiren ihren eigenen Gefühlen und Erinnerungen. Da giebt es Couplets, worin Stichworte ſind, die wie betäubende Kolbenſchläge auf das Gehirn eines Franzoſen, andere, die wie Zwiebeln auf ſeine Thränendrüſen wirken. Das jauchzt, das weint, das flammt bei den Worten: Aigle français, soleil d'Austerlitz, Jena, les pyramides, la grande armée, l'honneur, la vieille garde, Napoléon . . . oder wenn gar der Mann ſelber, l'homme, zum Vorſchein kommt, am Ende des Stücks, als Deus ex machina! Er hat immer das Wünſchelhütchen auf dem Kopfe und die Hände hinterm Rücken und ſpricht ſo lakoniſch als möglich. Er ſingt nie. Ich habe nie ein Vaudeville geſehen, worin Napoleon geſungen. Alle Andere ſingen. Ich habe ſogar den alten Fritz, Frédéric le Grand, in Vaudevillen ſingen hören, und zwar ſang er ſo ſchlechte Verſe, daß man ſchier glauben konnte, er habe ſie ſelbſt gedichtet.

In der That, die Verſe dieſer Vaudeville ſind ſpottſchlecht, aber nicht die Muſik, namentlich in den Stücken, wo alte Stelzfüße die Feldherrngröße und das kummervolle Ende des Kaiſers beſingen. Die graziöſe Leichtfertigkeit des Vaudevilles geht dann über in einen elegiſch-ſentimentalen Ton, der ſelbſt einen Deutſchen rühren könnte. Den ſchlechten Texten ſolcher Complaintes ſind nemlich alsdann jene bekannten Melodien untergelegt, womit das Volk ſeine Napoleonslieder abſingt. Dieſe Letzteren ertönen hier an allen Orten, man ſollte glauben, ſie ſchwebten in der Luft oder die Vögel ſängen ſie in den Baumzweigen. Mir liegen beſtändig dieſe elegiſch-ſentimentalen Melodien im Sinn, wie ich ſie von jungen Mädchen, kleinen Kindern, verkrüppelten Soldaten, mit allerlei Begleitungen und allerlei Variationen ſingen hörte. Am rührendſten ſang ſie der blinde Invalide auf der Citadelle von Dieppe. Meine Wohnung lag dicht am Fuße jener Citadelle, wo ſie ins Meer hinausragt, und dort, auf dem dunkeln Gemäuer, ſaß er ganze Nächte, der Alte, und ſang die Thaten des Kaiſers Napoleon. Das Meer ſchien ſeinen Geſängen zu lauſchen, das Wort Gloire zog immer ſo feierlich über die Wellen, die manchmal wie vor Verwunderung aufrauſchten und dann wieder ſtill weiter zogen ihren nächtlichen Weg . . . Wenn ſie nach St. Helena kamen, grüßten

ſie vielleicht ehrfurchtsvoll den tragiſchen Felſen oder brandeten dort mit ſchmerzlichem Unmuth. Wie manche Nacht ſtand ich am Fenſter und horchte ihm zu, dem alten Invaliden von Dieppe. Ich kann ſeiner nicht vergeſſen. Ich ſehe ihn noch immer ſitzen auf dem alten Gemäuer, während aus den dunkeln Wolken der Mond hervortrat und ihn wehmüthig beleuchtete, den Oſſian des Kaiſerreichs.

Von welcher Bedeutung Napoleon einſt für die franzöſiſche Bühne ſein wird, läßt ſich gar nicht ermeſſen. Bis jetzt ſah man den Kaiſer nur in Vaudevillen oder großen Spektakel- und Dekorationsſtücken. Aber es iſt die Göttin der Tragödie, welche dieſe hohe Geſtalt als rechtmäßiges Eigenthum in Anſpruch nimmt. Iſt es doch, als habe jene Fortuna, die ſein Leben ſo ſonderbar lenkte, ihn zu einem ganz beſonderen Geſchenk für ihre Couſine Melpomene beſtimmt. Die Tragödiendichter aller Zeiten werden die Schickſale dieſes Mannes in Verſen und Proſa verherrlichen. Die franzöſiſchen Dichter ſind jedoch ganz beſonders an dieſen Helden gewieſen, da das franzöſiſche Volk mit ſeiner ganzen Vergangenheit gebrochen hat, für die Helden der feudaliſtiſchen und courtiſanesken Zeit der Valois und Bourbonen keine wohlwollende Sympathie, wo nicht gar eine häßliche Antipathie empfindet, und Napoleon, der Sohn der Revolution, die einzig große Herrſchergeſtalt, der einzige königliche Held iſt, woran das neue Frankreich ſein volles Herz weiden kann.

Hier habe ich beiläufig angedeutet, daß der politiſche Zuſtand der Franzoſen dem Gedeihen ihrer Tragödie nicht günſtig ſein kann. Wenn ſie geſchichtliche Stoffe aus dem Mittelalter oder aus der Zeit der letzten Bourbonen behandeln, ſo können ſie ſich des Einfluſſes eines gewiſſen Parteigeiſtes nimmermehr erwehren, und der Dichter bildet dann ſchon von vorn herein, ohne es zu wiſſen, eine modern-liberale Oppoſition gegen den alten König oder Ritter, den er feiern wollte. Dadurch entſtehen Mißlaute, die einem Deutſchen, der mit der Vergangenheit noch nicht thatſächlich gebrochen hat, und gar einem deutſchen Dichter, der in der Unparteilichkeit Goethe'ſcher Künſtlerweiſe auferzogen worden, aufs unangenehmſte ins Gemüth ſtechen. Die letzten Töne der Marſeillaiſe müſſen verhallen, ehe Autor und Publikum in Frankreich ſich an den Helden ihrer früheren Geſchichte wieder gehörig erbauen können. Und wäre auch die Seele des Autors ſchon gereinigt von allen Schlacken des Haſſes, ſo fände doch ſein Wort kein unparteiiſches Ohr im Parterre, wo die Männer ſitzen, die nicht vergeſſen können, in welche blutigen Conflikte ſie mit der Sippſchaft jener Helden gerathen, die auf der Bühne tragiren. Man kann den Anblick der Väter nicht ſehr goutiren, wenn man den Söhnen auf dem Place de Grève das Haupt abgeſchlagen hat. So etwas trübt den reinen Theatergenuß. Nicht ſelten verkennt man die Unparteilichkeit des Dichters ſo weit, daß man

ihn antirevolutionärer Gesinnungen beschuldigt. — „Was soll dieses Ritterthum, dieser phantastische Plunder?“ ruft dann der entrüstete Republikaner, und er schreit Anathema über den Dichter, der die Helden alter Zeit, zur Verführung des Volkes, zur Erweckung aristokratischer Sympathien, mit seinen Versen verherrlicht.

Hier, wie in vielen anderen Dingen, zeigt sich eine wahlverwandtschaftliche Aehnlichkeit zwischen den französischen Republikanern und den englischen Puritanern. Es knurret fast derselbe Ton in ihrer Theaterpolemik, nur daß diesen der religiöse, jenen der politsche Fanatismus die absurdesten Argumente leiht. Unter den Aktenstücken aus der Cromwel'schen Periode giebt es eine Streitschrift des berühmten Puritaners Prynne, betitelt: Histrio-mastix, (gedr. 1633), woraus ich Ihnen folgende Diatribe gegen das Theater zur Ergötzung mittheile:

There is scarce one devil in hell, hardly a notorios sin or sinner upon earth, either of modern or antient times, but hath some part or other in our stage-plays.

O, that our players, our play-hounters would now seriously consider, that the persons whose parts, whose sins they act and see, are even then gelling in the eternal flames of hell for these particular sins of theyrs, even then, while they are playing of these sins, these parts of theyrs on the stage! O, that they would now remember the sighs, the groans, the tears, the anguish, weeping and gnashing of teeth, the crys and shrieks that these wickednesses causes in hell, while the are acting, applauding, committing and laughing at them in the playhouse!

Sechster Brief.

Mein theurer, innig geliebter Freund! Mir ist, als trüge ich diesen Morgen einen Kranz von Mohnblumen auf dem Haupte, der all mein Sinnen und Denken einschläfert. Unwirsch rüttle ich manchmal den Kopf, und dann erwachen wohl darin hie und da einige Gedanken, aber gleich nicken sie wieder ein und schnarchen um die Wette. Die Witze, die Flöhe des Gehirns, die zwischen den schlummernden Gedanken umherspringen, zeigen sich ebenfalls nicht besonders munter, und sind vielmehr sentimental und träge. Ist es die Frühlingsluft, die dergleichen Kopfbetäubungen verursacht, oder die veränderte Lebensart? Hier geh' ich Abends schon um neun Uhr zu Bette, ohne müde zu sein, genieße dann keinen gesunden Schlaf, der alle Glieder bindet, sondern wälze mich die ganze Nacht in einem traumsüchtigen Halbschlummer. In

Paris hingegen, wo ich mich erſt einige Stunden nach Mitternacht zur Ruhe begeben konnte, war mein Schlaf wie von Eiſen. Kam ich doch erſt um acht Uhr vom Tiſche, und dann rollten wir ins Theater. Der Dr. Dettmold aus Hannover, der den verfloſſenen Winter in Paris zubrachte und uns immer ins Theater begleitete, hielt uns munter, wenn die Stücke auch noch ſo einſchläfernd. Wir haben viel zuſammen gelacht und kritiſirt und mediſirt. Seien Sie ruhig, Liebſter, Ihrer wurde nur mit der ſchönſten Anerkenntniß gedacht. Wir zollten Ihnen das freudigſte Lob.

Sie wundern ſich, daß ich ſo oft ins Theater gegangen; Sie wiſſen, der Beſuch des Schauſpielhauſes gehört nicht eben zu meinen Gewohnheiten. Aus Caprice enthielt ich mich dieſen Winter des Salonlebens, und damit die Freunde, bei denen ich ſelten erſchien, mich nicht im Theater ſähen, wählte ich gewöhnlich eine Avant-ſcene, in deren Ecke man ſich am beſten den Augen des Publikums verbergen kann. Dieſe Avant-ſcenen ſind auch außerdem meine Lieblingsplätze. Man ſieht hier nicht bloß was auf dem Theater geſpielt wird, ſondern auch was hinter den Couliſſen vorgeht, hinter jenen Couliſſen, wo die Kunſt aufhört und die liebe Natur wieder anfängt. Wenn auf der Bühne irgend eine pathetiſche Tragödie zu ſchauen iſt, und zu gleicher Zeit von dem liederlichen Comödiantentreiben hinter den Couliſſen hie und da ein Stück zum Vorſchein kömmt, ſo mahnt dergleichen an antike Wandbilder oder an die Fresken der Münchener Glyptothek und mancher italieniſchen Palazzos, wo in den Ausſchnitteden der großen hiſtoriſchen Gemälde lauter poſſirliche Arabesken, lachende Götterſpäße, Bacchanalien und Satyr-Idyllen angebracht ſind.

Das Theater français beſuchte ich ſehr wenig; dieſes Haus hat für mich etwas Oedes, Unerfreuliches. Hier ſpuken noch die Geſpenſter der alten Tragödie, mit Dolch und Giftbecher in den bleichen Händen; hier ſtäubt noch der Puder der klaſſiſchen Perücken. Daß man auf dieſem klaſſiſchen Boden manchmal der modernen Romantik ihre tollen Spiele erlaubt, oder daß man den Anforderungen des älteren und des jüngeren Publikums, durch eine Miſchung des Klaſſiſchen und Romantiſchen entgegen kommt, daß man gleichſam ein tragiſches Juſte-milieu gebildet hat, das iſt am unerträglichſten. Dieſe franzöſiſchen Tragödiendichter ſind emancipirte Sklaven, die immer noch ein Stück der alten klaſſiſchen Kette mit ſich herumſchleppen; ein feines Ohr hört bei jedem ihrer Tritte noch immer ein Geklirre, wie zur Zeit der Herrſchaft Agamemnons und Talmas.

Ich bin weit davon entfernt, die ältere franzöſiſche Tragödie unbedingt zu verwerfen. Ich ehre Corneille und ich liebe Racine. Sie haben Meiſterwerke geliefert, die auf ewigen Poſtamenten ſtehen bleiben im Tempel der Kunſt. Aber für das Theater iſt ihre Zeit vorüber, ſie haben ihre Sendung

erfüllt vor einem Publikum von Edelleuten, die sich gern für Erben des älteren Heroismus hielten, oder wenigstens diesen Heroismus nicht kleinbürgerlich verwarfen. Auch noch unter dem Empire konnten die Helden von Corneille und Racine auf die größte Sympathie rechnen, damals, wo sie vor der Loge des großen Kaisers und vor einem Parterre von Königen spielten. Diese Zeiten sind vorbei, die alte Aristokratie ist todt, und Napoleon ist todt, und der Thron ist nichts als ein gewöhnlicher Holzstuhl, überzogen mit rothem Sammt, und heute herrscht die Bourgeoisie, die Helden des Paul de Kock und des Eugène Scribe.

Ein Zwitterstyl und eine Geschmacksanarchie, wie sie jetzt im Theater Français vorwalten, ist gräulich. Die meisten Novatoren neigen sich gar zu einem Naturalismus, der für die höhere Tragödie eben so verwerflich ist wie die hohle Nachahmung des klassischen Pathos. Sie kennen zur Genüge, lieber Lewald, das Natürlichkeitssystem, den Iffiandianismus, der einst in Deutschland grassirte, und von Weimar aus, besonders durch den Einfluß von Schiller und Göthe, besiegt wurde. Ein solches Natürlichkeitssystem will sich auch hier ausbreiten, und seine Anhänger eifern gegen metrische Form und gemessenen Vortrag. Wenn erstere nur in dem Alexandriner und letzterer nur in dem Zittergegröhle der älteren Periode bestehen soll, so hätten diese Leute Recht, und die schlichte Prosa und der nüchternste Gesellschaftston wären ersprießlicher für die Bühne. Aber die wahre Tragödie muß alsdann untergehen. Diese fordert Rhythmus der Sprache und eine von dem Gesellschaftston verschiedene Deklamation. Ich möchte dergleichen fast für alle dramatischen Erzeugnisse in Anspruch nehmen. Wenigstens sei die Bühne niemals eine banale Wiederholung des Lebens, und sie zeige dasselbe in einer gewissen vornehmen Veredlung, die sich, wenn auch nicht im Wortmaaß und Vortrag, doch in dem Grundton, in der inneren Feierlichkeit eines Stückes, ausspricht. Denn das Theater ist eine andere Welt, die von der unsrigen geschieden ist, wie die Scene von Parterre. Zwischen dem Theater und der Wirklichkeit liegt das Orchester, die Musik, und zieht sich der Feuerstreif der Rampe. Die Wirklichkeit, nachdem sie das Tonreich durchwandert und auch die bedeutungsvollen Rampenlichter überschritten, steht auf dem Theater als Poesie verklärt uns gegenüber. Wie ein verhallendes Echo klingt noch in ihr der holde Wollaut der Musik, und sie ist mährchenhaft angestrahlt von den geheimnißvollen Lampen. Das ist ein Zauberklang und Zauberglanz, der einem prosaischen Publikum sehr leicht als unnatürlich vorkommt, und der doch noch weit natürlicher ist als die gewöhnliche Natur; es ist nämlich durch die Kunst erhöhete, bis zur blühendsten Göttlichkeit gesteigerte Natur.

Die besten Tragödiendichter der Franzosen sind noch immer Alexander Dümas und Victor Hugo. Diesen nenne ich zuletzt, weil seine Wirksamkeit für

das Theater nicht so groß und erfolgreich ist, obgleich er alle seine Zeitgenossen diesseits des Rheines an poetischer Bedeutung überragt. Ich will ihm keineswegs das Talent für das Dramatische absprechen, wie von Vielen geschieht, die aus perfider Absicht beständig seine lyrische Größe preisen. Er ist ein Dichter und kommandirt die Poesie in jeder Form. Seine Dramen sind eben so lobenswerth wie seine Oden. Aber auf dem Theater wirkt mehr das Rhetorische als das Poetische, und die Vorwürfe, die bei dem Fiasko eines Stückes dem Dichter gemacht werden, träfen mit größerem Rechte die Masse des Publikums, welches für naive Naturlaute, tiefsinnige Gestaltungen, und psychologische Feinheiten minder empfänglich ist, als für pompöse Phrase, plumpes Gewieher der Leidenschaft und Coulissenreißerei. Letzteres heißt im französischen Schauspielerargot: brûler les blanches.

Victor Hugo ist überhaupt hier in Frankreich noch nicht nach seinem vollen Werthe gefeiert. Deutsche Kritik und deutsche Unparteilichkeit weiß seine Verdienste mit besserem Maaße zu messen, und mit freierem Lobe zu würdigen. Hier steht seiner Anerkenntniß nicht bloß eine klägliche Kritikasterei, sondern auch die politische Parteisucht im Wege. Die Carlisten betrachten ihn als einen Abtrünnigen, der seine Leyer, als sie noch von den letzten Accorden des Salbungslieds Carls X. vibrirte, zu einem Hymnus auf die Juliusrevolution umzustimmen gewußt. Die Republikaner mißtrauen seinem Eifer für die Volkssache, und wittern in jeder Phrase die versteckte Vorliebe für Adelthum und Katholicismus. Sogar die unsichtbare Kirche der St. Simonisten, die überall und nirgends, wie die christliche Kirche von Constantin, auch diese verwirft ihn; denn diese betrachtet die Kunst als ein Priesterthum und verlangt, daß jedes Werk des Dichters, des Malers, des Bildhauers, des Musikers, Zeugniß gebe von seiner höheren Weihe, daß es seine heilige Sendung beurkunde, daß es die Beglückung und Verschönerung des Menschengeschlechts bezwecke. Die Meisterwerke Victor Hugos vertragen keinen solchen moralischen Maaßstab, ja sie sündigen gegen alle jene großmüthigen, aber irrigen Anforderungen der neuen Kirche. Ich nenne sie irrig, denn, wie Sie wissen, ich bin für die Autonomie der Kunst; weder der Religion, noch der Politik soll sie als Magd dienen, sie ist sich selber letzter Zweck, wie die Welt selbst. Hier begegnen wir denselben einseitigen Vorwürfen, die schon Goethe von unseren Frommen zu ertragen hatte, und wie dieser muß auch Victor Hugo die unpassende Anklage hören, daß er keine Begeisterung empfände für das Ideale, daß er ohne moralischen Halt, daß er ein kaltherziger Egoist sei u. s. w. Dazu kommt eine falsche Kritik, welche das Beste, was wir an ihm loben müssen, sein Talent der sinnlichen Gestaltung, für einen Fehler erklärt, und sie sagen: es mangle seinen Schöpfungen die innerliche Poesie, la poésie intime, Umriß und Farbe seien ihm die Hauptsache, er gebe äußerlich faßbare Poesie, er sei

materiell, kurz ſie tadeln an ihm eben die löblichſte Eigenſchaft, ſeinen Sinn für das Plaſtiſche.

Und dergleichen Unrecht geſchieht ihm nicht von den alten Claſſikern, die ihn nur mit ariſtoteliſchen Waffen befehdeten und längſt beſiegt ſind, ſondern von ſeinen ehemaligen Kampfgenoſſen, einer Fraction der romantiſchen Schule, die ſich mit ihrem literariſchen Gonfaloniere ganz überworfen hat. Faſt alle ſeine früheren Freunde ſind von ihm abgefallen, und, um die Wahrheit zu geſtehen, abgefallen durch ſeine eigene Schuld, verletzt durch jenen Egoismus, der bei der Schöpfung von Meiſterwerken ſehr vortheilhaft, im geſellſchaftlichen Umgang aber ſehr nachtheilig wirkt. Sogar St. Beuve hat es nicht mehr mit ihm aushalten können; ſogar St. Beuve tadelt ihn jetzt, er, welcher einſt der getreueſte Schildknappe ſeines Ruhmes war. Wie in Afrika, wenn der König von Dafur öffentlich ausreitet, ein Panegyriſt vor ihm herläuft, welcher mit lauteſter Stimme beſtändig ſchreit: „ſeht da den Büffel, den Abkömmling eines Büffels, den Stier der Stiere, alle andere ſind Ochſen, und nur dieſer iſt der rechte Büffel!“ ſo lief einſt St. Beuve jedesmal vor Victor Hugo einher, wenn dieſer mit einem neuen Werke vors Publikum trat, und ſtieß in die Poſaune und lobhudelte den Büffel der Poeſie. Dieſe Zeit iſt vorbei, St. Beuve feiert jetzt die gewöhnlichen Kälber und ausgezeichneten Kühe der franzöſiſchen Literatur, die befreundeten Stimmen ſchweigen oder tadeln, und der größte Dichter Frankreichs kann in ſeiner Heimath nimmermehr die gebührende Anerkennung finden.

Ja, Victor Hugo iſt der größte Dichter Frankreichs, und, was viel ſagen will, er könnte ſogar in Deutſchland unter den Dichtern erſter Klaſſe eine Stellung einnehmen. Er hat Phantaſie und Gemüth, und dazu einen Mangel an Takt, wie nie bei Franzoſen, ſondern nur bei uns Deutſchen gefunden wird. Es fehlt ſeinem Geiſte an Harmonie, und er iſt voller geſchmackloſer Auswüchſe, wie Grabbe und Jean Paul. Es fehlt ihm das ſchöne Maaßhalten, welches wir bei den klaſſiſchen Schriftſtellern bewundern. Seine Muſe, trotz ihrer Herrlichkeit, iſt mit einer gewiſſen deutſchen Unbeholfenheit behaftet. Ich möchte daſſelbe von ſeiner Muſe behaupten, was man von den ſchönen Engländerinnen ſagt: ſie hat zwei linke Hände.

Alexander Dümas iſt kein ſo großer Dichter wie Victor Hugo, aber er beſitzt Eigenſchaften, womit er auf dem Theater weit mehr als dieſer ausrichten kann. Ihm ſteht zu Gebote jener unmittelbare Ausdruck der Leidenſchaft, welchen die Franzoſen Verve nennen, und dann iſt er mehr Franzoſe als Hugo: er ſympathiſirt mit allen Tugenden und Gebrechen, Tagesnöthen und Unruhigkeiten ſeiner Landsleute, er iſt enthuſiaſtiſch, aufbrauſend, comödiantenhaft, edelmüthig, leichtſinnig, großſprecheriſch, ein echter Sohn Frankreichs, der Gaskogne von Europa. Er redet zu dem Herzen mit dem Herzen, und wird ver-

ſtanden und applaudirt. Sein Kopf iſt ein Gaſthof, wo manchmal gute Gedanken einkehren, die ſich aber dort nicht länger als über Nacht aufhalten; ſehr oft ſteht er leer. Keiner hat wie Dümas ein Talent für das Dramatiſche. Das Theater iſt ſein wahrer Beruf. Er iſt ein geborener Bühnendichter, und von Rechtswegen gehören ihm alle dramatiſchen Stoffe, er finde ſie in der Natur oder in Schiller, Shakeſpeare und Calderon. Er entlockt ihnen neue Effekte, er ſchmilzt die alten Münzen um, damit ſie wieder eine freudige Tagesgeltung gewinnen, und wir ſollten ihm ſogar danken für ſeine Diebſtähle an der Vergangenheit, denn er bereichert damit die Gegenwart. Eine ungerechte Critik, ein unter betrübſamen Umſtänden ans Licht getretener Aufſatz im Journal des Débats, hat unſerem armen Dichter bei der großen unwiſſenden Menge ſehr ſtark geſchadet, indem vielen Scenen ſeiner Stücke die frappanteſten Parallelſtellen in ausländiſchen Tragödien nachgewieſen wurden. Aber nichts iſt thörigter als dieſer Vorwurf des Plagiats, es giebt in der Kunſt kein ſechstes Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu ſeinen Werken findet, und ſelbſt ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälern darf er ſich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich iſt, den er damit ſtützt. Dieſes hat Goethe ſehr gut verſtanden, und vor ihm ſogar Shakeſpeare. Nichts iſt thörigter als das Begehrniß, ein Dichter ſolle alle ſeine Stoffe aus ſich ſelber herausſchaffen; das ſei Originalität. Ich erinnere mich einer Fabel, wo die Spinne mit der Biene ſpricht und ihr vorwirft, daß ſie aus tauſend Blumen das Material ſammle, wovon ſie ihren Wachsbau und den Honig darin bereite: ich aber, ſetzt ſie triumphirend hinzu, ich ziehe mein ganzes Kunſtgewebe in Originalfäden aus mir ſelber hervor.

Wie ich eben erwähnte, der Aufſatz gegen Dümas im Journal des Débats trat unter betrübſamen Umſtänden ans Licht; er war nemlich abgefaßt von einem jener jungen Seiden, die blindlings den Befehlen Victor Hugo's gehorchen, und er ward gedruckt in einem Blatte, deſſen Direktoren mit demſelben aufs Innigſte befreundet ſind. Hugo war großartig genug, die Mitwiſſenſchaft an dem Erſcheinen dieſes Artikels nicht abzuläugnen, und er glaubte ſeinem alten Freunde Dümas, wie es in literariſchen Freundſchaften üblich iſt, zu rechter Zeit den zweckmäßigen Todesſtoß verſetzt zu haben. In der That, über Dümas Renommee hing ſeitdem ein ſchwarzer Trauerflor, und Viele behaupteten, wenn man dieſen Flor wegzöge, werde man gar nichts mehr dahinter erblicken. Aber ſeit der Aufführung eines Dramas wie „Edmund Kean" iſt Dümas Renommee aus ihrer dunklen Verhüllung wieder leuchtend hervorgetreten, und er beurkundete damit aufs Neue ſein großes dramatiſches Talent.

Dieſes Stück, welches ſich gewiß auch die deutſche Bühne zugeeignet hat, iſt mit einer Lebendigkeit aufgefaßt und ausgeführt, wie ich noch nie geſehen; da iſt ein Guß, eine Neuheit in den Mitteln, die ſich wie von ſelbſt darbieten,

eine Fabel, deren Verwicklungen ganz natürlich aus einander entſpringen, ein Gefühl, das aus dem Herzen kommt und zum Herzen ſpricht, kurz eine Schöpfung. Mag Dümas auch in Aeußerlichkeiten des Coſtüms und des Lokales ſich kleine Fehler zu Schulden kommen laſſen; in dem ganzen Gemälde herrſcht nichts deſto weniger eine erſchütternde Wahrheit: er verſetzte mich im Geiſte wieder ganz zurück nach Alt-England, und den ſeligen Kean ſelber, den ich dort ſo oft ſah, glaubte ich wieder leibhaftig vor mir zu ſehen. Zu ſolcher Täuſchung hat freilich auch der Schauſpieler beigetragen, der die Rolle des Kean ſpielte, obgleich ſein Aeußeres, die impoſante Geſtalt von Frederic Lemaitre, ſo ſehr verſchieden war von der kleinen unterſetzten Figur des ſeligen Kean. Dieſer aber hatte dennoch etwas in ſeiner Perſönlichkeit, ſo wie auch in ſeinem Spiel, was ich bei Frederic Lemaitre wieder finde. Es herrſcht zwiſchen ihnen eine wunderbare Verwandtſchaft. Kean war eine jener exceptionellen Naturen, die weniger die allgemeinen ſchlichten Gefühle, als vielmehr das Ungewöhnliche, Bizarre, Außerordentliche, das ſich in einer Menſchenbruſt begeben kann, durch überraſchende Bewegung des Körpers, unbegreiflichen Ton der Stimme und noch unbegreiflicheren Blick des Auges, zur äußeren Anſchauung bringen. Daſſelbe iſt bei Frederic Lemaitre der Fall und dieſer iſt ebenfalls einer jener fürchterlichen Farceure, bei deren Anblick Thalia vor Entſetzen erbleicht und Melpomene vor Wonne lächelt. Kean war einer jener Menſchen, deren Charakter allen Reibungen der Civiliſazion trotzt, die, ich will nicht ſagen aus beſſerem, ſondern aus ganz anderem Stoffe als wir andere beſtehen, eckige Sonderlinge mit einſeitiger Begabung, aber in dieſer Einſeitigkeit außerordentlich, alles vorhandene überragend, erfüllt von jener unbegrenzten, unergründlichen, unbewußten, teufliſch göttlichen Gewalt, welche wir das Dämoniſche nennen. Mehr oder minder findet ſich dieſes Dämoniſche bei allen großen Männern der That oder des Wortes. Kean war gar kein vielſeitiger Schauſpieler; er konnte zwar in vielerlei Rollen ſpielen, doch in dieſen Rollen ſpielte er immer ſich ſelber. Aber dadurch gab er uns immer eine erſchütternde Wahrheit und obgleich zehn Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, ſehe ich ihn doch noch immer vor mir ſtehen als Shylok, als Othello, Richard, Makbeth, und bei manchen dunklen Stellen dieſer Shakeſpeareſchen Stücke erſchloß mir ſein Spiel das volle Verſtändniß. Da gabs Modulationen in ſeiner Stimme, die ein ganzes Schreckenleben offenbarten, da gab es Lichter in ſeinem Auge, die einwärts alle Finſterniſſe einer Titanenſeele beleuchteten, da gab es Plötzlichkeiten in der Bewegung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die mehr ſagten als ein vierbändiger Commentar von Franz Horn.

Siebenter Brief.

Es wäre ungerecht, wenn ich, nach so rühmlicher Erwähnung Frederic Lemaitres, den andern großen Schauspieler, dessen sich Paris zu erfreuen hat, mit Stillschweigen überginge. Boccage genießt hier eines eben so glänzenden Ruhmes, und seine Persönlichkeit ist, wo nicht eben so merkwürdig, doch gewiß ebenso interessant, wie die seines Collegen. Boccage ist ein schöner, vornehmer Mensch, der sich in den edelsten Formen bewegt. Er besitzt eine metallreiche, zu allen Tonarten biegsame Stimme, die eben so gut des furchtbarsten Donners von Zorn und Grimm, als der hinschmelzendsten Zärtlichkeit des Liebeflüsterns fähig ist. In den wildesten Ausbrüchen der Leidenschaft bewahrt er eine Grazie, bewahrt er die Würde der Kunst, und verschmäht es, in rohe Natur überzuschnappen, wie Frederic Lemaitre, der zu diesem Preise größere Effekte erreicht, aber Effekte, die uns nicht durch poetische Schönheit entzücken. Dieser ist eine exceptionelle Natur, der von seiner dämonischen Gewalt mehr besessen wird als er sie selber besitzt, und den ich mit Kean vergleichen konnte; jener, Boccage, ist nicht von anderen Menschen organisch verschieden, sondern unterscheidet sich von ihnen durch eine ausgebildetere Organisazion, er ist nicht ein Zwittergeschöpf von Ariel und Kaliban, sondern er ist ein harmonischer Mensch, eine schöne schlanke Gestalt, wie Phöbus Apollo. Sein Auge ist nicht so bedeutend, aber mit der Kopfbewegung kann er ungeheure Effekte hervorbringen, besonders wenn er manchmal weltverhöhnend vornehm das Haupt zurückwirft. Er hat kalte ironische Seufzer, die einem wie eine stählerne Säge durch die Seele ziehen. Er hat Thränen in der Stimme und tiefe Schmerzenslaute, daß man glauben sollte er verblute nach innen. Wenn er sich plötzlich mit beiden Händen die Augen bedeckt, so wird einem zu Muthe, als spräche der Tod: es werde Finsterniß! Wenn er aber dann wieder lächelt, mit all seinem süßen Zauber lächelt, dann ist es, als ob in seinen Mundwinkeln die Sonne aufgehe.

Da ich doch einmal in die Beurtheilung des Spiels gerathe, so erlaube ich mir, Ihnen über die Verschiedenheit der Deklamazion in den drei Königreichen der civilisirten Welt, in England, Frankreich und Deutschland, einige unmaßgebliche Bemerkungen mitzutheilen.

Als ich in England der Vorstellung englischer Tragödien zuerst beiwohnte, ist mir besonders eine Gestikulazion aufgefallen, die mit der Gestikulazion der Pantomimenspiele die größte Aehnlichkeit zeigte. Dieses erschien mir aber nicht als Unnatur, sondern vielmehr als Uebertreibung der Natur, und es dauerte lange, ehe ich mich daran gewöhnen, trotz des carikirten Vortrags die

Schönheit einer Shakespearschen Tragödie auf englischem Boden genießen konnte. Auch das Schreien, das zerreißende Schreien, womit dort sowohl Männer wie Weiber ihre Rollen tragiren, konnte ich im Anfang nicht vertragen. Ist in England, wo die Schauspielhäuser so groß sind, dieses Schreien nothwendig, damit die Worte nicht im weiten Raume verhallen? Ist die obenerwähnte carikirte Gestikulazion ebenfalls eine lokale Nothwendigkeit, indem der größte Theil der Zuschauer in so großer Entfernung von der Bühne sich befindet? Ich weiß nicht. Es herrscht vielleicht auf dem englischen Theater ein Gewohnheitsrecht der Darstellung, und diesem ist die Uebertreibung beizumessen, die mir besonders auffiel bei Schauspielerinnen, bei zarten Organen, die, auf Stelzen schreitend, nicht selten in die widerwärtigsten Mißlaute herabstürzen, bei jungfräulichen Leidenschaften, die sich wie Trampelthiere gebärden. Der Umstand, daß früherhin die Frauenzimmerrollen auf der englischen Bühne von Männern gespielt wurden, wirkt vielleicht noch auf die Deklamazion der heutigen Schauspielerinnen, die ihre Rollen vielleicht nach alten Ueberlieferungen, nach Theatertradizionen, herschreien.

Indessen, wie groß auch die Gebrechen sind, womit die englische Deklamazion behaftet ist, so leistet sie doch einen bedeutenden Ersatz durch die Innigkeit und Naivetät, die sie zuweilen hervortreten läßt. Diese Eigenschaften verdankt sie der Landessprache, die eigentlich ein Dialekt ist, und alle Tugenden einer aus dem Volke unmittelbar hervorgegangenen Mundart besitzt. Die französische Sprache ist vielmehr ein Produkt der Gesellschaft und sie entbehrt jene Innigkeit und Naivetät, die nur eine lautere, dem Herzen des Volks entsprungene und mit dem Herzblut desselben geschwängerte Wortquelle gewähren kann. Dafür aber besitzt die französische Deklamazion eine Grazie und Flüssigkeit, die der englischen ganz fremd, ja unmöglich ist. Die Rede ist hier in Frankreich, durch das schwatzende Gesellschaftsleben, während drei Jahrhunderten so rein filtrirt worden, daß sie alle unedlen Ausdrücke und unklaren Wendungen, alles Trübe und Gemeine, aber auch allen Duft, alle jene wilden Heilkräfte, alle jene geheimen Zauber, die im rohen Worte rinnen und rieseln, unwiederbringlich verloren hat. Die französische Sprache, und also auch die französische Deklamazion, ist, wie das Volk selber, nur dem Tage, der Gegenwart, angewiesen, das dämmernde Reich der Erinnerung und der Ahnung ist ihr verschlossen: sie gedeiht im Lichte der Sonne, und von dieser stammt ihre schöne Klarheit und Wärme; fremd und unwirthlich ist ihr die Nacht mit dem blassen Mondschein, den mystischen Sternen, den süßen Träumen und schauerlichen Gespenstern.

Was aber das eigentliche Spiel der französischen Schauspieler betrifft, so überragen sie ihre Collegen in allen Landen, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil alle Franzosen geborene Comödianten sind. Das weiß sich in

alle Lebensrollen ſo leicht hineinzuſtudiren und immer ſo vortheilhaft zu drappiren, daß es eine Freude iſt anzuſehen. Die Franzoſen ſind die Hofſchauſpieler des lieben Gottes, les comédiens ordinaires du bon Dieu, eine auserleſene Truppe, und die ganze franzöſiſche Geſchichte kommt mir manchmal vor wie eine große Comödie, die aber zum Beſten der Menſchheit aufgeführt wird. Im Leben wie in der Literatur und den bildenden Künſten der Franzoſen herrſcht der Charakter des Theatraliſchen.

Was uns Deutſche betrifft, ſo ſind wir ehrliche Leute und gute Bürger. Was uns die Natur verſagt, das erzielen wir durch Studium. Nur wenn wir zu ſtark brüllen, fürchten wir zuweilen, daß man in den Logen erſchrecken und uns beſtrafen möchte, und wir inſinuiren dann mit einer gewiſſen Schlauheit, daß wir keine wirklichen Löwen ſind, ſondern nur in tragiſche Löwenhäute eingenähte Zettel, und dieſe Inſinuazion nennen wir Ironie. Wir ſind ehrliche Leute und ſpielen am beſten ehrliche Leute. Jubilirende Staatsdiener, alte Dalners, rechtſchaffene Oberforſtmeiſter und treue Bediente ſind unſere Wonne. Helden werden uns ſehr ſauer, doch können wir ſchon damit fertig werden, beſonders in Garniſonſtädten, wo wir gute Muſter vor Augen haben. Mit Königen ſind wir nicht glücklich. In fürſtlichen Reſidenzen hindert uns der Reſpekt, die Königsrollen mit abſoluter Keckheit zu ſpielen; man könnte es übel nehmen, und wir laſſen dann unter dem Hermelin den ſchäbigen Kittel der Unterthansdemuth hervorlauſchen. In den deutſchen Freiſtaaten, in Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt, in dieſen glorreichen Republiken, dürften die Schauſpieler ihre Könige ganz unbefangen ſpielen, aber der Patriotismus verleitet ſie, die Bühne zu politiſchen Zwecken zu mißbrauchen, und ſie ſpielen mit Vorſatz ihre Könige ſo ſchlecht, daß ſie das Königthum, wo nicht verhaßt, doch wenigſtens lächerlich machen. Sie befördern indirekt den Sinn für Republikanismus, und das iſt beſonders in Hamburg der Fall, wo die Könige am miſerabelſten geſpielt werden. Wäre der dortige hochweiſe Senat nicht undankbar, wie die Regierungen aller Republiken, Athen, Rom, Florenz, es immer geweſen ſind, ſo müßte die Republik Hamburg für ihre Schauſpieler ein großes Pantheon errichten, mit der Aufſchrift: den ſchlechten Comödianten das dankbare Vaterland!

Erinnern Sie ſich noch, lieber Lewald, des ſeligen Schwarz, der in Hamburg den König Philipp im Don Carlos ſpielte, und immer ſeine Worte ganz langſam bis in den Mittelpunkt der Erde hinabzog und dann wieder plötzlich gen Himmel ſchnellte, dergeſtalt, daß ſie uns nur eine Sekunde lang zu Geſicht kamen?

Aber um nicht ungerecht zu ſein, müſſen wir eingeſtehen, daß es vornämlich an der deutſchen Sprache liegt, wenn auf unſerem Theater der Vortrag ſchlechter iſt, als bei den Engländern und Franzoſen. Die Sprache der Er-

ſteren iſt ein Dialekt, die Sprache der Letzteren iſt ein Erzeugniß der Geſellſchaft; die unſrige iſt weder das eine noch das andere, ſie entbehrt dadurch ſowohl der naiven Innigkeit als der flüſſigen Grazie, ſie iſt nur eine Bücherſprache, ein bodenloſes Fabrikat der Schriftſteller, das wir durch Buchhändlervertrieb von der Leipziger Meſſe beziehen. Die Deklamation der Engländer iſt Uebertreibung der Natur, Uebernatur; die unſrige iſt Unnatur. Die Deklamation der Franzoſen iſt affectirter Tirabenton; die unſrige iſt Lüge. Da iſt ein herkömmliches Gegreine auf unſerem Theater, wodurch mir oft die beſten Stücke von Schiller verleidet wurden; beſonders bei ſentimentalen Stellen, wo unſere Schauſpielerinnen in ein wäſſriges Geſinge zerſchmelzen. Doch wir wollen von deutſchen Schauſpielerinnen nichts Böſes ſagen, ſie ſind ja meine Landsmänninnen, und dann haben ja die Gänſe das Capitol gerettet, und dann giebt es auch ſo viel ordentliche Frauenzimmer darunter, und endlich . . . ich werde hier unterbrochen von dem Teufelslärm, der vor meinem Fenſter, auf dem Kirchhofe, los iſt.

. . . Bei den Knaben, die eben noch ſo friedlich um den großen Baum herumtanzten, regte ſich der alte Adam, oder vielmehr der alte Kain, und ſie begannen ſich unter einander zu balgen. Ich mußte, um die Ruhe wieder herzuſtellen, zu ihnen hinaustreten, und kaum gelang es mir, ſie mit Worten zu beſchwichtigen. Da war ein kleiner Junge, der mit ganz beſonderer Wuth auf den Rücken eines anderen kleinen Jungen losſchlug. Als ich ihn frug: was hat dir das arme Kind gethan? ſah er mich großäugig an und ſtotterte: es iſt ja mein Bruder.

Auch in meinem Hauſe blüht heute nichts weniger als der ewige Friede. Auf dem Corridor höre ich eben einen Spektakel, als fiele eine Klopſtockſche Ode die Treppe herunter. Wirth und Wirthin zanken ſich, und Letztere macht ihrem armen Mann den Vorwurf, er ſei ein Verſchwender, er verzehre ihr Heirathsgut, und ſie ſtürbe vor Kummer. Krank iſt ſie freilich, aber vor Geiz. Jeder Biſſen, den ihr Mann in den Mund ſteckt, bekömmt ihr ſchlecht. Und dann auch wenn ihr Mann ſeine Medizin einnimmt und etwas in den Flaſchen übrig läßt, pflegt ſie ſelber die Reſte zu verſchlucken, damit kein Tropfen von der theuern Medizin verloren gehe, und davon wird ſie krank. Der arme Mann, ein Schneider von Nation und ſeines Handwerks ein Deutſcher, hat ſich aufs Land zurückgezogen um ſeine übrigen Tage in ländlicher Ruhe zu genießen. Dieſe Ruhe findet er aber gewiß nur auf dem Grabe ſeiner Gattin. Deshalb vielleicht hat er ſich ein Haus neben dem Kirchhof gekauft, und ſchaut er ſo ſehnſuchtsvoll nach den Ruheſtätten der Abgeſchiedenen. Sein einziges Vergnügen beſteht in Tabak und Roſen, und von letzteren weiß er die ſchönſten Gattungen zu ziehen. Er hat dieſen Morgen einige Töpfe mit Roſenſtöcken in das Parterre vor meinem Fenſter einge-

pflanzt. Sie blühen wunderschön. Aber, liebster Lewald, fragen Sie doch Ihre Frau, warum diese Rosen nicht duften? Entweder haben diese Rosen den Schnupfen oder ich.

Achter Brief.

Ich habe im vorletzten Briefe die beiden Chorführer des französischen Dramas besprochen. Es waren jedoch nicht eben die Namen Victor Hugo und Alexander Dümas, welche diesen Winter auf den Theatern des Boulevards am meisten florirten. Hier gabs drei Namen, die beständig im Munde des Volkes wiederklangen, obgleich sie bis jetzt in der Literatur unbekannt sind. Es waren: Mallefile, Rougemont und Bouchardy. Von Ersterem hoffe ich das Beste, er besitzt, so viel ich merke, große poetische Anlagen. Sie erinnern sich vielleicht seiner „Sieben Infanten von Lara," jenes Greuelstücks, das wir einst an der Porte-Saint-Martin mit einander sahen. Aus diesem wüsten Mischmasch von Blut und Wuth traten manchmal wunderschöne, wahrhaft erhabene Scenen hervor, die von romantischer Phantasie und dramatischem Talente zeugten. Eine andere Tragödie von Mallefile, Glenarvon, ist von noch größerer Bedeutung, da sie weniger verworren und unklar, und eine Exposition enthält, die erschütternd schön und grandios. In beiden Stücken sind die Rollen der ehebrecherischen Mutter vortrefflich besetzt durch Mademoiselle Georges, der ungeheuren, strahlenden Fleischsonne am Theaterhimmel des Boulevards. Vor einigen Monaten gab Mallefile ein neues Stück, betitelt: der Alpenhirt, le paysan des alpes. Hier hat er sich einer größeren Einfachheit beflissen, aber auf Kosten des poetischen Gehalts. Das Stück ist schwächer als seine früheren Tragödien. Wie in diesen werden auch hier die ehelichen Schranken pathetisch niedergerissen.

Der zweite Laureat des Boulevards, Rougemont, begründete seine Renommée durch drei Schauspiele, die in der kurzen Frist von etwa sechs Monaten hinter einander zum Vorschein kamen und des größten Beifalls genossen. Das erste hieß: „Die Herzogin von Lavaubalière," ein schwaches Machwerk, worin viel Handlung ist, die aber nicht überraschend kühn oder natürlich sich entfaltet, sondern immer mühsam durch kleinliche Berechnung herbeigeführt wird, so wie auch die Leidenschaft darin ihre Glut nur erheuchelt und innerlich träge und wurmkalt ist. Das zweite Stück, betitelt „Leon" ist schon besser, und obgleich es ebenfalls an der erwähnten Vorsätzlichkeit leidet, so enthält es doch einige großartig erschütternde Scenen. Vorige Woche sah ich das dritte Stück, Eulalie Grangèr, ein rein bürgerliches Drama, ganz vortrefflich, indem der Verfasser darin der Natur seines Talentes gehorcht, und die trau-

rigen Wirrnisse heutiger Gesellschaft mit Verstandesklarheit in einem schön eingerahmten Gemälde darstellt.

Von Bouchardy, dem dritten Laureaten, ist bis jetzt nur ein einziges Stück aufgeführt worden, das aber mit beispiellosem Erfolg gekrönt ward. Es heißt „Gaspardo," ist binnen fünf Monaten alle Tage gespielt worden, und geht es in diesem Zuge fort, so erlebt es einige hundert Vorstellungen. Ehrlich gesagt, der Verstand steht mir still, wenn ich den letzten Gründen dieses kolossalen Beifalls nachsinne. Das Stück ist mittelmäßig, wo nicht gar ganz schlecht. Voll Handlung, wovon aber die eine über den Kopf der anderen stolpert, so daß ein Effekt dem anderen den Hals bricht. Der Gedanke, worin sich der ganze Spektakel bewegt, ist eng, und weder ein Charakter noch eine Situation kann sich natürlich entwickeln und entfalten. Dieses Aufeinanderthürmen von Stoff ist zwar schon bei den vorhergenannten Bühnendichtern in unerträglichem Grade zu finden; aber der Verfasser des Gaspardo hat sie beide noch überboten. Indessen, das ist Vorsatz, das ist Prinzip, wie mir einige junge Dramaturgen versichern, durch dieses Zusammenhäufen von heterogenen Stoffen, Zeitperioden und Lokalen, unterscheidet sich der jetzige Romantiker von den ehemaligen Klassikern, die in den geschlossenen Schranken des Dramas auf die Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung so strenge hielten.

Haben diese Neuerer wirklich die Grenzen des französischen Theaters erweitert? Ich weiß nicht. Aber diese französischen Bühnendichter mahnen mich immer an den Kerkermeister, welcher über die Enge des Gefängnisses sich beklagte, und um den Raum desselben zu erweitern kein besseres Mittel wußte, als daß er immer mehr und mehr Gefangene hineinsperrte, die aber, statt die Kerkerwände auszudehnen, sich nur einander erdrückten.

Nachträglich erwähne ich, daß auch in Gaspardo und Eulalie Grangèr, wie in allen dionysischen Spielen des Boulevards, die Ehe als Sündenbock geschlachtet wird.

Ich möchte Ihnen gern noch, lieber Freund, von einigen anderen Bühnendichtern des Boulevards berichten, aber wenn sie auch dann und wann ein verdauliches Stück liefern, so zeigt sich darin nur eine Leichtigkeit der Behandlung, die wir bei allen Franzosen finden, keineswegs aber eine Eigenthümlichkeit der Auffassung. Auch habe ich nur die Stücke gesehen und gleich vergessen, und mich nie danach erkundigt, wie ihre Autoren hießen. Zum Ersatze aber will ich Ihnen die Namen der Eunuchen mittheilen, die dem König Ahasverus in Susa als Kämmerer dienten; sie hießen: Mehuman, Biktha, Harbona, Bigtha, Abagtha, Sethar und Charkas.

Die Theater des Boulevards, von denen ich eben sprach, und die ich in diesen Briefen beständig im Sinne hatte, sind die eigentlichen Volkstheater, welche

an der Porte-Saint-Martin anfangen, und dem Boulevard du Temple entlang, in immer absteigendem Werthe sich aufgestellt haben. Ja, diese lokale Rangordnung ist ganz richtig. Erst kommt das Schauspielhaus, welches den Namen der Porte-Saint-Martin führt, und für das Drama gewiß das beste Theater von Paris ist, die Werke von Hugo und Dümas am vortrefflichsten gibt und eine vortreffliche Truppe, worunter Mademoiselle George und Boccage, besitzt. Hierauf folgt das Ambigu-Comique, wo es schon mit Darstellung und Darstellern schlechter bestellt ist, aber noch immer das romantische Drama tragirt wird. Von da gelangen wir zu Frankoni, welche Bühne jedoch in dieser Reihe nicht mitzurechnen ist, da man dort mehr Pferde- als Menschenstücke aufführt. Dann kommt la Gaité, ein Theater, das unlängst abgebrannt, aber jetzt wieder aufgebaut ist, und von außen wie von innen seinem heiteren Namen entspricht. Das romantische Drama hat hier ebenfalls das Bürgerrecht, und auch in diesem freundlichen Hause fließen zuweilen die Thränen und pochen die Herzen von den furchtbarsten Emotionen; aber hier wird doch schon mehr gesungen und gelacht, und das Vaudeville kommt schon mit seinem leichten Geträller zum Vorschein. Dasselbe ist der Fall in dem daneben stehenden Theater les folies dramatiques, welches ebenfalls Dramen und noch mehr Vaudevilles gibt; aber schlecht ist dieses Theater nicht zu nennen, und ich habe dort manches gute Stück aufführen, und zwar gut aufführen sehen. Nach den Folies dramatiques, dem Werthe wie dem Lokale nach, folgt das Theater von Madame Saqui, wo man ebenfalls noch Dramen, aber äußerst mittelmäßige und die miserabelsten Singspäße gibt, die endlich bei dem benachbarten Fünembülen, in die derbsten Possenreißereien ausarten. Hinter der Fünembülen, wo einer der vortrefflichsten Pierots, der berühmte Debureau, seine weißen Gesichter schneidet, entdeckte ich noch ein ganz kleines Theater, welches Lazarry heißt, wo man ganz schlecht spielt, wo das Schlechte endlich seine Grenzen gefunden, wo die Kunst mit Brettern zugenagelt ist.

Während Ihrer Abwesenheit ist zu Paris noch ein neues Theater errichtet worden, ganz am Ende des Boulevards, bei der Bastille, und heißt: Théâtre de la porte Saint-Antoine. Es ist in jeder Hinsicht hors de ligne, und man kann es weder seiner artistischen noch lokalen Stellung nach unter die erwähnten Boulevardstheater rangiren. Auch ist es zu neu, als daß man über seinen Werth schon etwas Bestimmtes aussprechen dürfte. Die Stücke, die dort aufgeführt werden, sind übrigens nicht schlecht. Unlängst habe ich dort, in der Nachbarschaft der Bastille, ein Drama aufführen sehen, welches den Namen dieses Gefängnisses trägt, und sehr ergreifende Stellen enthielt. Die Heldin, wie sich von selbst versteht, ist die Gemahlin des Gouverneurs der Bastille und entflieht mit einem Staatsgefangenen. Auch ein gutes Lustspiel sah ich dort aufführen, welches den Titel führt: mariez vous donc! und die Schicksale

eines Ehemanns veranſchaulicht, der keine vornehme Convenienz-Ehe ſchließen wollte, ſondern ein ſchönes Mädchen aus dem Volke heirathet. Der Vetter wird ihr Liebhaber, die Schwiegermutter bildet mit dieſem und der getreuen Gemahlin die Hausoppoſition gegen den Ehemann, den ihr Luxus und die ſchlechte Wirthſchaft in Armuth ſtürzen. Um den Lebensunterhalt für ſeine Familie zu gewinnen, muß der Unglückliche endlich an der Barriere eine Tanzbude für Lumpengeſindel eröffnen. Wenn die Quadrille nicht vollzählig iſt, läßt er ſein ſiebenjähriges Söhnchen mittanzen, und das Kind weiß ſchon ſeine Pas mit den liederlichſten Pantomimen des Chahüts zu variiren. So findet ihn ein Freund, und während der arme Mann, mit der Violine in der Hand, fiedelnd und ſpringend die Touren angibt, findet er manchmal eine Zwiſchenpauſe, wo er dem Ankömmling ſeine Eheſtandsnöthen erzählen kann. Es gibt nichts Schmerzlicheres, als der Contraſt der Erzählung und der gleichzeitigen Beſchäftigung des Erzählers, der ſeine Leidensgeſchichte oft unterbrechen muß, um mit einem chassez! oder en avant deux! in die Tanzreihen einzuſpringen und mitzutanzen. Die Tanzmuſik, die melodramatiſch jenen Eheſtandsgeſchichten als Accompagnement dient, dieſe ſonſt ſo heiteren Töne, ſchneiden einem hier ironiſch gräßlich ins Herz. Ich habe nicht in das Gelächter der Zuſchauer einſtimmen können. Gelacht habe ich nur über den Schwiegervater, einen alten Trunkenbold, der all ſein Hab und Gut verſchluckt und endlich betteln gehen muß. Aber er bettelt höchſt humoriſtiſch. Er iſt ein dicker Faulwanſt mit einem rothverſoffenen Geſichte, und an einem Seile führt er einen räudigen, blinden Hund, welchen er ſeinen Beliſar nennt. Der Menſch, behauptet er, ſei undankbar gegen die Hunde, die den blinden Menſchen ſo oft als getreue Führer dienten; er aber wolle dieſen Beſtien ihre Menſchenliebe vergelten, und er diene jetzt als Führer ſeinem armen Beliſar, ſeinem blinden Hund.

Ich habe ſo herzlich gelacht, daß die Umſtehenden mich gewiß für den Chatouilleur des Theaters hielten.

Wiſſen Sie, was ein Chatouilleur iſt? Ich ſelber kenne die Bedeutung dieſes Wortes erſt ſeit Kurzem, und verdanke dieſe Belehrung meinem Barbier, deſſen Bruder als Chatouilleur bei einem Boulevardstheater angeſtellt iſt. Er wird nämlich dafür bezahlt, daß er bei der Vorſtellung von Luſtſpielen, jedesmal wenn ein guter Witz geriſſen wird, laut lacht und die Lachluſt des Publikums aufreizt. Dieſes iſt ein ſehr wichtiges Amt, und der Succes von vielen Luſtſpielen hängt davon ab. Denn manchmal ſind die guten Witze ſehr ſchlecht, und das Publikum würde durchaus nicht lachen, wenn nicht der Chatouilleur die Kunſt verſtände, durch allerlei Modulationen ſeines Lachens, vom leiſeſten Kichern bis zum herzlichſten Wonnegrunzen, das Mitgelächter der Menge zu erzwingen. Das Lachen hat einen epidemiſchen Charakter wie

das Gähnen, und ich empfehle Ihnen für die deutsche Bühne die Einführung eines Chatouilleurs, eines Vorlachers. Vorgähner besitzen Sie dort gewiß genug. Aber es ist nicht leicht, jenes Amt zu verrichten, und wie mir mein Barbier versichert, es gehört viel Talent dazu. Sein Bruder übt es jetzt schon seit fünfzehn Jahren, und brachte es darin zu einer solchen Virtuosität, daß er nur einen einzigen seiner feineren, halbgedämpften, halbentschlüpften Fistellaute anzuschlagen braucht, um die Menge in ein volles Jauchzen ausbrechen zu lassen. Er ist ein Mann von Talent, setzte mein Barbier hinzu, und er verdient mehr Geld als ich; denn außerdem ist er noch als Leidtragender bei den Pompes-Fünebres angestellt, und er hat des Morgens oft fünf bis sechs Leichenzüge, wo er, in seiner rabenschwarzen Trauerkleidung mit weißem Taschentuch und betrübtem Gesichte, so weinerlich aussehen kann, daß man schwören sollte, er folge dem Sarge seines eigenen Vaters.

Wahrlich, lieber Lewald, ich habe Respekt vor dieser Vielseitigkeit, doch wäre ich auch derselben fähig, für alles Geld in der Welt möchte ich nicht die Aemter dieses Mannes übernehmen. Denken Sie sich, wie schrecklich es ist, an einem Frühlingsmorgen, wenn man eben seinen vergnügten Kaffe getrunken und die Sonne einem froh ins Herz lacht, schon gleich eine Leichenbittermiene vorzunehmen, und Thränen zu vergießen für irgend einen abgeschiedenen Gewürzkrämer, den man vielleicht gar nicht kennt, und dessen Tod einem nur erfreulich sein kann, weil er dem Leidtragenden sieben Francs und zehn Sous einträgt. Und dann, wenn man sechsmal vom Kirchhofe zurückgekehrt und todtmüde und sterbensverdrießlich und ernsthaft ist, soll man noch den ganzen Abend lachen über alle schlechten Witze, die man schon so oft belacht hat, lachen mit dem ganzen Gesichte, mit jeder Muskel, mit allen Krämpfen des Leibes und der Seele, um ein blasirtes Parterre zum Mitgelächter zu stimuliren ... Das ist entsetzlich! Ich möchte lieber König von Frankreich sein.

Neunter Brief.

Aber was ist die Musik? Diese Frage hat mich gestern Abend vor dem Einschlafen Stundenlang beschäftigt. Es hat mit der Musik eine wunderliche Bewandtniß; ich möchte sagen, sie ist ein Wunder. Sie steht zwischen Gedanken und Erscheinung; als dämmernde Vermittlerin steht sie zwischen Geist und Materie; sie ist Beiden verwandt und doch von Beiden verschieden: sie ist Geist, aber Geist, welcher eines Zeitmaaßes bedarf; sie ist Materie, aber Materie, die des Raumes entbehren kann.

Wir wissen nicht, was Musik ist. Aber was gute Musik ist, das wissen wir, und noch besser wissen wir, was schlechte Musik ist; denn von Letzterer ist

uns eine größere Menge zu Ohren gekommen. Die muſikaliſche Kritik kann ſich nur auf Erfahrung, nicht auf eine Syntheſe ſtützen; ſie ſollte die muſikaliſchen Werke nur nach ihren Aehnlichkeiten klaſſificiren und den Eindruck, den ſie auf die Geſammtheit hervorgebracht, als Maaßſtab annehmen.

Nichts iſt unzulänglicher, als das Theoretiſiren in der Muſik; hier giebt es freilich Geſetze, mathematiſch beſtimmte Geſetze, aber dieſe Geſetze ſind nicht die Muſik, ſondern ihre Bedingniſſe, wie die Kunſt des Zeichnens und die Farbenlehre, oder gar Palett und Pinſel nicht die Malerei ſind, ſondern nur nothwendige Mittel. Das Weſen der Muſik iſt Offenbarung, es läßt ſich keine Rechenſchaft davon geben, und die wahre muſikaliſche Kritik iſt eine Erfahrungswiſſenſchaft.

Ich kenne nichts Unerquicklicheres, als eine Kritik von Monsieur Fetis, oder von ſeinem Sohne, Monsieur Foetus, wo a priori, aus letzten Gründen, einem muſikaliſchen Werke ſein Werth ab- und zuraiſonnirt wird. Dergleichen Kritiken, abgefaßt in einem gewiſſen Argot und geſpickt mit techniſchen Ausdrücken, die nicht der allgemein gebildeten Welt, ſondern nur den executirenden Künſtlern bekannt ſind, geben jenem leeren Gewäſche ein gewiſſes Anſehen bei der großen Menge. Wie mein Freund Detmold, in Beziehung auf die Malerei, ein Handbuch geſchrieben hat, wodurch man in zwei Stunden zur Kunſtkennerſchaft gelangt, ſo ſollte Jemand ein ähnliches Büchlein in Beziehung auf die Muſik ſchreiben, und, durch ein ironiſches Vokabular der muſikaliſchen Kritikphraſen und des Orcheſterjargons, dem hohlen Handwerke eines Fetis und eines Foetus ein Ende machen. Die beſte Muſikkritik, die einzige, die vielleicht Etwas beweiſt, hörte ich voriges Jahr in Marſeille an der Table-d'hôte, wo zwei Commis-Voyageurs über das Tagesthema, ob Roſſini oder Meyerbeer der größere Meiſter ſei, disputirten. Sobald der Eine dem Italiener die höchſte Vortrefflichkeit zuſprach, opponirte der Andere, aber nicht mit trockenen Worten, ſondern er trillerte einige beſonders ſchöne Melodien aus Robert le Diable. Hierauf wußte der Erſtere nicht ſchlagender zu repartiren, als indem er eifrig einige Fetzen aus dem Barbiere de Siviglia entgegenſang, und ſo trieben ſie es Beide während der ganzen Tiſchzeit; ſtatt eines lärmenden Austauſches von nichtsſagenden Redensarten gaben ſie uns die köſtlichſte Tafelmuſik, und am Ende mußte ich geſtehen, daß man über Muſik entweder gar nicht oder nur auf dieſe realiſtiſche Weiſe disputiren ſollte.

Sie merken, theurer Freund, daß ich ſie mit keinen herkömmlichen Phraſen in Betreff der Oper beläſtigen werde. Doch bei Beſprechung der franzöſiſchen Bühne kann ich letztere nicht ganz unerwähnt laſſen. Auch keine vergleichende Diskuſſion über Roſſini und Meyerbeer, in gewöhnlicher Weiſe, haben Sie von mir zu befürchten. Ich beſchränke mich darauf, Beide zu lieben, und keinen von Beiden liebe ich auf Unkoſten des Anderen. Wenn ich mit Erſterem

vielleicht mehr noch als mit Letzterem sympathisire, so ist das nur ein Privatgefühl, keineswegs ein Anerkenntniß größeren Werthes. Vielleicht sind es eben Untugenden, welche manchen entsprechenden Untugenden in mir selber so wahlverwandt anklingen. Von Natur neige ich mich zu einem gewissen Dolce far niente, und ich lagere mich gern auf blumige Rasen, und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, daß ich aus dieser gemächlichen Träumerei sehr oft durch harte Rippenstöße des Schicksals geweckt wurde, ich mußte gezwungenerweise Theil nehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich schlug mich trotz den Tapfersten . . . Aber ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken soll, meine Empfindungen behielten doch immer eine gewisse Abgeschiedenheit von den Empfindungen der Anderen; ich wußte, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe, wie ihnen; und wenn ich mein Schlachtroß auch noch so rüstig tummelte und mit dem Schwert auch noch so gnadenlos auf die Feinde einhieb, so erfaßte mich doch nie das Fieber oder die Lust, oder die Angst der Schlacht; ob meiner inneren Ruhe ward mir oft unheimlich zu Sinne, ich merkte, daß die Gedanken anderörtig verweilten, während ich im dichtesten Gedränge des Parteikriegs mich herumschlug, und ich kam mir manchmal vor wie Ogier, der Däne, welcher traumwandelnd gegen die Sarazenen focht. Einem solchen Menschen muß Rossini besser zusagen als Meyerbeer, und doch zu gewissen Zeiten wird er der Musik des Letzteren, wo nicht sich ganz hingeben, doch gewiß enthusiastisch huldigen. Denn auf den Wogen Rossinischer Musik schaukeln sich am behaglichsten die individuellen Freuden und Leiden des Menschen; Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Sehnsucht, Eifersucht und Schmollen, Alles ist hier das isolirte Gefühl eines Einzelnen. Charakteristisch ist daher in der Musik Rossini's das Vorwalten der Melodie, welche immer der unmittelbare Ausdruck eines isolirten Empfindens ist. Bei Meyerbeer hingegen finden wir die Oberherrschaft der Harmonie; in dem Strome der harmonischen Massen verklingen, ja ersäufen die Melodien, wie die besonderen Empfindungen des einzelnen Menschen untergehen in dem Gesammtgefühl eines ganzen Volkes, und in diese harmonischen Ströme stürzt sich gern unsere Seele, wenn sie von den Leiden und Freuden des ganzen Menschengeschlechts erfaßt wird und Partei ergreift für die großen Fragen der Gesellschaft. Meyerbeers Musik ist mehr social als individuell; die bankbare Gegenwart, die ihre inneren und äußeren Fehden, ihren Gemüthszwiespalt und ihren Willenskampf, ihre Noth und ihre Hoffnung in seiner Musik wieder findet, feiert ihre eigene Leidenschaft und Begeisterung, während sie dem großen Maestro applaudirt. Rossini's Musik war angemessener für die Zeit der Restauration, wo, nach großen Kämpfen und Enttäuschungen, bei den blasirten Menschen der Sinn für ihre großen

Geſammtintereſſen in den Hintergrund zurückweichen mußte, und die Gefühle der Ichheit wieder in ihre legitimen Rechte eintreten konnten. Nimmermehr würde Roſſini während der Revoluzion und dem Empire ſeine große Popularität erlangt haben. Robespierre hätte ihn vielleicht antipatriotiſcher, moderantiſtiſcher Melodien angeklagt, und Napoleon hätte ihn gewiß nicht als Capellmeiſter angeſtellt bei der großen Armee, wo er einer Geſammtbegeiſterung bedurfte . . . Armer Schwan von Peſaro! der galliſche Hahn und der kaiſerliche Adler hätten dich vielleicht zerriſſen, und geeigneter als die Schlachtfelder der Bürgertugend und des Ruhmes war für dich ein ſtiller See, an deſſen Ufer die zahmen Lilien dir friedlich nickten, und wo du ruhig auf und ab rudern konnteſt, Schönheit und Lieblichkeit in jeder Bewegung! Die Reſtauration war Roſſini's Triumphzeit, und ſogar die Sterne des Himmels, die damals Feierabend hatten und ſich nicht mehr um das Schickſal der Völker bekümmerten, lauſchten ihm mit Entzücken. Die Juliusrevoluzion hat indeſſen im Himmel und auf Erden eine große Bewegung hervorgebracht, Sterne und Menſchen, Engel und Könige, ja der liebe Gott ſelbſt, wurden ihrem Friedenszuſtand entriſſen, haben wieder viel Geſchäfte, haben eine neue Zeit zu ordnen, haben weder Muße noch hinlängliche Seelenruhe, um ſich an den Melodien des Privatgefühls zu ergötzen, und nur wenn die großen Chöre von Robert le Diable oder gar der Hugenotten harmoniſch grollen, harmoniſch jauchzen, harmoniſch ſchluchzen, horchen ihre Herzen, und ſchluchzen, jauchzen und grollen im begeiſterten Einklang.

Dieſes iſt vielleicht der letzte Grund jenes unerhörten, koloſſalen Beifalls, deſſen ſich die zwei großen Opern von Meyerbeer in der ganzen Welt erfreuen. Er iſt der Mann ſeiner Zeit, und die Zeit, die immer ihre Leute zu wählen weiß, hat ihn tumultuariſch auf's Schild gehoben, und proklamirt ſeine Herrſchaft und hält mit ihm ihren fröhlichen Einzug. Es iſt eben keine behagliche Poſition, ſolcher Weiſe im Triumph getragen zu werden: durch Ungeſchick oder Ungeſchicklichkeit eines einzigen Schildhalters kann man in ein bedenkliches Wackeln gerathen, wo nicht gar ſtark beſchädigt werden; die Blumenkränze, die Einem an den Kopf fliegen, können zuweilen mehr verletzen als erquicken, wo nicht gar beſudeln, wenn ſie aus ſchmutzigen Händen kommen; und die Ueberlaſt der Lorbeeren kann Einem gewiß viel Angſtſchweiß auspreſſen . . . Roſſini, wenn er ſolchem Zuge begegnet, lächelt überaus ironiſch mit ſeinen feinen, italieniſchen Lippen, und er klagt dann über ſeinen ſchlechten Magen, der ſich täglich verſchlimmere, ſo daß er gar nichts mehr eſſen könne.

Das iſt hart, denn Roſſini war immer einer der größten Gourmands. Meyerbeer iſt juſt das Gegentheil; wie in ſeiner äußeren Erſcheinung, ſo iſt er auch in ſeinen Genüſſen die Beſcheidenheit ſelbſt. Nur wenn er Freunde geladen hat, findet man bei ihm einen guten Tiſch. Als ich einſt à la for-

tune du pot bei ihm speisen wollte, fand ich ihn bei einem ärmlichen Gericht Stockfische, welches sein ganzes Diner ausmachte; wie natürlich, ich behauptete, schon gespeist zu haben.

Manche haben behauptet, er sei geizig. Dieses ist nicht der Fall. Er ist nur geizig in Ausgaben, die seine Person betreffen. Für Andere ist er die Freigebigkeit selbst, und besonders unglückliche Landsleute haben sich derselben bis zum Mißbrauch erfreut. Wohlthätigkeit ist eine Haustugend der Meyerbeer'schen Familie, besonders der Mutter, welcher ich alle Hülfsbedürftigen, und nie ohne Erfolg, auf den Hals jage. Diese Frau ist aber auch die glücklichste Mutter, die es auf der Welt giebt. Ueberall umklingt sie die Herrlichkeit ihres Sohnes, wo sie geht und steht, flattern ihr einige Fetzen von seiner Musik um die Ohren, überall glänzt ihr sein Ruhm entgegen, und gar in der Oper, wo ein ganzes Publikum seine Begeisterung für Giacomo in dem brausendsten Beifall ausspricht, da bebt ihr Mutterherz vor Entzückungen, die wir kaum ahnen mögen. Ich kenne in der ganzen Weltgeschichte nur eine Mutter, die ihr zu vergleichen wäre, das ist die Mutter des heiligen Boromäus, die noch bei ihren Lebzeiten ihren Sohn kanonisirt sah, und in der Kirche, nebst Tausenden von Gläubigen, vor ihm knien und zu ihm beten konnte.

Meyerbeer schreibt jetzt eine neue Oper, welcher ich mit großer Neugier entgegen sehe. Die Entfaltung dieses Genius ist für mich ein höchst merkwürdiges Schauspiel. Mit Interesse folge ich den Phasen seines musikalischen, wie seines persönlichen Lebens, und beobachtete die Wechselwirkungen, die zwischen ihm und seinem europäischen Publikum stattfinden. Es sind jetzt zehn Jahre, daß ich ihm zuerst in Berlin begegnete, zwischen dem Universitätsgebäude und der Wachtstube, zwischen der Wissenschaft und der Trommel, und er schien sich in dieser Stellung sehr beklemmt zu fühlen. Ich erinnere mich, ich traf ihn in der Gesellschaft des Dr. Marx, welcher damals zu einer gewissen musikalischen Regence gehörte, die während der Minderjährigkeit eines gewissen jungen Genies, das man als legitimen Thronfolger Mozarts betrachtete, beständig dem Sebastian Bach huldigte. Der Enthusiasmus für Sebastian Bach sollte aber nicht bloß jenes Interregnum ausfüllen, sondern auch die Reputation von Rossini vernichten, den die Regence am meisten fürchtete und also auch am meisten haßte. Meyerbeer galt damals für einen Nachahmer Rossini's, und der Dr. Marx behandelte ihn mit einer gewissen Herablassung, mit einer leutseligen Oberhoheitsmiene, worüber ich jetzt herzlich lachen muß. Der Rossinismus war damals das große Verbrechen Meyerbeers; er war noch weit entfernt von der Ehre, um seiner selbst willen angefeindet zu werden. Er enthielt sich auch wohlweislich aller Ansprüche, und als ich ihm erzählte, mit welchem Enthusiasmus ich jüngst in Italien seinen Crociato aufführen sehen, lächelte er mit launiger Wehmuth und sagte: „Sie

compromittiren ſich, wenn Sie mich armen Italiener hier in Berlin loben, in der Hauptſtadt von Sebaſtian Bach!“

Meyerbeer war in der That damals ganz ein Nachahmer der Italiener geworden. Der Mißmuth gegen den feuchtkalten, verſtandeswitzigen, farbloſen Berlinianismus hatte frühzeitig eine natürliche Reaktion in ihm hervorgebracht; er entſprang nach Italien, genoß fröhlich ſeines Lebens, ergab ſich dort ganz ſeinen Privatgefühlen, und componirte dort jene köſtlichen Opern, worin der Roſſinismus mit der ſüßeſten Uebertreibung geſteigert iſt; hier iſt das Gold noch übergüldet und die Blume mit noch ſtärkeren Wohldüften parfümirt. Das war die glücklichſte Zeit Meyerbeers; er ſchrieb im vergnügten Rauſche der italieniſchen Sinnenluſt, und im Leben wie in der Kunſt pflückte er die leichteſten Blumen.

Aber dergleichen konnte einer deutſchen Natur nicht lange genügen. Ein gewiſſes Heimweh nach dem Ernſte des Vaterlandes ward in ihm wach: während er unter welſchen Myrthen lagerte, beſchlich ihn die Erinnerung an die geheimnißvollen Schauer deutſcher Eichenwälder; während ſüdliche Zephyre ihn umkoſten, dachte er an die dunklen Choräle des Nordwinds: — es ging ihm vielleicht gar wie der Frau von Sevigné, die, als ſie neben einer Orangerie wohnte und beſtändig von lauter Orangenblüthen umduftet war, ſich am Ende nach dem ſchlechten Geruche einer geſunden Miſtkarre zu ſehnen begann... Kurz, eine neue Reaktion fand ſtatt, Signor Giacomo ward plötzlich wieder ein Deutſcher und ſchloß ſich wieder an Deutſchland, nicht an das alte, morſche, abgelebte Deutſchland des engbrüſtigen Spießbürgerthums, ſondern an das junge, großmüthige, weltfreie Deutſchland einer neuen Generation, die alle Fragen der Menſchheit zu ihren eigenen gemacht hat, und die, wenn auch nicht immer auf ihrem Banner, doch deſto unauslöſchlicher in ihrem Herzen, die großen Menſchheitsfragen eingeſchrieben trägt.

Bald nach der Julirevolution trat Meyerbeer vor das Publikum mit einem Werke, das während den Wehen jener Revolution ſeinem Geiſte entſproſſen, mit Robert le Diable, dem Helden, der nicht genau weiß, was er will, der beſtändig mit ſich ſelber im Kampfe liegt, ein treues Bild des moraliſchen Schwankens damaliger Zeit, einer Zeit, die ſich zwiſchen Tugend und Laſter ſo qualvoll unruhig bewegte, in Beſtrebungen und Hinderniſſen ſich aufrieb, und nicht immer genug Kraft beſaß, den Anfechtungen Satans zu widerſtehen! Ich liebe keineswegs dieſe Oper, dieſes Meiſterwerk der Zagheit, ich ſage der Zagheit, nicht bloß in Betreff des Stoffes, ſondern auch der Exekution, indem der Componiſt ſeinem Genius noch nicht traut, noch nicht wagt, ſich dem ganzen Willen deſſelben hinzugeben, und der Menge zitternd dient, ſtatt ihr unerſchrocken zu gebieten. Man hat damals Meyerbeer mit Recht ein ängſtliches Genie genannt; es mangelte ihm der ſiegreiche Glaube an ſich

ſelbſt, er zeigte Furcht vor der öffentlichen Meinung, der kleinſte Tadel erſchreckte ihn, er ſchmeichelte allen Launen des Publikums, und gab links und rechts die eifrigſten Poignées de main, als habe er auch in der Muſik die Volksſouverainetät anerkannt und begründe ſein Regiment auf Stimmenmehrheit, im Gegenſatze zu Roſſini, der als König von Gottes Gnaden im Reiche der Tonkunſt abſolut herrſchte. Dieſe Aengſtlichkeit hat ihn im Leben noch nicht verlaſſen; er iſt noch immer beſorgt um die Meinung des Publikums, aber der Erfolg von Robert le Diable bewirkte glücklicherweiſe, daß er von jener Sorge nicht beläſtigt wird, während er arbeitet, daß er mit weit mehr Sicherheit componirt, daß er den großen Willen ſeiner Seele in ihren Schöpfungen hervortreten läßt. Und mit dieſer erweiterten Geiſtesfreiheit ſchrieb er die Hugenotten, worin aller Zweifel verſchwunden, der innere Selbſtkampf aufgehört und der äußere Zweikampf angefangen hat, deſſen koloſſale Geſtaltung uns in Erſtaunen ſetzt. Erſt durch dieſes Werk gewann Meyerbeer ſein unſterbliches Bürgerrecht in der ewigen Geiſterſtadt, im himmliſchen Jeruſalem der Kunſt. In den Hugenotten offenbart ſich endlich Meyerbeer ohne Scheu; mit unerſchrockenen Linien zeichnete er hier ſeinen ganzen Gedanken, und Alles, was ſeine Bruſt bewegte, wagte er auszuſprechen in ungezügelten Tönen.

Was dieſes Werk ganz beſonders auszeichnet, iſt das Gleichmaaß, das zwiſchen dem Enthuſiasmus und der artiſtiſchen Vollendung ſtattfindet, oder, um mich beſſer auszudrücken, die gleiche Höhe, welche darin die Paſſion und die Kunſt erreichen; der Menſch und der Künſtler haben hier gewetteifert, und wenn jener die Sturmglocke der wildeſten Leidenſchaften anzieht, weiß dieſer die rohen Naturtöne zum ſchauerlich ſüßeſten Wohllaut zu verklären. Während die große Menge ergriffen wird von der inneren Gewalt, von der Paſſion der Hugenotten, bewundert der Kunſtverſtändige die Meiſterſchaft, die ſich in den Formen bekundet. Dieſes Werk iſt ein gothiſcher Dom, deſſen himmelſtrebender Pfeilerbau und koloſſale Kuppel von der kühnen Hand eines Rieſen aufgepflanzt zu ſein ſcheinen, während die unzähligen, zierlich feinen Feſtons, Roſacen und Arabesken, die wie ein ſteinerner Spitzenſchleier darüber ausgebreitet ſind, von einer unermüdlichen Zwergsgeduld Zeugniß geben. Rieſe in der Conception und Geſtaltung des Ganzen, Zwerg in der mühſeligen Ausführung der Einzelheiten, iſt uns der Baumeiſter der Hugenotten eben ſo unbegreiflich, wie die Compoſitoren der alten Dome. Als ich jüngſt mit einem Freunde vor der Kathedrale zu Amiens ſtand, und mein Freund dieſes Monument von felſenthürmender Rieſenkraft und unermüdlich ſchnitzelnder Zwergsgeduld mit Schrecken und Mitleiden betrachtete, und mich endlich frug: wie es komme, daß wir heut zu Tage keine ſolchen Bauwerke mehr zu Stande bringen? antwortete ich ihm: „Theurer Alphonſe, die Menſchen in jener

alten Zeit hatten Ueberzeugungen, wir Neueren haben nur Meinungen, und es gehört etwas mehr als eine bloße Meinung dazu, um so einen gothiſchen Dom aufzurichten.“

Das iſt es. Meyerbeer iſt ein Mann der Ueberzeugung. Dieſes bezieht ſich aber nicht eigentlich auf die Tagesfragen der Geſellſchaft, obgleich auch in dieſem Betracht bei Meyerbeer die Geſinnungen feſter begründet ſtehen, als bei anderen Künſtlern. Meyerbeer, den die Fürſten dieſer Erde mit allen möglichen Ehrenbezeugungen überſchütten, und der auch für dieſe Auszeichnungen ſo viel Sinn hat, trägt doch ein Herz in der Bruſt, welches für die heiligſten Intereſſen der Menſchheit glüht, und unumwunden geſteht er ſeinen Cultus für die Helden der Revoluzion. Es iſt ein Glück für ihn, daß manche nordiſchen Behörden keine Muſik verſtehen, ſie würden ſonſt in den Hugenotten nicht blos einen Parteikampf zwiſchen Proteſtanten und Katholiken erblicken. Aber dennoch ſind ſeine Ueberzeugungen nicht eigentlich politiſcher und noch weniger religiöſer Art. Die eigentliche Religion Meyerbeers iſt die Religion Mozarts, Glucks, Beethovens, es iſt die Muſik; nur an dieſe glaubt er, nur in dieſem Glauben findet er ſeine Seligkeit und lebt er mit einer Ueberzeugung, die den Ueberzeugungen früherer Jahrhunderte ähnlich iſt an Tiefe, Leidenſchaft und Ausdauer. Ja, ich möchte ſagen, er iſt Apoſtel dieſer Religion. Wie mit apoſtoliſchem Eifer und Drang behandelt er Alles, was ſeine Muſik betrifft. Während andere Künſtler zufrieden ſind, wenn ſie etwas Schönes geſchaffen haben, ja nicht ſelten alles Intereſſe für ihr Werk verlieren, ſo bald es fertig iſt: ſo beginnt im Gegentheil bei Meyerbeer die größere Kindesnoth erſt nach der Entbindung, er giebt ſich alsdann nicht zufrieden, bis die Schöpfung ſeines Geiſtes ſich auch glänzend dem übrigen Volke offenbart, bis das ganze Publikum von ſeiner Muſik erbaut wird, bis ſeine Oper in alle Herzen die Gefühle gegoſſen, die er der ganzen Welt predigen will, bis er mit der ganzen Menſchheit kommunizirt hat. Wie der Apoſtel, um eine einzige verlorene Seele zu retten, weder Mühe noch Schmerzen achtet, ſo wird auch Meyerbeer, erfährt er, daß irgend Jemand ſeine Muſik verläugnet, ihm unermüdlich nachſtellen, bis er ihn zu ſich bekehrt hat; und das einzige gerettete Lamm, und ſei es auch die unbedeutendſte Feuilletoniſtenſeele, iſt ihm dann lieber als die ganze Heerde von Gläubigen, die ihn immer mit orthodoxer Treue verehrten.

Die Muſik iſt die Ueberzeugung von Meyerbeer, und das iſt vielleicht der Grund aller jener Aengſtlichkeiten und Bekümmerniſſe, die der große Meiſter ſo oft an den Tag legt, und die uns nicht ſelten ein Lächeln entlocken. Man muß ihn ſehen, wenn er eine neue Oper einſtudirt; er iſt dann der Plagegeiſt aller Muſiker und Sänger, die er mit unaufhörlichen Proben quält. Nie kann er ſich ganz zufrieden geben, ein einziger falſcher Ton im Orcheſter iſt

ihm ein Dolchstich, woran er zu sterben glaubt. Diese Unruhe verfolgt ihn noch lange, wenn die Oper bereits aufgeführt und mit Beifallsrausch empfangen worden. Er ängstigt sich dann noch immer, und ich glaube, er giebt sich nicht eher zufrieden, als bis einige Tausend Menschen, die seine Oper gehört und bewundert haben, gestorben und begraben sind; bei diesen wenigstens hat er keinen Abfall zu befürchten, diese Seelen sind ihm sicher. An den Tagen, wo seine Oper gegeben wird, kann es ihm der liebe Gott nie recht machen; regnet es und ist es kalt, so fürchtet er, daß Mademoiselle Falcon den Schnupfen bekomme, ist hingegen der Abend hell und warm, so fürchtet er, daß das schöne Wetter die Leute ins Freie locken und das Theater leer stehen möchte. Nichts ist der Peinlichkeit zu vergleichen, womit Meyerbeer, wenn seine Musik endlich gedruckt wird, die Correktur besorgt; diese unermüdliche Verbesserungssucht während der Correktur ist bei den Pariser Künstlern zum Sprichwort geworden. Aber man bedenke, daß ihm die Musik über Alles theuer ist, theurer gewiß als sein Leben. Als die Cholera in Paris zu wüthen begann, beschwor ich Meyerbeer, so schleunig als möglich abzureisen; aber er hatte noch für einige Tage Geschäfte, die er nicht hintenan setzen konnte, er hatte mit einem Italiener das italienische Libretto für Robert le Diable zu arrangiren.

Weit mehr als Robert le Diable sind die Hugenotten ein Werk der Ueberzeugung, sowohl in Hinsicht des Inhalts als der Form. Wie ich schon bemerkt habe, während die große Menge vom Inhalt hingerissen wird, bewundert der stillere Betrachter die ungeheuren Fortschritte der Kunst, die neuen Formen, die hier hervortreten. Nach dem Ausspruch der competentesten Richter müssen jetzt alle Musiker, die für die Oper schreiben wollen, vorher die Hugenotten studiren. In der Instrumentation hat es Meyerbeer am weitesten gebracht. Unerhört ist die Behandlung der Chöre, die sich hier wie Individuen aussprechen und aller opernhaften Herkömmlichkeit entäußert haben. Seit dem Don Juan gibt es gewiß keine größere Erscheinung im Reiche der Tonkunst, als jener vierte Akt der Hugenotten, wo auf die grauenhaft erschütternde Scene der Schwerterweihe, der eingesegneten Mordlust, noch ein Duo gesetzt ist, das jenen ersten Effekt noch überbietet; ein kolossales Wagniß, das man dem ängstlichen Genie kaum zutrauen sollte, dessen Gelingen aber eben so sehr unser Entzücken wie unsere Verwunderung erregt. Was mich betrifft, so glaube ich, daß Meyerbeer diese Aufgabe nicht durch Kunstmittel gelöst hat, sondern durch Naturmittel, indem jenes famose Duo eine Reihe von Gefühlen ausspricht, die vielleicht nie, oder wenigstens nie mit solcher Wahrheit, in einer Oper hervorgetreten, und für welche dennoch in den Gemüthern der Gegenwart die wildesten Sympathien auflodern. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß nie bei einer Musik mein Herz so stürmisch pochte, wie bei dem vierten Akte der Hugenotten, daß ich aber diesem Akte und seinen Aufre-

gungen aus dem Wege gehe und mit weit größerem Vergnügen dem zweiten Akte beiwohne. Dieser ist ein Idyll, das an Lieblichkeit und Grazie den romantischen Lustspielen von Shakespeare, vielleicht aber noch mehr dem Amynta von Tasso ähnlich ist. In der That, unter den Rosen der Freude lauscht darin eine sanfte Schwermuth, die an den unglücklichen Hofdichter von Ferrara erinnert. Es ist mehr die Sehnsucht nach der Heiterkeit, als die Heiterkeit selbst, es ist kein herzliches Lachen, sondern ein Lächeln des Herzens, eines Herzens, welches heimlich krank ist und von Gesundheit nur träumen kann. Wie kommt es daß ein Künstler, dem von der Wiege an alle blutsaugenden Lebens-Sorgen abgewedelt worden, der, geboren im Schooße des Reichthums, gehätschelt von der ganzen Familie, die allen seinen Neigungen bereitwillig, ja enthusiastisch fröhnte, weit mehr als irgend ein sterblicher Künstler zum Glück berechtigt war, — wie kommt es, daß Dieser dennoch jene ungeheuren Schmerzen erfahren hat, die uns aus seiner Musik entgegenseufzen und schluchzen? Denn was er nicht selber empfindet, kann der Musiker nicht so gewaltig, nicht so erschütternd aussprechen. Es ist sonderbar, daß der Künstler, dessen materielle Bedürfnisse befriedigt sind, desto unleidlicher von moralischen Drangsalen heimgesucht wird! Aber das ist ein Glück für das Publikum, das den Schmerzen des Künstlers seine idealsten Freuden verdankt. Der Künstler ist jenes Kind, wovon das Volksmährchen erzählt, daß seine Thränen lauter Perlen sind. Ach! die böse Stiefmutter, die Welt, schlägt das arme Kind um so unbarmherziger, damit es nur recht viele Perlen weine!

Man hat die Hugenotten, mehr noch als Robert le Diable, eines Mangels an Melodien zeihen wollen. Dieser Vorwurf beruht auf einem Irrthum: „Vor lauter Wald sieht man die Bäume nicht!“ Die Melodie ist hier der Harmonie untergeordnet, und bereits, bei einer Vergleichung mit der Musik Rossini's, worin das umgekehrte Verhältniß stattfindet, habe ich angedeutet, daß es diese Vorherrschaft der Harmonie ist, welche die Musik von Meyerbeer als eine menschheitlich bewegte, gesellschaftlich moderne Musik charakterisirt. An Melodien fehlt es ihr wahrlich nicht, nur dürfen diese Melodien nicht störsam schroff, ich möchte sagen egoistisch, hervortreten, sie dürfen nur dem Ganzen dienen, sie sind disciplinirt, statt daß bei den Italienern die Melodien isolirt, ich möchte fast sagen außergesetzlich, sich geltend machen, ungefähr wie ihre berühmten Banditen. Man merkt es nur nicht; mancher gemeine Soldat schlägt sich in einer großen Schlacht eben so gut, wie der Calabrese, der einsame Raubheld, dessen persönliche Tapferkeit uns weniger überraschen würde, wenn er unter regulären Truppen, in Reih und Glied, sich schlüge. Ich will einer Vorherrschaft der Melodie bei Leibe ihr Verdienst nicht absprechen, aber bemerken muß ich, als eine Folge derselben sehen wir in Italien jene Gleichgültigkeit gegen das Ensemble der Oper, gegen die Oper als geschlossenes

Kunstwerk, die sich so naiv äußert, daß man in den Logen, während keine Bravourpartien gesungen werden, Gesellschaft empfängt, ungenirt plaudert, wo nicht gar Karten spielt.

Die Vorherrschaft der Harmonie in den Meyerbeerschen Schöpfungen ist vielleicht eine nothwendige Folge seiner weiten, das Reich des Gedankens und der Erscheinungen umfassenden Bildung. Zu seiner Erziehung wurden Schätze verwendet und sein Geist war empfänglich; er ward früh eingeweiht in allen Wissenschaften und unterscheidet sich auch hierdurch von den meisten Musikern, deren glänzende Ignoranz einigermaßen verzeihlich, da es ihnen gewöhnlich an Mitteln und Zeit fehlte, sich außerhalb ihres Faches große Kenntnisse zu erwerben. Das Gelernte ward bei ihm Natur und die Schule der Welt gab ihm die höchste Entwicklung; er gehört zu jener geringen Zahl Deutscher, die selbst Frankreich als Muster der Urbanität anerkennen mußte. Solche Bildungshöhe war vielleicht nöthig, wenn man das Material, das zur Schöpfung der Hugenotten gehörte, zusammenfinden und sicheren Sinnes gestalten wollte. Aber ob nicht was an Weite der Auffassung und Klarheit des Ueberblicks gewonnen ward, an anderen Eigenschaften verloren ging, das ist eine Frage. Die Bildung vernichtet bei dem Künstler jene scharfe Accentuation, jene schroffe Färbung, jene Ursprünglichkeit der Gedanken, jene Unmittelbarkeit der Gefühle, die wir bei rohbegrenzten, ungebildeten Naturen so sehr bewundern.

Die Bildung wird überhaupt immer theuer erkauft und die kleine Blanka hat Recht. Dieses etwa achtjährige Töchterchen von Meyerbeer beneidet den Müßiggang der kleinen Buben und Mädchen, die sie auf der Straße spielen sieht, und äußerte sich jüngst folgendermaßen: „Welch ein Unglück, daß ich gebildete Eltern habe! Ich muß von Morgen bis Abend alles Mögliche auswendig lernen und still sitzen und artig sein, während die ungebildeten Kinder da unten den ganzen Tag glücklich herumlaufen und sich amüsiren können!"

Zehnter Brief.

Außer Meyerbeer besitzt die Academie royale de musique wenige Tondichter, von welchen es der Mühe lohnte ausführlich zu reden. Und dennoch befindet sich die französische Oper in der reichsten Blüthe, oder, um mich richtiger auszudrücken, sie erfreut sich täglich einer guten Recette. Dieser Zustand des Gedeihens begann vor sechs Jahren durch die Leitung des berühmten Herrn Veron, dessen Prinzipien seitdem von dem neuen Direktor, Herrn Düponchel, mit demselben Erfolg angewendet werden. Ich sage Prinzipien, denn

in der That, Herr Veron hatte Prinzipien, Resultate seines Nachdenkens in der Kunstwelt und Wissenschaft, und wie er als Apotheker eine vortreffliche Musik für den Husten erfunden hat, so erfand er als Operndirektor ein Heilmittel gegen die Musik. Er hatte nemlich an sich selber bemerkt, daß ein Schauspiel von Frankoni ihm mehr Vergnügen machte als die beste Oper; er überzeugte sich, daß der größte Theil des Publikums von denselben Empfindungen beseelt sei, daß die meisten Leute aus Convenienz in die große Oper gehen, und nur dann sich dort ergötzen, wenn schöne Dekorationen, Kostüme und Tänze so sehr ihre Aufmerksamkeit fesseln, daß sie die fatale Musik ganz überhören. Der große Veron kam daher auf den genialen Gedanken, die Schauluſt der Leute in so hohem Grade zu befriedigen, daß die Musik sie gar nicht mehr geniren kann, daß sie in der großen Oper dasselbe Vergnügen finden wie bei Frankoni. Der große Veron und das große Publikum verstanden sich: Jener wußte die Musik unschädlich zu machen und gab unter dem Titel „Oper" nichts als Pracht- und Spektakelstücke; dieses, das Publikum, konnte mit seinen Töchtern und Gattinnen in die große Oper gehen, wie es gebildeten Ständen ziemt, ohne vor langer Weile zu sterben. Amerika war entdeckt, das Ei stand auf der Spitze, das Opernhaus füllte sich täglich, Frankoni ward überboten und machte Bankrott, und Herr Veron ist seitdem ein reicher Mann. Der Name Veron wird ewig leben in den Annalen der Musik; er hat den Tempel der Göttin verschönert, aber sie selbst zur Thür hinausgeschmissen. Nichts übertrifft den Luxus, der in der großen Oper überhand genommen, und diese ist jetzt das Paradies der Harthörigen.

Der jetzige Direktor folgt den Grundsätzen seines Vorgängers, obgleich er zu der Persönlichkeit desselben den ergötzlich schroffsten Contrast bildet. Haben Sie Herrn Veron jemals gesehen? Im Caffe de Paris oder auf dem Boulevard Coblence ist sie Ihnen gewiß manchmal aufgefallen, diese feiste carikirte Figur, mit dem schief eingedrückten Hute auf dem Kopfe, welcher in einer ungeheuren weißen Cravatte, deren Vatermörder bis über die Ohren reichen, ganz vergraben ist, so daß das rothe, lebenslustige Gesicht mit den kleinen blinzelnden Augen nur wenig zum Vorschein kommt. In dem Bewußtsein seiner Menschenkenntniß und seines Gelingens, wälzt er sich so behaglich, so insolent behaglich einher, umgeben von einem Hofstaate junger, mitunter auch ältlicher Dandys der Literatur, die er gewöhnlich mit Champagner oder schönen Figurantinnen regalirt. Es ist der Gott des Materialismus, und sein geistverhöhnender Blick schnitt mir oft peinigend ins Herz, wenn ich ihm begegnete.

Herr Düponchel ist ein hagerer, gelbblasser Mann, welcher, wo nicht edel, doch vornehm aussieht, immer trist, eine Leichenbittermiene, und Jemand nannte ihn ganz richtig: un deuil perpetuel. Nach seiner äußeren Erschei-

nung würde man ihn eher für den Aufſeher des Père la chaise, als für den Direktor der großen Oper halten. Er erinnerte mich immer an den melancholiſchen Hofnarren Ludwigs XIII. Dieſer Ritter von der traurigen Geſtalt iſt jetzt Maître de plaisir der Pariſer und ich möchte ihn manchmal belauſchen, wenn er, einſam in ſeiner Behauſung, auf neue Späße ſinnt, womit er ſeinen Souverän, das franzöſiſche Publikum, ergötzen ſoll, wenn er, wehmüthig-närriſch das trübe Haupt ſchüttelt, und das rothe Buch ergreift, um nachzuſehen, ob die Taglioni . . .

Sie ſehen mich verwundert an? Ja, das iſt ein kurioſes Buch, deſſen Bedeutung ſehr ſchwer mit anſtändigen Worten zu erklären ſein möchte. Nur durch Analogien kann ich mich hier verſtändlich machen. Wiſſen Sie, was der Schnupfen der Sängerinnen iſt? Ich höre Sie ſeufzen, und Sie denken wieder an Ihre Märtyrerzeit: die letzte Probe iſt überſtanden, die Oper iſt ſchon für den Abend angekündigt, da kommt plötzlich die Prima Donna und erklärt, daß ſie nicht ſingen könne, denn ſie habe den Schnupfen. Da iſt nichts anzufangen, ein Blick gen Himmel, ein ungeheurer Schmerzensblick! und ein neuer Zettel wird gedruckt, worin man einem verehrungswürdigen Publikum anzeigt, daß die Vorſtellung der Veſtalin, wegen Unpäßlichkeit der Mademoiſelle Schnaps, nicht ſtattfinden könne und ſtatt deſſen Rochus Pumpernickel aufgeführt wird. Den Tänzerinnen half es nichts, wenn ſie den Schnupfen anſagten, er hinderte ſie ja nicht am Tanzen, und ſie beneideten lange Zeit die Sängerinnen ob jener rheumatiſchen Erfindung, womit dieſe ſich zu jeder Zeit einen Feierabend und ihrem Feinde, dem Theaterdirektor einen Leidenstag verſchaffen konnten. Sie erflehten daher vom lieben Gott daſſelbe Qualrecht, und dieſer, ein Freund des Ballets, wie alle Monarchen, begabte ſie mit einer Unpäßlichkeit, die an ſich ſelber harmlos, ſie dennoch verhindert, öffentlich zu pirouettiren, und die wir, nach der Analogie von thé dansant, den tanzenden Schnupfen nennen möchten. Wenn nun eine Tänzerin nicht auftreten will, hat ſie eben ſo gut ihren unabweisbaren Vorwand, wie die beſte Sängerin. Der ehemalige Direktor der großen Oper verwünſchte ſich oft zu allen Teufeln, wenn die Sylphide gegeben werden ſollte, und die Taglioni ihm meldete, ſie könne heute keine Flügel und keine Trikothoſen anziehen und nicht auftreten, denn ſie habe den tanzenden Schnupfen . . . Der große Veron, in ſeiner tiefſinnigen Weiſe, entdeckte, daß der tanzende Schnupfen ſich von dem ſingenden Schnupfen der Sängerinnen durch eine gewiſſe Regelmäßigkeit unterſcheide, und ſeine jedesmalige Erſcheinung lange voraus berechnet werden könne: denn der liebe Gott, ordnungsliebend, wie er iſt, gab den Tänzerinnen eine Unpäßlichkeit, die im Zuſammenhang mit den Geſetzen der Aſtronomie, der Phyſik, der Hydraulik, kurz des ganzen Univerſums ſteht und folglich kalkulable iſt; der Schnupfen der Sängerinnen hingegen iſt eine Privaterfindung, eine Er-

findung der Weiberlaune, und folglich inkalkulable. In dieſem Umſtand der Berechenbarkeit der periodiſchen Wiederkehr des tanzenden Schnupfens ſuchte der große Veron eine Abhülfe gegen die Vexationen der Tänzerinnen, und jedesmal, wenn eine derſelben den ihrigen bekam, ward das Datum dieſes Ereigniſſes in ein beſonderes Buch aufgezeichnet, und das iſt das rothe Buch, welches eben Herr Düponchell in Händen hielt, und in welchem er nachrechnen konnte, an welchem Tage die Taglioni . . . Dieſes Buch, welches den Inventionsgeiſt, und überhaupt den Geiſt des ehemaligen Operndirektors, des Herrn Veron, charakteriſirt, iſt gewiß von praktiſcher Nützlichkeit.

Aus den vorhergehenden Bemerkungen werden Sie die gegenwärtige Bedeutung der franzöſiſchen großen Oper begriffen haben. Sie hat ſich mit den Feinden der Muſik ausgeſöhnt, und wie in den Tuilerien iſt der wohlhabende Bürgerſtand auch in die Academie de Muſique eingedrungen, während die vornehme Geſellſchaft das Feld geräumt hat. Die ſchöne Ariſtokratie, dieſe Elite, die ſich durch Rang, Bildung, Geburt, Faſhion und Müßiggang auszeichnet, flüchtete ſich in die italieniſche Oper, in dieſe muſikaliſche Oaſe, wo die großen Nachtigallen der Kunſt noch immer trillern, die Quellen der Melodie noch immer zaubervoll rieſeln, und die Palmen der Schönheit mit ihren ſtolzen Fächern Beifall winken . . . während rings umher eine blaſſe Sandwüſte, eine Sahara der Muſik. Nur noch einzelne gute Conzerte tauchen manchmal hervor in dieſer Wüſte, und gewähren dem Freunde der Tonkunſt eine außerordentliche Labung. Dahin gehörten dieſen Winter die Sonntage des Conſervatoires. Einige Privatſoireen auf der Rue de Bondy, und beſonders die Conzerte von Berlioz und Liſzt. Die beiden letzteren ſind wohl die merkwürdigſten Erſcheinungen in der hieſigen muſikaliſchen Welt; ich ſage die merkwürdigſten, nicht die ſchönſten, nicht die erfreulichſten. Von Berlioz werden wir bald eine Oper erhalten. Das Süjet iſt eine Epiſode aus dem Leben Benvenutos Cellini, der Guß des Perſeus. Man erwartet Außerordentliches, da dieſer Componiſt ſchon Außerordentliches geleiſtet. Seine Geiſtesrichtung iſt das Phantaſtiſche, nicht verbunden mit Gemüth, ſondern mit Sentimentalität; er hat große Aehnlichkeit mit Callot, Gozzi und Hoffmann. Schon ſeine äußere Erſcheinung deutet darauf hin. Es iſt Schade, daß er ſeine ungeheure, antediluvianiſche Friſur, dieſe aufſträubenden Haare, die über ſeine Stirne, wie ein Wald über eine ſchroffe Felſenwand, ſich erhoben, abſchneiden laſſen; ſo ſah ich ihn zum erſten Male vor ſechs Jahren, und ſo wird er immer in meinem Gedächtniſſe ſtehen. Es war im Conſervatoire de Muſique, und man gab eine große Symphonie von ihm, ein bizarres Nachtſtück, das nur zuweilen erhellt wird von einer ſentimentalweißen Weiberrobe, die darin hin- und herflattert, oder von einem ſchwefelgelben Blitz der Ironie. Das Beſte darin iſt ein Hexenſabbath, wo der Teufel Meſſe lieſt

und die katholiſche Kirchenmuſik mit der ſchauerlichſten, blutigſten Poſſenhaftigkeit parodirt wird. Es iſt eine Farce, wobei alle geheimen Schlangen, die wir im Herzen tragen, freudig emporziſchen. Mein Logennachbar, ein redſeliger junger Mann, zeigte mir den Componiſten, welcher ſich, am äußerſten Ende des Saales, in einem Winkel des Orcheſters befand, und die Pauke ſchlug. Denn die Pauke iſt ſein Inſtrument. „Sehen Sie in der Avantſcene," ſagte mein Nachbar, „jene dicke Engländerin? Das iſt Miß Smithſon; in dieſe Dame iſt Herr Berlioz ſeit drei Jahren ſterbens verliebt, und dieſer Leidenſchaft verdanken wir die wilde Symphonie, die Sie heute hören." In der That, in der Avant-ſcene-Loge ſaß die berühmte Schauſpielerin von Coventgarden; Berlioz ſah immer unverwandt nach ihr hin, und jedes Mal, wenn ſein Blick dem ihrigen begegnete, ſchlug er los auf ſeine Pauke, wie wüthend. Miß Smithſon iſt ſeitdem Madame Berlioz geworden, und ihr Gatte hat ſich ſeitdem auch die Haare abſchneiden laſſen. Als ich dieſen Winter im Conſervatoire wieder ſeine Symphonie hörte, ſaß er wieder als Paukenſchläger im Hintergrunde des Orcheſters, die dicke Engländerin ſaß wieder in der Avant-ſcene, ihre Blicke begegneten ſich wieder . . . aber er ſchlug nicht mehr ſo wüthend auf die Pauke.

Lißt iſt der nächſte Wahlverwandte von Berlioz und weiß deſſen Muſik am beſten zu exekutiren. Ich brauche Ihnen von ſeinem Talente nicht zu reden; ſein Ruhm iſt europäiſch. Er iſt unſtreitig derjenige Künſtler, welcher in Paris die unbedingteſten Enthuſiaſten findet, aber auch die eifrigſten Widerſacher. Das iſt ein bedeutendes Zeichen, daß Niemand mit Indifferenz von ihm redet. Ohne poſitiven Gehalt kann man in dieſer Welt weder günſtige, noch feindliche Paſſionen erwecken. Es gehört Feuer dazu, um die Menſchen zu entzünden, ſowohl zum Haß als zur Liebe. Was am beſten für Lißt zeugt, iſt die volle Achtung, womit ſelbſt die Gegner ſeinen perſönlichen Werth anerkennen. Er iſt ein Menſch von verſchrobenem, aber edlem Charakter, uneigennützig und ohne falſch. Höchſt merkwürdig ſind ſeine Geiſtesrichtungen, er hat große Anlagen zur Spekulazion, und mehr noch als die Intereſſen ſeiner Kunſt, intereſſiren ihn die Unterſuchungen der verſchiedenen Schulen, die ſich mit der Löſung der großen, Himmel und Erde umfaſſenden Frage beſchäftigen. Er glühte lange Zeit für die ſchöne St. Simoniſtiſche Weltanſicht, ſpäter umnebelten ihn die ſpiritualiſtiſchen oder vielmehr vaporiſtiſchen Gedanken von Ballanche, jetzt ſchwärmt er für die republikaniſch-katholiſchen Lehren eines La Mennais, welcher die Jakobinermütze aufs Kreuz gepflanzt hat . . . Der Himmel weiß! in welchem Geiſtesſtall er ſein nächſtes Steckenpferd finden wird. Aber lobenswerth bleibt immer dieſes unermüdliche Lechzen nach Licht und Gottheit, es zeugt von ſeinem Sinn für das Heilige, für das Religiöſe. Daß ein ſo unruhiger Kopf, der von allen Nöthen und Doktrinen

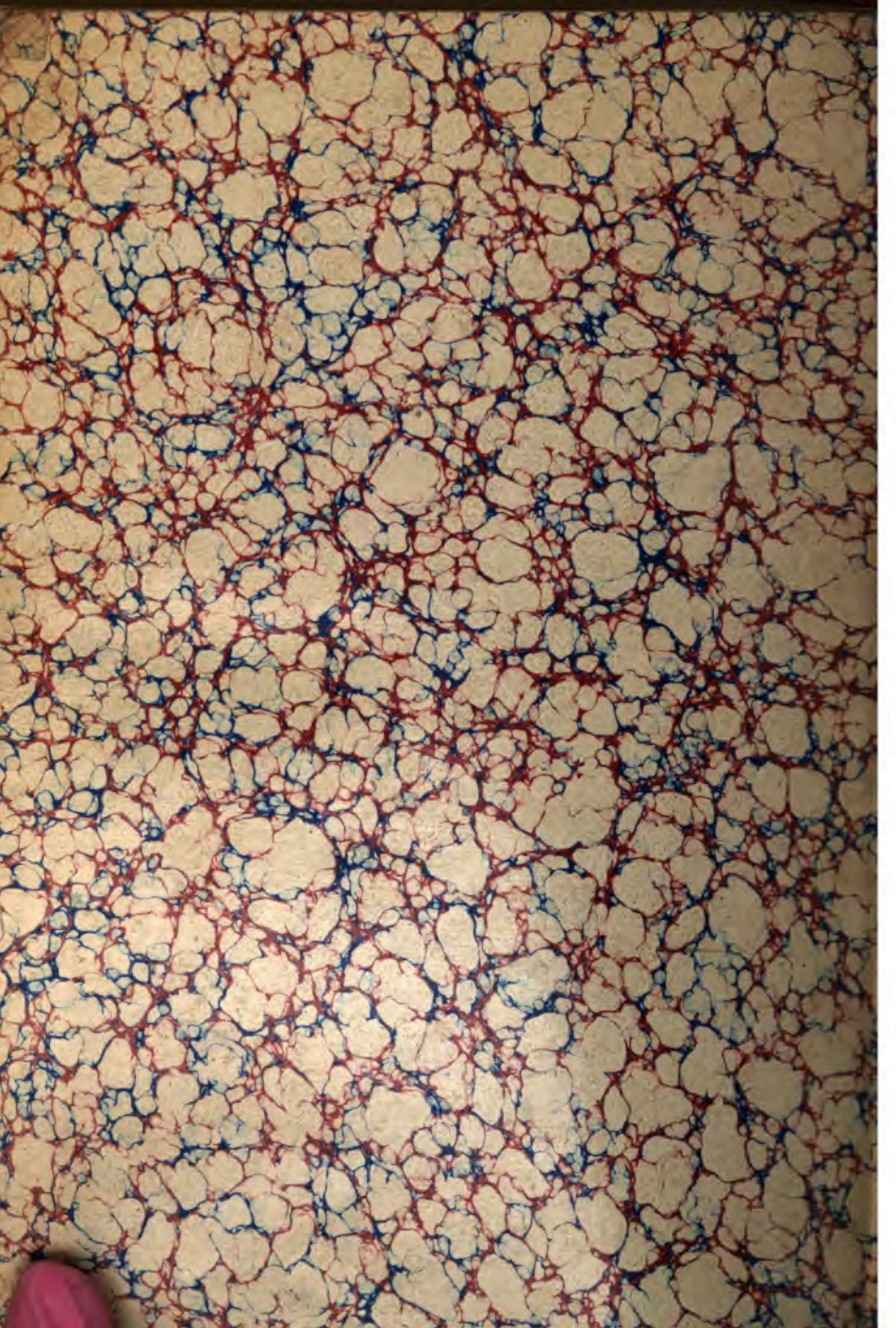
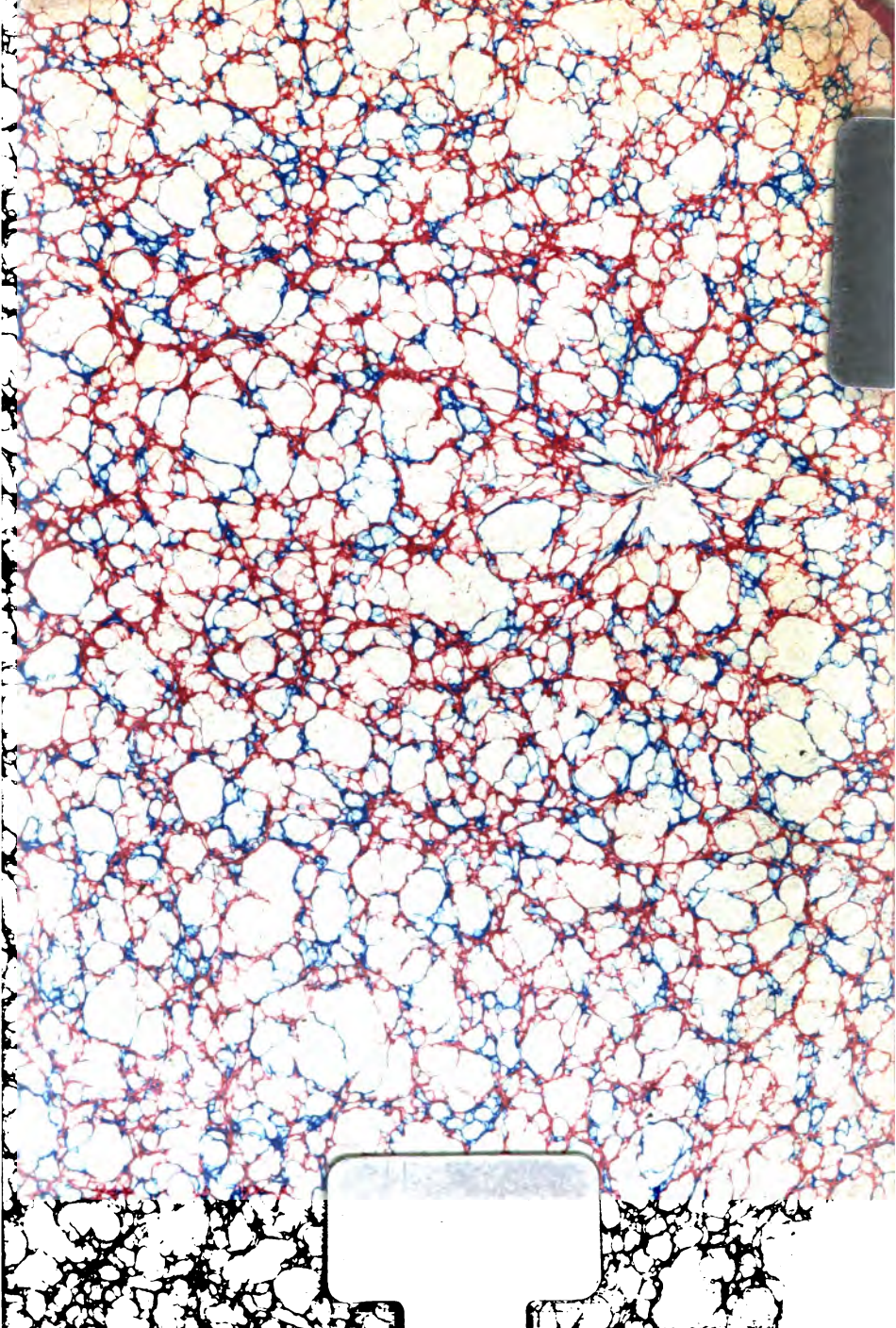
der Zeit in die Wirre getrieben wird, der das Bedürfniß fühlt ſich um alle Bedürfniſſe der Menſchheit zu bekümmern, und gern die Naſe in alle Töpfe ſteckt, worin der liebe Gott die Zukunft kocht: daß Franz Liſzt kein ſtiller Klavierſpieler für ruhige Staatsbürger und gemüthliche Schlafmützen ſein kann, das verſteht ſich von ſelbſt. Wenn er am Fortepiano ſitzt und ſich mehrmals das Haar über die Stirne zurückgeſtrichen hat, und zu improviſiren beginnt, dann ſtürmt er nicht ſelten allzutoll über die elfenbeinernen Taſten, und es erklingt eine Wildniß von himmelhohen Gedanken, wozwiſchen hie und da die ſüßeſten Blumen ihren Duft verbreiten, daß man zugleich beängſtigt und beſeligt wird, aber doch noch mehr beängſtigt.

Ich geſtehe es Ihnen, wie ſehr ich auch Liſzt liebe, ſo wirkt doch ſeine Muſik nicht angenehm auf mein Gemüth, um ſo mehr, da ich ein Sonntagskind bin und die Geſpenſter auch ſehe, welche andere Leute nur hören, da, wie Sie wiſſen, bei jedem Ton, den die Hand auf dem Klavier anſchlägt, auch die entſprechende Klangfigur in meinem Geiſte aufſteigt, kurz, da die Muſik meinem innern Auge ſichtbar wird. Noch zittert mir der Verſtand im Kopfe, bei der Erinnerung des Concertes, worin ich Liſzt zuletzt ſpielen hörte. Es war im Concerte für die unglücklichen Italiener, im Hotel jener ſchönen, edlen und leidenden Fürſtin, welche ihr leibliches und ihr geiſtiges Vaterland, Italien und den Himmel, ſo ſchön repräſentirt . . . (Sie haben ſie gewiß in Paris geſehen, die ideale Geſtalt, welche dennoch nur das Gefängniß iſt, worin die heiligſte Engelſeele eingekerkert worden . . . Aber dieſer Kerker iſt ſo ſchön, daß jeder wie verzaubert davor ſtehen bleibt und ihn anſtaunt) . . . Es war im Concerte zum Beſten der unglücklichen Italiener, wo ich Liſzt verfloſſenen Winter zuletzt ſpielen hörte, ich weiß nicht mehr was, aber ich möchte darauf ſchwören, er variirte einige Themata aus der Apokalypſe. Anfangs konnte ich ſie nicht ganz deutlich ſehen, die vier myſtiſchen Thiere, ich hörte nur ihre Stimme, beſonders das Gebrüll des Löwen und das Krächzen des Adlers. Den Ochſen mit dem Buch in der Hand ſah ich ganz genau. Am beſten ſpielte er das Thal Joſaphat. Es waren Schranken wie bei einem Turnier, und als Zuſchauer um den ungeheuren Raum drängten ſich die auferſtandenen Völker, grabesbleich und zitternd. Zuerſt galoppirte Satan in die Schranken, ſchwarzgeharniſcht, auf einem milchweißen Schimmel. Langſam ritt hinter ihm her der Tod, auf ſeinem fahlen Pferde. Endlich erſchien Chriſtus, in goldener Rüſtung, auf einem ſchwarzen Roß, und mit ſeiner heiligen Lanze ſtach er erſt Satan zu Boden, hernach den Tod, und die Zuſchauer jauchzten . . . Stürmiſchen Beifall zollte man dem Spiel des wackeren Liſzt, welcher ermüdet das Clavier verließ, ſich vor den Damen verbeugte . . . Um die Lippen der Schönſten zog jenes melancholiſch-ſüße Lächeln . . .

Es wäre ungerecht, wenn ich bei dieſer Gelegenheit nicht eines Pianiſten erwähnen wollte, der neben Liſzt am meiſten gefeiert wird. Es iſt Chopin, der nicht bloß als Virtuoſe durch techniſche Vollendung glänzt, ſondern auch als Componiſt das Höchſte leiſtet. Das iſt ein Menſch vom erſten Range. Chopin iſt der Liebling jener Elite, die in der Muſik die höchſten Geiſtesgenüſſe ſucht. Sein Ruhm iſt ariſtokratiſcher Art, er iſt parfümirt von den Lobſprüchen der guten Geſellſchaft, er iſt vornehm wie ſeine Perſon.

Chopin iſt von franzöſiſchen Eltern in Polen geboren und hat einen Theil ſeiner Erziehung in Deutſchland genoſſen. Dieſe Einflüſſe dreier Nationalitäten machen ſeine Perſönlichkeit zu einer höchſt merkwürdigen Erſcheinung; er hat ſich nemlich das Beſte angeeignet, wodurch ſich die drei Völker auszeichnen: Polen gab ihm ſeinen chevalereſken Sinn und ſeinen geſchichtlichen Schmerz, Frankreich gab ihm ſeine leichte Anmuth, ſeine Grazie, Deutſchland gab ihm den romantiſchen Tiefſinn... Die Natur aber gab ihm eine zierliche, ſchlanke, etwas ſchmächtige Geſtalt, das edelſte Herz und das Genie. Ja, dem Chopin muß man Genie zuſprechen, in der vollen Bedeutung des Worts; er iſt nicht bloß Virtuoſe, er iſt auch Poet, er kann uns die Poeſie, die in ſeiner Seele lebt, zur Anſchauung bringen, er iſt Tondichter, und nichts gleicht dem Genuß, den er uns verſchafft, wenn er am Clavier ſitzt und improviſirt. Er iſt alsdann weder Pole, noch Franzoſe, noch Deutſcher, er verräth dann einen weit höheren Urſprung, man merkt alsdann, er ſtammt aus dem Lande Mozarts, Raffaels, Goethes, ſein wahres Vaterland iſt das Traumreich der Poeſie. Wenn er am Clavier ſitzt und improviſirt, iſt es mir, als beſuche mich ein Landsmann aus der geliebten Heimath und erzähle mir die kurioſeſten Dinge, die während meiner Abweſenheit dort paſſirt ſind... Manchmal möcht' ich ihn mit Fragen unterbrechen: Und wie gehts der ſchönen Nixe, die ihren ſilbernen Schleier ſo kokett um die grünen Locken zu binden wußte? Verfolgt ſie noch immer der weißbärtige Meergott mit ſeiner närriſch abgeſtandenen Liebe? Sind bei uns die Roſen noch immer ſo flammenſtolz? Singen die Bäume noch immer ſo ſchön im Mondſchein?...

Ach! es iſt ſchon lange her, daß ich in der Fremde lebe, und mit meinem fabelhaften Heimweh komme ich mir manchmal vor wie der fliegende Holländer und ſeine Schiffsgenoſſen, die auf den kalten Wellen ewig geſchaukelt werden, und vergebens zurückverlangen nach den ſtillen Kayen, Tulpen, Myfrawen, Thonpfeifen und Porzellantaſſen von Holland... Amſterdam! Amſterdam! wann kommen wir wieder nach Amſterdam! ſeufzen ſie im Sturm, während die Heulwinde ſie beſtändig hin und her ſchleudern auf den verdammten Wogen ihrer Waſſerhölle. Wohl begreife ich den Schmerz, womit der Capitain des verwünſchten Schiffes einſt ſagte: komme ich jemals zurück nach Amſter-

dam, ſo will ich dort lieber ein Stein werden an irgend einer Straßenecke, als daß ich jemals die Stadt wieder verließe! Armer Vanderdecken!

Ich hoffe, lieber Freund, daß dieſe Briefe Sie froh und heiter antreffen, im roſigen Lebenslichte, und daß es mir nicht wie dem fliegenden Holländer ergehe, deſſen Briefe gewöhnlich an Perſonen gerichtet ſind, die während ſeiner Abweſenheit in der Heimath längſt verſtorben ſind!